Der Rembrandt-deutsche

The Library
St. Joseph's College
Collegeville, Indiana

Accession No. 51168

Class No. B L258N

Received Purchased

J.15.50 F.24.

Aloysianum, C.PP.S.

Benedikt Momme Nissen

Der Rembrandtdeutsche

Julius Langbehn

Rev. Charles M. Lejeune, M. P.S.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/derrembrandedtde0000bene

J. Langbehn

Hand und Handschrift des Rembrandtdeutschen

Der Rembrandtdeutsche

Julius Langbehn

Von seinem Freunde
Benedikt Momme Nissen

Kostbarer als
Gold wird ein Mann
sein, ein Mensch wertvoller als
das reinste Feingold.
Is. 13, 12.

Mit fünf Tafeln
16.–20. Tausend

Freiburg im Breisgau 1927
Herder & Co. G.m.b.H. Verlagsbuchhandlung

Alle Rechte vorbehalten

THE LIBRARY. ST. JOSEPH'S COLLEGE. COLLEGEVILLE, IND.

Buchdruckerei von Herder & Co. G.m.b.H. in Freiburg i. Br.

Inhalt

Seite

Geleitbrief des Bischofs v. Keppler 1

I. Der Werdegang

1. Ahnen und Eltern 11
2. Jugendzeit 16
3. Im Jünglingsalter 20
4. Nach Venedig 25
5. Lebensführung in München 30
6. Unter schaffenden Meistern 38
7. Der Fachgelehrte 43
8. Auf eigener Bahn 49
9. Schicksale im Norden 55
10. Um und in Berlin 64
11. Im Umgang mit Hans Thoma 69
12. Dresdener Zeit 78

II. Der Erzieher

1. Ein Vorspiel 89
2. Niederdeutsches 97
3. Das Rembrandtbuch 105
4. Wirkung des Werkes 116
5. Der Fall Nietzsche 127
6. Bei Bismarck, Peez und Jörg 134
7. Umschau 141
8. Die Adamsseele 152
9. Vierzig Lieder — Schlußbemerkungen 169
10. Reinliche Scheidung 184
11. Stab Wehe 195

III. Der Gottesfreund

1. Meister und Gehilfe 205
2. Zu zweit in Wien 214
3. Gesonntheit 222
4. Atlantisch-baskische Fahrt 230
5. Heide oder Christ? 238
6. Den Heiligen zu 246
7. Verborgen im Heimatland 258
8. In die Kirche hinein 272
9. Katholische Jungzeit 285
10. Reform aus dem Glauben 298
11. Um reine deutsche Kunst 314
12. Ausklang 327

Literaturnachweis 349

Bilderverzeichnis 354

Namenverzeichnis 355

*

Dank allen, die zu dem Zustandekommen dieses Buches beigetragen haben. Dank der Kirchenbehörde zu Freiburg i. Br. und meinen Ordensoberen, daß sie die Druckgenehmigung dafür erteilt haben. Dank dem lieben Gott, zu dessen Ehre dieses Buch geschrieben hat Benedikt Momme Nissen aus dem Predigerorden.

*

Zum Geleit

Niemand unter den Lebenden, abgesehen von dem Verfasser dieses Buches, stand dem Rembrandtdeutschen so nahe wie ich. Darum empfinde ich es als ein Bedürfnis, seinem Lebensbild diesen Geleitbrief mitzugeben. Ja es will mir das fast wie eine Pflicht erscheinen; denn ich teile mit dem Verfasser die Überzeugung, daß die Mission Langbehns mit seinem Tode nicht abgeschlossen ist, daß er auch uns und unserer Zeit noch viel zu sagen hat.

Die geistige Atmosphäre in Deutschland anfangs der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war eigentümlich gespannt. Das Nationalbewußtsein war krankhaft erregt und mehr durch äußeres Machtgefühl geschwellt als innerlich vertieft und wirklich fruchtbringend. Das deutsche Seelenleben war auf allen Gebieten durch einen lächerlichen Bildungshochmut bedroht und eingeengt. Die Überschätzung einer bloßen Wissens- und Verstandesbildung führte von selbst zu einer Verkümmerung des Gemüts und des Charakters, zu einer Geringschätzung der sittlichen Werte. Für Religion und Christentum hatte die „öffentliche Meinung" nicht viel übrig. Glaubenstreue ward mit Spott und Hohn bedacht.

Viele Edeldenkende und Tieferblickende litten schwer unter diesen unguten Zuständen; man schaute besorgt in die Zukunft, was für Früchte daraus einmal reifen würden.

Da erschien anfangs des Jahres 1890 ein Buch, das ungeheures Aufsehen erregte: Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen (Leipzig, Hirschfeld). Es leuchtete wie mit Scheinwerfern das ganze Gebiet der Kunst, der Wissenschaft, der Politik, des Volkslebens ab, deckte mit unerhörtem Freimut die Schäden auf, erklärte gründliche Reformen für nötig und bahnte solche an.

Der modernen Kunst wurde nachgewiesen, daß sie hochtrabend, akademisch, formalistisch, dem Volkstum fremd geworden sei, vielfach dem Zolaismus, der

Frivolität, der Trivialität verfalle und sich lächerlich mache in ihrem Wahn, durch ein neues Kunstprinzip die ganze künstlerische Vergangenheit übertrumpft zu haben.

Die deutsche Wissenschaft sei unphilosophisch, irreligiös, geistlos geworden. Der Fluch des Spezialistentums hafte ihr an. Die Naturwissenschaft vermöge mikroskopisch zu untersuchen, aber nicht makroskopisch zu denken. Durch ihre materialistische Grundrichtung habe sie viel zur Brutalisierung der Massen beigetragen. Die Geschichtschreibung habe vor lauter Objektivität die Seele eingebüßt. Die Philosophie sei stark banausisch geworden. Reinen Wein und reine Bildung finde man selten mehr in Deutschland. Die abgestandene Massenbildung habe den Weg zu den Idealen vielfach versperrt.

Eine politische Neugeburt Deutschlands sei nötig. Jena habe die Deutschen sittlich mehr gefördert als Sedan. Der rechte Kulturkampf wäre der Kampf gegen die Repräsentanten der Halbbildung, gegen seelenlose Bildung, gegen die Brutalität des Fühlens und den Hochmut des Wissens. Das neue Reich müsse erst germanisiert werden; im neuen Staatsorganismus sei alles zu starr, zu stramm, zu strack, es fehle der Rhythmus.

So war noch niemand mit der modernen Kultur ins Gericht gegangen. Und dieser Namenlose bewies sein Richterrecht durch eine staunenswerte Kenntnis all dieser Gebiete, durch geistesgewaltige Erörterungen und durch eine durchaus originelle, hinreißend frische und lebendige Sprache. Das Buch erzwang sich die öffentliche Aufmerksamkeit, fand bald seine Jünger und Verehrer, bald auch seine Gegner und Verächter. Gewisse Gelehrtenkreise witterten in ihm den geschworenen Feind und suchten es vornehm zu ignorieren und totzuschweigen. Sie konnten seinen Siegeslauf nicht hemmen; noch im Jahr des Erscheinens erlebte es an 30 Auflagen.

Ich war damals Professor in Tübingen und hielt es für nötig, vom katholischen Standpunkt aus zum Buch Stellung zu nehmen und es in die katholischen Kreise einzuführen, die sich bisher wenig mit ihm befaßt hatten. In einem längeren Artikel in den „Historisch-politischen Blättern" (1890. 106. Band, S. 266—288) legte ich die Bedeutung des Buches dar und bezeichnete es namentlich wegen seines hohen sittlichen Ernstes als eine der wohltuendsten Erscheinungen der Zeit. Dann aber übte ich mit allem Freimut Kritik an ihm. Verfehlt sei es vor allem, von der Kunst alles Heil zu erwarten, auch wenn daneben der Religion noch einiges Recht gewahrt werden wolle. Das sei Majestätsbeleidigung gegen die Religion, die unbedingt den Primat beanspruchen müsse. Die oberste Kulturmacht sei nicht die Kunst, sondern die christliche Religion, und der Erlöser auch für das 19. und 20. Jahrhundert

heiße nicht Rembrandt, sondern Christus. Ich schloß mit den Worten: „Der Verfasser ist ein Mann der Kunst, der Wissenschaft, der Politik, der Philosophie, ein gründlicher Kenner der Gegenwart und Deutschlands. Zum Reformator fehlt ihm eines: die gründliche Kenntnis der Religion und des Christentums. Bei einem so hellen und klaren Geist, bei einem so edlen Herzen ist die Hoffnung nicht ausgeschlossen, daß dieser große Mangel noch seine Ergänzung finde."

Ich hatte diesen Artikel nicht mit meinem Namen gezeichnet, hatte auch keine Ahnung, wer und wo der Rembrandtdeutsche sein könnte. Dieser aber erfrug bei der Redaktion der „Historisch-politischen Blätter" den Verfasser des Artikels und schrieb mir, ohne sein Inkognito zu lüften, einige freundliche Briefe, in denen er unter Anerkennung der Berechtigung meiner Kritik weitere Erklärungen in Aussicht stellte. Diese brachte die 37. Auflage, die um 30 Seiten vermehrt erschien. Ich konnte in einer zweiten Besprechung in derselben Zeitschrift (1891. 108. Band, S. 900—910) freudig berichten, daß die Vermehrung eine ganz wesentliche Verbesserung bringe, namentlich nach der religiösen Seite hin und in der Stellungnahme zum Katholizismus. Der Mann, der solches geschrieben, so schloß ich den Artikel, habe noch nicht alles gesagt, was er im Kopf und im Herzen habe; man werde seine Stimme wieder und wieder vernehmen; aber er werde einen Sterbeprozeß durchmachen müssen; der Künstler in ihm, der bis jetzt das Wort allzu ausschließlich geführt habe, werde sterben müssen, damit der Christ auferstehen könne; Rembrandt werde in ihm sterben müssen, damit Christus in ihm Gestalt annehmen könne; dieser Sterbeprozeß habe bereits seinen Anfang genommen: möge er ungestört verlaufen und zu „fröhlicher Urständ" führen.

Wie dieser Prozeß verlief und zu welchem Ergebnis er führte, ist aus vorliegender Lebensbeschreibung zu ersehen. Ich war persönlich dabei zunächst ganz unbeteiligt. Unser Briefwechsel war nicht fortgesetzt worden. Jahrelang war ich ohne jede Nachricht vom Rembrandtdeutschen oder über ihn. Erst nachdem ich von Freiburg nach Rottenburg übergesiedelt war und das bischöfliche Amt übernommen hatte, anfangs 1899, kam wieder ein Schreiben von ihm, in dem er sein Visier lüftete, Namen und Wohnort angab und mitteilte, er habe den Weg zur Kirche gefunden und stehe im Begriff, in Holland überzutreten.

Von da an blieb ich mehrere Jahre im regsten Verkehr mit ihm. Ein wöchentlicher, mitunter täglicher Briefwechsel führte sodann zu persönlicher Begegnung und Aussprache. Es folgten stunden- und tagelange Unterredungen in Stuttgart, Rottenburg, Sigmaringen, Beuron. Den Gegenstand bildeten

natürlich die religiösen Fragen, dann der ganze Komplex der Kulturprobleme, namentlich aber das Programm für Langbehns Zukunft, der Arbeitsplan für seine Betätigung im Dienste Gottes und der Kirche.

Ich danke heute noch der Vorsehung, daß sie fast ohne unser Zutun uns beide zusammengeführt und für mehrere Jahre aufeinander angewiesen hat. Ich bekenne auch gern, daß in diesem Bund ich mehr der empfangende, er mehr der gebende Teil war. Er hatte viel zu geben und konnte immer aus dem Vollen schöpfen. Bei ihm konnte man von universaler Bildung sprechen, die durch fortgesetzte Geistesarbeit und Lesung der besten Bücher ihre Kreise immer weiter zog und sich immer mehr klärte. Ein außergewöhnliches Gedächtnis war der treue Hüter der angesammelten Geistesschätze. Nachdem er einmal durch die Konversion den unverrückbaren Mittelpunkt gefunden hatte, auf den er all sein Denken, Forschen und Wissen hinbezog, von dem aus er alles im Leben und in der Welt ansah, kam in alle seine Urteile, Erörterungen, Maßnahmen und Entscheidungen eine große Klarheit, eine feste Bestimmtheit, eine schlichte Geradheit und zwingende Folgerichtigkeit, die ihres Eindrucks und Erfolgs sicher war.

Von der bei Konvertiten nicht seltenen geistigen Unfertigkeit und Unausgeglichenheit war bei ihm wenig zu bemerken. Seine Seele war zeitlebens dem Licht und der Wahrheit zugewendet, der Lüge, dem Schein, aller Gemeinheit und Niedertracht abhold geblieben. Daher war für ihn die Konversion nicht eigentlich ein Umlernen, ein Bruch mit der Vergangenheit, sondern mehr nur eine Erreichung des nie aus dem Auge verlorenen Zieles, ein klares Erkennen des längst Geahnten. Eine anima naturaliter christiana et catholica hatte die übernatürliche Lichttaufe empfangen. Das überhob ihn aller Glaubenszweifel und Glaubensschwierigkeiten; es gab keine katholische Wahrheit, die ihm nicht eingeleuchtet hätte im Vollsinn des Wortes.

Das machte den geistigen Verkehr mit ihm lichtreich und gewinnbringend. Man konnte sich erfreuen, erbauen und weiterbilden an seiner ebenso ehrfürchtig frommen wie verstandesklaren Erfassung und Erörterung der religiösen Wahrheiten, an seiner feinen Taktik in der Verteidigung derselben und im Kampf gegen den Unglauben und nicht am wenigsten an seiner Form und Sprache voll durchsichtiger Klarheit, voll Kraft und Schwung, greifbar konkret und schaubar bilderreich. Er hatte sich wirklich sein eigenes Idiom geschaffen und ganz nach seiner Eigenart und seinen Zwecken geformt, und er handhabte es mit spielender Leichtigkeit.

Und doch hatte auch ich ihm viel zu geben. Vor allem natürlich das, was er als Laie nicht haben konnte und was Gott dem Priester und Bischof

anvertraut und erst durch ihn dem Laien zukommen läßt. Im allgemeinen war meine Mission ihm gegenüber jedenfalls die: Ich sollte die Hemmung im Uhrwerk sein, ein Regulativ in seinem geistigen Leben und Schaffen. Dessen bedurfte er. Denn bei aller Selbstbeherrschung blieb er eine ungemein impulsive Natur, oft rasch und heftig, wo Widerstand sich regte, scharf und gewaltsam. Darum war er auch nicht immer frei von stürmischem Übereifer, von überhitztem Reformeifer.

Das ist ja häufig eine Kinderkrankheit bei Konvertiten, was psychologisch leicht zu verstehen ist. Meist geht ihr Weg zur Kirche durch schwere innere Kämpfe und äußere Hindernisse. Endlich am Ziele angelangt, fühlen sie sich wie neugeboren: sie treten in eine Art seelischer Flitterwochen ein. Es ist fast zu viel des Neuen, das auf einmal auf sie einstürmt; sie kommen zunächst aus den Erregungszuständen kaum heraus.

Wenn sie nun in dieser Hochstimmung sich umsehen in ihrer neuen katholischen Umgebung, so fällt ihnen manches unangenehm auf. Sie können es nicht begreifen, daß auch Katholiken so lahm, ledern, verschlafen sein können, das so wenig schätzen und benützen, was des Konvertiten neues Glück bildet, daß auch in katholischen Familien und Gemeinden so vieles nicht ist, wie es sein sollte. Solch ungute Erfahrungen entzünden dann in manchen und vielleicht den Edelsten einen wahren Feuereifer, aus dem Schlaf zu wecken, in Brand zu setzen, mobil zu machen, zu reformieren.

Darin aber liegt eine Gefahr, vor allem für den Konvertiten selbst. Er kann dann allzu leicht scheelsüchtig werden in Betrachtung des katholischen Volkes und Lebens und überall nur mehr Fehler und Mängel finden. Anstatt ruhig und bescheiden sich einzufügen in die Christengemeinde und im Bewußtsein seiner eigenen Mängel die Unvollkommenheiten anderer zu ertragen, sieht er sich als den Maßstab der Dinge an und fühlt er sich schon als Vorbild der Vollkommenheit und als Berufsreformator. Da nistet sich dann der geistige Hochmut ein, der zu schweren Verirrungen führen kann und jedenfalls mehr verdirbt als bessert.

Ganz frei von dieser Konvertitenkrankheit war auch Langbehn nicht. Seine Kritik — nicht, wie er zu sagen pflegte, am Katholizismus, an dem er nichts auszusetzen habe, aber am heutigen Katholikentum — war mitunter allzu scharf und abfällig. Verschärfend sprach da besonders mit seine tiefe Abneigung gegen die ganze moderne Kultur und Bildung. Diese Abneigung hatte gewiß viel Berechtigtes, aber sie wurde ungerecht, wenn er sie übertrug auf alle, die durch diese Kultur und Bildung hindurchgegangen waren.

Doch blieb er bei all dem von Herzen demütig, und er suchte sich unausgesetzt besser zu unterrichten und durchzubilden. Auch sein ausgesprochenes Gefühl geistiger Überlegenheit und seine Neigung, fremdes Urteil und fremden Willen zu meistern, hatte nichts von Stolz und Hochmut an sich, sondern ging hervor aus seinen organisatorischen Anlagen und Tendenzen. Freilich war es dem Bischof oft nicht leicht, jenen Rigorismus einzudämmen, ungerechte Urteile zu korrigieren und von übereilten Entschließungen zurückzuhalten.

Schon bald nach den ersten Begegnungen trat an Langbehn und den Bischof eine schwierige Aufgabe heran, und beide hatten das Gefühl, daß sie gemeinsam gelöst werden müsse.

Mit Anfang des neuen Jahrhunderts züngelten auch in Deutschland jene Ideen und Tendenzen auf, die man in dem Wort Reformkatholizismus zusammenfaßte. Die Gefährlichkeit der rasch um sich greifenden Bewegung war den Bischöfen nicht entgangen. Unter den Laien hat wohl keiner sie so bald und so klar durchschaut wie Langbehn. Er drängte zu einer Gegenmaßnahme und wußte auch die Zweifel, ob der Zeitpunkt der richtige sei und ob gerade der Bischof von Rottenburg kompetent sei, zu überwinden. So gingen wir 1902 vereint ans Werk, nämlich an die Festsetzung einer Rede über wahre und falsche Reform, die der Bischof so bald als möglich halten wollte. Ein Entwurf des Bischofs bildete die Grundlage zu schriftlichen und mündlichen Erörterungen. In den Grundsätzen und Hauptgedanken herrschte bald volle Übereinstimmung; über Form und Ton gingen die Ansichten auseinander; nur um zu einem Ergebnis zu kommen, willigte ich schließlich in die Aufnahme einiger von der andern Seite hartnäckig geforderten Ausdrücke und Wendungen, die ich heute noch lieber nicht in der Rede sehen möchte.

Es war das einzige Mal, daß wir in solcher Weise zusammen arbeiteten. Anregungen, Winke, Leitmotive für Reden und literarisches Arbeiten verdanke ich ihm manche. So war er es, der eines Tages mir nahe legte, ich solle auf den Firmungsreisen von der Freude reden und predigen, nichts habe in so freudeleerer Zeit das Volk nötiger und lieber. Ich befolgte das und schrieb auch für die Neue Folge von „Aus Kunst und Leben" eine Betrachtung über die Freude, die dann zu einem Buch „Mehr Freude" wurde, das an Ostern 1909 seinen Gang durch die Welt antrat.

Es zeigte sich aber schon bald nach der Reformrede, daß der briefliche und persönliche Verkehr in der bisherigen Art nicht fortgesetzt werden konnte, schon deswegen nicht, weil er den Bischof zu stark in Anspruch nahm auf Kosten seiner Kräfte und seines Amtes. Sodann erschwerte ein gewisser Über-

eifer Langbehns in Verfolgung seiner Ziele ein eigentliches Hand-in-Hand-Arbeiten. Eine Auseinandersetzung in einer rein taktischen Frage gab den Anlaß zum Auseinandergehen. Ich schrieb ihm: „Es bleibt nichts übrig, als daß jeder seine Wege geht und nach seinem Gewissen Gott dient." Prinzipielle Differenzen, persönliche Antipathien kamen dabei nicht in Frage. Es war ein friedliches, wenn auch nicht schmerzloses Auseinandergehen, vergleichbar der Trennung des Paulus von Barnabas und Johannes Markus (Apg. 15, 39). Von nun an arbeitete jeder für sich weiter in dem Geist, der sie einst beide zusammenführte.

Die letzten Lebensjahre bis zu seinem so unerwartet frühen und raschen Tod verlebte Langbehn ganz in seiner bisherigen Zurückgezogenheit und Verborgenheit mit seinem Lebensgefährten, der allein über diesen letzten Lebensabschnitt wie über die inneren Zusammenhänge seines Lebens und Wirkens berichten kann. Warum trat er nicht hervor? Warum suchte er nicht durch das lebendige Wort seine Ideen ins Volk zu tragen? Warum legte er nicht laut und vor aller Welt sein christliches und katholisches Credo ab?

Anfänglich hatte auch der Bischof ihm ein öffentliches Auftreten nahegelegt, und Langbehn selbst wies es nicht ganz von der Hand; er dachte an apostolische Laienpredigt, dachte auch an eine spätere Missionswanderung im germanischen Norden. Aber die Sonderart seiner Persönlichkeit und seiner Lebensstellung behinderte die Ausführung. Auch der Bischof erkannte, daß eine solche Tätigkeit nicht im Rahmen des ihm gewordenen Berufs liege.

Welches war nun sein Beruf? Die Vorsehung hatte ihn mit außerordentlichen Gaben des Geistes und Gemütes ausgestattet, so daß er den Geistesgrößen der deutschen Nation beizuzählen ist. Diese Vorsehung führte ihn von Jugend auf; sie bewahrte ihn vor sittlichem Verderb und rief und lockte ihn unablässig zum Licht und zur Wahrheit. Hätte er diesem Ruf nicht gefolgt, so hätte ein Nietzsche aus ihm werden können. Aber er folgte ihm mit kindlich-reinem Sinn und ließ sich von ihm zur Kirche führen. Und nachdem er hier das Licht gefunden, sollte er Zeugnis geben vom Licht. Schon das Rembrandtbuch war ein Zeugnis vom Licht und wirkte als solches inmitten der Finsternisse einer verdorbenen Kultur. Aber dieses Zeugnis war noch unvollkommen und unklar; es wurde immer heller und kraftvoller, je tiefer er in das Licht eindrang, je mehr er das Licht liebte und selbst das Licht lebte. Sein ganzes Leben als Katholik war ein Zeugnis für das Licht, und dieses Zeugnis des Lebens wurde auch im Wort verurkundet in vielen wichtigen Aufzeichnungen.

Nachdem das geschehen, war seine Aufgabe erfüllt, aber seine Mission noch nicht abgeschlossen. Die Vorsehung hat dafür gesorgt, daß das, was er gefunden,

gesagt, geschrieben und gelebt hat, mit seinem Tod nicht starb und unterging. Sie hat zwei Testamentsvollstrecker bestellt, die sein Geisteserbe verwalten und verteilen sollten. Die Hauptarbeit fiel dem zu, der dieses Buch geschrieben hat. Er war in jahrelanger Lebensgemeinschaft mit Langbehn ein Geist und eine Seele mit ihm geworden. Bald nach Langbehns Tod trat er in den Dominikanerorden ein, machte seine philosophischen und theologischen Studien und wurde zum Priester geweiht. So war er in jeder Hinsicht vorgeschult für die nicht leichte Aufgabe, jenen providentiellen Mann so wie er leibte und lebte in die Gegenwart einzuführen, seine geistige Hinterlassenschaft zu ordnen, auch kritisch zu sieben und zu sichten, sie so gut als möglich auszuwerten und so vielen als möglich zugänglich zu machen. Meine Aufgabe war viel einfacher und leichter; ich hatte nur gelegentlich mitzuhelfen und mitzuraten, den Bericht und das Zeugnis des P. Benedikt gleichsam gegenzuzeichnen, mich für seine volle Glaubwürdigkeit zu verbürgen und diesem Buch als Freund meines Volkes und Vaterlandes und als Hirt der Seelen ein Geleitwort mitzugeben.

Und so spreche ich den heißen Wunsch aus, es möchten doch alle Deutsche, welche an der Wiedergeburt ihres Volkes nach dem katastrophalen politischen, moralischen, kulturellen Zusammenbruch ernsthaft und tätig Anteil nehmen oder welche in Fragen der Volkserziehung, der nationalen Bildung, der Kunst und Wissenschaft mitzureden haben — sie möchten alle an dem Rembrandtbuch und an vorliegendem Lebensbuch nicht gleichgültig vorübergehen. Langbehn hat ein Recht, in diesen Fragen gehört zu werden, und Deutschland hat eine Pflicht, ihn zu hören. Er hat lange vor dem Krieg auf kulturelle Schäden, sittliche Krankheiten, politische Irrgänge seines Vaterlandes hingewiesen und nichts Gutes prophezeit, wenn nicht ein anderer Kurs gesteuert werde. Er blieb damals im großen und ganzen „die Stimme eines Rufenden in der Wüste". Dann kam der Krieg, und er hat viele Urteile und Verdikte, die damals allzu scharf erschienen, blutrot unterstrichen und bestätigt. Es kam die Revolution, und sie hat die schlimmsten Befürchtungen des Rembrandtdeutschen noch übertrumpft. Jetzt erinnerten sich wieder viele dieses Mannes und stürmisch wurde wieder nach seinem Buch verlangt.

Das war ein gutes Zeichen; das läßt hoffen, daß diesmal die Ideen dieses Mannes, nunmehr durch die Geschichte seines Lebens selbst neu belebt und illustriert, tiefer eindringen und stärker wirken. Wie sehr wäre dies zu wünschen! Es mehren sich leider die Anzeichen, daß die blutigen Lektionen des nationalen Unglücks bereits wieder der Vergessenheit anheimfallen und daß man sich anschickt, in Kulturfragen wieder in die alten Fehlgeleise einzubiegen. Es erscheint durchaus nötig, der Jetztzeit die Fundamentalwahrheiten wieder

einzuhämmern, daß Charakter wichtiger ist als Wissen; daß bloße Verstandesbildung noch keine Kultur begründet; daß nach dem tiefen und klaren Wort des Kardinals von Faulhaber die Seele der Kultur die Kultur der Seele ist; daß eine religionslose und religionsfeindliche Bildung und Erziehung notwendig seelenlos und seelenfeindlich ist; daß eine Kunst, die sich von Natur, Schönheit, Volk, Heimat, Vergangenheit lossagt, von selbst blutleer, seelenlos, trivial und medusenhaft wird. Das alles kann Langbehn redivivus uns wieder zum Bewußtsein bringen, wenn wir ihm Gehör schenken.

Ich wünsche sodann, daß das Rembrandtbuch, wie sein Lebensgenosse es im Sinne Langbehns und zum Teil nach dessen bestimmten Weisungen neu vorgelegt und eingeleitet hat (61.—66. Auflage. Leipzig, Hirschfeld), sowie dieses Lebensbuch sich bei den Katholiken einbürgere. Wie die vorliegende Biographie nachweist, ist Langbehn durch das geheimnisvolle Walten der Vorsehung Schritt für Schritt in die katholische Kirche geführt worden. Er ist einer der Unsrigen geworden, und an uns in erster Linie hat er eine Mission zu erfüllen. Seine Botschaft an seine Brüder und Schwestern hat oft einen recht scharfen Klang; er hat oft an uns mehr zu tadeln als zu loben. Aber es wäre töricht, wenn wir uns deswegen wehleidig und empfindlich von ihm abwenden würden. Lassen wir uns von ihm das Gewissen erforschen und schärfen. Seien wir ihm dankbar, wenn er aufrüttelt aus dem so gefährlichen Dämmerschlaf des Gewohnheitschristentums, aus einem weltseligen „nicht praktizierenden" Bildungskatholizismus. Lassen wir von ihm uns wieder sagen, daß die Hauptfrage für uns nicht ist, ob wir auch gebildet genug sind, sondern ob wir auch katholisch genug sind; nicht, ob wir genügend weltgewandt werden, sondern ob wir nach 1 Joh. 2, 15 genügend weltabgewandt bleiben; nicht, ob wir auch gewiß alle Bildungselemente der modernen Zeit uns aneignen, sondern ob wir von allen Lasterwegen des modernen Lebens uns fernhalten. In allen diesen Fragen kann Langbehn uns wichtige Führerdienste leisten.

Ich muß mich noch an eine kleine, aber in steter Zunahme begriffene Schar von einzelnen wenden, deren man nicht ohne tiefe Bewegung gedenken kann. Sie verdienen unsere besondere Teilnahme. Ich meine die vielen Suchenden in der heutigen Menschheit, die Pfadsucher, Wahrheitssucher, Gottsucher. Sie halten sich abseits von der großen Menge und den Alltagsmenschen ohne Seele; sie könnten es nicht über sich bringen, leichtsinnig in den Tag hineinzuleben und geistesblöd Jenseits, Gott und Ewigkeit einfach aus ihrem Gedankenkreis auszuschalten. Meist ohne Fühlung untereinander und ohne Anschluß an andere sind sie einsame Wanderer, die oft durch Nacht und Nebel und

Dorngestrüpp mit wunden Herzen und wunden Füßen sich mühsam weiterschleppen, mit brennenden Augen nach einem Lichtstrahl oder Wegzeiger ausschauend.

Wer würde nicht gern diesen meist so edlen und idealen Seelen behilflich sein zur Erreichung ihres Zieles? Langbehn bietet auch ihnen sich als Führer an, als kundigen Führer, denn er war selbst viele Jahre ein Suchender; als vorbildlichen Führer, denn er gab das schönste Beispiel, wie man durch Reinhaltung des Herzens und der Lebenswege, durch Auslösung aus Vorurteilen und Menschenrücksichten, durch demütiges Suchen und unabläßiges Beten zum Licht gelangt. Mögen viele seinem Beispiel folgend heimfinden zu Gott wie er.

Rottenburg a. N., Ostern 1926

Dr. Paul Wilhelm von Keppler
Bischof von Rottenburg.

Erster Teil

Der Werdegang

1. Ahnen und Eltern.

Meine Mutter war die fleischgewordene Bescheidenheit, mein Vater dagegen hatte etwas Stolzes. . . . Von meiner Vaterseite bin ich ganz Kühle, Klarheit, Festigkeit; von meiner Mutterseite ganz Wärme, Dunkelheit, Weichheit. . . . So hat man seine Eigenschaften, von Gott, durch Vater und Mutter. L. 1899.

Der Name Langbehn, so selten in der großen Welt, ist der häufigste Familienname in einer der lieblichsten Landschaften Deutschlands, im östlichen Holstein. Geht man der Lübecker Bucht zu, so sieht man ihn alle paar Minuten auf den eingerammten Steinen am Wege, die des Landes Besitzer anzeigen. Als einmal ein für Grube gewählter Geistlicher in Lensahn abgeholt wurde, fragte er im nächsten Dorf den Kutscher: „Wie heißt der Mann, dem dies Gehöft gehört?" Antwort: „Langbehn." Ein paar Häuser weiter wiederholte er die Frage. Antwort: „Langbehn." Er fragte noch mehrmals, in Cismarfelde, in Grönwoldhorst; immer wieder scholl ihm als Antwort ins Ohr: „Langbehn." Der Pastor wähnte, er würde gefoppt; in Grube aber ward ihm bestätigt, daß er wirklich an lauter Langbehns vorbeigefahren sei.

Ein starkes, echtgermanisches Geschlecht, diese Langbehn. Den „ritterlichen Wagriern" zugehörig, unter ihnen zum großen Volke geworden, scheinen sie in Holstein nicht ihre Urheimat zu haben. Der mündlichen Überlieferung zufolge stammen sie von zwei aus Norwegen herübergekommenen Brüdern ab, deren einer sich bei Kiel, der andere sich in der Gegend von Grube angesiedelt haben soll. Hier im Weichbild des einstigen Zisterzienserklosters Cismar, haben wir die Vorfahren des Rembrandtdeutschen zu suchen. Als dieser im Mannesalter sein Stammland besuchte, erzählte ihm ein alter Bauer, der väterlicher- wie mütterlicherseits ein Langbehn war, im Kirchenbuch seiner Gemeinde sei vor hundert Jahren ein Landmann als „Langbehn der Stolze" eingetragen worden. Bei aller Schlichtheit der Sippe gibt sich in ihr noch heute starke Selbstherrlichkeit kund. Ein Langbehn aus Gutau, der „Schimmelbur", kam mit den Ortsgenossen zur Gemeindevorsteherwahl. Als die Stimmen für die Neuwahl abgegeben werden sollten, sagte er ruhig: „Ik schla mi sülwen vör" (ich schlage mich selbst vor) — und ward gewählt. Noch heute halten die wohlhabenden Glieder dieses Geschlechtes Familientagungen ab. Ebenso verbreitet wie unter den Grundbesitzern ist der Name unter den Arbeitern der Gegend. Julius Langbehns Vorfahren haben, soweit wir sie zurückverfolgen können, den ärmeren Ständen angehört. „Mein Stamm-

baum", so sagte er, „enthält eine Menge von Tagelöhnern, auch einige Töpfer und Weber — also die Urkünstler." Wie dürftig sie lebten, bestätigt das Kirchenbuch in Grube, worin es von seiner Großmutter heißt, sie sei im sechzigsten Lebensjahre „an Entkräftung" gestorben. Einst besuchte Langbehns Vater zur Ferienzeit alte Verwandte und schenkte einer armen Tante ein Pfund Zucker; als er übers Jahr wieder bei ihr einkehrte, zeigte sie ihm, was sie noch davon übrig hatte.

Langbehns Großvater, namens Martin, eines Tagelöhners Kind, war erst Schuhmacher, dann 42 Jahre lang Schulmeister in Ratjensdorf. Die Geistesart des Mannes spiegelt sich in seinem Beinamen: „Der fromme Daniel". Drei Kinder waren jung gestorben; da wurde ihm noch, als er schon die Fünfzig überschritten hatte, von seiner Frau Margaretha Dorothea, einer Weberstochter, im Jahre 1801 ein Sohn geboren. Er wurde getauft auf den Namen Johann Jacob. Dies einzige Kind, das die Eltern überlebte, der Augapfel des früh verwitweten Vaters, hat's zum Studieren gebracht. Durch Wohltäter ward ihm der Besuch des Kieler Lehrerseminars und der Schleswiger Domschule sowie der schleswigholsteinischen Landesuniversität ermöglicht. Wegen seiner geraden Haltung wurde er von den Mitstudenten als „de Popp" bezeichnet, wie man auf plattdeutsch eine Statue nennt. Nachdem er 1834 als Altphilologe doktoriert hatte, kam er erst an die Rendsburger, 1839 von dort an die Hadersleb ener Gelehrtenschule. Im Jahre 1848 wurde er zu deren Subrektor befördert. Diese Lehranstalt, im Jahr 1567 im Anschluß an die mittelalterliche Theologenschule des dortigen Kollegiatsstifts von Herzog Hans gegründet, war seit ihrem Bestehen die nördlichste Pflegestätte deutscher Erziehung.

Der Vater des Rembrandtdeutschen wird geschildert als ein langer, schlanker Mann, der etwas blaß und ernst aussah. Er liebte Leibesübungen, machte weite Spaziergänge und ritt mit dem Amtmann aus. Geistig lebte er ganz in der Bildungswelt, die er lehrte. Seine Abhandlung im Haderslebener Schulprogramm für 1844 zeigt selbständige Denkart und festen Charakter. Neben streng fachwissenschaftlichen Ausführungen fordert er darin eine „weisere Ökonomie" in der Grammatik seiner Lehrfächer, des Lateinischen und Griechischen. Während in früheren Programmen die dem humanistischen Bildungskreis entnommenen Themen ohne wegweisende Leitgedanken abgewickelt waren, machte Johann Jacob Langbehn bei der Behandlung eines spezialistischen Stoffes scharf durchdachte Nutzanwendungen auf die Geistesbildung der Zeit und befürwortete eine Vertiefung des Unterrichts — fast im Sinne des Rembrandtbuchs. Er bricht eine Lanze für das klassische Studium, äußert sich derb gegen die „immer allmächtiger um sich greifende materialistische und realistische Tendenz unserer Zeit, welche überall nur Vorteil und Gewinn heische". Er wendet sich gegen die „Handwerker im Fach", welche die Humaniora nur als Brotstudium und Brotwissen betrieben — auch gegen solche Advokaten und Ärzte, die ganz im Gegensatz zu den Alten nur auf usus practicus gingen, ohne die Gesetzes- oder Heilkunde dem innersten Wesen nach geistig zu durchdringen. Weiterhin geißelt er den Wahnglauben, die heutige

Jugend könne sich durch „belles lettres“, welche unsere Vorfahren kaum für mädchenhafte Bildung ausreichend gehalten hätten, leicht und schnell und wohlfeil Geschick für jede Lebenssphäre aneignen. Man müsse der Jugend doch „eine ernste Anstrengung, die ihre ganze geistige Kraft täglich in Anspruch nähme“, zumuten.

In dieser Gesinnung hat Vater Langbehn seine Schüler zu Hadersleben und später seinen begabtesten Sohn erzogen. In den Lehrerzeugnissen der Schulbehörden werden seine gründlichen Kenntnisse und sein Pflichteifer, sein festes und würdiges Wesen gerühmt. In seine Lehrstunden trug er übrigens auch die Heftigkeit seiner streng rechtlichen Natur hinein. Zuweilen hielt er so lauten Unterricht, daß man bald kräftiges Lob, bald den scharfen Tadel: „Wie bist du faul, faul, faul!“ durchs offene Fenster herausschallen hörte. In seiner Persönlichkeit waren die Vorzüge wie auch die Schwächen, die dem Lehrstande jener Zeit anhafteten, markant verkörpert.

Auf den altschleswigholsteinischen Gelehrtenschulen war die Disziplin durchweg lax, der Lehrstoff, im Vergleich zu den modernen preußischen Lateinschulen, knapp. „Eins aber hatten jene Anstalten voraus: sie ließen der individuellen Neigung und Begabung freien Spielraum. Wenn sie die Charakterbildung auch nicht unmittelbar förderten, so hemmten sie diese doch nicht“, urteilt ein alter Schulmann. Die akademischen Lehrer von damals waren zwanglose Menschen; sie gaben sich auch beim Unterricht ganz unmittelbar. In Hadersleben ward diese Lebenshaltung durch die landsmännische Grenzstellung der dortigen Lehrerschaft in dem derzeit lebhaften Kampf zwischen Deutsch und Dänisch verstärkt. Gerade in jenen Jahren, als Subrektor Langbehn im Amte stand, hat das Haderslebener Johanneum so plötzliche und einschneidende Wechselfälle erlebt, eine solche Umstürzung erfahren, wie keine zweite Lehranstalt im Lande. Die dänische Regierung suchte vornehmlich diese Schule als Werkzeug zur Danisierung zu benutzen. Im Januar 1848 wurde angeordnet, der von jeher deutsch gegebene Unterricht sei in Zukunft auf dänisch zu erteilen. Das Kollegium der Lehrerschaft, das neben Langbehn noch drei Männer von ausgeprägtem Charakter aufwies, leistete einmütig Widerstand. Als die vier gefragt wurden, ob sie fortan in dänischer Sprache unterrichten könnten und wollten, antworteten sie geschlossen: sie wären dessen wohl fähig, aber im Herzen nicht gewillt dazu. Die Ereignisse des Jahres 1848 verhinderten ihre von der Regierung verfügte Entlassung. Durch die deutschen Kriegserfolge ward das Gymnasium zunächst vor dem Vernichtungsschlage bewahrt und deutsch reorganisiert. Bis zum Sommer 1850 konnte der deutsche Unterricht, wenn auch nicht ohne Störung, aufrecht erhalten werden. Gegen die dann einsetzende Danisierung war Widerstand unmöglich. Die deutschen Schüler gingen fort, die deutschen Lehrer wurden entlassen. „So ward die deutsche Schule zu Grabe getragen ohne Sang und Klang.“

Der Subrektor erhielt ein kleines Ruhegehalt. Sein Versuch, im Grenzgebiet eine neue Anstellung zu erlangen, war vergeblich. So zog er im Sommer 1851 nebst anderen deutschgesinnten Beamten, einem Flüchtlinge gleich, Sack und

Pack auf den „Flüttwagen" geladen, aus Hadersleben fort. Doch nicht allein, mit ihm Weib und Kind, die dort die Seinen geworden waren.

*

Zu dem Schreckenswort „Nordsee — Mordsee" hat der Rembrandtdeutsche das liebliche Gegenwort geprägt „Ostsee — Trostsee". Dessen Wahrheit kostet jeder, der zur Sommerszeit im Osten Schleswigholsteins weilt. Wird doch die ganze sanftwellige Küste entlang, von Lauenburg bis nach Jütland hinauf, das Auge entzückt, das Herz erfreut durch Symphonien von Schönheit. Im rhythmisch geschweiften Gelände wechseln goldige Weizenfelder mit blumenbesäten Wiesen; alle Äcker sind von blühenden Hecken umsäumt. Hohe, blonde Buchenbestände krönen das Land. Bald taucht ein waldumkränzter Landsee auf, bald rauscht ein Bach aus dem Dickicht hervor. Bald sieht man Boote über die Fluten der Föhrden gleiten, bald ladet die blaue Ostsee an ihren sonnigen Strand. Da trinkt der Blick die Gottesnatur; leicht wandelt der Fuß über den festen und fruchtbaren Grund. Milde Lüfte heben die Brust; durch alle Sinne zieht Harmonie in die Herzen ein.

In diesem Paradiesesgarten für Kindernaturen war Julius Langbehns Seele zu Hause. Sein Vater war daheim am Gruber Märchensee, seine Mutter war im Herzen des zimbrischen Landes, in der alten Bischofstadt Schleswig geboren. Und beide lernten sich kennen und lieben an der anmutvollen Haderslebener Föhrde, die sich wie ein lebendiger Fluß von der Stadt bis an die See hinausschlängelt.

An dieser Bucht liegt das alte Dorf Starup. Einst war es ein Opferplatz Odins, später erstand dort eine Marienkirche. In der Neuzeit ist Starup eine jener begüterten und gastfreien Landpfarren des protestantischen Nordens geworden, deren idyllische Häuslichkeit englische und deutsche Dichter öfter besungen haben. Hier amtierte von 1830 bis 1850 Langbehns mütterlicher Großvater, Andreas Johannes Boysen als evangelischer Geistlicher. Er gehörte einer von alters her bei Hadersleben ansässigen nordschleswigschen Gelehrten- und Pastorenfamilie an. Deren Ahn Magister Jacob Schmidt alias Fabricius studierte 1532 unter Martin Luther in Wittenberg, wurde 1539 Professor der Pädagogik, danach der Physik in Kopenhagen, um hernach zum Pastor von Osby bei Hadersleben ernannt zu werden, wo er 1564 verschieden ist. Seine Nachkommen, die vom Enkel an fortlaufend den Namen Boysen (lateinisch Boëtius) führten, waren bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in allen Generationen als Pastoren in Nordschleswig tätig. Ein patriarchalisches, pflichttreues Geschlecht, das die Gottesfurcht von Vater auf Sohn in sich fortpflanzte. Rührend wirkt das von Achelis mitgeteilte letzte Wort eines sterbenden Urahnen des Rembrandtdeutschen: „Nimm uns auf (o Herr), wir haben niemand Unrecht getan, wir haben niemand verderbt." Der letzte der Linie, Langbehns Großvater, war auf Föhr geboren; er studierte zu Kopenhagen mit größter Auszeichnung Theologie, wurde 1806 Adjunkt in Randers und 1818 Subrektor der Schleswiger Domschule. Deren Schulprogramme enthalten fachgelehrte lateinische Abhandlungen von ihm. Er war

der letzte Lehrer alten Schlages, der seine Schulstellung als Durchgangsposten zum geistlichen Beruf betrachtete. Der pflichteifrige Mann hatte an der Schleswiger Schule einen schweren Stand; als Lehrer und Verteidiger dänischer Sprache und Kultur wurde er in jener gärenden Zeit von den Schülern um so mehr verspottet, als ihm die Gabe abging, sich Autorität zu verschaffen. In Starup lebte er zwanzig Jahre lang „ganz seinem Amte", außerdem hat er dort eine Reihe Hadersleb ener Jünglinge fürs Studium vorbereitet. Er soll ein vortrefflicher, lieber Mann gewesen sein. Unparteiischer Gerechtigkeitssinn zeichnete ihn auch in der Nationalitätenfrage aus und er hat ein gesegnetes Andenken hinterlassen. Als Julius Langbehn sich einstmals in seiner Geburtsstadt nach des Großvaters Wirken in Starup erkundigte, erhielt er die schöne Antwort: „Es lebt wohl keiner hier in der Stadt, der dort in seiner Jugend nicht Gutes genossen hätte!" Eine Jugendfreundin seiner Mutter berichtete, das Pastorat in Starup sei zu Boysens Zeiten das Paradies der Kinder von Hadersleben gewesen.

In Schleswig hatte Boysen sich zum zweiten Mal verheiratet, mit der Tochter des Unteroffiziers Adam Dewald. Das vierte von sechs Kindern dieser Ehe, in der Domstadt im Jahre 1823 geboren, wurde auf die Namen Johanna Maria Magdalena Theresia getauft. Therese, wie das Mädchen gerufen ward, mußte eine leidvolle Jugend durchmachen; anstatt der frühverstorbenen Mutter leitete eine Verwandte den Haushalt, unter deren stiefmütterlichem Regiment die Kinder schwer zu leiden hatten. Therese war wegen ihres freundlichen Wesens allgemein beliebt. Die Bauerntöchter, die auf den Pfarrhof kamen, wünschten mit ihr zu sprechen; sie sagten: „Therese er ikke stolt" (Therese ist nicht stolz). Sie war eine recht niederdeutsche Maid: groß und kräftig, dunkelblond, sehr arbeitsam und tüchtig im Haushalt, dabei feingebildet, seelen- und geistvoll. Als einst eine Freundin sie schlafend fand und betrachtete, rief sie bei ihrem Anblick aus: „Edle Griechin!" Es wird gesagt, daß sie von Mutterseite her französisches Blut in den Adern hatte; sie dichtete gerne französische Verse. Ihr Sohn sagte, sie habe, obwohl mit Shakespeare kaum bekannt, aus eigenem Impuls Witze machen können, ganz in der Art wie der große stammverwandte Dichter.

Die Jungfrau Therese Boysen faßte eine tiefgehende Neigung zu dem aufrechten Subrektor am benachbarten Johanneum. Ihr Erwählter war aber bedeutend älter als sie, und ihr Vater trug lange Zeit Bedenken, sie dem Holsteiner, der in Schleswig sein Schüler gewesen war, anzutrauen. Sie jedoch hielt so unerschütterlich fest an ihm, daß er sie im Herbst 1845 endlich heimführen durfte. Die Hochzeit wurde in Starup gefeiert. Das junge Ehepaar gründete sein Heim am Naff zu Hadersleben, unweit dem alten Propsteihof, der über der Tür noch heute die Inschrift trägt: „Christus porta salutis." Hier sind ihm drei Söhne geboren worden: Johannes, Theodor und August Julius, der nachherige „Rembrandtdeutsche".

2. Die Jugendzeit.

Zwischen Heide und See bin ich geboren. Der Anfangspunkt meiner irdischen Laufbahn ist das Land Baldurs. Dieser Gott, die schönste Blüte des nordischen Geistes, ist bekanntlich ein fast christlicher Typus. Er ist der Urtypus des „Angli sunt angeli". Sein mystischer Stammsitz und Wohnort liegt zwei Meilen von meinem Geburtsort. Er heißt noch heute Baldersleben, dänisch Bollerslev. Man übersieht von dem hochgelegenen Burghügel, wo noch jetzt Ziegelreste sind, das ganze nördliche Schleswig. Baldursburg heißt Breidablick = Weitblick, und so wird der Platz noch heute genannt. L. 1901.

Julius Langbehn kam zur Welt am 26. März, dem Todesdatum Beethovens, im Jahre 1851. Er wurde getauft am 27. April im Pfarrkreis der raumgewaltigen Kirche Sankt Marien, dem kunstvollsten gotischen Dom Schleswigholsteins. Nur etwa drei Monate lang war seines Bleibens in der Geburtsstadt; dann mußten seine Eltern infolge der bereits geschilderten Ereignisse zum Wanderstab greifen.

Vater Langbehn ist nie wieder auf einen grünen Zweig gekommen. Zuerst ließ er sich in der Stadt Schleswig, dann in Altona nieder, wo ihm 1856 das letzte Kind, sein Sohn Justus, geboren wurde. Seine Bewerbungen bei den Behörden um Wiederanstellung waren hier wie dort vergebens: die Schulverwaltung Schleswigs lehnte ihn ab, weil er geborener Holsteiner, diejenige Holsteins, weil er pensionierter schleswigscher Beamter war. Da versuchte er in den Elbmarschen eine Privatlehranstalt zu errichten. Mit noch einem Lehrer wollte er junge Leute zur wissenschaftlichen Ausbildung ins Haus nehmen. Das Unternehmen, wofür er auch Ausländer heranzuziehen suchte, ist über die Anfänge nicht hinausgekommen. Bald übersiedelte die Familie nach Kiel. Dort ist Julius groß geworden.

Noch im Mannesalter stand die Kieler Knabenzeit in lichtem Glanze vor seiner Seele. „Die Ostsee, an der ich aufgewachsen bin", sagte er einst, „hat klares Wasser. Im Hafen von Kiel sah man, bei ruhigem Wetter, auf dreißig Fuß in die Tiefe jedes kleinste Steinchen. Das ist mein angeborenes Milieu. Und das ist zugleich mein Lebensprogramm; es heißt: klar und tief." Wie sei doch alles so anmutig gewesen im alten Kiel! Blauer Meereshimmel, gutherzige und rotwangige Menschen, prangende Blumen, frische Baum- und Feldfrüchte, weißes Brot aus Propsteier Weizen, Wanderwege zum Wald und zum See — aus alledem sproßten kindliche Freuden auf. Damals habe die Sonne so hell und heiter geschienen über der noch idyllischen Stadt. Selbst die Regenzeiten seien erquickend gewesen, dann habe es doppelt geduftet; das „schlechte Wetter" habe die Brust nicht beengt, sondern durch die frische Seeluft gehoben. Von natürlicher und geistiger Frische sei das ganze Dasein durchwürzt worden — ehe der Berliner und der Fabrikgeist hineindrang. Der gesunde Lebenshauch des gemütlichen und gemütvollen Altschleswigholstein habe noch alles durchweht. In den höheren Ständen, in denen auch sein Vater verkehrte, herrschte eine vornehme, doch ungezwungene Geselligkeit. Um 1900 schrieb Langbehn von diesen Zeiten:

„Kiel war früher etwas aristokratisch. Moltkes Vater war dort General und Stadtkommandant. Die alte Gräfin Rantzau, eine stadtbekannte Dame, trug mir einmal an, ganz in ihr Haus überzusiedeln, aber ich lehnte es ab. Der jetzige König von Dänemark residierte als Prinz lange in Kiel, und seine vielen souveränen Kinder sind meist dort geboren. Jetzt herrscht dort ein rüder Marine- und Kasernenton...."

Viele unserer Landsleute empfanden derzeit ein Bedauern, daß die altschleswigholsteinische Art, mit dem plattdeutschen Einschlag bis in die höchsten Kreise hinauf, sich in der Holstenhauptstadt durch den steigenden Berliner Einfluß verlor. Das sprudelnde Temperament des Kielers — ganz verschieden von der Bedächtigkeit zimbrischer Landbewohner —, wie es bei Detlev von Liliencron oft grotesk zum Ausdruck kam, hat sich in geklärterer Form auch dem heranwachsenden Julius Langbehn mitgeteilt; er hat es nie verleugnet. Der muntere Umgangston der einstigen Kieler Bildungswelt, in dem sich rückhaltlose Aussprache mit innerem Feingefühl verband, ist für den Rembrandtdeutschen immer ein Musterbild gesellschaftlichen Verkehrs geblieben.

Die wohlige Lebensluft um den geweckten Knaben hat ihn die Sorgen des Elternhauses weniger empfinden lassen. In seiner Rückerinnerung überwog das Gefühl kindlichen Behagens, obwohl die Familie in recht bedrückten Verhältnissen lebte. Der Vater erteilte Privatunterricht in angesehenen Häusern; diese wandten auch den Kindern Wohltaten zu. Von Julius Langbehn sagte noch unlängst, in Erinnerung an seine Entbehrungen, eine alte Kieler Dame: „Wie hab' ich *den* bedauert in seiner Jugend." Der Mutter ward es trotz ihrer Emsigkeit und trotz ihrer hochgerühmten Kochkunst recht schwer, den Haushalt aufrecht zu halten. Zwischen ihr und den Kindern herrschte lautere Liebe. Sie führte ein Opferleben für die Ihrigen. „Meine Mutter", so erzählte Julius, „dachte immer äußerst geringfügig von sich. Man kann sie nicht genauer charakterisieren als mit den Worten: wie ist Dienen so schön! Sie ging ganz selten aus, und dann nur gehüllt in ein großes Umschlagetuch. Ich liebte sie sehr und küßte sie jedesmal beim Ausgehen und Wiederkommen. Heimlich stand ich frühmorgens auf, um der müden Mutter vorm Erwachen einige Hausarbeit abzunehmen. Ich ging in den Wald und habe stundenlang nach einigen Erdbeeren gesucht, um sie damit zu erfreuen." Die Mutter sorgte dann auch wie ein Aschenbrödel für des Sohnes leibliche Not. Nicht weniger nährte ihr feiner, von Haus aus heiterer Geist sein empfänglich Gemüt, stand dem Heranwachsenden freundschaftlich hilfreich zur Seite. In allem wandte er sich an *sie*; er fragte sie um jedes, was ihm in den Sinn kam, bis er, wie er sagte, ihr alles abgefragt hatte, was sie nur wußte. Als sie einmal beim Pfannkuchenbacken war, eilte er zu ihr in die Küche und fragte: „Mutter, was ist Philosophie?" Mit gerötetem Gesicht, mitten im Hantieren am heißen Herd, gab sie ihm so treffende Auskunft, daß er befriedigt davonsprang.

Beide Eltern waren gottesfürchtig und beteten mit den Kindern; beide erzogen sie im Geiste guter alter Bildung, doch auf verschiedene Art. War bei der Mutter alles Liebe, der Vater hielt auf strenge Zucht. Als es einst auf Weihnachten ging, wünschte sich Julius eine kleine Lampe, um ungestört allein

arbeiten zu können, da es ihm schwer fiel, beim Zusammensitzen mit allen andern am großen Tisch zu studieren. Die Mutter schaffte Rat; sie stellte unter die Gaben am Heiligen Abend für ihn eine Lampe. Da kam ein leichter Tadel über die Lippen des Vaters, mit der Mahnung, in Geschenken zurückzuhalten, denn: Kinderhand ist leicht gefüllt. Einmal hatte Julius im Garten in der Erde einen kostbaren Edelstein gefunden; er brachte ihn freudig zum Vater; da schlug ihn dieser hart, weil er wähnte, der Junge habe ihn aus einer Sammlung entwendet. Das hat dem Knaben in der Seele bitter wehgetan. Bei einer mehrtägigen Wagenfahrt zu Verwandten über Land war Einkehr gehalten und Kaffee getrunken worden. Nach der Bezahlung steckte der Vater Zucker vom Frühstückstisch zu sich. Als alle nun auf dem Wagen saßen, rief Julius seinem Bruder zu: „Vater hat den Zucker stibitzt!" Wieder gab's Prügel. Dennoch hat er seinen Vater sehr verehrt und ihm seine unbeugsame Erziehung von Herzen gedankt. „In meinem Knabenalter", sagte er einst, „führte mein Vater mich und meinen Bruder stundenweit zur Ostsee zum Baden. Er tauchte uns eigenhändig unter, was für mich jedesmal wie eine Hinrichtung war. Aber ich verdanke diesem Verfahren wahrscheinlich eine eisenfeste Gesundheit von Jahrzehnten."

Die universelle humanistische Bildung des Vaters, der in klassischer Literatur zu Hause war und auch die Kunst liebte, ging auf den Sohn über. In des Vaters Geisteswelt, mit den Schätzen seiner Bücherei, wuchs er auf. „Theokrit, Franklin, Claudius", so berichtete er, „waren Bücher, die ich als Kind viel in der Hand hatte. Später als Knabe war ich immer mit Homer und dem Nibelungenlied, mit Ossian und Scott beschäftigt. Dazu Buchenwälder und Ostsee. Das ist auch Heldenkost." So gewann er frühzeitig einen weiten und freien Blick.

Auf dem Gymnasium, das Julius von Ostern 1863 an in Kiel besuchte, war er, wie ein Schulkamerad es kurz zusammenfaßte: „ein reiner Mensch, ein fixer Schüler". Bei der ersten Schulprüfung fragte ihn der Lateinlehrer kreuz und quer. Er wollte den Knaben verwirren und versuchte, ihm eine falsche Übersetzung des Nepos in den Mund zu legen. Allein dieser war seiner Sache sicher. Der Lehrer vermochte ihn vom Rechten nicht abzubringen und sagte zum Schluß: „Der läßt sich nicht irremachen!" Was sein Vater vom jungen Humanisten verlangte: Anstrengung und Fleiß, — das leistete Julius. „Als Vierzehnjähriger", so sagte er, „präparierte ich mich auf die hebräische Stunde mitunter von 6 Uhr nachmittags bis 2 Uhr nachts. Infolgedessen sah ich bei Tage oft leichenblaß aus. Es hat mir aber gar nicht geschadet." Seine Schulleistungen haben nichts Blendendes gehabt, aber er wurde allen Fächern gerecht und war bei seinen Lehrern gut angeschrieben. Als einst der Mathematiklehrer einen Preis von fünf Talern für die beste Arbeit in seinem Fach aussetzte, war er bei großer Schülerzahl einer der vier Besten, unter denen die Summe ausgelost wurde. Er zeichnete sich aus im deutschen Aufsatz. In den alten Sprachen ward von den Primanern streng philologische Arbeit gefordert; dabei gelangen ihm lateinische Aufsätze gut. Er sagte, es sei ihm hierfür von Vorteil gewesen, daß er nur ein ganz kleines Wörterbuch zur

Verfügung hatte; dieser geringe Hilfsapparat habe ihn zu durchdringendem Denken gezwungen. Einmal habe er eine Lateinarbeit so sehr durchgegliedert, daß die Disposition länger wurde als der Aufsatz.

Unter den Gymnasiasten herrschte zu jener Zeit eine aus dem Geist der Stadt und des Landes erwachsene fröhliche Unbefangenheit — jene Ursprünglichkeit und Unverdorbenheit im Benehmen der Jugend, die Langbehn späterhin schmerzlich vermißte. Ein Mitschüler berichtete über ihn: „Er war ein Sonntagskind, die Freude seiner Kameraden, immer sonnig, harmlos, liebenswürdig. Er war ein reizender Mensch, wie man sagt. Dabei hatte er etwas Schüchternes. Redete man ihn an, so errötete er leicht. Deswegen empfingen wir ihn gern mit den Worten: ‚Da ist Aurora!'" Dies rasche Aufsteigen der Blutwelle in sein Antlitz ist allen Schulgenossen als sein persönlichstes Merkmal in Erinnerung geblieben. Julius sah dann aus wie ein aufblühendes Mädchen. Aber gefoppt ward er darum nicht. Obwohl er im verschossenen Überzieher einherging, bezeugte man seinem Charakter offen Respekt. Seine Schüchternheit hinderte ihn nicht, gelegentlich aus seinem sinnenden Wesen aufzufahren, um dann in lebhafter Rede, mitunter in sich überstürzenden Worten, seine Ansicht zu verfechten. Seine kindliche Fröhlichkeit konnte bis zur Ausgelassenheit gehen.

Und doch war Julius sichtlich „annershaftig" als die ganze Schar der Kameraden. Mehreren erschien er unnahbar, verschlossen. Seine Eigenart ward allgemein als e d l e Absonderung empfunden. „Schlechtes traute ihm niemand zu." Er machte sich, so heißt es, seine eigenen, vielfach abweichenden Gedanken; auf das Lernen in der Schule, so ernst er es mitmachte, gab er nicht viel. Er studierte schon damals für sich. Fast alle Mitschüler rühmen ihm einen scharfen Verstand nach. Einige bemerkten seine geistige Überlegenheit; die meisten ahnten nicht, daß er bereits anfing, sich seine eigene Geisteswelt zu bauen, weil er sich menschlich ganz anspruchslos gab. Er selbst hat sich schon als Knabe innerlich fertig gefühlt, selbständig geurteilt und gehandelt. Durch Rasse, durch das Blut charaktervoller Eltern war ihm eine geistige Determination gegeben. In der Erinnerung fühlte er sich fast wie Pallas Athene, die gerüstet dem Haupte des Zeus entsprang. Er sagte als Mann: „Ich habe noch dieselben Gefühle, Neigungen, Ansichten, Bestrebungen, die ich als vierjähriges Kind hatte.... Wie ich bin, so wurde ich geboren." Viel deutlicher als in der Schule gab sich seine frühe Selbständigkeit im Hause kund. Vater und Mutter waren oft ratlos und nicht immer eines Sinnes; dann pflegten sie in Bedrängnissen den klardenkenden Julius um Entscheidung zu fragen, und er wußte sie zu geben. So hat der Knabe oft das Hauswesen geleitet. Gesund und sehnig, griff er jede Arbeit entschlossen an. „Es ist mir geradezu eine Erleichterung", schrieb er in der Reife seiner Jahre, „schwere breite Lasten zu übernehmen, um dadurch meinen Überfluß an Kraft zu entladen. Mit wirklichen materiellen Lasten machte ich es schon als Knabe so und setzte dadurch Leute in Erstaunen. Ich mochte gerne schleppen, und dies gewährte mir ein starkes Vergnügen. Lasten entladen oder entlasten mich. Es ist wohl so etwas wie Heldennatur."

Doch diese heldische Anlage von dem väterlichen — er meinte: gotischen — Blut her war merkwürdig gepaart mit seiner inneren Scheu und weichen Zurückhaltung, die von seiner Mutter stammte. Auch die Armut hat ihn niedergehalten; Armut andrerseits hat mitgeholfen, den jungen Hidalgo — gegenüber dem satten Wohlleben vieler unserer in Plattheit versunkenen Landsleute — feingeistig zu erhalten. Armut hat ihn auch frühzeitig Mitgefühl für fremdes Elend gelehrt. Er war hocherfreut, wenn es ihm gelungen war, ein wenig Pfenniggeld bis zu einem Schilling — das war ihm sehr viel — zusammenzusparen, um es einem Armen geben zu können. Er hatte stille Freundschaft mit einem rothaarigen Taglöhnerjungen geschlossen, mit dem er sich innerlich verstand. Solche zarte Züge dieser Seelenknospe paßten gar nicht in die Tummelplätze seiner Schulkameraden.

Nach der Armut zog der Tod in die Familie ein. Noch war Julius nicht erwachsen, da ertrank sein Bruder Theodor als Schiffsjunge im Hamburger Hafen — und es starb sein Vater. Im Jahre 1864, als Schleswigholstein wieder deutsch wurde, hatte dieser eine „wehmütig-schmerzliche" Klage geäußert, daß man seine Wiederanstellung in Hadersleben „wegen Alters und Schwäche" ablehnte; im folgenden Frühjahr trug man den durch sein widriges Schicksal früh gebrochenen Mann zu Grabe. Mühevoll, auf fremde Hilfe angewiesen, mußte sich die zunehmend kränkelnde, schwergebeugte Mutter mit ihren Söhnen durchringen. Die um Beistand angeflehten Verwandten vermochten wenig zu bieten. Julius aber hat bei Wohltätern Freitische gefunden. Erwägt man die Last, die er im Hause trug — als Ratgeber, mehr noch als Führer durch alle Unordnung und Verlegenheit, ständig umgeben von Kummer und Not, dabei selbst noch ein Knabe —, so erstaunt man, daß er trotz alledem auf der Schule unbeirrt und unbefangen mit den andern fortschritt. Er hat dort dauernd seinen guten Platz behauptet. Als Jüngster von Vieren, zusammen mit Lamp, Geißler und Wack, bestand er bereits mit achtzehn Jahren seine Abgangsprüfung. Das war zu Ostern 1869.

Drei Jahrzehnte später bekannte er: „Das Unabhängigkeitsgefühl des Gymnasiasten der ganzen Welt gegenüber, verbunden mit völliger Ein- und Unterordnung in einen Lehrorganismus ... habe ich noch heute." Und wir dürfen hinzufügen: Das geistige Gepräge, das Langbehn durch seine Eltern und durch die harte Lebensschulung seiner Jugendzeit erhielt, blieb der Unterton seines ganzen Erdendaseins.

3. Im Jünglingsalter.

Wie der Wind die Wellen treibt
Auf der blauen See;
Wie er in die Wolken schreibt
Schiffers Wohl und Weh;
Wie der Vögel leichte Schar
Durch den Äther zieht;
Jüngling mit dem goldnen Haar,
So ist dein Gemüt!

Dieses „Seewind" betitelte Lied ist ein poetisches Selbstbildnis des jungen Langbehn. Auf den Lichtbildern, die ihn darstellen, sieht er suchend in die Welt. Er scheint zu spähen, zu horchen: Wo ist der Stein der Weisen? Wo

blüht das Glück? Nach solchen Regungen entschied er die Berufsfrage. Der Weg, den er einschlug, ist ebenso einfach wie — wenigstens in der Neuzeit — ungewöhnlich. Er wählte weder nach Nützlichkeitsgründen noch nach Sonderneigung, sondern wollte harmonische Ausbildung seines Geistes.

In der erwähnten Abhandlung seines Vaters steht der Satz: „Die Alten kannten kein Brotstudium." Die wahren Gelehrten des Altertums, so wird dort ausgeführt, hätten reale Wissenschaften wie Heilkunde und Rechtsgelehrtheit als Teile der Philosophie auf ihre Grundlagen hin studiert, ohne sich viel um Praxis zu kümmern; sie suchten und gaben Prinzipien und Gesetze. Im Gegensatz dazu bestände die Leistung vieler heutiger Ärzte und Juristen darin: „nur nach meist deutlichen Gesetzen, welche wenige Interpretationskunst erforderten, Akten zu fertigen, Fälle zu beurteilen, wozu schon ein guter Mutterwitz ausreichte". Kurz, der alte Langbehn wollte, die fähigsten Geister sollten vorwiegend geistige Richtlinien geben und es minderen Talenten überlassen, solche zentrale Denkarbeit in der Kleinpraxis auszumünzen. Hat er seinen Julius auch derartiges gelehrt? Erwähnt hat dieser es nicht, aber Tatsache ist, daß er eine ähnliche Lebensbahn in klarer Überlegung beschritt. Als er später einmal Geld für seine Reformpläne zu beschaffen suchte, schrieb er: „Ich wäre klug genug, um mir persönlich Millionen zu erwerben, wenn ich wollte. Schon mit 16 Jahren legte ich mir die Frage vor, ob ich es tun solle, entschied mich aber dagegen, weil ich mich rein geistigen Interessen widmen wollte. Deutlich erkannte ich, daß dies mit jener andern Möglichkeit nicht zu vereinigen sei — auch nicht zeitlich nacheinander. Erst Millionen verdienen und dann Beethoven werden, das geht nicht. Und auch das Umgekehrte geht nicht; diese Dinge schließen sich aus. Damals urteilte und entschied ich ganz richtig."

Wir sehen hier also, wie ein platonisch gerichteter Geist die universale Schulung des Gymnasiums ins akademische Studium überführen wollte, ein Vorhaben, das ihn unter lauter aufs Praktische gerichteten Naturen innerlich so vereinsamte wie Joseph unter seinen Brüdern. Ein Mitstudent spricht von dem „uns allen etwas unverständlichen Langbehn". Dabei mußte sich dieser seine Laufbahn Schritt für Schritt erkämpfen, namentlich seiner geliebten Mutter gegenüber. Diese, von geistlicher Seite beraten, wollte durchaus, Julius solle sogleich einen praktischen Beruf ergreifen. Nach ihrem Tode schrieb der Sohn einem Freunde: „Meine Mutter glaubte, ich könne das Universitätsstudium aus Mangel an Geldmitteln nicht durchsetzen; und es ist mir ja auch schwer genug geworden — bis zum heutigen Tage. Meine eigentliche Absicht verstand sie gar nicht. Das ergab eine sehr unglückliche Situation, die aber im Jahre 1870 völlig und auf immer von der Welt verschwand." Es sei schwer genug gewesen, hörte ich von anderer Seite, mit der geistig und körperlich leidenden, schwer heimgesuchten Witwe auszukommen. Der Sohn stellte sein Leben ganz auf eigene Füße, indem er nach dem Brauch anderer in Kiel beheimateter Studenten ein eigenes Zimmer mietete — sicherlich nach innerster Überzeugung und sicherlich zur Betrübnis der Mutter. Was dabei in seiner Seele vorging, ist angedeutet in dem Wort des Rembrandtbuches:

„Das Kind wie den Mann zieht es zu seiner Mutter, der Jüngling stürmt ihr oft davon."

Vom Sommersemester 1869 an Student, bestritt Langbehn seinen Unterhalt dadurch, daß er mehrere Gymnasiasten unter seine Fittiche nahm; außerdem wurden ihm kleine Unterstützungen zuteil. Soweit seine Armut es zuließ, nahm er frischweg Anteil am geselligen akademischen Leben. „Geld hatte er nie, aber das focht ihn nicht an", so berichtet ein Mitstudent. Unter diesen stand ihm am nächsten Ernst Lamp, ein Bauernsohn aus der Umgegend von Kiel, mit dem er das Abgangsexamen gemacht hatte. Mit ihm wohnte er auch im gleichen Hause. „Daß ich Teutone wurde", berichtet Lamp, „entfremdete uns nur wenig, obwohl Langbehn wegen mangelnden Geldes nicht eintreten konnte und innerlich auch nicht für die Schablone eines Coleurstudenten veranlagt war. Dennoch, trotz dieser beiden Hindernisse, wurde er Konkneipant bei uns im Dezember 1869 und später hat er auf meinen Antrag das Band erhalten." Als Burschenschafter schlug er sich tapfer auf den Mensuren, wenn auch nicht gerade gewandt; die erlittenen Wunden heilten bei ihm sehr schnell. Auf seiner Unterlippe blieb für Lebenszeit ein Schmiß sichtbar. Er hielt sich sittlich völlig rein, aber harmlosem Jugendübermut blieb er keineswegs fern. Einst war er mit Lamp wegen eines gemeinsamen Streiches in den Karzer gekommen. Dort beschloß er, mit dem Kameraden dem dumpfen Gemach zu entfliehen. Über ein Spalier kletterten beide zur Straße hinunter. In der Freiheit kam ihm der Gedanke: „Es ist doch ein dummer Streich. Was steht uns bevor?" Und Langbehn bewog den Gefährten, mit ihm auf dem gleichen Wege in den Karzer zurückzukehren. Dies Vorkommnis, das in der Teutonia viel belacht ward, kennzeichnet trefflich den Geist des Jünglings.

Im Sommer 1870 trieb es die Burschenschafter, den Vaterlandsgeist ihrer Gründung zu bewähren. „Begeistert für die Ehre des Vaterlandes, ersehnten wir Mitglieder der Teutonia" — so berichtet Tiedemann in seinen Kriegserinnerungen — „mit Ungeduld den Tag, wo wir die blaue Mütze mit dem Helm, den Schläger mit dem Zündnadelgewehr vertauschen durften. Am 19. Juli abends auf der Kneipe in Düsternbrook ward die Kriegserklärung mit lautem Jubel begrüßt." Von den Lippen der begeisterten Schar brauste die „Wacht am Rhein" wie ein Choral empor. Am folgenden Tage, nach Suspendierung der Teutonia, meldeten sich ihre 22 Mitglieder vollzählig zum Eintritt in die Armee. Unter den 19 Heerestauglichen war auch der neunzehnjährige Julius Langbehn. Die meisten Burschenschafter traten als Freiwillige in das Magdeburgische Füsilierregiment Nr. 36 ein, dessen Garnison in Kiel lag. Nach mühevollem Gamaschendienst kamen sie Anfang September ins Feld. Langbehn hat die schweren Kämpfe und großen Märsche gegen die beiden Loire-Armeen um Orleans und Le Mans mitgemacht. Für die Kriegsstrapazen nicht abgehärtet genug, zog er sich dabei ein rheumatisches Leiden zu, das lange Jahre angehalten hat. Bei der Heimkehr seines Truppenteils, im Juni 1871, ließ er sich mit seinen Kameraden zu dem in Kiel gelegenen 85. Regiment versetzen, welches mit bekränzten Bajonetten in seinen Standort einzog. Nach der Beförderung zum Offizier ward er entlassen.

Bei aller äußern Bewegtheit war die Kriegszeit für Langbehn die „innerlich ärmste" Periode seines Lebens. Ihm blieb vom Heeresdienst vorwiegend die Knute, die Erziehung mit dem Stiefelabsatz in Erinnerung. Schon damals gab sich kund, was er später sagte: „Für alles Uniformierte bin ich unmöglich." Die soldatischen Rohheiten hatten seine Seele verletzt. Nur selten und ungern sprach er von seiner Kriegszeit. Doch einmal, auf Wunsch von Alexander von Peez, hat er sich eingehender über sie geäußert. Der österreichische Germanist hat nachfolgende Aufzeichnung gemacht:

„Einen starken Eindruck rief Langbehn bei mir durch die Mitteilung hervor, daß er im Jahre 1870 als Freiwilliger in das deutsche Heer eingetreten sei und den Krieg bis zum Schlusse mitgemacht habe. Seine Erlebnisse waren oft Gegenstand unserer Unterhaltung, aber von jeder Eigenschaft des miles gloriosus war er so weit entfernt, daß regelmäßig ich es war, der ihn zur Erzählung seiner Abenteuer bewog. Nicht alle hat mein Gedächtnis aufbewahrt, doch erinnere ich mich einer Episode, die für seinen Mut und Stolz bezeichnend ist.

Der Leutnant der Kompagnie, in welcher er diente, war nämlich durchaus kein Freund der Freiwilligen, er bezeichnete sie als Nörgler und meinte, jeder Schuster sei ihm lieber als ein Studierter. Da bot sich ihm einst eine Gelegenheit, unsern Langbehn auf das Eis zu führen. Deutsche und Franzosen standen sich gegenüber, durch einen mäßig hohen Bahndamm getrennt. Der Damm gewährte beiden Teilen Schutz. Allein sobald ein Soldat sich über ihn hinauswagte, setzte er sich den Kugeln des Gegners aus. Nun dauerte einem der Franzosen das Spiel zu lang. Es war ein prächtiger Afrikaner von starkem Wuchs und langem schwarzen Barte, und was seiner Erscheinung einen fantastischen Anstrich gab, war eine breite Kette von bunten Federn und mancherlei Zierat, die dieser Turko als Talisman um die Brust trug. Als aber der Verwegene den Bahnkörper überschreiten wollte, ereilte ihn eine wohlgezielte Kugel und streckte ihn zwischen den Geleisen nieder. Da trat nun der Leutnant auf Langbehn zu und befahl ihm, den Talisman von der Brust des Gefallenen zu lösen und ihm zu überbringen. Langbehn stutzte einen Augenblick, da er bezweifeln mochte, daß ein solcher Befehl innerhalb der Befugnisse des jungen Offiziers gelegen sei. Allein die Zögerung dauerte nur einen Augenblick; sofort wurde ihm klar, daß ein Zaudern ihm falsch ausgelegt werden könnte. Er erhob sich also, stieg auf den Damm, ging, der um ihn pfeifenden Kugeln nicht achtend, ruhig aufrecht und stolz auf den Gefallenen los. Dieser, der nicht anders glaubte, als daß der daherschreitende Mann ihm den Gnadenstoß geben wollte, sah ihn mit starren Augen an und war nicht wenig erstaunt, als der deutsche Krieger ihm durch Zeichen zu verstehen gab, daß er nicht das Leben, sondern den Talisman begehre. So nahm denn Langbehn die seltsame Beute in Empfang und überbrachte sie — unverletzt zurückkehrend — dem Offizier. Ob er dabei gesagt hat: ‚Den Dank, Dame, begehre ich nicht', berichtete Langbehn nicht; daß aber seine Empfindung aufs tiefste verletzt war, bedarf keiner besonderen Erwähnung."

Lamp und Langbehn rückten schon im Felde, nachher noch mehr, von-

einander ab. Lamp, ein tüchtiger, doch prosaischer Pflichtmensch, verstand das poetisch angelegte Wesen Langbehns und dessen moralische Empörung über Kriegsroheiten nicht, schalt ihn einen „schlechten Soldaten" und mißbilligte die Art, wie der Freund sein Leben sogar über die eigenen Verhältnisse hinaus nach seinen Ideen gestaltete, wenn ihm dessen Begabung und Konsequenz auch imponierten. Langbehn hingegen meinte, Lamp sähe zuviel auf Äußerlichkeiten und würde ein stocklangweiliger Mensch. Eine andere, tiefer gehende Freundschaft des Jünglings wurde gerade durch das Kämpfen Seite an Seite, durch lange treue Kriegskameradschaft fest begründet: die mit Johannes Muhl. Dieser Sproß einer altschleswigschen Familie, Sohn eines hochverdienten Deichkommissars auf der friesischen Insel Pellworm, um ein paar Jahre älter als Langbehn, war Kieler Burschenschafter wie er. Auch war er selbständig gesinnt, dabei wegen seines sanftmütigen Wesens unter den Mitstudenten allgemein beliebt; er ward von ihnen nur „der liebe Muhl" genannt.

In Kiel wurde es diesen beiden Teutonen nach dem Kriege zu eng. Von München wußten sie freilich kaum mehr, als daß dort die Kunst gedeihe, und daß es allda ein gutes Bier gäbe; diese Lockmittel aber und der Burschentrieb ins Weite genügten, um die Freunde zu bestimmen, im Frühjahr 1872 an die Isar zu ziehen. Die Mutter unseres Julius war unter der Hut seines Bruders, des Postbeamten Johannes, in Hamburg geborgen. Ehe er südwärts fuhr, nahm er dort Abschied von ihr.

Mangel an Geld hat Langbehn niemals als ein Hindernis für Lebensentschlüsse betrachtet. Ein wohlhabender Kieler Bürger hatte ihm Beihilfe für sein ferneres Studium versprochen; er wollte es sich „etwas kosten lassen", — aber die 300 Taler, die er spendete, reichten nicht weit. So mußte denn Langbehn sich gleich nach Ankunft in München nach einer Erwerbsquelle umsehen. Ein Erzieher für zwei Knaben ward gesucht; er stellte sich vor bei einem Grafen Moy, der die Stellung vermittelte. Dieser fragte ihn auf französisch aus. Langbehn hatte das geahnt und sich darauf vorbereitet; so bestand er das Examen. Auf diese Weise kam der junge Holsteiner tagtäglich zur Schulung zweier Zöglinge in das Haus einer ihm zeitlebens unvergeßlich gebliebenen Dame, der Frau Natalie Nonner. Sie war Kreolin, ein geistsprühendes Naturwesen voll drolliger Einfälle; der jugendliche Hofmeister ergötzte sich an ihrem lebhaften Temperament. Im Sommer 1872 zog er mit der Familie aufs Land zu dem Vater, der Domänendirektor in Hohenaschau war. Dort genoß er die Schönheiten des Chiemsees, von Wildbüchel aus die „unvergleichliche Aussicht" über das Inntal nach Tirol. „Eile recht bald hierher, um selbst solchen Anblick zu genießen", schrieb er seinem Freunde Muhl, — und beide wanderten durchs Hochland. Bald danach machte ihm ein Anfall von Typhus ernstlich zu schaffen. „Mehr einem Schatten als einem Menschen gleich" wandelte er in den Gefilden von Aschau, bis er, im Herbst wiederhergestellt, nach München zurückkehren konnte. Hier zog er in das gleiche Stockwerk eines Rückgebäudes der Türkenstraße, in dem Muhl wohnte. Beide blieben den ersten Münchener Winter hindurch vereinsamt in der

Großstadt und entbehrten trotz der bayerischen Kunst- und Naturgenüsse die heimatliche Geselligkeit sehr.

Von seinem Universitätsbesuch sagte Langbehn einmal, er habe fachmäßig Philologie, Mathematik, Naturwissenschaft und Kunstwissenschaft studiert. Kam auch das Studium der ersten drei Fächer, dem er von 1869—1873 oblag, über Anfangsstadien nicht hinaus, es war doch schon mit Spezialarbeiten unter bedeutenden Gelehrten verbunden. Noch in Kiel hatte er sich auf Einladung von Möbius in zoologische Studien vertieft und ihm Beistand geleistet zur Bearbeitung „alles Getiers der Ost-, Nord-, West- und Südsee". In München arbeitete er im ersten Jahr vorwiegend unter Liebigs Leitung in dessen Laboratorium. Daraufhin ward ihm später von der Kieler Universität aus eine Assistentenstelle im Fache der Chemie angeboten; Langbehn schlug sie aus mit der Begründung, er sei innerlich abgeschwenkt zu anderen Studien, nämlich zur Archäologie und Kunst. Diesem Wandel im Studium ging eine merkwürdige Lebenswende voraus.

4. Nach Venedig.

„In Venedig fand ich zuerst mich selbst." S. um 1892.

Im Frühjahr 1873 war die Lebenslage des jungen Langbehn „mehr als kritisch", ganz dazu angetan, ihn „für etliche Zeit zum Menschenfeinde zu machen". Seinem lieben Muhl machte er das Zusammenleben oftmals schwer, durch eigene Bedrücktheit und Schuld, wie er später sagte. Was war der Grund? Das bisherige Studium befriedigte ihn innerlich gar nicht. Das Hofmeistertum war eine Plage und warf doch wenig ab. Wie sollte er nur zum nötigsten Geld, wie vorwärts kommen? Am meisten zehrte es an seiner Seele, daß seine arme Mutter damals gemütsleidend zu werden begann. Was sollte er jetzt in München, das ihm noch so wenig geboten hatte, ganz entwurzelt und hilflos?

In dieser trübseligen Stimmung faßte er einen kühnen Entschluß. Er schloß ab an der Isar, trug ins Pfandhaus, was an Kleidung nur zu entbehren war, und fuhr mit der Bahn nach Innsbruck. „Von da", so schrieb er nach mehreren Wochen an Muhl, „wanderte ich bei argem Schneewetter über den Brenner, bei Sonnenschein durchs Puster- und bei Regen durchs Piavetal. Schließlich kam ich von Conegliano auf der Bahn hierher. Am 4. Mai, genau am gleichen Datum, an dem ich vor einem Jahr in München anlangte, war ich in Venedig. Etwas strapaziert freilich, aber heiteren Mutes. Nach Umschiffung einiger Klippen und Untiefen — ich erwähne nur, daß ich hier im Besitze von 1 Lire 25 Cent anlangte! — ist es mir gelungen, mich meinen Absichten entsprechend hier zu fixieren, um erst das Italienische zu lernen. Ich versehe hier — natürlich im tiefsten Inkognito — eine Stelle, die ein Drittel Lehrer, ein Drittel Sekretär und ein Drittel Fremdenführer ist, bei dem Besitzer einer Mosaik- und Steinschneideanstalt von großem Umfang, die viel von Fremden besucht wird. Wie Du siehst, eine ziemlich amphibienartige Existenz. Indes mir für den Anfang zusagend.

Ich werde mir in aller Ruhe die Welt und ihre Bewohner ansehen; ich werde meine Erfahrung vermehren und im übrigen ganz nach meiner Idee leben. Ich habe erkannt, daß dies das einzig Wahre ist.

Von den Herrlichkeiten der südlichen Natur, von dem Zauber der Meereskönigin Venedig, von all dem Schönen, das mir schon jetzt im Lande der Zitronen und — der Lorbeeren aufgegangen ist, will ich nicht schreiben.... Für jetzt vernimm nur, daß ich hier gefunden, was ich gesucht und wonach ich mich lange gesehnt. Es ist mir eine wahre Erquickung, mich in einer andern — und welcher! — Atmosphäre zu bewegen. Es lebe die Freiheit! Untergang allen Pedanten, Narren und Halunken, und Sieg der Wahrheit — in Ewigkeit, Amen. Da hast Du mein Glaubensbekenntnis. Ich werde es mit aller meiner Kraft und immer und überall verfechten.

Schließlich möchte ich Dir nochmals allen Anbohrungen gegenüber, die mich betreffen, ein eisernes Stillschweigen empfehlen. Ich werde schon selbst den Schleier lüften, wenn es mir gefällt. Also reinen Mund!"

Gleichzeitig sandte er dem Freunde Geld zum Auslösen seiner Kleider, da er für seinen Posten „einigermaßen anständiger äußerer Hülle" bedürfe. Eine Zeit lang hat er Kellnerdienste getan, das hielt er nicht lange aus; nicht die Arbeit verdroß ihn, aber die unausweichlichen Verdemütigungen, denen er dabei, namentlich von deutschen Reisenden, ausgesetzt war. Was er in Venedig als geldloser Ausländer alles durchgemacht hat, deutete er später nur leise an; sprach er doch selten über die schwersten Lagen seines Lebens. Für immer aber klang es in ihm nach, wie *wohl* er sich trotz der wechselnden Lohnarbeit in Venedig fühlte, wenn er sich auf der Straße für ein paar Cent warme Kartoffeln gekauft und sich daran wie an adriatischen Meer- und Baumfrüchten gütlich getan hatte, oder wenn er sich in den heimeligen, dunkeln Garküchen bei einem Glas Wein an den jubelierenden Männern freute, oder wenn er seelenvolle Volksgesänge gleich reichartikulierten Vogelmelodien über den dämmernden Lagunen erklingen hörte. Da ging dem verwaisten Nordländer das Herz auf — wenn sich auch der Magen krampfte ob der ungewohnten, schmalen Kost und er darob eine Zeit lang krank in der Kammer lag. Es war eine gute alte Venezianerin in der Nähe, die bei der Hitze barfuß hereinkam, den blonden, bleichen Gesellen zu pflegen. Plagte ihn Zahnweh in der feuchten Seeluft: ein Franziskaner hielt eine Armenklinik; da ward auch ihm geholfen.

Bisweilen mutete es ihn wunderbar an, schrieb er im Sommer an Muhl, aus den gewohnten Zuständen herausgetreten zu sein, aber man müsse mit allem die Probe machen. Venedig verdiene genau gekannt zu sein. „Unzählige Erinnerungen aus alter und neuer Zeit, Kunstgenüsse aller Art — wie Du weißt, mein Steckenpferd — und ein sehr originelles Volksleben bieten den höchsten Reiz." Es war dem Jüngling wie eine Verzauberung, daß sein guter Stern und günstige Wahl ihn geradewegs dorthin geführt hatten, wo ihm diejenige Seelenkost wurde, die seiner Herzenssehnsucht und Vorbildung völlig entsprach. Was dem Knaben Kiel und die Ostsee waren, das ward dem heranwachsenden Manne Venedig und die Adria. Wo anders hätte er eine

Volkskultur gefunden, die man ihrer ganzen historischen Größe nach in einem kristallinischen Niederschlag so klar vor Augen sehen, ja mit Händen greifen konnte, wie die der Markusrepublik? Eine so vielstimmige Symphonie des menschlichen Schaffens, so geschlossen auf umgrenztem Raume vereint, wo war sie sonst? Als ein Bauwerk aus einem Guß, als organisch durchgestaltete Harmonie voll schönster, farbigster Abwandlung stand die schaumgeborene Venezia vor ihm. Und das Meerwunder hob sich um so klarer ab von all den modernen Bildungsbrocken, als hier die Erde selbst und ihre Flora, alle Naturgestaltung zurückgewichen war, um allein einem reinen Kunstgebilde den Platz zu räumen. Hier sah der Zimber alles zu Form, alles zu Bild geworden. Lauter aufgerichteten Rhythmus, in Sonne und See getaucht, trank sein empfänglicher Sinn.

Als Jugendseele von unentweihter Phantasie, als einer, dem Venedig selbst sein Brot brach, der dort mit und in dem einfachen Volke lebte, das den Geist des alten Venedig noch in sich trug, ist Langbehn tiefer in dessen Innerstes eingedrungen als die großen deutschen und englischen Dichter, die sich vor ihm in den Gondeln auf den Lagunen gewiegt hatten. Obwohl bettelarmer Werkstudent, fühlte er sich hier, gleich Dürer, als Edelmann. Eines Tages kam er an mehreren Gondolieren vorbei, die auf einer Brüstung lagerten. Der eine hatte ihn mehrmals gefahren. Ungesehen legte er diesem nun eine Münze hin und bedeutete ihm, daß sie für ihn sei. Wie erfreut darauf der junge Schiffer emporgeschnellt sei, mit welch edler Grazie er für das Wohlwollen zu danken wußte, das blieb ihm zeitlebens eine frohe Erinnerung. Dies Momentbild beleuchtet gut, was den jungen Langbehn in der venezianischen Kultur zutiefst gefaßt hat: es war das Menschlich-Seelenvolle, das er aus ihrem Meeresgrund hervorleuchten sah. Adel und Gläubigkeit, Bildung und Volkstum hatten in wohlabgewogener Mischung all ihre Kräfte aufgeboten, um durch viele Jahrhunderte hindurch ein gemütstiefes, schmelzvolles Leben zu weben. Bei einem späteren Besuche Venedigs hat Langbehn seinen Eindruck von der Meereskönigin mit folgenden Worten wiedergegeben: „Mehr noch als Kunst und Natur gefallen mir die Menschen. Sie sind harmlos, gesittet und munter. Hochmütige Protzen oder mürrische Proletarier sieht man nicht; und ebenso nicht die geringste Roheit! Anstand, Höflichkeit und Sinn für Musik habe ich nirgends so verbreitet gefunden wie in dieser kostbaren Stadt. Man sieht die Leute, einzeln und paarweise, singend durch die Straßen gehen; das erfreut das Herz. Dabei ist die Masse der Bevölkerung arm; aber sie liest keine Zeitungen — und ist daher noch zufrieden." Auch in Venedigs Malerei ging er dem Menschentum nach. Er fand es in den ehernen Gestalten eines Carpaccio, in den keuschen Heiligen eines Bellini, in seinem Liebling Giorgione, dem „Meister der Meister", in den Frauen eines Palma und den Pagen des Veroneſe, am überragendsten in den Senatorenbildnissen des Tizian und Tintoretto. Deren „breite massive Schädel, mit dem schlichten Haarwuchs und dem gedrungenen Profil", diese ganzen Männer „von eiserner Entschlossenheit und goldener Bedachtsamkeit" schienen ihm deutlich niederdeutsche Abstammung zu bekunden, wofür er historische Belege beibrachte.

Den Niederschlag einer Blütezeit der Menschheit fand er auch in den Bauten Venedigs. Aus ihrer Betrachtung hat er lebendiges Kunstgefühl fürs ganze Leben geschöpft. Der Wohllaut von Maß und Fülle, das „Butterige und Geschnittene", das vornehme Behagen dieser aus dem Wasser emporgewachsenen Paläste bildete und entzückte ihn. Als die Herzkammer des Pfahlbautenstaates sah er den Markusdom an. Er schrieb später:

„Die Markuskirche ist der wärmste Ort der Erde, den ich kenne. Sie bietet mehr Deckung als irgend ein anderer. Sie ist, so sagt Nietzsche, ein Ding ohne Hintergrund. Das kann man sonst nur von der Welt, von einer Seele, von Gott sagen. Es scheint mir hier aber richtig. Man fühlt sich in dem Dom wie ein Kind im Mutterleib. Soviel Gold, soviel Bild, soviel Ruhe, soviel Schatten wie dort ist nirgends in der Welt beisammen. Sie ist geradezu wie ein warmes Nest des Heiligen Geistes — wie der Tempel Salomos, von den Pharisäern noch unentweiht, ja wie ein moralischer Brütofen. Sie ist ein weiches Daunenkissen für müde Häupter und Gewissen. Alle andern bekannten Kirchen stehen, diese ruht, und zwar in sich. Sie ist ganz kugelig. Sie ist rund und macht rund.... Ich weiß in der ganzen Welt keinen Platz, wo ich lieber wäre als in ihr."

So klar hat Langbehn das mit 22 Jahren noch nicht gedacht, doch deckt es sich mit seinem damaligen Empfinden. Er fand „sich selbst" in Venedig, weil er hier eine ihm innerlich homogene, deutschverwandte Volksart antraf, welche in der Geschichte die gesegnetste Entwicklung gefunden hatte. In Venedig war germanisches Wesen vor Spießbürgerlichkeit bewahrt, war es edelmännisch geblieben, war es reif und saftig geworden. Im alten Venedig erblickte er „die vornehmste Stadt und das vornehmste Gemeinwesen, das Europa je gehabt hat". Venedigs Seelentiefe lehrte ihn die künstlerische wie seelische „Abtönung", die er hernach den Deutschen anempfahl. Unbefriedigt von der kritischen, verstandeskalten Neuzeit, die keinen Dämmer, kein Geheimnis, keine übernatürliche Formung und Führung des Menschengeistes leiden will, hatte er hier — ganz abgelöst von der berlinisierten neudeutschen Gegenwart — eine Wärmeinsel, einen Labequell für seine Seele gefunden. Auf solchen Pfaden wollte er weiter wandern. „Wenn ich Venedig verlasse", heißt es in einem Briefe an Muhl, „gehe ich, wenn irgend möglich, nach dem südlichen Italien und Sizilien, treibe bukolische Poesie und urbane Prosa, wie es die Verhältnisse bringen. Ich hoffe, mich dabei wohl zu befinden. Im Vertrauen darauf kümmere ich mich um das Urteil dessen, was man gewöhnlich Welt nennt, wenig. Mich können Äußerlichkeiten überhaupt nicht sonderlich rühren. Wenn ich das Wesen einer Sache habe, ist mir die Form gleichgültig. Zunächst werde ich daher die ‚Wanderjahre', die ich angetreten, ruhig vollenden. Ich werde nur nach meiner Überzeugung handeln und denke, trotz allem, nicht schlecht dabei zu fahren."

Allzu abenteuerlich wollte er's aber doch nicht treiben; jener süditalienische Plan ist nicht ausgeführt worden. Er blieb in der Poebene. Im Hinterland Venedigs verstärkte sich noch der Eindruck von seiner Schönheit und Größe,

so in Udine vor dem wunderbar durchsichtigen Rathausbau, an der Brenta und in Vicenza. Er hat damals die ganze Perlenkette venetianischer Städte im Voralpengebiet bis in die Lombardei hinein, bis nach Brescia und dem ihm besonders lieb gewordenen Bergamo besucht. Er erging sich „auf den Gebirgshöhen und in den Seen des transmontanen Germaniens." Das Jahr 1874 fand ihn in Verona. Jetzt des Italienischen mächtig, ward er dort Hauslehrer bei Enrico Goldschmidt. Gefiel ihm auch die Masse der neuzeitlichen italianissimi wenig, um so mehr das „lebendige, höchst interessante Bild italienischer Geschichte", das er in den Denkmälern der einstigen Residenz Theodorichs, dem Zufluchtsort eines Dante, lange vor Augen behielt. Wie in Venedig die niederdeutschen, verfolgte er hier die gotisch-langobardischen Stammeselemente; wie dort über die Zeit sittlichen Verfalles, sah er hier über moderne italienische Korruption hinweg, tief in die heldische und künstlerische Vergangenheit hinein. Er befreundete sich für immer mit den edelmännischen Typen der Blütezeit Oberitaliens, in denen er „die ganze Kraft, den ganzen Adel, die ganze Freiheit des Mittelalters aufgespeichert" fand.

In der schattenlosen Feste plagte ihn der Sonnenbrand. Er trug den Sommer hindurch eine Winterjoppe; Erwerb von Büchern und Bildern zur dauernden Aneignung des Geschauten und zur späteren Verwertung war ihm bei knappem Einkommen wichtiger als bequeme Kleidung. Als während der Hitze seine Herrschaft mehrere Wochen nach Venedig ging, um am Lido Bäder zu nehmen, begleitete sie der Erzieher ihres Sohnes dorthin. „Der Heroe der Fußwanderungen", sein Freund Muhl, kam über die steirischen Berge zu ihm an die Adria. Langbehn freute sich, ihm als Cicerone zu dienen und mit dem Landsmann einige vergnügte Tage zu verleben.

So gut er sich eingewohnt hatte im Etschland, das schützte ihn nicht vor — Heimweh. Er gestand dies dem Freund in einem Oktoberbrief, nachdem er „mehrere Gläschen neuen sprudelnden Weines diesjähriger Ernte" auf sein Wohl geleert hatte. Allmählich sehne er sich nach deutscher Luft und zu deutschen Menschen zurück. Der ewig lächelnde blaue Himmel Italiens nehme für ihn nachgerade einen etwas ironischen Charakter an. Er verließ Verona denn auch Ende Januar 1875. Was er sich bei Abschluß seiner Italienfahrt noch vorgenommen hatte, schilderte er mit folgenden Worten: „Ich gehe vorerst über Vicenza und Padua wieder nach Venedig, um mir zum Schluß noch einmal die denkwürdige Dogenstadt zu beschauen, in der ich so vieles Wunderbare gesehen und erlebt. Von da reise ich nach Arquà, um dort das Grab Petrarcas, — dann nach Ferrara, um die Wohnsitze Tassos und Ariosts zu besuchen. Welche Perspektiven! Vor ihm verschwindet alles kleinliche, persönliche Leid und Übel. Von da geht's über Bologna, wo mich vor allem Raffaels hl. Cäcilia fesseln wird, nach dem Kunsteldorado, nach Florenz. Wahrscheinlich bleibe ich daselbst 14—20 Tage; ich werde mich dann ganz in sanctam artem versenken." Das führte er aus, um endlich über Mailand und den Splügen in die cara patria zurückzukehren.

Damit war Langbehns oberitalienische Pilgrimschaft abgeschlossen. Sie hatte ihn voll befriedigt. Was Muhl anbeträfe, so meinte er aber, sei es doch besser

gewesen, daß dieser der Vernunft Raum gegeben und ihn auf seiner gewagten Expedition nicht begleitet hätte, wie anfangs geplant. Es sei ihm doch erwünschter, ihn nicht als socius malorum bei sich gehabt zu haben. Sein Freund hätte bei diesem Salto mortale mehr zu verlieren und weniger zu gewinnen gehabt als er. „Aber", so schloß er diesen Rückblick, „es kommt bei der Lebensfahrt auf einige Schwankungen der Kompaßnadel nicht an, wenn sie sich nur schließlich beruhigt und auf das rechte Ziel weist."

5. Lebensführung in München.

„Wer war nicht gerne in München?" S. 1899.

„Türme, Sehnsucht und Adlersflug — sind deutsch", schrieb der Rembrandtdeutsche. Deutsch ist aber auch die Heimkehr. Merkwürdiger noch als sein kühner Ausgang über die Alpen ist seine besonnene Rückwanderung.

Langbehn war kraftvoll emporgewachsen in der tiefen Nacht und dem strahlenden Tag, die im Süden seine Seele durchzittert hatten. Auf seinen Jugendbildnissen sind die noch spielenden Lippen leicht geöffnet; fortan erscheinen sie fest geschlossen, wie die eines Mannes, der sicher seines Weges wandelt.

Die Verselbständigung, die seiner Natur in Italien zuteil geworden war, erfuhr ungewollt eine Verstärkung. In seiner Veroneser Zeit hatte er mit Freuden vernommen, nach schwerer Krise sei die Kieler Teutonia in neuem Aufblühen begriffen. Da schrieb er einem Couleurbruder, er habe sich aus zwingendsten Gründen längere Zeit in Schweigen hüllen müssen, stelle aber jetzt durch ihn den Antrag, man möge ihn unter Niederschlagung einiger Couleurschulden, die zu zahlen er zur Zeit außerstande sei, zum Philister der Burschenschaft erklären. Diese rügte den Ton seiner Zuschrift; nach seinem Verschollensein dürfe er nur als Bittender kommen. Auf seine Rechtfertigung ward ihm der Bescheid, daß er „wegen Indifferentismus und unverschämten Benehmens" — dimittiert sei. Dabei ist von beiden Seiten, wie später zugegeben wurde, übereilt gehandelt worden. Den Verwaisten im fremden Land, der die eigene äußerste Lebensnot und die seelische Erkrankung der Mutter nicht hatte kundgeben wollen, traf dies Ereignis wie ein Donnerschlag. Nur aus altgewohnter Pietät gegen die Verbindung habe er, so schrieb er an Muhl, die Schritte getan, die dies unerwartete Ereignis zeitigten. Schöne Erinnerungen seien ihm nun auf nüchterne Wirklichkeit zurückgeführt worden. Als sein treuer Kamerad dann für ihn eintrat — den Kielern gegenüber damals ohne Erfolg —, dankte er ihm in wärmsten Worten für sein eines wahren Freundes würdiges Verhalten. Das tröste ihn übergenug; überdies sei er nun mit ernsteren Dingen beschäftigt.

Seine Berufslaufbahn wollte festgelegt sein. Die Schulkarriere, so gestand er dem befreundeten Philologen, verursachte ihm ein leises Grauen. Von der Naturwissenschaft war er jenseits der Alpen ganz abgekommen; etwas Chemie, sagte er später einmal, sei ihm wohl an-, aber auch wieder fort-

geflogen. Seine Seele lebte im Menschlichen, im Geschichtlichen, im Schönen; so kam er wie von selbst aufs Studium der großen Kunst, das er in Oberitalien bereits begonnen hatte. Seine Jugendliebe für das Attische, die antiken Originale zu Verona und München, die vortreffliche Besetzung des archäologischen Lehrstuhles an der Isar durch Heinrich Brunn haben dazu beigetragen, daß er sich fortan auf der Münchener Universität dem Studium der griechischen Plastik zuwandte, — ohne sich aber der Fachwissenschaft innerlich zu verschreiben. Ihm galt der Spruch des Aquinaten: „Erst das Leben, dann die Gelehrsamkeit."

Unter den historischen Heimstätten, die mitgewirkt haben, die Persönlichkeit des Rembrandtdeutschen auszureifen, steht die Stadt München mit der Fülle ihrer Anregungen an erster Stelle. Sechs bis sieben Jahre hat er hier Geisteskraft aufgenommen und sich dabei fest eingegliedert in das gesellige, in das künstlerische, in das gelehrte München. Folgen wir ihm nun in diese drei Regionen.

*

Im Herbst 1875 zog Langbehn als Zimmerherr zu der Malerswitwe Maria Wedekind, in die Nähe des Englischen Gartens; mit ihr im folgenden Jahre nach dem Anwesen Gartenstraße 63, das seiner Hauswirtin und deren gleichfalls verwitweten Schwester zugehörte. Die beiden im Leben schwer geprüften Frauen räumten dem Studenten eine Gartenwohnung ein, wo er wohlgeborgen bis nach seinem Doktorexamen wohnen blieb. Gütig und vertrauensvoll haben sie ihm ganze Jahre hindurch den Mietzins gestundet, ihn durch ihre Magd bedienen lassen und ihm auch noch die Morgenmilch besorgt, ohne daß weiter davon gesprochen wurde, bis er beim Auszug alles berichtigen konnte. Um die niedrige, verborgen gelegene, idyllische Wohnung blühten die Veilchen und sangen die Vögel.

So schlicht die Klause, so mannigfach der Ausgang. Langbehn nahm vollauf Anteil an dem Besuch all jener gemütlichen Eß- und Trinklokale des alten München, die der Student nach Laune und Gesellschaft und nach dem Stand seiner Kasse zu wechseln pflegt. Bald saß er in der Kronfleischküche, bald im „Abentum", bald in einer Knödelküche bei Mehlspeiskost. Er rühmte, wie teilnahmsvoll gerade hier die Wirtin gewesen wäre; sie habe ihm auf den Zahn gefühlt, ob er auch nicht unsolide sei, ob er auch ernstlich studiere. In einem Bräu hatte einst ein Münchener vom Nebentisch voll Verlangen nach den Resten einer Kalbshaxe auf seinem Teller herübergeschaut; bescheiden kam er herzu und fragte: „Herr Nachbar, essen's das noch?" — und verzehrte dann mit bestem Appetit das ihm gern Überlassene. Solche Züge ungeschminkter Natürlichkeit blieben ihm haften.

„Aus Behagen wird der Geist geboren", so lautet einer seiner Sprüche. Auf dem Bierkeller und im Kaffeehaus gab's Winkel des Behagens auch bei schmaler Zehrung. Da reifte der Geist in aller Ruhe, ohne Formenzwang und Nervenspannung. Mitten unter biertrinkenden, fröhlich plaudernden Leuten hat er begonnen, halb summend, halb singend Lieder zu gestalten, die aus der

Tiefe seiner Seele quollen und so Abbilder seines Innern wurden, wie z. B. das Gedicht „Nächtlich“:

Wunderliche Träume kommen
Öfters nachts, mich zu besuchen:
Manchmal sind es alte Freunde,
Manchmal nagelneue Feinde,
Die mit seltsamen Gebärden
Mich zu lieben, mich zu hassen
Übereifrig sich bemühn.

Doch ich frage nicht nach solchen
Schattenhaften Mißgestalten,
Die mit unfruchtbarem Wollen —
Sei es freundlich oder feindlich —
Ihre schwache Kraft verzehren,
Mich in ihren Kreis zu ziehen:
Denn dergleichen lieb ich nicht.

Helles Licht des Tages lieb' ich
Und ein frisches, freies Wollen
Und ein Herz, das ohne Zaudern
Sich dem andern offenbart.
Was sind Träume, was sind Schäume,
Was sind Menschen ohne Taten
Als ein Spuk, der nächtlich weht?

Das Verlangen nach Freundschaft durchzieht seine Frühdichtung. Fand er auch keine kongeniale Natur, mit der er sich ganz austauschen konnte, so doch eine Reihe herzlicher Beziehungen, unter denen die Pflege treuer Kameradschaft mit Muhl, mit dem er „nach alter Weise über Welt und Menschen das Fazit zog“, obenan stand. Der Friese lebte vom Herbst 1875 an als Gymnasiallehrer in Augsburg. Oft besuchte Langbehn ihn dort, oft lud er ihn zu sich herüber und quartierte ihn bei sich ein. Er sandte ihm Bücher, er teilte ihm seine Sorgen wie Freuden mit und pilgerte auch mit dem unermüdlichen Fußwanderer durch Gebirge und Wälder, um zu zweit „nach angeborener Phäakenart die Natur zu genießen“. Muhl wiederum hat dem Freund in der Not ausgeholfen, hat ihn durch Teilnahme und Zuspruch in seiner Entwicklung gefestigt. Gleichwie Langbehn verachtete er alles Strebertum; er wollte sich „im Dienste der Wissenschaft verzehren“, wollte ebenfalls unabhängig und jung bleiben.

Den beiden als Erstlingen war eine kleine Schar studierender Landsleute an die Isar gefolgt. So entstand ein Abendkreis vorwiegend von holsteinischen Medizinern: Rauert, Ramm, Strenge, Konrad Möller u. a. Auch andere angehende Ärzte aus dem Norden: Jean Leibl aus Köln sowie die Brüder Georg und Willy Harttung aus der Mark gesellten sich dazu. Unsere beiden schles-

wigschen Freunde gliederten sich dieser lebens- und trinklustigen Gesellschaft, in der ein harmlos freundschaftlicher, niederdeutscher Umgangston herrschte, an. Ihnen, als den kriegs- und weltkundigen Semestern, ward ein schlichter Respekt gezollt. Am meisten verkehrte Langbehn mit Rauert, dem späteren Hausarzt des Fürsten Bismarck, und Georg Hartung; die konnten stundenlang diskurieren und fanden nicht voneinander. Wie einmal Rauert und Langbehn sich stark stritten, hatte der Maler Leibl, stumm daneben sitzend, bewundernd zu dem Mediziner gesagt: „Ich dachte, es müßte doch mal aufhören. Aber Sie wußten immer noch was, und auch er wußte immer noch was." Rauert sagte in Erinnerung an jene Zeiten: „Langbehn fühlte sich etwas überlegen. Er war es auch — er wußte viel mehr als die andern —, aber er ließ es auch merken; deswegen mochten ihn einige nicht. Er war aber ein ungeheuer anständig und vornehm denkender Mensch, mir ein naher und aufrichtiger Freund."

Nachdem ums Jahr 1877 der Schleswigholsteinerkreis, der dem Maßkrug zuweilen im Übermaß zugesprochen hatte, ins Philisterium übergegangen war, verkehrte der „Einsiedler in der Gartenstraße" weniger in festen Gruppen, doch nacheinander mit einer ganzen Reihe von jungen Kunstgelehrten aus aller Welt und mit deutschen Künstlern, von denen heute mehrere zu den Ersten ihrer Zeit gezählt werden. Unter jenen ist er Charles Waldstein, dem berühmten amerikanisch-englischen Archäologen der Universität Cambridge, unter diesen dem schlichten Altbayern Karl Haider am vertrautesten geworden. Und er kam öfter in jene Abendzirkel des jungen München, die sich damals im Café Propst, im „Affenkasten" des Augustinerbräus oder in der Veltliner Weinhalle zusammenfanden. Heimatlicher war es ihm freilich, wenn er bei seinem Freund Karl Purgold an dessen Abendtisch bei Gothaer Würsten die Mußezeit in lustigen Gesprächen verbringen konnte; diese dehnte er nicht selten so lange aus, daß er den jungen Gelehrten, den er als „Streber" neckte, vom Studium abhielt. Gern ging er mit Oberländer spazieren. Auch wanderte er mit dem Kunstgelehrten Wilhelm Schmidt ins Isartal, um Bodenaltertümer und kirchliche Denkmäler zu studieren. Es war ein Genuß, sagte dieser, mit ihm zu marschieren, weil seine hellen Augen landschaftliche Schönheiten würdigten und ihn die alten Dinge höchlich interessierten, was sich zur Begeisterung steigern konnte. Er war Hausfreund bei seinem Haderslebener Landsmann, dem guten alten Maler Heger; lange Zeit kam er täglich, und manche Festabende verlebte er bei ihm. Beim häufigen Verkehr im gastlichen Heim seines Lehrers Brunn verstand er sich sehr gut mit dessen Gemahlin; für die älteste Tochter des Hauses, die früh verstorbene Ida, schien er eine tiefere Neigung zu hegen. Sah er die kleine Berta, so erhellte sich sein Gesicht; er hatte stets die liebenswürdigste Geste für das Kind, und den Sohn Hermann, der damals noch Gymnasiast war, nahm er zu Spaziergängen mit.

Der hohe Nordländer wurde allgemach zu einer markanten Erscheinung unter den Junggeistern Münchens. Äußerlich fiel die Einfachheit seiner Kleidung auf; lange Zeit trug er den für ihn umgearbeiteten blauen Rock seines Vaters. Die Freunde erstaunten nicht wenig über seine verfeinerte Erschei-

nung, als er einst einen besseren Anzug anlegen konnte. Anschaulich beschreibt ihn uns Robert Vischer, der Kunsthistoriker: „Ich sehe ihn in klarer Erinnerung vor mir, wie er gewohnheitsmäßig rastlos durch die Straßen rannte, mit einem etwas kuriosen Aussehen, worin sich Scheu und Erwartung, ein Suchen und Fliehen des mitgehenden innern Menschen, Spott und Neugierde, Fremdheit und Verstehen ablösten und vermischten. Seine Gestalt erschien mir in Wuchs und Haltung zuweilen etwas hölzern, sein Gang fast knabenhaft flink, die koloristisch vitale Temperatur in seinem Gesicht oft ebenfalls paradox: sowohl feuchtkühl, naßkalt als trocken, weil es neben einem wetterbraunen einen jugendlich blühenden und einen bläulichen Ton hatte. Sein Blick war meist edel rein, wahrhaft und ernst auf das Wahre gerichtet."

Andern erschien er einfacher. Haider sagte: „Langbehn hatte eine schöne Gestalt, war sehr gut gebaut, nicht allzu geschickt, — widerstandskräftig hat er ausgesehen." Ein Bekannter, der ihn nachdenkend wandeln sah, glaubte den homo sapiens leibhaftig vor Augen zu haben. Bei seinem scharfen Blick für die Eigenart der Charaktere gab er Zu- oder Abneigung geradewegs kund; bei Harmlosen offen und harmlos, ward er bei verbildeten oder andern ihm unsympathischen Typen öfter abstoßend, unnahbar. Sein verschiedenartiges Auftreten rief ganz verschiedenartige Beurteilung hervor. Ein Mitstudent, so erzählte er, habe von ihm gesagt: „Sie sind keines ernsten Wortes fähig, Sie können nur lachen", und fast zur gleichen Zeit äußerte eine welterfahrene Dame: „Nein, einen so ernsten jungen Mann habe ich noch nie gesehen." War er in Gesellschaft, wie bei dem von ihm hochverehrten Juristen Professor von Planck oder bei Rochus von Liliencron, so konnte er schüchtern, still, linkisch erscheinen. Anderswo fiel er durch seine Gewandtheit auf. Als in einer Familie ein heftig widerstrebendes Kind sich von keinem der Angehörigen aus dem Zimmer bringen ließ, begann Langbehn mit ihm zu spielen und zu tanzen; zur größten Verwunderung der Großmutter brachte er es tanzend zur Türe hinaus.

Er paarte Feingefühl mit Schlagfertigkeit. Eines Tages traf ihn der junge Maler Vorländer in der Pinakothek vor einer Tafel von Memling. Er kehrte mehrmals dorthin zurück und sagte: „Hier muß ich immer erst meine Andacht verrichten." Dann verbreitete er sich über die heimlichen Schönheiten des Werkes. Als er mit dem Maler hinausging, klagte ihm dieser, er könne nicht loskommen aus seiner bei einem abscheulichen Weibe gemieteten Wohnung, in der ihn ein geistesgestörter Nachbar beunruhigte. Sofort ging Langbehn mit ihm, trat der Wirtin gegenüber, verschaffte Vorländer die ihm vorenthaltenen Kleider zurück und bewirkte seinen Umzug in ein gutes Quartier.

Einst war er zum ersten Mal in ein Münchener Haus geladen. Ein anderer Gast, zu dem er in seiner ungenierten Art gesprochen hatte, beklagte sich beim Hausherrn über ihn. Dieser nun hielt bei Tisch eine Rede, worin er, nach Langbehn hinübersehend, sagte: „Man bekommt da Leute ins Haus geschickt — weiß kaum von wem und was mit ihnen ist...." Aber wie er sich dann wieder nach Langbehn hinüberwandte, da stand dieser schon auf mit den Worten: „Ich sehe wohl, daß ich gemeint bin. Der mich empfohlen hat, ist der und

der. Wird man eingeladen, so darf man erwarten, daß man anständig behandelt wird." Sprach's und ging davon.

Wenn auch der eine ihn herrisch fand, der andere durch seine Bescheidenheit angezogen wurde, die nächsten Freunde seiner Studienzeit kommen in der Schilderung seines Geistes im Wesentlichen überein. Langbehn fiel vor allem auf durch große Intelligenz und einen weitgespannten Interessenkreis. „Alles, was einen Mann interessieren kann, interessierte ihn", sagte Rauert. Er zeigte eine heftige Abneigung gegen alles Unechte. Als Enthusiast und als Verdammer gab er sich gleich unmittelbar und zuweilen launenhaft. „Man mußte verstehen lernen", bemerkte Grünwedel, „daß dies alles bei ihm aus Lauterkeit erfloß." Er scherzte, ja verspottete manches in dem Drang, sofort mit einem starken Wort wegzuschleudern oder durch Lächerlichmachen zu vernichten, was ihm unwert war. Das tat er so offen und rücksichtslos, daß er damit sehr anstoßen konnte. In den Kunstverein eingeführt, äußerte er sich unverblümt über den Unwert dortiger Bilder, so daß der Sekretär ihm einmal den Weg vertrat und sich fernere Besuche verbat. Auch gute Freunde beleidigte er zuweilen durch ausfallende Worte, konnte jedoch hernach offen seine Schuld bekennen und sanft einlenken.

Aus seiner letzten Münchener Studienzeit hebt Waldstein diese Züge hervor: „Durchaus wahrhaft, jedem Kompromiß entgegengesetzt, handelte er bis zum Extrem nach seiner Gesinnung. Wie weit diese, ihm unbewußt, von subjektiven Tendenzen und Vorurteilen angehaucht war, ist eine andere Frage. Er konnte nicht biegen und sich anpassen, nicht mit Menschen oder dem Schicksal mäkeln, nicht von Gegnern annehmen. Das war seine große Lebensehrlichkeit. Er war einer von den wenigen, die es wagen, ihre Gedanken und Überzeugungen zu leben, nicht nur zu denken. Er trug seine Leidenschaftlichkeit in jede, auch die kleinste Lebensfrage hinein: er empfand alles, was er dachte, und bot so einen direkten Gegensatz zu den Denkgrundsätzen eines Spinoza."

Der diesem Philosophen blutsverwandte, bereits welterfahrene Waldstein meinte ferner, es habe Langbehn damals die Caritas im christlichen, die sympathy im englischen Sinne gefehlt; er habe einseitig und übertrieben als schleswigholsteinischer Lokalpatriot gedacht. Dennoch sei der durchaus subjektive Denker in anderer Beziehung eigenartig objektiv gerichtet gewesen. Im Hinblick auf einen jungen Mann, den beide für einen Typ des unzuverlässigen Strebers und für einen Menschen von niederer Gesinnungsart hielten, habe ihm Langbehn gesagt: „Warum bist Du über ihn so entrüstet? Du regst Dich über ihn auf und verschwendest Deine besten Gefühle. Betrachte ihn doch, als wenn er der Teil eines Schauspieles wäre, will sagen, anschauend. Sage Dir dann: Wie bist Du doch ein reiner Typus des gemeinen kleinen Schuftes, falsch, durchtrieben, schlau und nichtswürdig. Wie wunderschön der reine Typ in Dir zu Tage tritt! Dann wirst Du, anstatt Unlust, Vergnügen an seinen Fratzen haben." Doch solche rein künstlerische, shakespearesche Betrachtung seiner Umgebung habe Langbehn selten, und dann sicher nicht kundgegeben, wenn seine Grundüberzeugungen und Lebenszwecke in Frage standen.

Er konnte durch unbeugsame Überzeugung wie durch Fülle des Gefühls überraschen. Robert Vischer berichtet: „Er saß im Liebigschen Hörsaal unter meinen Zuhörern, als ich einen Vortrag über Dürer hielt, und war, wie er mir nachher bezeugte, gerührt über die von mir zitierten Worte, die Dürer unter ein von ihm für einen Arzt gezeichnetes Selbstbildnis geschrieben hat: ‚Do der gelb Fleck ist vnd mit dem Finger drauf deut, do ist mir we.' ‚Der arme Dürer', sagte Langbehn zu mir, ‚der gute Dürer!' Und das erfreute mich."

Gleich andern betonte auch Vischer, er habe großen Respekt empfunden vor der sittlichen Kraft, mit der jener trotz Dürftigkeit und Aussichtslosigkeit seinen selbstgewählten Pfad eingehalten habe. „In seiner Armut bestellte er sich bisweilen abends nur Kartoffelsalat. Oft hatte er sein Sommerquartier Wochen, ja Monate lang bei einem Bauern, dem er wohl Handlangerdienste leistete, um ihm nichts oder nur wenig Kostgeld bezahlen zu müssen." Doch sprach er fast nie von seiner Bedürftigkeit. Rauert bekannte später: „Niemals hat er uns angepumpt. Ich hatte viel Geld; daß er keines hatte, habe ich nie gemerkt." Einige Zuschüsse hat Langbehn aus der Heimat erhalten; einiges erhielt er für Facharbeiten, die ihm Brunn übertrug, der ihn auch wochenlang in sein Haus zum Essen einlud; einiges wird ihm als Honorar für Zeitungsaufsätze zugeflossen sein, einiges hat er durch Waldstein und andere Freunde erhalten. Bei dieser Lage mußte er schon ungewöhnlich genügsam und beharrlich sein, um sein langes Studium durchzuhalten.

Er bedurfte um so mehr innern Gleichmut, als seine Umgebung den Kern seines knospenhaften Wesens nicht erkannte. Die Genossen strebten bestimmte Ziele in bestimmten Lebenskreisen an, sie legten ihre Geistesarbeit im wesentlichen fest auf umzäunte Arbeitsgebiete, auf den Aufgabenkomplex der Bildungsgemeinschaft, in der sie nun einmal standen: Langbehn ging hingegen gar nicht aus von Anforderungen der Gelehrtenwelt oder Gesellschaft, sondern in antikem Sinn von seinem eigenen Geiste. Den suchte er, ebenso unbekümmert um seine Laufbahn wie um die Ziele seiner Umwelt, frei zu entwickeln. Als lachender Philosoph durch die Reihen der Fachgenossen schreitend, erschien er diesen in Urteilen wie in Forderungen öfter autodidaktisch und abgerissen. Vischer sagte: „Wie ein Käfersammler hatte er stets ein Nadelbüchslein bereit für alles, was ihm auf dem Weg, dem innern wie äußern, entgegenblinkte; der große Zug der Einheit fehlte."

In Wirklichkeit — so dürfen wir auf Grund vieler Tatsachen berichtigen — trat der große einheitliche Zug bei dem Stürmer und Dränger nur noch nicht zu Tage. Die Einheit ward hier allerdings nicht geschaffen durch ein System der Philosophie — das sowohl Vischer wie Waldstein mit Recht bei ihm vermißten —, sondern durch eine starke Persönlichkeit. Zur gleichen Zeit, wo Nietzsche den Zusammenbruch der modernen philosophischen Spekulation besiegelte, schickte sich ein Langbehn an, die Phänomene der Welt vorwiegend auf empirischem Wege neu zusammenzudenken, um sich durch vergleichende Anschauung auf induktivem Wege ein Weltbild zu formen. Von der Naturwissenschaft schritt er weiter zur Kunst- und Geschichtswissenschaft. In seiner

Doktorarbeit sagt er bezeichnend: „Es darf nicht vergessen werden, die bloße Kunstform ist auch eine Tatsache, und zwar eine historische Tatsache, so gut wie jede andere.“ Indem er überall das Konkrete erfaßte, in der Kunst wie im Weltgeschehen stets den Höhepunkten der Kulturen zugewandt, ward sein Studium ohne eigentliche Systematik universal. Bei steter Erweiterung des geistigen Horizontes baute es sich auf über allen Objekten und Ereignissen, die ihm der Tag entgegentrug — sei es auf der Hochschule oder der Bibliothek, auf der Straße oder im Konzertsaal, im Bräuhaus oder im Museum, in Malerwerkstätten oder in Wäldern. Zwischendurch zog er sich wochenlang in seine mit Büchern gefüllte Klause zurück. „Er las immer“, sagte ein Freund, und zwar nach sorgfältiger Suche das, was ihm aus allen Literaturen, von den primitivsten Alten bis zur jüngsten Journalistik, das Beste erschien. Er studierte die Menschen, die er traf, mit Vorliebe nach ihrem Stammescharakter. Er nutzte dauernd, was die Stadt an klassischer Plastik, Malerei und Musik bot. Er erbaute sich sowohl an der Ritterpracht des Kaiserdenkmals im Frauendom wie an dem Barockjuwel des Johanneskirchleins, am Äginetenfries wie an den Hochamtklängen in der Allerheiligenhofkirche.

Die Auswahl unter den Werken der Schöpfung, der Literatur und Kunst traf sein elementarer Sinn für Reinheit, Gesundheit und Harmonie. An Irrtümern fehlte es bei solcher Selbsterziehung nicht, doch auch nicht an Selbstkorrektur. In letzter Linie bemaß er alles Geistige nach seinem moralischen Werte. Mit Recht wandte er den Ausspruch Goethes, Knaben seien sittliche Rigoristen — und ebenso das Hölderlinwort: „Dieser Jüngling richtet mit der Strenge eines Minos“ — auf sich an. Er hielt ein Paktieren mit klar erkannten sozialen und künstlerischen Mißständen für unredlich und stellte daraufhin Forderungen an sich und seine Umgebung, deren reine Absicht oft mißdeutet wurde. Seine selbstgeformte Moral klang ans Griechische an. Er entsetzte Freunde dadurch, daß er zeitweilig die Wiedereinführung der Sklaverei befürwortete: die höheren Rassen müßten auch heute wieder niedere zu ihrer Bedienung haben, um sich ohne Hemmnis edlen und freien Beschäftigungen hingeben und so geistig besser entwickeln zu können. Es ist klar, daß er bei solchen Anschauungen ganz un-, ja gegenkirchlich gerichtet war. Er trat mit 24 Jahren aus der evangelischen Landeskirche aus, und bei einer Fronleichnamsprozession ließ er sich aus Gewissenhaftigkeit lieber den Hut vom Kopfe schlagen, als ihn gegen seine Überzeugung abzunehmen. Wenn er auch frommer Regungen nicht entbehrte, in seinen Lesungen wie in eigenen Liedern den Geist der Evangelien und eines Sängers wie Matthias Claudius pflegte, so war doch der Grundton seiner Münchener Lebensführung eine griechisch-deutsche, selbstherrliche Männlichkeit. Er pflegte diese körperlich durch Schwimmen, Rudern, rüstige Bewegung — geistig sowohl durch den Heroismus seiner Laufbahn wie durch sein tiefes Eindringen in den arischen Schaffensgeist alter und neuer Zeit.

6. Unter schaffenden Meistern.

Während meines langjährigen Aufenthalts in München habe ich mich ebensosehr, wo nicht mehr, mit praktisch-künstlerischen wie mit wissenschaftlich-kunstgeschichtlichen Studien beschäftigt. Ich war mehr im Atelier als im Hörsaal. L. um 1900.

Zeitlebens fühlte Langbehn sich zu originalen Künstlernaturen hingezogen, teils wegen seiner eigenen künstlerischen Veranlagung, teils weil er bei ihnen mehr natürliches Empfinden fand als in andern Bildungsschichten. So kam er zum Kunstschaffen in ein ganz nahes, fast familiäres Verhältnis. Er war mehr geistig mitschaffender Künstlergenosse als betrachtender Kenner — schon in seinen Studienjahren.

In der Münchener Malerei hatte nach der Corneliuszeit das Theatralische und Leichtfertige Übergewicht gewonnen. Da erstand ihr ein Mann, der durch echte und feine Naturwiedergabe, durch unbestechliche Charakterisierung, durch meisterhaften technischen Vortrag einer der ersten deutschen Maler geworden ist: Wilhelm Leibl. Er stammte vom Rhein; sein Vater war Organist am Kölner Dom. In München reifte er zu einem Manne, der bajuvarische Kraft mit niederdeutscher Bedachtsamkeit vereinigte. Obwohl als Maler blind und stumm gegenüber allem sinnlich nicht Greifbaren, zeigt er doch innerhalb der Grenzen seiner Kunst eine Gründlichkeit und sittliche Stärke, die ihn zum Kunsterneuerer gegenüber einem spielerischen Akademismus gemacht hat.

Langbehn lernte Leibl kennen, als dieser etwa 32 Jahre zählte und die Bewunderung der Pariser Kenner bereits errungen hatte, aber in München noch längst nicht durchgedrungen war. Er schwang noch drohend den Knotenstock gegen den tonangebenden Kritiker jener Zeit, Friedrich Pecht, der ihn heruntergerissen hatte. Sein Bruder Jean, der Mediziner, mit dem Langbehn im landsmännischen Kreise verkehrte, erzählte dem Maler von dem jungen Kunstgelehrten, der seine Bilder viel besser fände als die des derzeit umschwärmten Makart und der ganzen Münchener „Schwefelbande". Das führte Anknüpfung und öfteres Zusammenkommen herbei. Einmal, es war im Herbst 1876, zeigte Leibl im Kaffeehaus die ihm auf der Sommerausstellung zuerkannte große Medaille vor. Langbehn reizte ihn, seine allbekannte gewaltige Muskelkraft zu versuchen, ob er sie durchbrechen könne. Leibl packt zu, das Ding gibt nach, man findet zum allgemeinen Gaudium, daß das Ganze nur eine Gipsmasse ist, mit einer dünnen Legierung überzogen. Das veranlaßte Langbehn zu seiner ersten Veröffentlichung, einer Abhandlung: „Die Münchener Preismedaille", die im November des Jahres in der „Süddeutschen Presse" erschien. Es seien, so schreibt er, im Verlaufe der jetzt geschlossenen „Deutschen Ausstellung" mancherlei Übelstände unseres Kunstlebens zu Tage getreten. Er wolle hier nur ein zwar unbedeutendes, doch sehr bezeichnendes Beispiel behandeln: die Ausführung der verteilten Medaille. Wenn man sehe, daß dieses kolossale Produkt von $11\frac{1}{2}$ Zentimeter Durchmesser aus einigen Platten zusammengelötet und mit Gips gefüllt sei, so frage man sich verwundert, zu welchem Zweck dies einer Sardinenbüchse gleichende Werk

angefertigt, ob die Sache mehr lächerlich oder betrübend sei. Die künstlerische Ausführung des Medaillenreliefs strotze von Trivialität und Unnatur: der Kopf der „Kunst" gehöre dem aus Pilotys Thusnelda und Makarts Abundantia sattsam bekannten, bis zum Überdruß wiederholten Familientyp an; das „Gewerbe" zeige sich in der schlecht gelungenen Attitüde eines Tanzmeisters. Man solle doch Mangel an Ideen nicht in so anspruchsvoll aufgebauschter Weise zur Schau tragen, sondern — wenn einmal vorhanden — durch Bescheidenheit und überlegte Solidität der Arbeit zu ersetzen suchen. Nach Abweisung des Kliquen- und Koterienwesens in Kunstkreisen heißt es dann gegen Schluß: „Hoffen wir, daß die mechanische und künstlerische Ausführung der Medaille *nicht* als ein Symbol der heutigen Münchener Kunstzustände zu nehmen sei. Mit solcher Hohlheit und äußerer Unform ist der deutschen Kunst wahrlich nicht gedient." Der Artikel, der die Unterschrift „Ein Kunstfreund" trug, machte Aufsehen. Sosehr er die Ausstellungsleitung verdroß — die sich durch Veröffentlichung eines Lob- und Dankbriefes Menzels für die auch diesem zuerkannte Medaille zu decken suchte —, sosehr gefiel er Leibl. „Der Langbehn, das ist ein großartiger Kerl", sagte er, „wenn der von mir gemalt sein will, das tu' ich gleich." Und so kam es; aus Dankbarkeit für sein Auftreten malte ihn Leibl und schenkte ihm das Bild. Bei den bekannten unerbittlichen Anforderungen des Meisters an seine Modelle mußte Langbehn viel Zeit dafür opfern. Er saß ihm ganz geduldig. Zuweilen freilich mahnte Leibl, wie der beim Malen zusehende Rauert berichtet: „Machen Sie ein ordentliches Gesicht, und lachen Sie nicht immer! Halten Sie den Kopf nicht so herunter!" So ist eines der besten Bildnisse Leibls entstanden, das nach Aussage der Freunde den Langbehn von damals vortrefflich kennzeichnet. Überaus charakteristisch waren die Hände wiedergegeben; Freund Sperl rechnete sie zu den schönsten, die des Künstlers Hand geschaffen hat[1].

„Leibl hat", so sagte mir Langbehn später, „bei meinem Bildnis *einen* Zug meines Wesens herausgehoben und diesen zum beherrschenden des ganzen Bildes gemacht; ein sehr künstlerisches Vorgehen, um höhere Vergeistigung zu erzielen. Ich selbst zeigte jenem, dem leidenschaftlichen Weidmann, stets die Ruhe des Jägers auf dem Anstand. Diese und meine nordische Rasse, das ‚Gotische' in mir, gefiel Leibl. Er behandelte mich stets mit großer Hochachtung, öffnete mir beim Fortgehen die Tür, wie einem Fürsten." Das urecht Deutsche, innerliche Festigkeit vereint mit persönlicher Freiheit, gab den Beiden — obwohl dort das Bäuerliche, hier das Adelige der Erscheinung überwog — etwas Verwandtes, antik Arisches. Neben Leibls Aginetentyp erschien

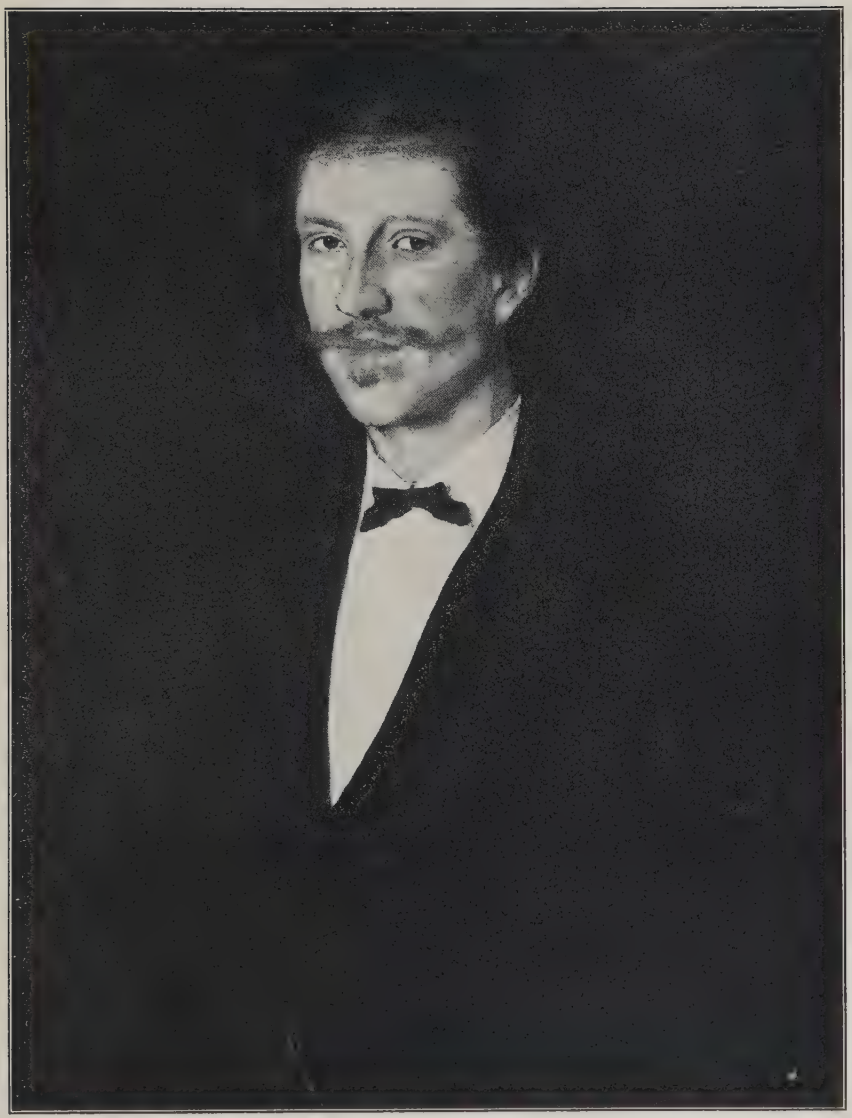
[1] Die Hände sind später, als zu weit abstehend vom Kopfe, abgetrennt und als Kunstwerke für sich behandelt worden. Dr. Hermann *Brunn*, der Langbehn oft beim Vater sah, sagt, Leibls Bildnis sei das einzige, das *ein wenig* von dem Charme, der Grazie ahnen ließe, die er gelegentlich kundgab, auch fände er dort durch die Mittelstellung der Augenlider etwas von dem raschen Wechsel des „Offen" und „Zu" seiner Augen angedeutet. Nirgends auf Bildnissen aber fände er die Locke, die Langbehn, wenn er auf unserem Sofa saß, oft so charakteristisch in die Stirne fiel und ein ebenso charakteristisches Schütteln hervorrief, oder auch ein Streichen mit der Hand, eine feine, kapriziöse, sanft heftige Bewegung eben jener schlanken, oft die Finger etwas nervös aneinanderzuckenden Hand, die — wie bei einer feinorganisierten Katze der Schweif — eine Art Gradmesser für die innere Stimmung abgab.

Langbehn wie der attische Jüngling. Auf Münchens Straßen sah man ihn für einen jüngeren Bruder des Meisters an. „Von den Bauern, die Leibl malte", so schrieb Langbehn um 1900, „wurde ich für seinen Lehrmeister gehalten, weil ich ihn bei seiner Arbeit (an den ‚Dorfpolitikern') unbefangen und scharf kritisierte; ohne irgend eine Pose, wie ich noch jetzt denke und spreche und schreibe. Auch konnte ich ihn, in mancher Hinsicht, wohl belehren. Sein bestes Bild, drei betende Bäuerinnen, malte er in einer bayrischen Dorfkirche; ich war oft dabei."

So hat Langbehn mit Leibl gerade in jenen Jahren viel verkehrt, in denen dieser seine beiden Hauptwerke schuf, eben in den Jahren, wo er bitter über seine Verkennung in Deutschland klagte. Um ihn vor drohender Not zu schützen, tat Langbehn im stillen, was er vermochte. Er schrieb an Dr. Rauert nach Reinbeck, wie leid ihm die Lage Leibls täte; er möchte doch als Freund unter der Hand einspringen, da der Künstler ohne Schädigung seines Rufes seine Verlegenheit nicht bekannt geben könnte. Er führte Frau Nonner zu ihm, damit diese sich malen ließe; das lehnte Leibl freilich ab mit den bezeichnenden Worten: „Ich kann sie nicht malen; sie hat keinen deutschen Kopf."

Den Meister, den Langbehn früh als „Klassiker der deutschen Malerei" einschätzte, besuchte er gern, wie er als „Hinterwäldler am Ammersee" hauste. Als einmal der Sturm ging, reizte Leibl seine Münchener Freunde zum Seegang in einem Boot; er wolle es selber führen. Keiner wagte es; nur Langbehn fuhr ruhig mit, weil er sich sagte: „Der Leibl ist viel zu vernünftig, um sein Leben dadurch aufs Spiel zu setzen. Ist *er* seiner Sache sicher, dann besteht keine Gefahr." Eines Abends saß man lange beisammen; Langbehn aber mußte unbedingt noch heim nach München. Da bahnte Leibl, wie ein wütender Eber vor dem Freunde hereilend, mit seiner Berserkerkraft diesem durch Waldesdickicht den kürzesten Weg zur Bahn, damit er den Zug noch erreiche, was denn auch gelang. Hatte er ihn in Aibling als Gast, dann ließ er ihn im Dachgiebel seiner Wohnung übernachten. Als Langbehn vor seiner Romreise sich von Leibl verabschieden wollte, wurden aus den Stunden, die er dafür bestimmte, mehrere Tage. „Ich erfreute mich", schrieb er, „noch einmal an der knorrigen, ehrenhaften Persönlichkeit dieses ursus rusticus." Als er München später ganz verließ, dankte ihm Leibl gerührt und mit bewegten Worten für das, was er ihm gewesen war.

Des Meisters Blütezeit war damals schon vorüber. Langbehn hat der feingeistig angelegten Natur des Kölners, die bei dem Mangel edler Anregung zu verwildern drohte, in der Unterhaltung wie durch Bücher anregende Geisteskost zugeführt. Bald nach der Zeit dieses Verkehrs hat Leibl gegenüber Speidel angelegentlich seine Verehrung für Montaigne und Shakespeare, den er einem Goethe vorzog, bekundet: ganz ungewohnte Klänge bei ihm, die sicher auf Langbehn zurückzuführen sind. Wenn Leibl seiner Mutter schrieb, er habe sich in München aufs neue davon überzeugt, daß die Malerei dort „bloß aus Gewohnheit mit schlauer Berechnung, aber ohne alles eigenartige Gefühl und ohne jede selbständige Anschauung" betrieben würde, daß man, um weiter zu gelangen, sich von dem Wege der andern entfernen müsse, — so kommt das völlig überein



Wilhelm Leibl:
Bildnis des Rembrandtdeutschen
(1877)

mit dem Denken und Leben des Rembrandtdeutschen. War auch Leibls Malermoral kurzsichtig, Langbehns Heldenmoral weitsichtig geartet: in der Ablehnung und Abstoßung alles Falschen, in der Lebensgestaltung nach der innersten Überzeugung fanden sich im Oberland die beiden niederdeutschen Originale. Daß Leibl „seinen heroischen Kampf gegen Götter und Menschen", wie Langbehn ihn nannte, gerade beim Kirchenbild in dürftigster Lage eisern durchhielt, ist auch für diesen ein Ansporn zum Durchhalten auf der eigenen Bahn geworden.

Der sogenannte Leiblkreis bestand hauptsächlich aus Malern, die dem Meister im gediegenen malerischen Vortrag nacheiferten, einer nur — den Leibl als den besten unter ihnen bezeichnete, wenn er auch „zuviel strichele" — rückt ihm an die Seite vermöge zeichnerischer Zartheit und durchdringender Seelendarstellung: das ist Karl Haider. Völlig frei von Pariser Malart, ist dieser nach Vortrag wie Gehalt der deutscheste, geradeste, schlichteste Meister der Gruppe. Treffend schilderte ihn sein Sohn Hubert mit den Worten: „Der Vater schläft im Kammerl wie a Holzknecht, aber er lebt und stirbt für seine Kunst." Mit ihm, dem Altbayern, war Langbehn lange Zeit befreundet. Sommers ging er aufs Land in seine Nähe, zuerst nach Anzing, später nach Schliersee, und Haider kam oft zum Freund in die Stadt, wohnte bei ihm und beriet seine Bilder mit ihm durch, auch die berühmt gewordene „Moni". Langbehn führte ihm seine Freunde, darunter Waldstein, zu, dessen Eltern der Meister malte. „Seh' ich meine Zeichnung von ihm an", sagte Haider später von dem Rembrandtdeutschen, „so steht er wieder leibhaftig vor mir. Ein fester Kerl ist er gewest, einer der ehrlichsten, wahrhaftigsten Menschen, die mir vorgekommen sind. In vielem haben wir uns ganz verstanden und gefunden. Er opferte sich auf für den Freund, wenn er ihn gern hatte. Wir stritten uns wohl bis zum Raufen, vertrugen uns aber immer wieder." Langbehn nahm auch vertraulich teil am häuslichen Leben Haiders, brachte den Kleinen „Guts" mit und spielte fast zu verwegen mit dem Walter wie dem blondgelockten Hubert.

In kernigem, keuschem, musischem Streben standen die Freunde fest zusammen; sie stützten sich brüderlich. Traurig ist es, wie sie auseinander gekommen sind. Haider hat mir es so berichtet. Er malte ein Bild, das jetzt eines der ersten deutschen Museen schmückt; Langbehn stand ihm dabei zur Seite. Auf sein Ansuchen sagte der Maler dem Notleidenden 200 Mark von dem Verkaufspreis zu. Bald darauf mußte Langbehn abreisen; Haiders Frau aber starb im Wochenbett. Voll herzlicher Teilnahme schrieb der Freund dem Verwitweten einen ergreifenden Brief. Dieser war mit seinen drei Kindern in arge Verlegenheit geraten. Als er nun jenes Bild verkauft hatte, wandte er sich an Langbehn, um seines Geldversprechens ledig zu werden. Doch dieser, selbst in äußerster Not, erwiderte: „Du bist ein Lump, wenn Du es nicht hältst." Nun schrieb ihm Haider einen aufgebrachten Brief, so abweisend und grob, daß Langbehn nichts mehr von ihm hören wollte. Ein gemeinsamer Bekannter berichtet: „Langbehn war ganz außer sich, hoffnungslos, ins Innerste getroffen, als ob alles aus wäre. Schrecklich war es anzusehen." Wie tief der Bruch auch Haider geschmerzt hat, erzählte dieser nach dreißig Jahren mit den

Worten: „So etwas war nur schriftlich möglich. Aug' in Aug' hätte er meine ehrliche Absicht gesehen, da hätten wir uns wieder verstanden. Es tut mir weh, daß wir uns vor seinem Tode nicht versöhnt haben. Einmal sah ich ihn später wieder, an einem Konzertabend in München. Es war Beethoven gespielt worden, — Wagner sollte folgen. Da ging ich in der Pause fort und fand, in gleicher Absicht, am Tisch der Garderobe — Langbehn. Wir blickten uns an und zögerten beide; keiner fand das einlenkende Wort. Ich bedaure, daß ich ihn nicht ansprach; ich sah ihm an, daß er es wohl erwartete.... Es wäre aber nicht recht, ein so schroffes Verhalten Langbehns, wie bei unserem Bruch, Menschen zu erzählen, die ihn nicht gut kannten; es würde zu falscher Beurteilung führen. Man muß seine Vorzüge, seine ganze Natur gesehen haben und dagegen halten."

Künstlerisch nur lose verbunden mit dem Leiblkreis war damals Hans Thoma, dessen Frühkunst Langbehn das Herz erwärmte. Obwohl in seiner Studienzeit ein Bild des Schwarzwälder Malers nur ein Gegenstand war, der im Münchener Kunstverein belacht, ja verhöhnt wurde, — er sah darin den originalen Meister. Begeistert führte er einst Leibl vor ein „Aufziehendes Gewitter" des Künstlers, und auch dieser rief ehrlich bewundernd aus: „Ja, der Thoma, der wird noch mal was!" Leibl konnte freilich nicht fassen, daß Thoma, der das Malen ganz anders nahm als er, dessen „Lasieren" ihm technisch unsolide erschien, ihm dennoch Bewunderung abnötigte. Schließlich faßte er gegenüber Langbehn sein Urteil in die Worte zusammen: „Der Thoma ist ein Flugschütze, ich bin ein Scheibenschütze" — in der Malerei. Wie gelegentlich mit Trübner, Marées, Bayersdorfer, so ist Langbehn um jene Zeit auch schon mit Thoma zusammengetroffen, ohne ihm noch näher zu treten. Aber sein Geist entfaltete sich, sein Herz schlug gerade in München lebhaft mit der oberdeutschen Heimatkunst der drei Meister Leibl, Haider, Thoma, die in Seelenverwandtschaft mit ihren Vormännern Schwind, Feuerbach, Böcklin zur Zeit des Industrialismus künstlerische Erbgüter ausbauten. War Leibl ganz erdhaft, bei Haider traten musikalische, poetische, ja architektonische Züge hinzu; Thoma aber durchflog mit seiner Kinderphantasie die ganzen Gefilde der Natur, des Volkstums und Christentums. Längst ehe Thoma berühmt ward, sagte Langbehn, vor dessen besten Bildern sei einem, als wenn man durch ein Schlüsselloch ins Paradies blicke. Er hat bei diesen Meistern seelische Großäugigkeit — Weite, Tiefe und Frische des Fühlens gefunden. Thoma und Leibl waren ihm Schauer und Erbauer, die in ihrer jugendlichen, ihrer Blütezeit „emotionelle, großgefühlte Musik" machten, während die sonstige Künstlerschaft auf kleingefühlte, auf Programmusik festgenagelt gewesen sei.

„Die Münchener Kunstsphäre, in der ich damals lebte" — so urteilt Langbehn rückwärtsschauend kurz vor seinem Tode —, „wurde später durch die Französelei erdrückt. Die Torheit der Deutschen, jene Epoche nicht ausgenutzt zu haben, wird sich noch lange rächen. Man versäumte eine Heimatkunst im großen Stil."

7. Der Fachgelehrte.

Die ganze Archäologie habe ich nur betrieben als ein Fachstudium das — von den vorhandenen Fachstudien — meinen Absichten am nächsten lag. L. 1883.

Auch in der Kunstwissenschaft wandelte Altmünchen auf eigenen Wegen. Hören wir darüber Waldstein, der Ende der siebziger Jahre zur Fortführung griechischer Spezialstudien nach München gekommen war. Er gibt uns folgenden Überblick:

„Um Brunn scharten sich eine Anzahl von Archäologen, die alle seine Bewunderer waren. Dr. Julius war gewissermaßen sein Assistent, Langbehn sein Hauptschüler. Die Bewunderung für Brunn nahm einen loyalen Parteiton an. Es bestand nämlich damals in Deutschland ein Gegensatz in der Archäologie zwischen jenen, die als Hauptzweck und Hauptmethode des archäologischen Studiums die Monumente und Kunstwerke an sich betrachteten, und jenen, die die Schriftquellen, die schriftlichen Testimonia vorerst und hauptsächlich ins Auge faßten. Die ersteren nahmen daher Stilstudien und kunsthistorische Momente als den zentralen Gegenstand des Studiums, die andern waren mehr philologisch angelegt und befaßten sich vor allem mit Quellenkritik, ließen auch die philologischen Methoden und Zwecke vorwiegen — wie es uns dünkte — unter Beeinträchtigung der Erkenntnis des Kunstcharakters und Kunstwertes des archäologischen Materials. Dies schuf zwei Lager. Zugleich schien es — so dachte wenigstens Langbehn, und ich glaube einigermaßen auch Brunn selber —, daß die ganzen Lebensanschauungen und Lebensmethoden der zwei Parteien in schroffem Gegensatz zueinander standen.

Brunn war der ruhig in seinem Studierzimmer mit in sich gekehrter Leidenschaft arbeitende, nur der Wissenschaft gewidmete deutsche Gelehrte der alten Schule, unbedacht des unruhigen, von sozialen und materiellen Interessen durchsetzten Lebens der Welt in einer modernen Großstadt. Er war eine ernste, fast kindlich einfache und milde Natur. Im Gegensatz hierzu schienen die andern von administrativen Geschäften eingenommen, immer im Anschluß an das rege praktische Leben einer Großstadt vom Instinkt nach Selbstbetätigung und Macht besessen, und — obgleich mehrere von ihnen tüchtige, gewissenhafte Gelehrte waren — büßten sie doch unter diesen äußern Einflüssen den alten, durchaus schönen, reinen und erhabenen Geist des alten deutschen Gelehrten ein. Bei den geringeren Naturen artete diese Beeinflussung in Strebertum aus. Mit einem Wort bezeichnete — wenn nicht Brunn selber — so doch seine Schüler- und Anhängerschaft, besonders Langbehn, diese Gegner als ‚die Berliner'....

Es war ein wunderbares Stück alten deutschen Kulturlebens, wenn durchreisende Archäologen in München weilten und wir uns alle abends auf einem Bierkeller trafen und unter Brunns bescheidenem Präsidium wissenschaftlichen und freundschaftlichen Verkehr pflegten. Selbst die Repräsentanten der andern Partei konnten sich des beherrschenden Charmes dieser einfach bedeutenden Natur nicht erwehren."

Das Patriarchat Brunns erreichte seinen Höhepunkt in den bekannten Dienstagabenden seines Hauses, an denen er allwöchentlich seine Schüler im Familienkreis um sich versammelte. Da saß er in der Mitte mit Büchern auf der einen, mit dem Maßkrug auf der andern Seite, umgeben von seiner Familie wie von den jungen Gelehrten, und erzählte von griechischen Entdeckungen oder römischen Erlebnissen, währenddem die Tafelrunde trank und rauchte. Hier war Langbehn eingewachsen. Er pflegte nicht lange zu reden, hörte aber genau zu und warf dann und wann eine anregende Bemerkung dazwischen. „Er weiß so gut zu fragen", rühmte Brunn von ihm. Wenn Brunn selber etwas fragte und alle schwiegen, dann sah seine Frau zu dem ruhig zuwartenden Nordländer hinüber und sagte: „Langbehn weiß es!" Gewöhnlich hatte sie recht mit ihrer Vermutung.

Denn Langbehn hatte die Antike gründlich studiert. Seine Beziehungen zu Bernays, Meßmer und andern Professoren stehen ganz zurück gegenüber der Fachschulung, die er bei Brunn gewissenhaft durchgemacht hat. Der ausgezeichnete Gelehrte war zugleich ein durchgereifter Kunstkenner und ein Mann von feinentwickeltem Geschmack, der in seinen Schülern den vollen Kontakt mit dem künstlerischen Gehalt der griechischen Denkmäler herzustellen wußte. Die sachkundige Erörterung von Grundsätzen der Plastik, das Ablesen des innern Wertes aus den Linien und Buchtungen des Marmors im Geiste Brunns hat Langbehns Kunstgeist methodisch geschult. Die mit dem archäologischen Beruf verbundene Kleinarbeit ward ihm jedoch öfter zum Frondienst. Gleichwohl leistete er sie geduldig, sei es im Vasenkabinett oder Antiquarium, sei es, daß er auf Brunns Anraten katalogisierende und quellenkundliche Vorarbeiten für ein Atlaswerk der Berliner Akademie der Wissenschaften und Ähnliches übernahm.

Von Brunn als einer seiner Besten geschätzt, als Beistand des Altmeisters bereits von Einfluß auf die jüngere Schülerschaft, schritt Langbehn in seinem zehnten archäologischen Semester endlich zum Doktorexamen, das er am 20. Januar 1880 in der Münchener Universität bestand. Seine Dissertation lautete: „Über griechische Flügelgestalten", die Quästio betraf: „Die Flußgötter in der alten Kunst". Von seinen acht Thesen erörterten einige ganz spezielle archäologische Fragen, auch philologischer Art, z. B. über die Deutung bestimmter Worte bei Vitruv und Philostratos. Einige leiteten aus Einzelbeobachtungen geschichtliche Gesamturteile ab. Die letzte hob sich auffallend heraus. Sie lautete nämlich: „Eine Ästhetik ist nur denkbar als das Endresultat vergleichender Kunstgeschichte." Dieses unumwundene Bekenntnis eines durchaus empirisch gerichteten Denkers faßte der bekannte Ästhetiker Professor Moriz Carrière als Kampfansage auf und rief dem Doktoranden zu: „Sie sprechen mir ja die Existenzberechtigung ab!" Aber der nun zu den „höchsten akademischen Würden der Philosophie" vorgerückte Kunstgelehrte schnitt gut ab. Seine Absicht, den Leuten von der Zunft darzutun, daß er die Innungsgebräuche innehabe, war erreicht. Auch seine Doktorschrift, die 1881 bei Ackermann erschien und in herzlicher Verehrung seinem Lehrer gewidmet ist, ward gut aufgenommen. Er unternahm es, als erster zu behaupten und

zu belegen, daß alle ältesten Flügeltypen der griechischen Kunst nach Erfindung und formaler Gestaltung ganz oder teilweise aus Asien stammen. Diese fachwissenschaftlich durchgeführte, klar vorgelegte Untersuchung ist durchflochten mit grundsätzlichen und kulturhistorischen Erörterungen, die den Autor zum Schluß weit über sein Thema hinausführen. Ohne dort im Bereich der Flügelwesen wie der Religionen des Morgenlandes zwischen „Babel und Bibel", zwischen Tierisch-Untermenschlichem und Engelhaft-Übersinnlichem zu scheiden, verkündet er kühn den Sieg des plastisch-poetischen Geistes der Griechen über den phantastisch-spekulativen Geist der Orientalen. Er schließt ab mit den Worten:

„Wenn man bedenkt, daß diese Kunst (die assyrische wie die ägyptische) in ihren Erzeugnissen stets zwischen Nüchternheit und Überschwenglichkeit wechselt; wenn man sieht, wie durch das sie beherrschende allegorisch-symbolische Formalwesen jene höhere Idealität hintenangehalten und ertötet wird, welche den Kern- und Gipfelpunkt aller wahrhaften Kunst bildet: so ist man geradezu versucht, der konstruktiven griechischen Kunst eine destruktive asiatische Kunst gegenüberzustellen. Denn

Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig."

Mit voller Absicht hatte Langbehn gegen den Brauch der Spezialisten seine Abhandlung, die er übrigens selber für „Stückwerk" erklärte, mit deutschen Lettern drucken lassen und obige ihm am Herzen liegende Sentenz zur Kennzeichnung seiner Gesinnung an den Schluß gesetzt.

Im April 1880 legte Brunn das Manuskript der Arbeit bei den Sitzungen des Kaiserlich Archäologischen Institutes zu Berlin vor, in der Hoffnung, eins der dort zu vergebenden Reisestipendien für seinen Schützling zu erlangen. Aber wider alles Erwarten, obwohl Brunn ihn für den besten der Bewerber ansah, wurden ihm eine Reihe anderer vorgezogen. Seine Arbeit sei „zu allgemein". Langbehn traf auf einer Reise nach Hamburg in Berlin mit dem alten Gelehrten zusammen und berichtete an Muhl: „Es griff Brunn viel mehr an als mich; noch nach 24 Stunden, bei der Abreise, zitterte er und war ganz blaß. Er war sehr nahe daran, aus der Direktion auszutreten und ihnen den Bettel vor die Füße zu werfen.... Daß ich hinausgemaßregelt wurde, war eigentlich ein gegen die — von größeren Gesichtspunkten ausgehende — Brunnsche Richtung bzw. Schule gemeinter und geführter Schlag.... Ich denke es diesen patribus conscriptis doch später noch einmal heimzuzahlen: zwar nicht persönlich, aber recht scharf sachlich. Ich sagte dies auch Brunn; er meinte, es müßte ein ‚Durchgezogener' sein."

Dennoch bewarb sich Brunn übers Jahr wiederum für Langbehn in Berlin, diesmal mit Erfolg. Gewährte ihm das Stipendium auch eine Lebenserleichterung, er war inzwischen innerlich noch weiter von den Berlinern abgerückt und sagte: „Jetzt freut's mich gar nicht mehr." Aber im Herbst 1881 empfand er es doch als große Wohltat, daß er die italienische Studienfahrt antreten, zuerst in Mantua und Verona klassische Plastik schauen, dann wiederum „den unverändert blauen Himmel, die behagliche Luft, die schöne Kunst und den guten Wein Venedigs" genießen konnte.

Noch nie aber fühlte sich Langbehn so sehr am unrechten Platze, denn als Stipendiat in Rom. Anfang Dezember traf er dort ein. Ohne innere wie äußere Fühlung mit dem christlichen Rom, konnte ihn das heidnische nicht befriedigen, und das preußische stieß ihn ab. Kam er doch gerade zu jener Epoche in die ehedem so freie und einfache deutsche Kunstkolonie, als diese unter zunehmendem Berliner Einfluß gesellschaftlich zu versteifen und geheimrätlich zu werden begann. Zwar stand Helbig, der bekanntlich bald nachher wegen der ansteigenden „preußischen" Richtung seinen Abschied nahm, noch an der Spitze des Deutschen Archäologischen Instituts; der Verkehr mit ihm und seiner Gemahlin blieb Langbehn in bester Erinnerung. Dichtete er später einmal: „Bei den Chinesen — Bin ich auch gewesen", so dachte er dabei wohl in erster Linie an gewisse offizielle Gesellschaftszirkel seiner römischen Zeit. Auch seine Gelder reichten für diese nicht aus. Ein großer Teil seines Stipendiums war mit der Begleichung rückständiger Zahlungen und Reisezurüstungen draufgegangen; so leerte seine Kasse sich schnell. Ein Gelenkrheumatismus mit Herzaffektion — der ihm schon in seiner feuchten Schwabinger Wohnung viel zu schaffen gemacht hatte — trat wieder auf. Er lag in Rom eine Zeit lang schwer krank danieder. Als er hernach bleich und schwach umherging, hielt man ihn allgemein für einen Todeskandidaten. Helbig hatte ihn einmal beiseite gezogen und ihm freundschaftlich zugesprochen: „Sie müssen nicht leben wie ein Hund!" Diese Teilnahme tat ihm wohl[1].

Die römische Zeit war für Langbehn eine Zeit der Gärung und Klärung. Sein Unmut konnte sich zum Übermut steigern; manchmal mochte er den andern Gelehrten „wild" erscheinen. Bei den wöchentlichen Sitzungen des Archäologischen Instituts und im Umgang mit vielen Rombesuchern sammelte er aber auch ernste Lebenserfahrungen. Langbehn wohnte damals im Institut und ebendort auch Theodor Mommsen nur einige Türen von ihm. Von diesem schrieb er an Muhl: „Er wird ziemlich allgemein angebetet, hat aber doch, bei genauerer Beobachtung, viel Schulmeisterliches und mehr kritische Säure als positiven Geist an sich. Auch Overbeck von Leipzig und eine Korona anderer gelehrter Häupter ist hier; ich bin wie Saul unter den Propheten." Karl Frey, der nachherige Michelangelobiograph, hörte ihn im vertraulichen Verkehr öfter sehr abfällig über die Neuberliner Professorenwelt reden, fand aber, als er sich später an der Spree habilitierte, Langbehns Urteile über Berliner Zustände und Persönlichkeiten überraschend bestätigt.

Im Frühjahr 1882 erfuhr Langbehn durch Brunn, sein Stipendium sei wider Erwarten nicht verlängert worden. Dadurch ward sein sehnlicher Wunsch, das Land der Griechen zu sehen, unerfüllbar. Unwohlsein, Überdruß und Armut trieben ihn alsbald über Florenz nach München zurück. Mehrere

[1] Helbig erzählte noch nach 33 Jahren folgenden Zug von Langbehn: Im römischen Künstlerverein traf er zusammen mit Viktor Hehn, dem offenbar des Schleswigholsteiners urwüchsige Kraft sympathisch war. Mehrmals hatte dieser den alten Kulturhistoriker mit „Herr Staatsrat" tituliert. Hehn unterbrach ihn mit den Worten: „Bester Freund, nennen Sie mich einfach: lieber Hehn." Da sagte jener, vom Wein animiert: „Nun wohl, lieber Hehn — da pumpen Sie mir doch 20 Lire, die ich gerade jetzt dringend brauche." Und Hehn half ihm aus.

niederdeutsche Gelehrte nahmen innigen Anteil an seinem Schicksal; Frey ermöglichte ihm die Rückfahrt.

Langbehn hat derzeit als Stipendiat die Antikensammlungen nicht nur jenseits, sondern auch diesseits der Alpen, bis hinauf nach Ny-Carlsberg bei Kopenhagen, studiert. Im vatikanischen Museum wie im Palast des Kardinals Chigi machte er Untersuchungen und Messungen für eine bedeutsame Arbeit über den Kanon des Polyklet; seine Vermutung freilich, ein Original dieses Meisters entdeckt zu haben, hat keine Bestätigung gefunden. Er wollte das mathematisch-architektonische Prinzip in der Kunst des Polyklet — seine Symmetrie im Gegensatz zum Rhythmus des Phidias — fachmännisch klarstellen; das ward vermutlich zum Ausgangspunkt für die später von ihm vielfach berührten Beziehungen zwischen Kunst und Mathematik.

Obwohl durch gründliche Kenntnis der griechischen Altertumswissenschaft ein tüchtiger Fachgelehrter, lag Langbehn gar nichts daran, als solcher hervorzutreten. Er mißbilligte es, daß andere junge Gelehrte so schnellfertig und selbstsicher an die Öffentlichkeit eilten. Seinem Lehrer Brunn aber war um so mehr daran gelegen, seinen damaligen Hauptschüler bald mit Fachleistungen hervortreten zu sehen, als er der Berliner Richtung gegenüber einen schweren Stand hatte. So mahnte er denn Langbehn, doch nicht so in die Breite zu gehen und bald etwas Positives, so etwa über Polyklet, herauszubringen. Dieser widerstand solchem Drängen. Er sagte darüber: „So oft ich einen guten oder sehr guten kunstgeschichtlichen Gedanken äußerte, erwiderte mir Brunn: ‚Das müssen Sie drucken lassen! Darüber müssen Sie eine Abhandlung schreiben.‘ Er kannte und lebte nur in Papier.... Ich aber kann Früchte des Geistes nur liefern, wenn sie reif sind.“

War Langbehn bisher der Direktive Brunns, dem er soviel verdankte, und der wahrhaft väterlich an ihm gehandelt hatte, gefolgt, er mußte ihm jetzt erklären, daß er eigene Wege wandeln wollte. Brunn war gewohnt, seine Schüler nach Vollendung ihres Studiums auf einen bestimmten Arbeitsposten innerhalb der archäologischen Welt zu setzen; das wollte der ausgesprochenste Charakter seiner Sippe nicht mitmachen. Als Langbehn dem Lehrer von Rom aus seinen Willen zu voller Selbständigkeit und seine ganz persönlichen Absichten selbstbewußt darlegte mit dem Ansuchen, ihm dafür seine Unterstützung zu gewähren, sah Brunn ihn als eingebildet und anmaßend an; er ließ ihm nur erwidern: „Ich werde wissen, was ich zu tun habe.“ Diese ablehnende Haltung war für Langbehn ein schwerer Schlag, aber er beherrschte sich, auch dann, als eine für ihn recht günstige Anstellung in München, die man ihn bestimmt hatte erhoffen lassen, ihm nicht zuteil wurde. Er blieb mit Brunn in Verbindung, aber ebenfalls bei mündlicher Aussprache erwies sich der sachliche Gegensatz als zu groß. Das alte vertrauliche Verhältnis wollte nicht wiederkehren.

Im Sommer 1882 schrieb Langbehn an Muhl: „Ich habe mich mit der alles verhetzenden Zeit gehörig herumzuschlagen. Auch Brunn ist in diesen Dingen unvernünftig genug, mitzuhetzen. Da ich aber darin, wie in andern

Dingen, ihm nicht folgen kann, so bleibt unser Verhältnis immer ein wenig gespannt, was mir natürlich nicht angenehm ist. Er versteht eben gar nicht, was ich bin und will, und will mich nach der Schablone seiner sonstigen Schüler beurteilen. Professor ist Professor."

Über die „Berliner" mit Brunn grundsätzlich einig, wollte dieser doch bei aller sachlichen Gegnerschaft das Persönliche ausgeschaltet wissen und mahnte auch seine Schüler dazu. Langbehns Kampfnatur aber meinte, verderbliche Geistesströmungen müßten gerade auch in bestimmten Persönlichkeiten mutig bekämpft werden, Brunn sei bei aller Güte und wissenschaftlichen Bedeutung hierin „Altweibernatur". Dieser hingegen äußerte gegenüber Waldstein, er habe für manche Unbegreiflichkeiten Langbehns nur die eine Erklärung, daß er herzleidend und dadurch auch geistig affiziert sei. In späteren Jahren nach dem Erscheinen von „Rembrandt als Erzieher" hat er sich aufrichtig gefreut, daß sein alter Schüler so gut herausgekommen war; — einige Jahre früher, als dieser sich in seiner Nähe zu diesem Werk innerlich rüstete, da begriff er gar nicht, daß Langbehn die Kärrnerarbeit der Spezialwissenschaft tiefer nutzen wollte als die andern[1]. Wo Brunn aufhörte: mit der allseitigen Klarstellung und feinsinnigen Deutung einer Antike, wie z. B. der Hermesstatue des Praxiteles, — da b e g a n n Langbehn: mit der Anwendung und Auswertung solcher Einzelleistung, und des besten griechischen und des besten künstlerischen Geistes überhaupt, für die Hebung der Gesamtbildung der Gegenwart. Hierfür war das Weiterausspinnen und Weitergeben archäologisch-philologischer Kennerschaft und der ganze Fachapparat mehr störend als fördernd: Brunnsche Arbeit ward so zum Negativ vor großen positiven Forderungen der Seele und der Zeit. Als später einmal der Rembrandtdeutsche öffentlich als „Archäologe von Beruf" bezeichnet worden war, ließ er drucken: „Wir wissen nicht, ob das richtig ist. Mit demselben Recht könnte man Schiller als einen ‚Feldscher von Beruf', Goethe als einen ‚Advokaten von Beruf' und Bismarck als einen ‚Wasserbautechniker von Beruf' bezeichnen. Denn alle drei haben zeitweilig jene Tätigkeit ausgeübt." Seine archäologische Wirksamkeit war für ihn ein Baugerüst, das man nach vollendetem Bau abträgt, ohne es ferner zu erwähnen.

Einmal war Langbehn mit Studienfreunden und einer durchreisenden Dame in der Glyptothek. Während die andern sie mit gelehrten Bemerkungen speisten, von denen sie nichts verstand, deutete er ihr die Schönheit und den Geist einiger Antiken so einfach und natürlich, daß sie ganz entzückt davon war. Als ebenso seltenes wie wertvolles Ergebnis seines langen Spezialstudiums darf man bezeichnen: er hatte bei aller Fachgelehrsamkeit und durchgereiften Kritik keinen Wissensstolz und Kennerhochmut angenommen, wohl aber hatte er dadurch in sich den großen Blick, die Schönheitsfreude und die Erkenntnis der Weltharmonie gesteigert.

[1] Als Langbehn nach dem Tode Brunns im Jahre 1898 der Witwe sein Mitgefühl aussprach und um Rücksendung seiner einst an Brunn gerichteten Briefe bat, lasen die Kinder sie nochmals durch und urteilten, sie seien durchaus nicht so unannehmbar, wie der Vater sie aufgefaßt hatte. Da lag freilich vor aller Augen, was Langbehn gewollt hatte!

8. Auf eigener Bahn.

„Zu dem, was ich vorhabe, treibt mich mein innerer Beruf." L. 1883.

Als Langbehn sich an seiner Doktorarbeit plagte, schrieb er an Freund Muhl, nach deren Erledigung hoffe er wieder auf einige Zeit und auf eigene Hand Mensch sein zu können. Diese Gattung Naturwesen werde heutzutage immer seltener. Und als ihm im April 1880 das Berliner Stipendium entgangen war, sandte er von Hamburg aus folgende Zukunftsgedanken nach Augsburg:

„Im Herbst werden die Segel ganz umgestellt. Ich verzichte auf die archäologische Zunftgenossenschaft, werde zwar den Zusammenhang mit Brunn bewahren, mache aber im übrigen erstens, was (mir das nötigste) Geld einbringt, zweitens, wozu mich mein spiritus treibt. Ich habe mich jetzt lange genug dem Handwerkszwang gefügt und bin den Handwerkern doch nicht genehm. Nun, dann mögen sie auf mich und ich auf sie verzichten. Bei Philippi sehen wir uns wieder!

Jetzt bin ich hier bei meinen Angehörigen, um mich zur großen Fahrt zu stärken. Ich sehe zwar noch kein Land, bin aber fest überzeugt, daß ich es einst sehen werde. Gestern stand ich auf dem Süllberg bei Blankenese und sah mir die schöne Welt an. Ich hätte mich wohl auf einen der kleinen Segler setzen mögen, um der ganzen deutschen Professorenwirtschaft den Rücken zu kehren. Vielleicht kommt's noch dazu."

Im Mai dankte er dem Landsmann für einen stärkenden Brief, der ihn sehr erfreut hatte. „Ich werde tun, was ich kann, um das Vertrauen, welches Du in meine Kräfte setzst, zu rechtfertigen. Wenn die Dinge mitunter auch recht schief gehen, so ist es doch ein großer Trost, auf gleichgesinnte Freunde zählen zu können. Und wenn die verständigen und ehrlichen Leute zusammenhalten, so werden sie — meine ich — mit der Zeit auch etwas fertig bringen. Wenigstens soll die Rotte Korah nicht zu früh triumphieren!" Im Herbst des gleichen Jahres schreibt er dem Freund von München, er wisse noch nicht wohin; auf keinen Fall aber und in keiner Form lasse er sich in die preußische Staatskaserne sperren. Möglicherweise käme es zu einer zweiten Hedschra — nach Venedig. Und merkwürdig genug, als er nach einem Jahr voller Mühsal durch sein Stipendium südwärts geführt ward, entwickelte er ihm gerade von Venedig aus, am 21. November 1881, deutlich sein Lebensprogramm:

„Die jetzige Ruhepause benütze ich zu mancherlei Gedanken und Betrachtungen — über Vergangenheit und Zukunft. Bezüglich letzterer habe ich meinen Entschluß gefaßt. Ich werde nächstens, im eigentlichen und uneigentlichen Sinn, den Rubikon überschreiten, d. h. den Zunftgelehrten über Bord werfen. Bis jetzt habe ich das Mögliche getan, um mich an die Tradition einer hergebrachten Karriere zu halten, aber länger will ich es nicht. Der Preis würde höher sein als das, was man dafür erhält. Das pp. Stipendium, mit den mir daraus erwachsenden Verpflichtungen, wird noch durchgemacht;

und dann fertig! Ich muß und will meinen eigenen Weg gehen. Ich kann das jetzt auch mit gutem Gewissen, d. h. mit der aus Erfahrung gewonnenen Überzeugung, daß ich an dem, was ich aufgebe, nichts verliere. Mögen auch manche Leute die Köpfe schütteln, z. B. Brunn gewiß sehr: es muß gewagt sein und wird gewagt. Ich werde jetzt aufhören die Vergangenheit zu studieren, ich werde vielmehr die Zukunft konstruieren. Das scheint ein schwieriges Ding und ist es auch. Indes habe ich doch einen Weg gefunden, es in gewissem Maße und auf gewissen Gebieten fertig zu bringen. Ich multipliziere nämlich die Gegenwart mit der Vergangenheit — und das gibt die Zukunft[1]. Sapienti sat. Freilich muß man erstens die betreffenden Faktoren kennen, zweitens multiplizieren können; beides trau' ich mir zu. Also in Gottes Namen vorwärts!

Dies ist mein Programm, in der Sprache der Götter ausgedrückt — um mit Homer zu reden. Die Menschen aber nennen es so: ich werde die speziell archäologischen Studien seiner Zeit, d. h. etwa in einem Jahre, vollständig an den Nagel hängen und dem deutschen Volke auf meine eigene Weise zu dienen suchen: indem ich ihm meine Gedanken und Meinungen über verschiedene Dinge vortrage und dadurch seine gegenwärtige und künftige Entwicklung zu fördern suche. Einige Wahrheit und einige Wahrheiten tun dem deutschen Volke gerade jetzt sehr not: ich werde sie ihm sagen, selbst auf die Gefahr hin, dadurch der Sterblichkeit oder Unsterblichkeit etwas früher als sonst zu verfallen. Denn die großen Schwierigkeiten — innerer und äußerer Art —, die einer solchen Absicht entgegenstehen, sind mir vollkommen klar, aber sie schrecken mich nicht. Ich vertrau' der guten Sache.

Wenn ich meine römische bzw. athenische Reise gemacht habe, betrachte ich meine Erziehung als abgeschlossen und fange dann an zu produzieren oder richtiger: auszuführen. Denn die Grundzüge meiner bezeichneten Pläne und Ansichten — in Literatur, Kunst, Politik, summa summarum in praktischer Philosophie sind längst festgestellt. Es fehlt noch die sachliche und formale Durchbildung im einzelnen. Für sie muß ich Mittel und Wege finden, sei es noch so schwer. ‚Mönchlein, Mönchlein, Du gehst einen schweren Gang.'"

Hier tritt der Mann vor uns hin, den Haider 1881 gezeichnet, den Thoma 1881 gemalt hat. Die leuchtend blauen, dabei doch weichen Augen sind geradeaus gerichtet; hoch und breit ist die Stirn, fest und leicht geschwungen der Mund. Im lichten Antlitz, vom bräunlichblonden Vollbart umschlossen, kreist das rosige Blut. Eine großblickende, offene und hohe Baldurgestalt. Behende Entschlossenheit in allen Bewegungen, Unbefangenheit und Frische im ganzen Benehmen. Die Hochherzigkeit, die ihn durchdringt, spricht sich ansteigend in seinen Worten und Handlungen aus. „Ich hatte", so bekennt er, „von jeher eine heftige und starke, fast leidenschaftliche Liebe zu allem Edlen", und er lehrt: „Die Hauptsache ist, daß es einem mit sich selbst Ernst ist." Seine geistige

[1] Es sei hier auf einen parallelen, freilich gemäßigter formulierten, Gedanken bei Thomas von Aquino hingewiesen: „Das Künftige aus dem Gegenwärtigen oder Vergangenen zu erkennen, gehört zur Klugheit und ist der Vernunft eigentümlich, denn es geschieht durch ein Vergleichen."

Elementarkraft tritt vor Freunden unverhüllt zu Tage. So bekundete Vorländer auf Grund seiner Freundschaft mit Langbehn, die 1882 begann: „Ich muß bekennen, daß mir ein Stärkerer als dieser bisher in meinem ganzen Leben nicht vorgekommen ist. So anregend und so genußreich, so eigentümlich fesselnd und fortwirkend, aber auch so aufregend, verantwortungsvoll und rücksichtslos ist mir früher und später niemals ein Umgang gewesen als dieser." Wie sehr das Hochgefühl der eigenen Geistesstärke ihn schwellt, zeigt sein Ausspruch: „Innere Hindernisse kannte ich, in irgend einer Sache der Welt, bisher nicht. Ich weiß gar nicht, was das ist: ‚innere Hindernisse'."

Dabei beseelt ihn ein fast unbändiger Wahrheitsdrang, der immer wieder nach Ausdruck ringt und ansteigt bis zu den Worten: „Für die Wahrheit muß man sich das Herz aus dem Leibe reißen." Doch er will nicht nur die Wahrheit erkennen lernen, er will sie auch befolgen: „Ich sinne nur darauf, das Rechte zu tun." Das Rechte aber ist ihm, restlos sich einsetzen fürs Wohl der Gesamtheit. „Es ist nicht anders möglich, als daß alles Sachliche aus dem Persönlichen herauswächst, aber es darf nicht beim Persönlichen verharren, sondern muß sich darüber erheben." Er will seine Privatperson ganz verschwinden lassen gegenüber dem Wohl der Allgemeinheit, das er sucht:

Ich denke Tag und Nacht daran,
Wie ich den Menschen helfen kann.

Wie er zu Beginn seines Weges dem Bruder seine Absichten darlegt, sagt dieser: „Was willst Du für die Menschen tun, sie tun doch auch nichts für Dich!" Er aber fühlt im Sinne des Wortes bei Terenz: „Alles, was Menschen angeht, geht mich an."

„Geist", sagt er einmal, „ist von Sittlichkeit nicht zu trennen. Mein Geist ist ohne Sittlichkeit nicht zu haben: ich gebe nur beides zusammen.... Wert hat nur das Sittliche. Wie für die Völker gilt für den Einzelnen, daß Moralität immer mehr bedeutet als Intellektualität." Das Streben nach Adel und Güte bei jeder Handlung gibt dem Manne das Eigengepräge: „Für einen Reformator genügt es nicht, daß er keine silbernen Löffel stiehlt oder für unfähig gehalten wird, solche zu stehlen. Er muß moralisch höher stehen. Geradheit, Offenheit, Großherzigkeit der Gesinnung gehören auch dazu." Als „Lebensregel" überschreibt er die Verse:

Sittlichkeit auszusprechen,
Vermagst Du's im Gedicht?
Eh' muß der Mann zerbrechen,
Ehe sein Wort zerbricht.

Nichts geht ihm über die Reinlichkeit des innern Menschen. Um keinen Preis paktiert er mit der Gemeinheit und dem, was nicht lauter ist. Gerade hierin liegt sowohl der Kern wie die Hauptschwierigkeit seiner Geistesreform. „Die Menschen sind sonderbar", heißt es in einem seiner Sprüche. „Das, was rein ist, verstehen sie nicht."

Reine Absicht und ein gutes Gewissen geben ihm siegesfrohe Zuversicht auf seinem Wege:

Gott verläßt den mutigen Schwimmer nicht,
Ob ihn auch die Brandung umtose,
Und schlagen die Dornen mir ins Gesicht:
Ich will sie doch pflücken, die Rose!

Allein ausgerüstet mit dem Vertrauen auf den endlichen Erfolg der guten Sache, geht er mit unbeirrbarer Sicherheit vor. Ohne die Wimper zu zucken, wirft er die akademische Laufbahn hinter sich. „Mehr als gekreuzigt kann man nicht werden", — damit ist jedes Hindernis vorgesehen. Indem er nur das in sich Ehrenvolle erstrebt, wird ihm Menschenurteil und Menschenbehandlung innerlich gleichgültig, im Sinn des Heimatspruches: „Wat frag' ik na de Lüd, Gott helpt mi."

„Aus der sogenannten bürgerlichen Tradition", sagt er 1883, „mache ich mir gar nichts; dafür möchte ich meine Glückseligkeit am wenigsten verkaufen." Waldstein meinte, der Student Langbehn sei in etwa Frondeur gewesen, er habe die Gegensätze der archäologischen Strömungen öfter übertrieben, anscheinend künstlich eine persönliche Gegnerschaft geschaffen und sich jeder Seite des Wirkens der „Berliner" allzu einseitig widersetzt. Gewiß hat Leidenschaftlichkeit ihn zu Übertreibungen geführt, und man könnte vermuten, die schlechte Behandlung, die ihm 1880 seitens der „Berliner" — und wie ein Kunstgelehrter berichtete, persönlich einmal ganz unverdient durch Mommsen in Rom — zuteil wurde, sei der Grund seines späteren Auftretens gegen sie. Nachweislich aber besteht bei Langbehn von Jugend auf eine rein sachliche, tiefe Gegensätzlichkeit des gesamten Wesens gegen die Berliner Geistesrichtung, die sich bei einer so konsequenten Natur im späteren Leben auswächst, wieder und wieder fühlbar macht und zu den verschiedensten Reibungen führt. Als Muhl 1883 die Vermutung laut werden läßt, persönliche Erbitterung über persönliche Erlebnisse habe seinen Freund in die „reformatorische Phase" gedrängt, da gibt er ihm scharf heraus: „Bitte, so erbärmlich bin ich nicht.... Daß ich mit den gelehrten Zunftleuten in den letzten Jahren ungünstige Erfahrungen machte, war nur der Tropfen, der das längst gefüllte Faß überlaufen ließ. Und zwar kam auch hier der Anstoß für mich nicht von der Seite des Wissens, d. h. der Gelehrsamkeit und Kritik, sondern des Charakters. Gerade das finde ich in den Pharisäern der heutigen Wissenschaft so schändlich und verwerflich, daß sie die von ihnen angeblich vertretene Sache als Schild für persönliche Interessen benützen: daß zu der Einseitigkeit und Beschränktheit ihres Urteils Dünkel und Gewissenlosigkeit kommt."

Bei einer ganz gegen den Zeitstrom gerichteten Reform ist es von selbst gegeben, daß ihr Urheber sich gesellschaftlich frei macht. Langbehn scheut die Trennung vom nächsten Freunde nicht, wo für ihn die Unversehrtheit seiner Mission auf dem Spiele steht. Sind auch die Umstände mancher Trennungen, soweit wir urteilen können, nicht zu billigen — ohne die Loslösung von früheren Weggenossen hätten wir den Rembrandtdeutschen in seiner charaktervollen

Eigenart nicht vor uns. Das Verhängnis, das er trägt, zeichnet er in seinem Liede „Der Edle“:

Hier ein brechendes Auge,
Dort ein zuckender Arm —
Hier ein Mund, der erstarret,
Dort ein Herz, das noch warm:

Hin durch Totengefilde
Lenkst du den Heldenschritt —
Leiden bringst du der Menschheit
Und du leidest mit.

Bei Langbehn sind Fehler durchweg Folgen eines moralischen Übereifers, nicht wie bei den meisten einer sittlichen Unterbilanz. Auf Grund seiner Aufgabe stellt er wiederholt die höchsten Anforderungen zur Beihilfe an seine nächste Umgebung. Es mag sein, wie Brunn vermutete, daß sein Herzleiden, welches ihm Anfang der achtziger Jahre viel zu schaffen machte, zu einer gewissen Gewaltsamkeit gegenüber Freunden beigetragen hat — vielleicht auch zu dem plötzlichen Bruch mit Waldstein, als dieser in einem Briefe seinen Wünschen nicht entsprach[1]. Er selbst gibt zu, daß unzeitige Heftigkeit und Schroffheit, ja Unbarmherzigkeit auf seinem Wege manchmal sein Wirken getrübt haben. Bei einer durchaus heroischen Lebensrichtung ist es schwer zu unterscheiden, was berechtigter Ausfluß einer Hochherzigkeit ist, die alles Niedere ablehnt und in Abweisung jeder Schmeichelei und Verstellung nur mit Allernächsten vertraut sein kann, was unzulässiger Stolz ist. Als Robert Vischer um 1881 mit Muhl und Langbehn eine Wanderung ins Tirol macht, erscheint der Schleswigholsteiner dem Schwaben so anmaßend, daß er ihm nachher sein herrisches Wesen ins Gesicht vorwirft. So kamen zwei Männer auseinander, die sich „im Hang zur Einsamkeit, in der Neigung zu schlichten Menschen, in dem Haß gegen alles Unmenschliche, Häßliche, Schnöde, Falsche“ trefflich verstanden hatten. Vermutlich in Erinnerung an dieses Erlebnis hat Langbehn späterhin folgendes niedergeschrieben:

„Norddeutsche und Nordländer — ich meine nicht Preußen — werden von Süddeutschen leicht für arrogant und lieblos gehalten, wenn sie es gar nicht sind. Das habe ich oft erlebt, auch seitens kluger Leute, die gerecht sein wollten. Ein gewisser spröder, reiner, delikater, zurückhaltender, vorsichtiger, aristokratischer Zug im nordischen Wesen wird von den Süddeutschen gern mißdeutet. Das Gewählte, in Sprache und Denkweise, erscheint ihnen als gesucht, auch wenn es dies gar nicht ist, wenn es nicht einmal gewollt ist, wenn es angeboren ist. In dieser Lage bin ich.... Das Aristokratische hat immer etwas Kühles, wenigstens an der Oberfläche;

[1] Hier spielen grundsätzliche Gegensätze hinein. Obwohl Waldstein, wie Langbehn anerkannte, der erste war, der seine geistige Bedeutung zu würdigen wußte, so traten doch auch bald tiefgehende moralische, ja Rassenverschiedenheiten zu Tage, die innerlichst zur Trennung hintrieben. Langbehn mied später — bei einer Begegnung — die Berührung mit ihm, sprach aber des öftern mit Hochschätzung über den einstigen Freund.

aber darunter ist es oft — nicht nur warm, sondern — heiß. Nordische Leute sind oft wie der Hekla. In dieser Lage bin ich."

Zur unerbittlichen Treue gegen seine Grundsätze gesellte sich eine eiserne Entschlossenheit in deren Durchführung. Mit kühner Einfalt und ruhiger Unschuld beschritt Langbehn seit 1882 seine selbstgewählte Bahn. Er gründete seine Lebenspolitik ganz auf seine Persönlichkeit. „Alles geht bei mir", so sagte er, „seinen wohlgeordneten Gang; nach wohlerwogenem — und ich füge hinzu tiefgefühltem — Plan." Das schlug sich bei ihm in taktischen Regeln nieder. Z. B.: „Nur keine Verschmierung" — soll heißen: ich will nicht paktieren mit faulen Zuständen und Personen. Ferner: „Bei Respektlosigkeit sofort abbrechen" — soll heißen: ich gehe fort aus Quartieren oder Gesellschaften, wo mir — als dem einzigen Träger meiner Reform — nicht Achtung bezeigt wird. Weiterhin: „Ehre, Salz und trocken Brot"; dies erschien ihm als gesundes Programm gerade im neudeutschen Kaiserreich, obwohl es dem „champagnerschlürfenden Freisinn" gar nicht gefalle.

Planmäßig auf originaler Basis betrieb er die Geistesschulung für seinen Reformberuf. Aus seiner Münchener Klause trat er mitten in die moderndeutschen Zentren hinein. Vom Studium des Altertums ging er über zur Erfassung der Gegenwart; wie erst das Griechen-, suchte er jetzt das Deutschtum und dessen geschichtliches Werden zu durchdringen. Er bemühte sich, die deutsche Städtewelt kennen zu lernen, deren Museen und Bibliotheken, deren Baukunst und deren Denkmäler — das pulsierende Leben auf den Straßen, in den Parks, dazu die deutsche Wald- und Seenatur. Für alle Vaterlandskunde hielt er Augen und Ohren offen. Dort hörte er Bach, hier sah er Hamlet; hier prüfte er im Buchladen die Neuerscheinungen, dort durchsuchte er die Bestände bei den Antiquaren. Auch was deutsche Bildung aus allen Kulturen sich angeeignet hatte, ob Sakuntala oder Firdusi, ob Swedenborg oder Burns, er durchlas es, er setzte es in Beziehung zur Fortentwicklung seines, unseres Geistes. Immer strebte er nach konkreter Fassung aller Geistesfragen, nach lebensvoller, farbenfroher Aufnahme von Welt und Menschheit. So formte sich ein universales Bild in ihm vorwiegend vom künstlerischen Niederschlag des deutschen Volkstums, das auf Kenntnis der Quellen, auf Wirklichkeit beruhte. Wo etwas Bedeutendes zu sehen oder zu hören war, da suchte er hinzukommen. „Immer alles mitnehmen", war auch ein Leitsatz von ihm. Und überall sah er auf das noch unverdorbene Volk hin. Die Fühlung mit ihm ließ er nie aus den Augen.

Was seinem Geiste wertvoll war, das schrieb er auf — stehenden Fußes, in Torbogen, auf Bänken, in Kaffee- oder Bierstuben. Er suchte beständig, sah an, dachte zusammen, wog und wählte in jeder Umwelt. Er scheute keine Wege, keinen Ortswechsel, wo es die Erweiterung seines Gesichtskreises galt. Auf diese Weise hat er eine ganz neue Gelehrtenarbeit geübt, die vielleicht nur er mit seinem auf alles Menschlich-Künstlerische gerichteten Seelenblick leisten konnte. Er durfte sagen: „Was ich erlernt, hab' ich erwandert."

Doch wovon lebte er? Das ist eins der merkwürdigsten Kapitel in seinem Leben. Dieser Mann, der die Arbeitsamkeit selbst war, hat niemals ein sicheres

Einkommen von seiner Arbeit gehabt. Irdischer Besitz oder Nichtbesitz ließ ihn innerlich gleichgültig. Er wandte die Worte seines Landsmanns Lornsen: „Geld ist mir wie das, worauf ich trete", auf sich an. Er trug die Armut zeitlebens wie selbstverständlich im Geist seines Spruches: „Unser Leben ist dazu da, aus der Not eine Tugend zu machen." Bekam er ausnahmsweise einmal eine größere Summe in die Hand, so verfügte er darüber weit mehr zu Gunsten seines Werkes als seines Wohlergehens. Denn wenn er auch noch so anspruchslos war, wenn er auch Münze niemals rollen ließ wie Liliencron, so war er doch gar nicht besorgt bei Ausgaben für Reisen, Bücher, Bilder, die er brauchte für sein Wirken; gern auch teilte er vom wenigen den Armen mit. Im stillen geübte Journalistik blieb seine Haupteinnahmequelle. Dauernd hat sein Bruder, öfter haben Freunde und Gönner ihm Hilfe geleistet. Zwischendurch hat er sicher — er sprach davon nicht — einfache Dienste ums tägliche Brot getan. Aber auch Zeiten völligster Hilflosigkeit stehen in seinem Leben, und der Weg zum Pfandhaus wurde ihm wohl vertraut. Doch seine Umsicht wußte immer Rat in der Not. Einmal bot er einem Trödler seinen Rock mit so fachmännischen Bemerkungen zum Versetzen an, um eine bestimmte Summe zu erlangen, daß dieser ihn verstohlen fragte: „Sie waren wohl schon im Geschäft?"

Es ist kaum zu fassen, wie Langbehn es fertig brachte, ständig ums tägliche Brot *und* um die höchsten Seelen- wie Vaterlandsgüter zu ringen, dabei immer gezwungen, unter satten Bürgern zu verbergen, daß er mittellos war, um nicht den letzten materiellen und moralischen Kredit zu verlieren. Was er von 1882 an unverdrossen suchte, das war: eine einfache, sei es auch mechanische oder tagelöhnerartige Tätigkeit für einige Stunden des Tages, die ihm Brot brächte und nebenher Zeit für geistige Arbeit ließe. Trotz Beihilfe seiner Freunde war alles Bemühen darum vergeblich. Auch ganz andere Pläne, um seinen Unterhalt zu gewinnen, bewegten ihn: er bot sich Schliemann als Gehilfen bei dessen Ausgrabungen um Troja an, doch ohne Erfolg; er überdachte, ob er zu den Buren gehen sollte; er schlug Muhl allen Ernstes vor, ob sie sich nicht in der Lüneburger Heide als Bienen-, Hühner- und Obstzüchter niederlassen oder auch eine Gemüsegärtnerei beginnen sollten. Muhl, an sich solchen Gedanken nicht abhold, meinte darauf: „Willst Du denn die Flinte ins Korn werfen?" Flugs entgegnete Langbehn: „Solange ein Atemzug in mir ist, wird das nicht geschehen! Im Gegenteil, dieser Plan, oder ein ähnlicher, soll mir nur die nötige Mitgabe gewähren, um den Kampf erst recht aufzunehmen."

9. Schicksale im Norden.

„Ich hatte nicht gedacht, daß ich nach Hamburg kommen würde, um meine Mutter zu begraben. . . . Im Grunde ist es gut für sie, daß sie zur Ruhe gelangt ist. Have, anima pia! L. 1883.

Wie von selbst trat Langbehn auf der neuen Lebensbahn der Heimat wieder näher. Das Ererbte bestimmte ihn tiefer als das Erlernte. Nicht immer

fürs Fortkommen, aber für die treue Wahrung seiner Grundsätze bot ihm die engere Heimat eine Rückendeckung.

In den Studienjahren war er wiederholt auf Besuch bei Mutter und Bruder in Hamburg. Im Frühjahr 1880, als er das Doktorexamen bestanden hatte, ward ihm dort Hilfe zuteil. Man sagt, es sei in der alten Hansestadt früher wohl vorgekommen, daß ein reicher Mann einem Bedürftigen, den er trübselig an einer Straßenecke stehen sah, freundlich ansprach mit den Worten: „Was fehlt Ihnen denn? ... Hier haben Sie hundert Mark.“ Ähnlich ging es in unserem Fall. Otto Jessen, der verdienstvolle Direktor des Hamburger Gewerbeschulwesens, nahm sich des schleswigschen Landsmannes an und bemühte sich für ihn. Als ihm eines Tages sein Freund, der Großkaufmann Arnold Otto Meyer, in den Weg kam, fragte er diesen, ob er nicht etwas für einen hochbegabten, jungen Gelehrten tun wolle. „Für einen Gelehrten etwas tun? Mir sind ja nur die jungen Bildner ans Herz gewachsen“, war die erste Regung des Angeredeten, von dessen tatkräftiger Kunstliebe seine berühmte Sammlung von Werken erster deutscher Zeichner Zeugnis gab. Aber auf Jessens warme Fürsprache lenkte er sofort ein und half Langbehn aus der drückenden Not. Dieser bewies dem Gönner alsbald seine Dankbarkeit. Meyer besaß unter seinen Kunstschätzen die von Testa gefertigte Zeichnung eines altrömischen Sarkophagreliefs, mit griechischen Erläuterungen von Winckelmanns Hand, deren Sinn ihm bisher niemand hatte deuten können. In einer durchgearbeiteten Denkschrift gab nun der junge Archäologe alsobald den langersehnten Aufschluß über die Unterschrift und das Kunstwerk. Meyer öffnete Langbehn sein gastliches Heim zu Othmarschen. Aus ihren Gesprächen hat der alte Mäzen folgendes berichtet:

„Es tauchte die Frage auf, ob der Forscher gehalten sei, bei einer Lebensbeschreibung einen schwarzen Punkt des von ihm geschilderten Menschen scharf herauskehren oder doch betonen zu müssen. Ich war dafür, daß dieses jedenfalls umgangen werden müsse, Langbehn dagegen hielt ganz am Gegenteil fest, weil diese eine Schwäche dem Gesamtmenschen den Stempel aufdrücke.

An einem andern Tage unterhielten wir uns über Künstler. Unter meinen Meistern hob ich Steinle heraus, von dem ich wirklich sehr schöne Sachen besitze. Langbehn war auf meinen Meister flau gestimmt. Er hob dann mit kräftiger Stimme hervor: da sei in Frankfurt ein Mann, welcher der allergrößte Künstler in Deutschland sei. Dieser Meister hieße Hans Thoma. Heute, wo wir 1910 schreiben, sehen wir, wie scharf und genau Langbehn sah und urteilte.

Ein ander Mal redete ich mit ihm über das, was er denke und treibe. Da platzte er los: ‚Ich werde noch zum Ruhm für ganz Deutschland etwas schaffen.‘ Ich schwieg darauf, dachte aber bei mir selbst: Ist das nicht furchtbar eingebildet? Als nun das merkwürdige Buch ‚Rembrandt als Erzieher‘ erschien und später Langbehn als Verfasser bekannt wurde, fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Denn das war es, was in Langbehn all die Jahre tiefergreifend gearbeitet hatte. Ich aber beklagte schmerzlich, daß ich ohne jede Ahnung war über den gewaltigen Geist, welcher Langbehn beseelte.“

Der edle, fromme Kunstfreund, ganz und gar Ästhetiker der alten Schule, stand allerdings den Ideengängen des Neuerers allzu fern; daher blieb dieser Umgang auf einige Besuche und Briefe beschränkt.

Im Lenz 1881 kam Langbehn wieder nordwärts, zunächst um Abschied zu nehmen von seinem jüngsten Bruder Justus. Der war Goldschmiedgesell und wanderte nach Amerika aus. Erst ist er dort gut in Gang gekommen, im Minenstaate Colorado; bald aber liefen trübe Berichte ein. Er war ein Sorgenkind, dazu lungenschwach; er ist nicht alt geworden. Auch der älteste der Brüderschar, Johannes, war von zarter Gesundheit. Er war ein Mann des Leidens und der brüderlichen Liebe. Ziemlich groß und schlank gewachsen war er häßlich von Gesicht, jedoch ein Mensch mit einem Prachtgemüt und überall wohl gelitten. Die Anstrengungen im Postdienst zu Hamburg gingen über seine Kräfte; seine Schwäche nahm zu, sein Husten ward immer stärker. Dazu umringten ihn lauter Sorgen: die seelenkranke Mutter mußte er ins Irrenhaus bringen, den jüngsten Bruder auch in Amerika noch unterstützen. Aus Liebe und Eifer für Julius, zu dem er mit Bewunderung aufschaute „wie zu einem Gott", konnte er sich das Mittagessen vom Munde absparen. Ein Blick aus den seelenvollen Augen des Bruders war ihm Dank genug für alle Opfer, die er für ihn brachte.

Mit vollem Verständnis für seine Eigenart stand Johannes dem Bruder, nachdem dieser mit den Fachgelehrten gebrochen hatte, als treuer Kamerad zur Seite. Julius wiederum war in der Nähe des Kranken, sooft er nur konnte, und richtete ihn auf. Er hatte ihn in eine Kaltwasserheilanstalt nach Wiesbaden geleitet, er hat ihn zu Haider nach Schliersee geführt. Als er im Mai 1881 mit ihm im westholsteinischen Städtchen Utersen zur Erholung war, gab er sich selber „im Wetteifer mit den Marschochsen" einer beschaulichen Ruhe hin. Die derbe, mit trockenem Humor gewürzte Prosa des Umgangs mit den Bürgersleuten gefiel ihm. Als sein Bruder ihn zum Postmeister des Ortes führte, fragte dieser: „Is dat din kloken Broder?" Einmal saß man beim Kartenspiel; der Hausherr wollte aus Scherz mogeln; da fuhr die Frau, die über die Schulter sah, dazwischen: „Wat, wult du hier de Lüd bedrägen?" (Diesen Kraftspruch empörter Rechtlichkeit hat er später symbolisch auf moderne Zustände angewandt.) Heimeliger als der schwere Boden der Nordseeniederungen waren ihm die Buchten der Ostsee. Er fuhr hinüber nach Kiel, um seine Kindheit wieder zu grüßen, besuchte pietätvoll die Wohnstätten seiner Großeltern in Wagrien und Nordschleswig, wobei er Umschau nach seinen Vorfahren hielt. Auch die den Herzogtümern einst so nahestehende Kultur Kopenhagens sowie die Kunstschätze der Stadt Schleswig hat er auf dieser Heimfahrt kennen gelernt.

Im Sommer 1882 traf Julius wieder mit dem Bruder zusammen, diesmal in Schwarzburg, wo beide die Waldluft in vollen Zügen genossen, um dann beim Abschluß der Ferienwochen die Wartburg und Weimar zu besuchen. Hier in Thüringen beschloß er, noch im Herbst ganz nach dem Norden zu übersiedeln. Seinem Bruder gelang es, von einem früheren Schüler ihres Vaters

mehrere hundert Mark aufzunehmen; mit deren Hilfe brach er seine Zelte in München ab, um heimwärts zu ziehen.

Die altbayrische Luft war ihm nachgerade zu dick geworden. Bei der Gemütlichkeit der Münchener entbehrte er den Ernst. Und er hatte schon übergenug Hoffnungen an der Isar begraben. Alles trieb ihn nordwärts. Doch wie dort oben leben? Er suchte vorzubauen. Die Familie Muhl hatte ihn wiederholt nach Pellworm geladen. Er schrieb nun an seinen Freund in Augsburg, daß er ein für allemal fest entschlossen sei, mit der sogenannten gelehrten Laufbahn zu brechen; weder der geistige noch der moralische Standpunkt der hierfür in Deutschland maßgebenden Leute passe ihm; er sei aber sicher, wenn er Leben und Gesundheit behalte, über deren Köpfe hinweg sich eine Stellung im Geistesleben der Gegenwart zu erringen. Das Schwierigste wäre die materielle Existenz während der Übergangsjahre. Ob er diese nicht im Arbeitsfrieden auf seiner meerumrauschten Heimatinsel verbringen, ob er dort nicht seinen jüngsten Bruder gegen freie Station unterrichten könnte? Muhl versuchte, den Plan zu verwirklichen, der sich aber wegen Bedrängnis seiner Familie nach des Vaters Tod nicht durchführen ließ. Merkwürdig genug: gerade den ruhigen Winkel, den Langbehn im Hause der Frau Kammerrat Muhl zu finden hoffte, den hatte schon ein anderer „Kieler Jung" eingenommen: Detlev von Liliencron, — der dort als Deichhauptmann in „Trösteinsamkeit" zum Dichter gereift ist.

Dem Suchenden aber blieb nichts anderes übrig, als sich zunächst ganz in des Bruders Nähe mitten in Hamburg einzumieten. Trotz Regen und Nebel gefiel es ihm anfangs nicht übel; er rühmte, daß bei den Hanseaten noch Ehrlichkeit, Gutmütigkeit und Energie zu finden sei. Den ganzen Winter bis in den Sommer 1883 hinein suchte er eine Anstellung nach seinem vorgefaßten Sinn. Kein Gang verdroß ihn. Aber am Landgericht acht Tagesstunden lang Abschreibedienst tun, nur um eben das Brot zu haben, das konnte er nicht. Er bewarb sich unter anderem um die Sekretärstelle an einem Kunstinstitut, lehnte aber ab, für den Verkauf schlechter Bilder tätig zu sein. Das wurde gar nicht verstanden. „Da ich schließlich", so berichtete er über den Vorfall, „kurz und bündig erklärte, als ehrlicher Mensch auf solche prinzipielle Bauernfängerei mich nicht einlassen zu können, wurde ich ‚ideal' geschimpft und zog meine Bewerbung zurück." Lange ward ihm Hoffnung gemacht auf einen Posten in der Stadtbibliothek, bis ihm schließlich ein Pastorensohn vorgezogen wurde.

Wahrhafte Teilnahme fand er nur bei dem „alten Classen", dem Direktor des Johanneums, mit dem er gern Zwiesprache hielt. Bei ihm hat er auch fröhliche Abendstunden verlebt. Classen bewog ihn für einige Zeit zur Vertretung einer Lehrkraft den Unterricht in der Sexta zu übernehmen; das kam ihm schwer genug an, aber er tat es. Über moderne Wissenschaft und die Zeitverderbnis verstand er sich gut mit dem erfahrenen Schulmann. Doch eine Verstimmung entstand, wie er in einem Briefe meldet, durch Folgendes:

„Ich erwähnte zufällig in aller Arglosigkeit, ich wolle nicht für Geld schreiben, halte es überhaupt eigentlich für unpassend, seine geistigen Fähigkeiten

zum Gelderwerb anzuwenden. Hierauf geriet Classen ganz aus dem Häuschen und hätte sich beinahe auf den Kopf gestellt, so ketzerisch erschien ihm meine Ansicht. Er sagte, es gäbe doch so viele bedeutende Leute, die heutzutage auf das Geld den größten Wert legten usw. Ich blieb natürlich bei meiner Meinung, habe ihn auch schon zweimal seitdem gesehen, aber er kann sich noch immer nicht darüber beruhigen. Er meinte sogar im ersten Eifer, ich hätte wohl keine Religion. Ein mir etwas dunkler Zusammenhang!" Dem fügte er einige Wochen später hinzu:

„Seit Classen weiß, daß ich den Geldstandpunkt nicht als maßgebend ansehe, erscheine ich ihm immer noch als ein einigermaßen verdächtiges Subjekt. Denn wer nicht den Brotkorb als letzte Instanz betrachtet, wozu ist der nicht fähig? Und darin hat er allerdings recht, die arme Seele."

Hiermit war nun freilich der wunde Punkt in Langbehns Hamburger Dasein getroffen. Er mußte erkennen, daß in der Handelsstadt das Geistige erst dann Geltung erlange, wenn es unmittelbar praktische, soziale Aufgaben löse. Erst wenn Geist in greifbaren Nutzwert umgesetzt sei, werde er dorten gewürdigt. Notgedrungen gab er denn auch seine Stellensuche in Hamburg auf.

Wohl entrang sich ihm dabei der Schrei: „Will man seine Seele nicht verkaufen, so wollen einem die Leute auch nicht ein Stück Brot geben!" Wohl beklagte er tief, daß ihm so viel Zeit und Kraft nutzlos verloren gingen, dennoch entmutigten ihn die üblen Erfahrungen nicht. Der Kampf gegen Geld- und Zeitgeist erschien ihm nun erst recht notwendig. Er schrieb an Muhl:

„Du fragst, wie ich mich hier befinde. Ich antworte: Wie ein Vogel in einem Käfig. Nach München sehne ich mich aber auch nicht gerade zurück; es ist mir dort zu malerisch, auch kann ich den Biergeruch seit einiger Zeit nicht mehr ausstehen. Ginge es ganz nach meinem Belieben, so würde ich nach Dresden oder — Aibling gehen. Leibl ist doch eine zuverlässige Persönlichkeit.... Im übrigen muß ich freilich auch mein Haupt schütteln über das neue deutsche Reich. Und erst die kommenden Generationen? Die machen mich noch bedenklicher....

Ein sonderbares Deutschland, mit dem man es zu tun hat! Sie marschieren an der Spitze der Zivilisation, haben Kunst und Wissenschaft in Erbpacht genommen — und doch können sie weder noch wissen sie etwas. Es fehlt durchaus an Leuten von kompetentem Urteil. Die vermisse ich schmerzlich.... Das Bismarcksche Bündnis mit China erscheint mir jetzt nicht mehr ganz unnatürlich. Die beiden Kulturen nähern sich einander....

In Erholungsstunden lese ich einmal wieder des ehrlichen und tapferen Seume ‚Spaziergang nach Syrakus'. Viele seiner Bemerkungen gelten noch heute. Der Fortschritt ist, trotz Deutschem Reich, Telephon, Altkatholizismus sehr gering! Es wäre wirklich an der Zeit, mit Feuer und Schwert dreinzuschlagen; und ich wollte schon etwas dazu tun, wenn ich nur erst ein wenig Ruhe hätte. Ich habe große Lust, den Stier einmal bei den Hörnern zu packen."

Notgedrungen lag Langbehn in Hamburg der journalistischen Tätigkeit ob, „damit ihm sein Calamus aus den Calamitäten heraushelfe". Dafür hat ihm

ein Hamburger Winke gegeben, den er in Berlin kennenlernte: Alfred Lichtwark. Dieser, damals Bibliothekar am dortigen Kunstgewerbemuseum, gestand dem Holsteiner nach mehrmaligen Unterredungen und Einsicht in seine Arbeiten: „Sie sind ja viel vernünftiger, als man Sie mir schilderte!" Und doch standen die sich hier begegnenden beiden Charaktere, wenn auch ihre Wirksamkeit teilweise zusammengeflossen ist, ihrem innersten Wesen nach mehr gegen- als nebeneinander. Lichtwark, der sich aus einfachen Verhältnissen bei steigender sozialer Stellung emporgearbeitet und sich in seinem Auftreten zu einem sicher jedes Parkett beschreitenden Salonmenschen entwickelt hatte, war in seiner Wohnung von den gewähltesten Bildern und Möbeln umgeben, wie ein gewiegter Amateur. Ihm war gesellschaftlich der modern-englische Zuschnitt, künstlerisch die internationale Moderne richtungweisend. Von da aus voller Tatkraft bemüht, mit allen Mitteln die Hebung des Kunstgeschmacks der Massen zu bewirken, berührte er die letzten Probleme der deutschen Seele so gut wie gar nicht, während es Langbehn jederzeit, auch in den Künsten, auf das heiligste Erb- und Herzensgut ankam.

Ein Vorfall, den mir Langbehn erzählte, ist für beide bezeichnend. Als er einmal bei Lichtwark den damals noch kaum bekannten Namen Nietzsche als den eines hervorragenden Denkers nannte, sprach jener verwundert: „Nietzsche? Kenne ich nicht." Dann drückte er auf den Knopf. Ein Diener erschien. „Bringen Sie mal das Konversationslexikon mit dem Buchstaben N." Es wurde gebracht; Lichtwark schlug nach: „Steht nicht drin." Doch er notierte sich den Namen auf die Manschette. Ein solches Verhalten, dem rührigen Museumsbeamten ganz selbstverständlich, wirkte auf Langbehn — chinesisch. Lichtwark wiederum, nachdem er Leiter und Organisator der Hamburger Kunsthalle geworden war, blieb abhold und stumm gegenüber der weltweiten niederdeutschen Perspektive des Rembrandtbuches, dessen Betrachtungsart ihm für seine lokale Reform zu unwirklich erschien. Wie beim Storch und Fuchs in der Fabel: die Schüsseln der beiden Erzieher waren allzu ungleich, als daß sie sich gegenseitig bewirten konnten.

Doch zu Beginn ihrer Bekanntschaft ward Langbehn eine wirksame Hilfe durch Lichtwark zuteil. Er hatte eines Morgens zu ihm geäußert: „Ich habe keinen Pfennig mehr und weiß nicht wohin." Das erzählte Lichtwark abends in einer Gesellschaft, worauf ein Hamburger Herr erwiderte: „Ich hab' ein kleines leerstehendes Haus bei meiner Besitzung an der Elbe. Da kann er gern mehrere Monate wohnen." So kam Langbehn im April 1883 unversehens als Gast des Consuls Carstens nach Dockenhuden bei Blankenese. Hier fand er eine Zeitlang Ruhe zum Schreiben, fand Erholung nach seiner soeben überstandenen Kopfrose. Hier trug er „unter rauschenden Buchen und schlagenden Nachtigallen" seine Zukunftssorgen einsam umher.

Ein jäher Schicksalsschlag unterbrach das Idyll: Am 9. Juni starb nach zehnjähriger Umdüsterung des Geistes in der Hamburger Irrenanstalt die Mutter unseres Helden. Nach dem Bericht einer treuen Freundin über Familiensorgen schwermütig geworden, war sie durch ihre Wahnideen in den letzten Lebensjahren für die Kinder bereits wie eine Gestorbene. In den

Monaten vor ihrem Verscheiden war Julius oftmals um sie, treubesorgt, ihre durch schmerzhafte rheumatische Leiden doppelt traurige Lage zu erleichtern. Leider außerstande, ihr mehr Bequemlichkeit und Pflege bieten zu können, beklagte er hierbei bitter den Mangel irdischer Güter.

Ihr Tod ging ihm tief zu Herzen. Als er hinter dem Sarge ging, übermannte ihn der Schmerz so sehr, daß der begleitende Küster sagte, nie habe er einen Mann so weinen sehen. Kurz danach entstand sein Lied „Die Tote“:

An einem schönen Sommertag
Da trug man mich zu Grabe.
Ein weißes Hemd, ein Totenkranz
Ist alles, was ich habe.

Viel Tränen flossen nicht um mich,
Man hat mich bald vergessen;
Die Leute haben so wie sonst
Getrunken und gegessen.

Ein einzig treues Augenpaar,
Von wunderbarem Leuchten,
Das wollte, in Erinnerung
An mich, sich heut' befeuchten.

Und sieh, ich wache wieder auf;
Es kennt mich eine Seele!
Ich ruhe nun in dunkler Nacht
Bis ich mich ihr vermähle.

Die zarte Liebe und innige Verehrung, mit der Langbehn zeitlebens seiner Mutter gedacht hat, spricht sich aus einem Briefe von 1902. Darin schreibt er über das Antlitz des Heilandes auf der „Verklärung Christi“ von Raffael:

„Dies Bild hat für mich seine ganz persönliche Bedeutung. Der Ausdruck dieses Raffaelschen Kopfes ist genau der, den das Gesicht meiner Mutter hatte, wenn sie recht ernst und nachdenklich war. Es sind sogar fast ihre Gesichtszüge, zumal in Nase, Wange, Mund. Der Ausdruck scheint nur etwas verändert infolge des hier freiflatternden, bei ihr glattgescheitelt anliegenden Haares. Bemerkenswert ist beiderseits die völlige Abwesenheit von dem, was man — menschlich gesagt — Kopf, Hirn u. dgl. nennt. Hier ist nur Herz, Seele, Liebe, Schwermut, nur ‚Unseres Herrn Trost‘. Dieser Kopf sieht ganz aus, wie Jesu Abschiedsreden.

Man könnte die Sixtinische Madonna eine Apotheose der Liebe und Raffaels Transfiguration eine Apotheose der Treue nennen. Treue war auch das eigentliche Wesen meiner Mutter; insofern ist sie diesem Bilde des Herrn auch innerlich verwandt.

Vater und Mutter durchdringen sich in mir.... Dies Bild zeigt meine halbe Seele in natura. Als ich es zuerst sah, ergriff es mich wegen der großen Ähnlichkeit mit meiner Mutter so, daß ich fast Herzschmerzen davon bekam. Ich glaubte sie zu sehen.“

Ganz allein hatte Julius die geliebte Mutter bestatten müssen. Johannes lag krank in Utersen und konnte nicht kommen. Auch ihm nahte schon der Tod. Eine Kur in Wiesbaden blieb erfolglos. Ein Jahr nach seiner Mutter ist auch er verschieden.

Als Julius einmal den Bruder ins Bad geleitete, hatte er ihn zu einem Besuche bei Hans Thoma in Frankfurt mitgenommen. Diesem schrieb er nun im Juni 1884 von Berlin aus:

„Mein Bruder ist vor acht Tagen in Hamburg gestorben. Ich mußte hinreisen, um während der letzten Tage um ihn zu sein und ihn schließlich zu begraben. Da wir sehr viel voneinander hielten und für die Zukunft manche gemeinsame Pläne gemacht hatten — die nun alle kurz abgeschnitten sind —, so geht mir dieser Verlust recht zu Herzen. Es ist wirklich eine sonderbare Sache, wenn so ein Buch zugemacht wird, um nie wieder aufgemacht zu werden; noch dazu eines, in dem viel Liebes und Gutes gestanden! In solchen Fällen empfindet man, wie hoch der Wert eines menschlichen Herzens, rein an sich, steht, und fragt sich wohl auch, ob es nicht am Ende besser sei, auf alle Herrlichkeiten der Welt in Kunst und Poesie zu verzichten und dagegen sich an einem stillen Leben, in Liebe und Treue mit seinen Lieben, Genüge sein zu lassen? Glücklicher befindet man sich gewiß dabei, weil ruhiger; denn ich halte innere und äußere Ruhe für das größte Glück. Aber zum Sieg des Besseren in der Welt sein Leben wie seine Kraft einzusetzen, ist ja auch etwas.... Zudem hat man ja auch die Pflicht, das Gute, das man erkannt hat, auf jede Weise zu verteidigen; und es gibt auch in solcher Tätigkeit, bei dem endlosen Kampf gegen Torheit und Erbärmlichkeit, schöne und lichtvolle und siegreiche Momente.

Immerhin kann ich mich aber doch nicht enthalten, zuweilen mit einem Gefühl der Sehnsucht — und vielleicht geht es Ihnen ebenso — auf die geistlich Armen hinzublicken, welche von allen diesen Dingen nichts wissen. Mein verstorbener Bruder gehörte zu ihnen; er war ein tapferer Mensch und besaß ein Herz von Gold, aber von Kunst und Poesie wußte er gar nichts. Ich erquickte mich oft an dieser seiner Unwissenheit; denn er war ehrlich genug, sie nie zu verbergen."

So zerrissen unserem Höhenwanderer die Bande des Blutes. „Familie" war für ihn fortan nur ein Wort der Erinnerung. So zerriß auch seine persönliche Verknüpfung mit dem Heimatgelände, in dem er ein Obdach gesucht hatte. Geldlos unter Hamburgs Geldleuten zu leben, erschien ihm als ein grauenhaftes Schicksal. Mehr und mehr erkannte er, daß er zu denen gehörte, die ihre innere Bestimmung gewaltsam von der Väterscholle forttreibt, weil sie ihr Ziel zu hoch gesteckt haben — zu denen, die erst, *nachdem* sie in der großen Welt den Lorbeer errangen, wieder auf das Jugendland zurückwirken können, das sie gebar. Liliencron hat über den „Butterbrotcharakter" der Masse unserer engeren Landsleute gespottet, sich aber doch mit ihm und unter ihnen abgefunden, wie sie heute nun einmal großenteils sind — Langbehn konnte mit schwerem Bodensatz nichts beginnen. Er wollte nur die reine Essenz,

die Blüte seines Heimatstammes, er konnte ihn nur geschichtlich und geistig groß auffassen. Schleswigholsteins Bauerngeschlecht, aus dem er sich herleitete, war ihm mit Tacitus ein „eigenes, rein erhaltenes, nur sich selbst ähnliches" Germanenvolk, ein Stamm von ausgeprägter Mannhaftigkeit, die selbst in Frauen heroisch hervorbricht. „Wer einmal ein holsteinisches Landwehrregiment gesehen hat — diese geraden, festen, breitstirnigen Köpfe, diese vollen, blonden, viereckigen Bärte, diese blauen, redlichen, frommen, tapferen Augen —, der weiß, daß Deutschland nicht zu Grunde gehen kann", schrieb er in Erinnerung an 1870. Zwar hat die Neuzeit viel Treue und Sitte landunter gezwungen, immer wieder sind trotzdem aus dem hochgewachsenen Volk der Nordmark Geister erstanden, denen der Edelsinn als Morgengabe in die Wiege gelegt war. Findet sich doch ein so überraschender Aufschwung einzelner Männer aus der Masse wie in Schleswigholstein, und mit dieser Schußkraft, bei den südalbingischen Deutschen wohl nur noch in Schwaben. Langbehn nannte das den „idealen Raptus" unter seinen Stammesvettern, die oft aus materialistischer Alltagswelt wie Adler emporgeschwebt und einem Höhenziel nachgejagt seien — nicht etwa in wolkenschieberischer, romantischer Art, sondern die dabei die zähe Arbeitskraft, den Fleiß, die Treue bis ins Kleinste, den Wirklichkeitssinn und die Beharrlichkeit ihrer ackernden Landsleute niemals verleugneten.

Zu diesen Zimbern gehörte auch er. Seine Seele pflog vertraulichen Umgang mit den großen Toten seines Geschlechtes. Vor allem mit dreien. Deren erster ist, wie selbstverständlich, Friedrich Hebbel, dessen mühsamer Aufstieg ihm gerade in Hamburg deutlich vor Augen stand, der durch das drängende Ethos seiner ringenden Dichternatur vom Ditmarser Maurerjungen zum ersten deutschen Dramatiker seiner Tage emporgewachsen war. „In dem Ernst, womit ich meine Kunst ausübe, weiche ich keinem", sagte mit ihm auch Langbehn, der trotz seiner Frohnatur ihm als unbestechlicher Kunstrichter von Haus aus verwandt war. Seinem innersten Wesen nach näher stand jener Schleswiger Müllerssohn, der als Weinküferlehrling begann und dennoch zum wahren Kunsterneuerer gegenüber der Leichtfertigkeit des Rokoko aufstieg: Asmus Jacob Carstens, dessen reiner Geist und Griffel einem Jahrhundert deutscher Zeichenkunst die Wege gewiesen hat. Warm verteidigte Langbehn, daß dieser Reformator, als Berliner Professor nach Rom beurlaubt, dort auf seiner Entlassung bestand, weil er nicht der Preußischen Akademie, sondern der Menschheit angehöre. Carstens führte damals aus, seine Fähigkeiten seien ihm von Gott anvertraut, solle er nun einst Rechenschaft über sein Haushalten ablegen, so wolle er nicht sagen: „Herr, ich habe das Pfund, so du mir anvertraut, in Berlin vergraben." Den Dritten im zimbrischen Geisterbund hat Langbehn im Rembrandtbuch mit Recht als Schleswigholsteins Winkelried bezeichnet: das ist der Hüne Uwe Jens Lornsen, der als Kanzleirat in Kopenhagen abtrat und Landvogt von Sylt ward, um im Burschenschaftsgeist und zugleich als klarer politischer Denker wie Publizist der Heimat die Freiheitsrechte zurückzuerobern.

Ein Blick auf diese drei nordalbingischen Pioniere, die schutz- und hilflos vom Land ihrer Väter auszogen, wie einem Stern ihrem Ziele folgend, um in der Fremde ihr Grab zu finden, macht auch Langbehns Mannesberuf im Innersten klar. Die zwischen Heidentum und Christentum emporgeschossene sittliche Triebkraft dieser vordenkenden Geistesmärtyrer beseelte auch ihn, als er die Gestade der Heimat zum zweiten Male verließ.

10. Um und in Berlin.

Es ist ein für allemal mein fester Entschluß, mich nicht in die Clique der Macher des heutigen geistigen Lebens hineinzubegeben. Dazu bin ich zu ernsthaft und zu ehrlich. L. 1883.

Im Mai 1883 schrieb Langbehn aus Dockenhuden an Muhl, bei seinem dortigen Gastfreund, einem wohlwollenden Dynamitfabrikanten, könne er nur noch zwei bis drei Monate bleiben; was dann würde, möchten die Götter wissen. Kurz darauf lud ihn unerwartet sein Studienfreund Harttung aufs freundlichste ein, einige Zeit zu ihm nach Frankfurt an der Oder zu ziehen, wo er sich als Arzt niedergelassen hatte. So setzte unser Wanderer Anfang August seinen Fuß in ipsam Borussiam; es verlangte ihn, auch das einmal kennenzulernen.

Dr. Georg Harttung hielt viel auf den Freund. Er hatte ihn nach der Studienzeit wiederholt besucht und auf seiner Hochzeitsfahrt im Jahr 1878 in München zum Hauptbegleiter erwählt. Seine junge Frau, aus dem märkischen Patrizierhause der Lienau, berichtete darüber an ihren Bruder:

„Fast täglich sind wir mit Langbehn zusammen; ein zu gemütlicher, kluger, junger Mann. Wenn ich mit ihm zusammen bin, ist mir immer, als säße ich auf der Schulbank und ließe mich von ihm unterrichten, so interessant und belehrend spricht er mit Georg. Du mußt Dir aber die Schulbank unter schönen, schattigen Kastanien denken — vor Dir einen prachtvollen Blick in das saftige Grün, unter Dir die rauschende, dahinsausende Isar. Holzflöße siehst Du hinunterfliegen — alte behäbige bayrische Bauern um Dich; Herr Langbehn auf der einen Seite des Tisches, Georg neben mir, Rettich für das frugale Mahl bereitend.... Jetzt kommt die Kellnerin und bringt in grauen Krügen uns frischen Trunk Bier. Wir denken der Heimat; Dein Brief wird hervorgeholt, Langbehn lacht, wir freuen uns und stoßen auf Dich an."

Langbehns sonniges Lachen, seine vornehm-kindliche Natur erfreuten die Frau aufs neue, als er fünf Jahre später in ihrem Heim erschien. Ihr Mann konnte voller Spannung sein Kommen kaum erwarten; sie sollte gerade ihres vierten Kindes genesen. Deshalb wurden dem Freunde im mütterlichen Hause zwei hübsche Zimmer bereitet; hier begann er unter vielen Büchern emsig zu schreiben. Auch suchte er dort sein Herzleiden zu kurieren, trieb Gymnastik, lief schnell und weit an den Ufern der Oder entlang, und sein Übel nahm ab. Im Kreis der Familie unterhielt er sich mittags und abends viel mit dem Hausherrn. In der Stadt verkehrte er wenig.

Doch einmal kam er einer Einladung in das Gesellschaftshaus nach. Dort ward vor der Erstaufführung eines Werkes von Wildenbruch ihm zu Ehren ein kleines Diner gegeben. Der Dichter war eigens von Berlin zu seinen Frankfurter Verehrern herübergekommen. In seinem blankgewichsten Zylinder, fortwährend am Kneifer rückend und viel redend, machte er auf Langbehn einen „mittelmäßigen Eindruck". Es ward guter starker Rotwein getrunken, dem Langbehn, der Lage ungewohnt, reichlich zusprach. Als alle lebhaft wurden, erhob sich, wie ein Augenzeuge berichtet, seine eindrucksvolle Gestalt; er stieß ans Glas und hielt eine schmetternde Rede gegen die Poesie Wildenbruchs (der eben ein langes burschikoses Gedicht deklamiert hatte), wobei er sagte: „Das ist ja nicht echt, das ist nicht gefühlt; das ist ja Schwulst!" Allgemeines Erstaunen. Dann schleunigster Aufbruch zum Sommertheater. Wildenbruch biß die Zähne zusammen und ließ diese gesellschaftliche Unart schweigend über sich ergehen. Harttung nahm seinen Freund unter den Arm und redete ihm ins Gewissen.

Nach diesem Vorfall ließ der radikale Nordalbingier die Wildenbruchgemeinde ihre Wege ziehen. Er selber dachte im Geiste eines größeren Preußen, er fühlte einem Heinrich von Kleist, dessen Geburtshaus unweit seiner jetzigen Wohnung stand, den tragischen Lebenslauf und Untergang nach. Er fand es „schuftig", daß die maßgebenden Leute heute Bücher schrieben, Vorträge hielten und Denkmäler bauten für diesen Heldendichter, „während sie ihm, wenn er noch lebte, keinen Bissen trockenen Brotes reichen würden." Auf die Dauer fühlte Langbehn sich als Fremdkörper mitten unter den Honoratioren in Amt und Würden; auch glaubte er die heranwachsende Familie Harttung in ihrem Hause zu behindern. So kam es Anfang Dezember zu einem friedlich-schiedlichen Aufbruch. Bei der Abschiedsfeier ward mit Langbehns Zustimmung und Beifall ein auf seine Eigenheiten gemünztes Gedicht vorgetragen. Ein Familienglied besang ihn als den „Rätselmann", der seit Jahren über einem inhaltschweren Werke brüte, ohne es zu offenbaren; „schnurgerade wie ein schlanker Mast" eile er durch die Straßen und werde von Mythen umsponnen.

Als er schied, bot Harttung ihm Geld an; Langbehn lehnte aus Selbstgefühl ab. Doch bald sah er ein, er hätte es annehmen sollen, denn seine Börse reichte kaum weiter, als um nach Berlin zu fahren. In Charlottenburg mietete er sich ein. Sorgenvolle Monate folgten. Da er sich auf andere Weise kein Geld verdienen konnte, begann er wieder Zeitungsaufsätze zu schreiben. Seiner Natur entspräche das aber so wenig, sagte er, daß er lieber Holz hacken und Stiefel wichsen würde, falls er Gelegenheit dazu hätte. Beim Zeitungsschreiben gezwungen, sich auf unwesentliche Dinge zu beschränken, könne er keine freien und vollständigen Produkte seines Geistes geben. Um dem Vaterlande recht zu nützen, müsse er sich von den seichten Pfützen der heutigen Presse und Literatur so fern wie möglich halten. Immerhin war ihm ein verständiger Redakteur gewogen; sein Landsmann Dr. Cajus Möller war Schriftleiter der Elberfelder Zeitung geworden und nahm ihm einige Arbeiten ab. Dieser treffliche Journalist und gründliche Kenner nordischer Geschichte ist einer der ersten, die Langbehns weiten geistigen Horizont erkannt haben.

Für sein Organ hat Langbehn über historische wie künstlerische Fragen eine Reihe von Feuilletons geliefert[1]. Drucklegung und Zahlung erfolgten allerdings so unregelmäßig, daß der Gelegenheitsmitarbeiter über das unsichere und karge Zeitungsbrot bittere Klage führte.

Während er unter der Million von Berlinern niemanden besaß, mit dem er sich ungezwungen unterhalten konnte, sprach er sich offen über alle seine Nöte gegen den ihm befreundeten jungen Maler aus, der damals noch an der Düsseldorfer Akademie studierte: Otto Vorländer. An diesem Sohn des Sauerlandes, dem Sproß eines evangelischen Pfarrhauses, hatte er Gefallen gefunden, in seiner letzten Münchener Zeit täglich mit ihm verkehrt und ihm das „Du" angeboten. Vorländers Schicksal während der Studienzeit ist fast noch tragischer als dasjenige Langbehns: ein gesunder Kunstdenker, ein starkes Talent, das wegen Mittellosigkeit, familiären Widerständen, Ungenügen am akademischen Unterricht und an einer seichten Tageskunst nicht zur Entfaltung gelangen konnte. Erst nach heroischem Verzicht auf den Lorbeer und nach jahrzehntelanger kunstgewerblicher Lehrtätigkeit gelang es Vorländer, seine tiefreligiöse und heimattreue Kunstempfindung in charaktervollen Blättern vor der Welt zum Ausdruck zu bringen. Wie sehr Langbehn den selbständigen, uneigennützigen Mann geschätzt hat, geht hervor aus den Worten, die er im Gedenken an ihn einst an mich richtete: „Alle Menschen, die ich kannte, habe ich zuerst höher eingeschätzt, als bei näherer Bekanntschaft; nur bei einem war's umgekehrt; das war ein Westfale!" In dieser edlen Freundschaft begegneten sich zwei echtniederdeutsche Jungmänner von fast übertriebener Selbsttreue, so daß ihre Köpfe oft aufeinander stießen. Um den Freund auf ein volles Künstlertum zu lenken, riet ihm Langbehn zur entschlossenen Selbstständigkeit im Sinne seines eigenen Vorgehens: „Brich, brich, brich — auch mit den Deinen, wenn sie Dir nicht helfen wollen. Es sollte ihnen eine Freude sein, Dir beizustehen."[2] Solche Mahnworte brachten Vorländer ins Gedränge. Teils beugte er sich vor der überragenden Geisteskraft des Freundes und seiner Idealität, teils bestimmte ihn seine lutherische Religiosität zu andern Entschlüssen. Bei zunehmendem Glaubensernst trat er Langbehns derzeit anders gerichteten Anschauungen fest entgegen, suchte auch besänftigend und berichtigend auf seine Selbstherrlichkeit einzuwirken. Dadurch kamen wiederholt ernste Reibungen vor, von gegenseitiger Zuneigung und treuer Notgemeinschaft jahrelang immer wieder überwunden. Die Freunde hatten sich das Gelöbnis gegenseitiger Aushilfe bis zum letzten gegeben. Und wenn der eine nur noch zwanzig Mark hätte, müsse er dem andern die Hälfte vorstrecken, wenn dieser darum bäte. Bereitwillig kürzte einst Vorländer seinen Studienaufenthalt ab, um dem Freund die erbetene geringe Summe zu schicken; dieser wiederum, wenn er etwas eingenommen hatte, bot jenem Geldhilfe an.

Als Langbehn im Frühjahr 1884 der armen Witwe, bei der er in Char-

---

[1] Er wünschte, diese seine „Lohnarbeiten" möchten, wann sie ihren Zweck erfüllt hätten, vom Erdboden verschwinden. Das ist eingetroffen. Die Zeitung ist längst eingegangen, die alten Jahrgänge sind vernichtet.

[2] Ward Vorländer von den Seinen auch durchweg nach Kräften unterstützt, so begegnete er bei ihnen zuweilen doch völligem Unverständnis für die Anforderungen des künstlerischen Berufes.

lottenburg wohnte, die Miete nicht zahlen konnte, zudem wegen einer kleinen Wäscheschuld heftig bedroht wurde, war auch Vorländer geldlos. Was nun beginnen? Vor Jahresfrist hatte er auf Andrängen seines Gönners Jessen verschiedenen Berliner „Mandarinen" seinen Besuch gemacht, nur um sich später sagen zu können, er habe nichts versäumt. Den Gesamteindruck davon faßte er in die Worte: „Schatten, nichts als Schatten.... Unfruchtbare Wichtigtuerei und weiter nichts." Einer jedoch war ihm freundlich entgegengekommen: Richard Schöne, der Generaldirektor der preußischen Museen, unter dessen langjähriger Oberleitung die Galerien Berlins in steigendem Wachstum ihre Weltbedeutung erlangt haben. An ihn wandte Langbehn sich nun. Schöne übertrug ihm die Ordnung und Katalogisierung seiner Hausbibliothek. Zur Ausführung dieser Arbeit war Langbehn ein paar Monate lang fast ganz im Hause Schönes. Mit dem feinsinnigen Kunstgelehrten alten Schlages sprach er über dessen klassische Geisteswelt, über die Proportionslehre des Vitruv und über den Kanon des Polyklet. Der wohlwollenden Herrin des Hauses hat er innige Dankbarkeit bewahrt. Wie es ihm auch gehen möge, schrieb er ihr, es werde ihm immer eine Freude und Genugtuung sein, von so freundlichen Herzen Teilnahme gefunden zu haben.

Daß es ihm bei den Fachwissenschaftlern als Gattungstypen — ungeachtet aller Hochachtung vor der persönlichen Verständigkeit und Güte eines Schöne — höchst ungemütlich war, offenbarte er an Vorländer. Dieser hatte ihm geraten, maßgebenden Gelehrten ruhig und klar zu verkünden, was er wolle; das würde ihnen imponieren. Gerade ein solches Vorgehen, meinte darauf Langbehn, brächte sie außer sich. Sie empfänden dann, mehr oder minder bewußt, die Hohlheit ihrer eigenen Existenz; er habe mehr als ein Jahrzehnt vergebens versucht mit ihnen auszukommen. Dann fuhr er fort:

„Es muß eine neue Zeit kommen und eine neue Generation. Mit dieser ist nichts anzufangen. Es fehlt ihnen der wahre Glaube, nicht nur der religiöse, sondern derjenige an das Bessere, Edlere, Höhere im Menschen. Und tritt ihnen dergleichen entgegen, so hassen sie es instinktiv. Darin sind sich die heutigen Professoren und die Pharisäer zu Christi Zeiten völlig gleich. Ich erinnere Dich an eine Tatsache, die mich immer besonders ergriffen hat: nach dem allerersten Auftreten Christi, in der Synagoge zu Nazareth, waren sich seine Gegner, die Pharisäer, sofort über seine Gefährlichkeit klar. Die Wirkung seiner Reden auf sie war, daß sie unter sich sagten: „Stürzen wir diesen Menschen über die Felsen hinab!" In diesem Vorgang liegt sehr viel, fast könnte man sagen, die ganze Geschichte der Menschheit mit all ihren Kämpfen abgebildet. Es ist ein Gegenstand für das Nachdenken und sehr ernste Betrachtungen, auch für heutige Verhältnisse — und in erster Linie bezüglich der sogenannten gelehrten Welt, die sich von menschlicher Natur und Wahrheit, von ehrlicher Einfalt und Bescheidenheit so weit entfernt hat. Zwischen mir und diesen Leuten gibt es nie eine Gemeinschaft. Das ist für mich das Ergebnis langer Erfahrung und tiefster, innerlicher Überzeugung....

Nur mit meinem letzten Atemzuge werde ich den Kampf gegen diese Götzendiener des sogenannten Wissens aufgeben. Hienach wirst Du es wohl ver-

stehen, daß und warum ich mit diesen Leuten nicht in einem Amte äußerlich zusammenleben kann. Meine bloße Existenz wäre ihnen ein ewiger Vorwurf."

Als nun Schöne nach Abschluß der Bücherordnung in seinem Hause Langbehn anriet, sich um eine Stelle an der Staatsbibliothek zu bewerben, schrieb ihm dieser, er könne den ihm gütigst gegebenen Rat nicht befolgen und begründete das mit folgenden Worten:

„Ich sehe zwar ein, daß — wenn ich überhaupt eine staatliche Anstellung erstreben würde — Berlin und die genannte Bibliothek für mich der günstigste Platz wären. Allein infolge sehr gewichtiger Gründe — die ich unerörtert lasse, weil sie zur Zeit doch nur als subjektive erscheinen würden — habe ich mich entschlossen, auf eine staatliche Anstellung zunächst überhaupt zu verzichten, obwohl mir deren äußere Vorteile vollkommen einleuchten. Aber sie werden durch innere Nachteile für mich wieder aufgehoben. Vor allem ist, was dauernden Aufenthalt betrifft, weder meine Persönlichkeit für Berlin noch Berlin für mich geeignet....

Dürfte ich hoffen, mir Ihre so gütige Förderung und Teilnahme noch erhalten zu sehen, so würde ich bitten, sie dadurch zu betätigen, daß Sie mich vorläufig meinem Schicksal überlassen. Auch würde ich in diesem Fall bitten, Ihr endgültiges Urteil über meinen jetzigen Entschluß der Zukunft vorbehalten zu wollen. Er beruht hauptsächlich auf dem horazischen:

‚Et mihi res, non me rebus, subjungere conor.'" [1]

Langbehn hat es Schöne hoch angerechnet, daß er beim Abschiedsbesuch diese seine Weigerung und seine Erklärung: „Ich mag nicht in Berlin sein", ohne Verstimmung aufnahm, im Gegensatz zu Theodor Mommsen, der — als sein junger schleswiger Landsmann einst in Bedrängnis auch zu ihm kam — ihn zu „ersprießlicher Tätigkeit" im Rahmen der Fachwissenschaft drängen wollte —, natürlich vergebens. Auf seine eigene Weise hat Langbehn damals zehn Monate lang in den Museen, Bibliotheken und dem Stadtbild Berlins gründlich studiert; er wußte zeitlebens die Hauptstadt als große Studienanstalt zu schätzen. Auch würdigte er den gesund preußischen Lokalismus in der Kunst, die ausdrucksvoll knappe Plastik eines Schadow und Rauch. Bei weitem zog er diesen freilich seinen genialen Landsmann Schlüter vor. Ihn hielt er für den einzigen unter den neueren Bildhauern, der es, wenn er auch nicht zur vollen Entfaltung gelangt sei, mit Michelangelo einigermaßen aufnehmen könne. Seine Köpfe sterbender Krieger und seine Helme am Zeughaus ergriffen ihn jedesmal, wenn er sie sah, als Zeugnisse eines gewaltigen Genius. Wenn er angewidert war von der Hohlheit und Gespreiztheit moderner Großstadtkultur, von der aufgebauschten Plastik eines Begas, den Kunst- und Hofberichten eines Pietsch, den Ausstellungsschlagern wie Munkacsys „Christus vor Pilatus", dann erholte und stärkte er sich an den klassischen Kunstschätzen Berlins. War er niedergedrückt und erschöpft, so setzte er sich zur Erholung in alte Weißbierstuben. Gern ging er auch in ein kleines Kaffeehaus nahe dem Schloß, wo

[1] „Und ich bin entschlossen, mir die Dinge, nicht mich den Dingen zu unterordnen."

er Zeitungen las und noch nach vielen Jahren den weißgekleideten und weißbärtigen Konditor am Zahltisch als seinen alten Freund begrüßte.

Im altberlinischen Mutterwitz fand er weit gesunderes Lebensgefühl als in den sogenannten geistreichen Kreisen Berlins. Im Rembrandtbuch geißelt er bekanntlich deren Verbildung und berichtet, man habe über Schillers Glocke das Ersturteil gefällt: „Wir wären fast vor Lachen vom Stuhle gefallen." Er selbst hat ähnliches erfahren — mit Werken von Hans Thoma. Dieser war in der Berliner Kunsthandlung Fritz Gurlitt im Jahre 1883 mit ein paar Bildern nicht ungünstig aufgenommen worden; Langbehn riet ihm nun, dort eine größere Ausstellung zu machen. Thoma entgegnete: „Meine Bilder sind da am besten, wo sie am stillsten, am wenigsten Lärm machend sind, und wie läßt sich dies einem Publikum, das Sensationsbilder sucht, deutlich machen? Ich fühle es allzusehr, daß die Zeit für meine Bilder noch gar zu ferne ist, daß sie zu weit vom Wege abliegen, als daß sie in Berlin etwas anderes als Mißerfolg haben könnten." Aber er fand doch auch wieder viel Verlockendes in Langbehns Vorschlag. Dieser betonte, ohne Gesamtausstellung schlage Thoma nicht durch, der Sumpf des Kunsthändlertums und des Ausstellens müsse einmal durchwatet werden; selbst für den schlimmsten Fall hielte er einen Versuch immer noch für ratsam und um der Kunst willen für notwendig. Da Fritz Gurlitt verständnisvoll entgegenkam, veranstaltete Thoma bei ihm im Herbst 1884 seine erste größere Sammelausstellung. Aber die Witterung des Künstlers war recht gewesen; er wurde, bei einem „glänzenden Mißerfolg", einfach ausgelacht.

Für Langbehns Beurteilung Berlins bedeutete dieser Ausgang nichts Neues. Er sah darin nur eine Bestätigung seiner Anschauung, daß die dortige Bildung hohl sei. Schon längst hatte er beschlossen, den „Berliner Staub" von seinen Füßen zu schütteln. Er verlängerte den Aufenthalt in der Reichshauptstadt allein deswegen, weil Thoma im Oktober dort eintreffen wollte. Kurz vorher machte er eine Wanderung durch Niederdeutschland, die ihn von Braunschweig über Detmold und Bremen nach Hamburg führte. Hier wollte er am 9. Oktober, dem Geburtstage seines Bruders, weilen, um alsdann sein Grab zu besuchen. Nach Berlin zurückgekehrt, traf er Thoma an und reiste mit ihm zusammen um Mitte Oktober nach Frankfurt.

11. Im Umgang mit Hans Thoma.

> Ich habe es immer gut mit Ihnen gemeint und sehe, daß jetzt auch die höheren Mächte ein Einsehen haben! Ein Genius, der uns beiden wohl will, hat diese gute Sache (den ersten großen Erfolg Thomas) fertig gebracht! L. an Thoma 1890.

In Norddeutschland war Langbehn mit seinen Lebensplänen, ob willens oder unwillens, vor die Türe gesetzt. Er lechzte nun nach einer Wirklichkeit, die seiner Art verwandt war. Er suchte eine Oase nach dem Aufenthalt in der „Wüste von Ziegelsteinen und Zeitungen", wie einst Bismarck Berlin genannt hat, — einen Mann, der Seite an Seite mit ihm für eine bessere

Zukunft kämpfen konnte. Deshalb ging er Hans Thoma nach. Als er 1882 mit einem Gruß von Haider zum ersten Mal bei ihm in Frankfurt einkehrte, machte der frische junge Mann auf den Maler einen überaus guten Eindruck. Offen und vertrauensvoll breitete er danach in Briefen sein Inneres vor Thoma aus, dankbar für jeden Widerhall in dessen Gegenworten. Über die Dürre der damaligen reichsdeutschen Bildung hinweg grüßten sich Nordschleswiger und Schwarzwälder in großdeutscher Geistesverwandtschaft.

Die Bindeglieder lagen auf der Linie: Kunst — Volk — Gott. Langbehn verwarf mit Thoma die Kunst als „Spezialität", er faßte sie als hohe menschliche Lebensaufgabe, als Widerschein der Schöpfung, als „ein Ganzes, Lebendiges, aus dem ganzen Menschen Geschöpftes", das — im Gegensatz zum Stückwerk des modernen Wissens — „doch einen, wenn auch schwachen und in gewisser Hinsicht getrübten Abdruck des Weltganzen" gäbe. Was Thoma ihm nach des Bruders Tod anteilvoll erwiderte, der Mensch sei mehr als alle Kunst, das traf aufs Wort mit Langbehns Auffassung zusammen, der zum Entsetzen seiner archäologischen Genossen öfter geäußert hatte: „Ein lebendiger Tagelöhner ist mir lieber als ein Bild von Tizian." Wie Thoma als Maler, wies Langbehn als Denker dauernd auf das Volk hin; hier sei immer noch mehr Kunst, Harmonie, Musik zu finden als in den Erzeugnissen der berufsmäßigen Künstler, Dichter usw. „Mit dem Reichtum dieser Quelle, auf die man stets wieder zurückgehen müsse, kann ein einzelner Mensch gar nicht rivalisieren. Sein höchstes Ziel wird es sein müssen, sich jene Unbefangenheit, welche in dem Herzen des einfach und tief empfindenden Menschen wohnt, zu bewahren. Daß, wer kein Herz hat, auch keine Vernunft hat — dieser Satz will niemanden einleuchten; obwohl er so selbstverständlich ist wie irgend etwas. In biblischen Worten heißt das, meine ich: ‚Die Liebe zu Gott ist aller Weisheit Anfang....' Man könnte vielleicht sagen, daß das menschliche Leben — mit allem, was es tut und treibt — nur ein Lobgesang auf Gott, d. h. auf die sich in seinen Werken offenbarende Herrlichkeit der Welt sein solle; wenn auch dergleichen immer nur ein schwacher und demütiger Versuch bleibt."

Mit ähnlichen wahren, oder mindestens pietätvoll Wahrheit suchenden Worten über Vaterland und Kunst, über Christus und die Bibel nahte sich dem Maler in Langbehn ein Mann, der den tiefsten Sinn von Thomas Kunst zuweilen klarer zu deuten wußte als dieser selbst. In dem Denker wuchs, vor Natur- und Kunstgebilden, stetig die „Fähigkeit des Empfindens". Er gab sie Thoma durch ein Zeichen großen Vertrauens, durch die Mitteilung seiner Lieder, kund. Thoma fand Gefallen daran, sie haben ihm zur Erquickung wie zur Ermannung während der Zeit seiner Verkennung gedient. Und er ließ den Dichter teilnehmen an seinem Schaffen. Die Wiedergabe seines Selbstbildnisses mit dem offenen Buch, die er ihm sandte, traf diesen durch seine Lebensfrische, durch die große Ruhe und Geschlossenheit des Ausdrucks ins Herz.

„Ich würde lieber heute als morgen zu Ihnen nach Frankfurt kommen. Wenn es Ihnen nur nicht zuviel wird, möchte ich Sie noch gerne oft sehen und sprechen", schrieb Langbehn im Juni 1884 an Thoma. Da ihm lange

nicht das Glück zuteil geworden war, mit einer fühlenden Seele gemeinsam Kunst zu genießen, erwartete er seine Ankunft in Berlin „wie ein Fest" und erbot sich, dort für ihn Sorge zu tragen. Während er ihm die Kunstschätze der Reichshauptstadt, darunter seine Lieblinge, zeigte, hatte Frau Cella Thoma ihm in ihrer Nachbarschaft in Frankfurt bereits ein Zimmer besorgt. Dort wohnte Langbehn bei stiller Schreibarbeit vom Oktober 1884 bis zum nächsten Frühjahr, nur um dem Maler nahe zu sein. Fast täglich war er in seinem Haus oder Atelier. Er verkehrte freundschaftlich in der Familie und dachte noch nach langen Jahren dankbar an die greise Mutter Thoma, die ihn fürsorglich mahnte, seine Herbstbäder im Main bei der zunehmenden Kälte abzubrechen.

„Wir hatten ihn alle gern", berichtete Thoma, „verstanden uns im ganzen sehr gut und waren meist in harmloser Fröhlichkeit beisammen. Seine ehrliche, aufrichtige Art hatte für mich etwas kindlich Unvernünftiges; aber darin lag auch wieder der ganze Zauber seines Wesens. Es war etwas so Unschuldiges darin, was ich so wenig wie bei einem Kinde hätte kränken mögen." Langbehn wiederum würdigte und erwiderte die Herzenswärme des Malers, die sprudelnde Natürlichkeit seines Gestaltens, die ihn weit hinaushob über die seelenlosen Manieren der Zeit, und nicht zuletzt die Klugheit dieses Künstlerkopfes. Als sie einst am Flußgelände zum Städelschen Institut wanderten, sagte Thoma: „Hier hab' ich schon so manche Kunsttheorien ins Wasser geworfen; sie waren zwar noch ganz gut, aber ich habe sie dennoch begraben." Beide verwarfen das Schematisieren in der Kunst, durchsprachen aber eifrig künstlerische Gesetzlichkeit und Praxis. Sie bewunderten zusammen Meisterwerke wie das Marienbild Van Eycks in Frankfurt und den „Christus an der Geißelsäule" von Rembrandt in Darmstadt. „Der Ausflug dorthin", sagte Thoma, „war etwas ganz Eigenartiges. Langbehn war auf der Hinfahrt, beim Aufenthalt dort wie auf der Rückreise von der größten Mitteilsamkeit. Ja ich könnte sagen, ich habe an diesem Tage wohl ‚Rembrandt als Erzieher' aus seiner mündlichen Mitteilung kennen gelernt." Die Abendstunden wurden in froher Gemeinschaft verbracht. Zuweilen führte Langbehn den Maler aus der Frankfurter Honoratiorenwelt hinaus nach Sachsenhausen in die dortigen Apfelweinstuben, was beiden wohl gefiel.

Am nächsten kamen sie sich in des Künstlers Werkstatt. Langbehn nahm tätigen Anteil am Entstehen der Bilder und verschmähte auch nicht Modell zu stehen. Hier reifte der Plan, daß Thoma das Bildnis des Nordmannes malen sollte, und zwar mit freiem Oberkörper, „sozusagen nur als Mensch". Als dieser ein auf dem Frühstückstisch liegendes Ei in die Hand nahm und darüber philosophierte, da schien es beiden schön, ihn mit diesem Merkzeichen zu verewigen. Für Langbehn war das Ei — denen gegenüber, welche die Welt als einen Mechanismus auffassen — ein Bild der *organischen* Welteinheit. Ihm bedeutete die Wahl dieses Attributes eine Losung im Sinne des alten Oken: „Alles Lebendige kommt aus dem Ei"; für Thoma war es mehr ein launiger Einfall. Beide aber freuten sich des artigen Symbols und so entstand das Gemälde: „Der Philosoph mit dem Ei". Das Bild gelang vor-

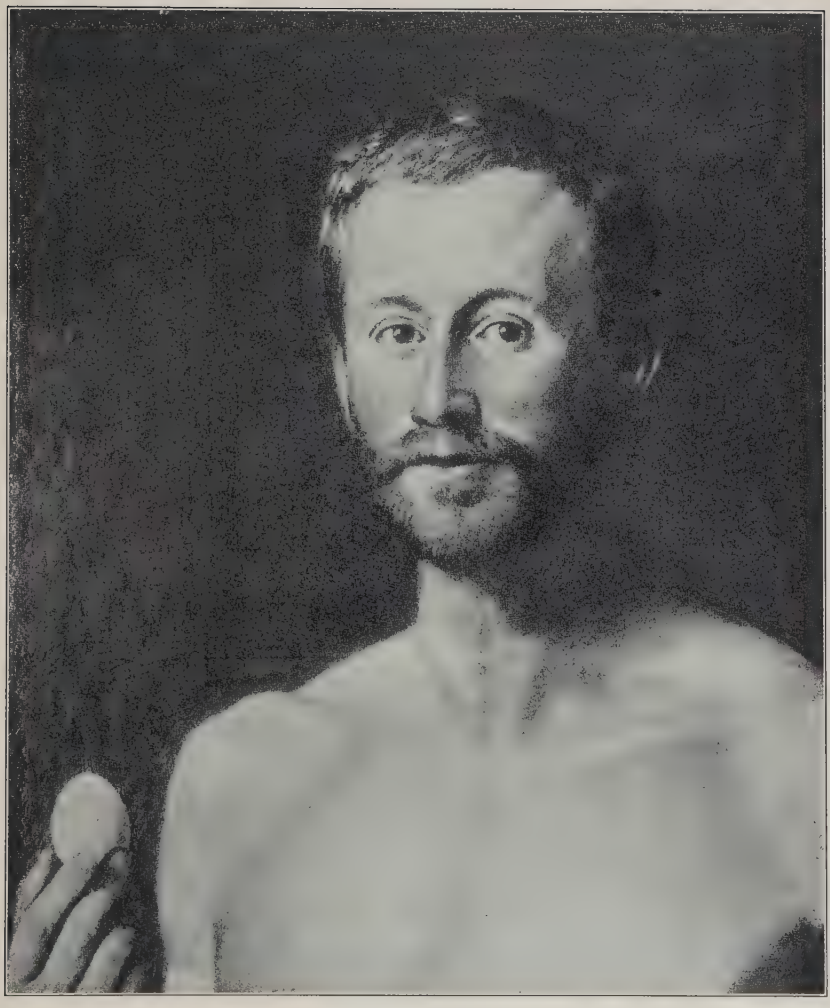
trefflich. Nur wurde Langbehn fast böse auf Thoma, daß er gerade das Ei, dies zarte, dreifaltige Gefäß werdenden Lebens, nicht mit rechter Liebe malte, wie ihm schien, sondern etwas eilig hinsetzte. Das Antlitz mit seiner treuherzigen, offenen Sicherheit ist ebenso lebendig wie ähnlich. Der Meister zählte noch im Alter dies schöne, wie aus einem Guß geformte Bildnis zu seinen besten Arbeiten. Er hielt es mit Recht für eine tiefe Schilderung des Mannes.

Sein Einfluß hat sich in einigen Werken Thomas niedergeschlagen, vermutlich in „Einsamkeit", dann in „Sehnsucht" — das wie eine Verbildlichung von Langbehns „Zugvögeln" wirkt, — sowie in dem „Kindchen im Kristall". Gerade nach der rein konstruktiven, mathematischen Seite der Bildgestaltung hat Langbehn den Meister angeregt. Ein bekanntes Bild von Thoma zeigt vorne ein Meerweib mit erhobenen Armen; am Horizont steht strahlenaussendend die untergehende Sonne; dies schöne Gegenmotiv hat Langbehn beigesteuert. Solch volles freudiges Verständnis hatte Thoma noch kaum gefunden; er erwiderte es freigebig durch Schenkung von Blättern, an denen sein Gast besonderes Wohlgefallen hatte. Er überließ ihm einen „Ritter", einen „Sankt Christophorus", das Aquarell „Christi Predigt am See" und auch sein Bildnis mit dem Ei[1].

Ehe Langbehn nach Frankfurt kam, sagte der Maler warnend: „Eine gewisse Enttäuschung wird bei näherer Bekanntschaft mit mir nicht ausbleiben." Sie trat auch ein. Den Anlaß dazu gab der Gegensatz zwischen des Malers wenig kritischen und seines Gastes überaristokratischen Grundsätzen bei der Umgangswahl. Um Thoma und seine Familie hatte sich schon ein kleiner Kreis teilnehmender Freunde geschart, an den Langbehn sich nicht anpassen wollte; er stand seinen Bestrebungen zur geistigen Veredelung und künstlerischen Aufwärtsentwicklung des Malers entgegen, und wäre, wie er meinte, dieses Geistes eigentlich nicht würdig. Nun traf es sich auch noch, daß ein Freund Thomas mit zudringlichen, ja bemitleidenden Worten Langbehn in sein pietistisch gerichtetes Haus ziehen wollte, worauf dieser ihn mit groben Worten abdankte. Seine herausſprudelnde Offenheit bei solchen Begegnungen und seine scharfe Kritik aller Honoratioren zeigten bald, daß er für längere Zeit in des Künstlers festliegende Bürgerwelt nicht hineinpaßte, und deckte die Grundverschiedenheit der beiden in sich fest geschlossenen Charaktere in Bezug auf Freundschaft auf.

Thoma mit seinem „alemannischen Dickkopf" wollte möglichst beharren bei dem durch äußere Umstände von selbst Gewordenen. Er ließ, seiner Natur nach eher zurückhaltend und verschlossen als entgegenkommend, Freunde an sich kommen und von sich gehen, ganz wie es sich gab. Er nannte es „Egoismus", wenn man seine Freunde nur so besitzen und leiden könne, wie man sie sich vorher ausdenke, „ohne Makel, engelrein". Er warf Langbehn vor, daß es für ihn im Umgang nicht die geringste Fügsamkeit gäbe, daß er durch absolute Anforderungen tyrannisch werde. Langbehns gotische Herrennatur

[1] Sowohl das Porträt Langbehns von Thoma, von dem wir in diesem Buche ein Teilstück bieten, wie auch sein Bildnis von Leibl sind in sorgfältiger Photogravüre im Corpus imaginum der Photographischen Gesellschaft in Charlottenburg erschienen, die alle Verlagsrechte über diese beiden Bilder erworben hat.



Hans Thoma:
Bildnis des Rembrandtdeutschen
(1884)

dachte entgegengesetzt: die wenigen, rein geistig gerichteten, zur Hebung der Menschheit begabten Naturen müssen eine zielbewußte Auslese formen, sich gegenseitig stützen und steigern, reinigen und heiligen gegenüber der nach unten ziehenden Strebung der bürgerlichen Masse, müssen sich deshalb entschlossen von ihr scheiden und in aufopfernder Freundschaft zusammenstehen. Er tadelte Thoma, daß er sich durch seinen Grundsatz, durchaus kein Spielverderber zu sein, entwürdige. Er ließe fünf gerade sein im Umgang; er solle doch mal etwas wagen, um aus dem öden Frankfurt herauszukommen in eine künstlerisch freiere, ihm kongeniale Umwelt.

Gegen Ende des Winters verließ Langbehn die Mainstadt — nicht ohne Befriedigung, doch auch nicht ohne Stachel im Herzen, weil er die Seeleneinigkeit und Kampfgenossenschaft, die er suchte, nicht gefunden hatte. Geradeaus hatte er zu Thoma gesagt: „Freunde, so wie ich das Wort fasse, können wir nicht werden." Da er nun nicht mehr wie vordem „Lieber Freund" schreiben wollte, ihm aber die Anrede „Lieber Herr Thoma" doch zu fremd erschien, bat er um die Ermächtigung, ihn „Lieber Thoma" nennen zu dürfen, was er fortan immer getan hat. Beide verbargen ihr tiefes Nachempfinden des vertrauten persönlichen Umgangs nicht. Thoma gestand, seines Gastes „rauhe, eckige und doch liebe Eigenheit" habe ihm wohlgetan; er möchte sie in seinem Leben nicht missen.

Langbehn ging von Frankfurt aus auf mehrere Wochen nach Oberitalien. Thoma empfand mit ihm aus der Ferne den Zauber des Landes, dessen Menschen auch ihm menschlicher vorkamen als die Deutschen, obwohl ihre Tierquälerei ihn ärgerte. Als aus dem verabredeten Zusammentreffen in Venedig nichts wurde, weil Thoma erst später dorthin kam, sandte ihm Langbehn von dort eine Reihe bewährter Adressen. Er zeichnete ihm eingehend auf, wo und wie er dort am besten wohnen, essen, trinken und echtes Venetianertum kennen lernen könnte.

Der neubegonnene briefliche Gedankenaustausch, von dem nur unbedeutende Bruchstücke vorliegen, hat lange Jahre gedauert. Offen, mit starkem Herzensschlag, sprachen beide sich aus. Sie verstanden sich gut über Mantegna und über die Griechen, über Porträtmalerei wie selbst über Hölderlins Hyperion, den auch Thoma herrlich fand. Das lautere Ethos der zumeist von Langbehn angeschlagenen Themen fand bei dem Maler tiefen Widerhall. Als ihm jener im Jahre 1888 die „Deutschen Schriften" seines Göttinger Geistesvetters sandte, erwiderte er ihm: „Lagarde ist wundervoll und ich verstehe ihn, aber ich werde jedesmal traurig, wenn ich ihn lese. Seine nüchterne praktische Klarheit beleuchtet hoffnungslose Gegenden und trostlose Aussichten. Ich kenne ja diese Gegenden und Aussichten schon lange und aus recht persönlicher Erfahrung, und doch erschrecke ich, vielleicht gerade deshalb, weil diese Dinge für mich so wirklich sind und Lagarde mir die Meinung nimmt, die ich öfter noch haben könnte, als träumte ich nur einen wüsten Traum." Als Hauptübel des deutschen Geisteslebens betrachteten beide die Stumpfheit und Dummheit des Spießbürgertums; auf der breiten Grundlage dieser Dummheit erbaue die Schlauheit der Juden ja erst ihre Paläste. Und Langbehns Verachtung

der halbgebildeten Masse fand ein fast feierliches Echo in den Worten Thomas: „Welch ein Hochmut steckt in der Vielheit Publikum. Menschenwerke, Kunstwerke sind daran verloren. Diesem vom Teufel erzeugten Chaos kann nur ein Gotteszorn und -gericht an Leib und Seele kommen."

Aus der geistigen Vaterlandsnot, aus dem Mangel jeglicher Kunstpolitik im neuen Kaiserreich entsprang die persönliche Not der beiden deutschen Männer. Wenn Thoma damals nicht Liebhaber in England gefunden hätte, — der Deutschen wegen hätte er verhungern können. Langbehns beharrliche Bemühungen, Bilderverkäufe für ihn zu vermitteln, hatten nur wenig Erfolg. Er selbst war allzusehr in Nöten. Die teilnahmsvolle Aussprache mitsamt den kleinen Freuden, die sie sich gegenseitig bereiteten, brachte einige Sonnenstrahlen in ihr annoch verborgenes und verkanntes Schaffen. „Sie haben mir ja immer etwas zu sagen", schrieb Thoma einmal, „und ich wüßte doch kaum jemand, dem ich lieber etwas sagte als Ihnen. Ich habe das Gefühl, als ob Sie mich nicht mißverstehen, auch wenn das, was ich sage, mangelhaft und verworren ist." Und als Langbehn krank gewesen war, schrieb er ihm: „Obgleich ich nicht geschrieben, habe ich doch mehr an Sie gedacht als jemals; ich habe sogar mehrmals von Ihnen geträumt, und recht Schönes geträumt. Sie haben mit wunderbarem Instrument Musik gemacht.... Sie sangen ein merkwürdiges Lied, das schönste, was ich je gehört. Was es war, weiß ich nicht, aber es war voll Friede, Glück und Heiterkeit...."

Außer seinen Liedern und Sinnsprüchen sandte Langbehn dem Maler kurze Gespräche in einer von ihm erdachten Schreibgattung, die zwei Personen redend einführt, wie beispielsweise dieses:

A. Sterben möcht' ich wohl — doch nicht
Am Kreuze.
B. Bist du ein Licht —
So dulde, daß man dich schneuze.

Und noch ein anderes Doppelwort voll tiefreligiöser Empfindung:

A. Welcher Lobgesang
Gott am schönsten klingt?
B. Seufzen einer Seele,
Die zum Himmel ringt.

Thoma freute sich an deren kühler Klarheit so sehr, wie selten in neuerer Zeit ihn etwas gefreut hatte, und schrieb dazu: „Rede und Gegenrede, wenn auch übereinstimmend, ist notwendig zum Leben und auch die Vorstellung davon in einem Kopfe ist poetisch. Ihr A und B begleitet mich jetzt gar häufig, und ich finde, es läßt sich so vieles denken, was A allein nicht denken kann. Seien Sie nicht böse, wenn ich Sie nachahme, — das kommt eben davon." So findet sich denn noch in Thomas Altersbüchern diese Dialogform manchmal wieder.

Die Rede beider war mit Witz und Humor gewürzt, dem Langbehn zuweilen schlagenden poetischen Ausdruck verlieh, so in seinen Strophen über die

Künstler von heute:

Sie stümpern
Und sie klimpern,
  Man weiß nicht recht warum —
Sie pfuschen
Und sie tuschen
  An Bilderchen herum.

Die Seele
Daß sie fehle
  Man merkt es nur zu sehr —
Erbarmen
Mit den Armen,
  Sie können ja nichts mehr!

Dabei schonten beide sich selber nicht. Langbehn gestand zu, daß er als rechter Deutscher am liebsten mit dem Kopf durch die Wand ginge, und wenn es eine Wand von Pappe sei, wie in so vielen Fällen, so ginge es ja auch; aber er wolle Thomas Mahnung zu gesundheitlicher Schonung trotzdem zu Herzen nehmen. Und Thoma, der ein Gehenlassen predigte und darin selbst das „Opium des Fatalismus" fand, fragte mitten in einer Darlegung darüber schelmisch: „Bin ich vielleicht ein Türk? ein Kümmeltürk?..."

Langbehn meinte, nur um der modernen Verbildung und Blasiertheit zu entrinnen, möchte er wohl als Sänger durch abgelegene Gegenden ziehen; Thoma bezweifelte seine Begabung dafür. Als der Meister ihm aber von seinem Geburtsort, dem stillen Bernau, erzählte und von den Kuhherden, die an den Berghalden dahinzögen, da kamen sie überein, daß eigentlich der Kuhhirte der glücklichste Mensch sein müßte. Dazu schrieb mir Thoma später:

„Wie gern ging Langbehn auf solche kindlichen Phantasien ein; er nahm sie ernst und zog sie durchaus nicht ins Komische. Er hatte aber doch viel Humor und in einem seiner Briefe aus Dresden schrieb er mir, ich solle jetzt einmal meinen Einfluß in Bernau aufbieten und solle ihm eine dortige Kuhhirtenstelle verschaffen. Für einen Freund müsse man auch etwas Ungewöhnliches unternehmen. Ich antwortete ihm, ich hätte mir die Sache überlegt, und ich zweifle nicht, daß er ein ganz vortrefflicher Kuhhirte sein würde und daß ich beim Bürgermeister ihm das beste Zeugnis ausstellen möchte, jedoch käme nur in Betracht, daß der gegenwärtige Kuhhirt in Bernau ein Vetter von mir sei, ein armer Kerl, dem ich unmöglich seinen Verdienst wegnehmen könne. Er warf mir dann vor, daß ich gerade so sei wie alle andern und daß der Vortreffliche zurückstehen müsse vor der bekannten Vetterlewirtschaft.

In ähnlicher Art verlief unsere Korrespondenz mit viel Ernst, viel Phantastik, viel Humor und harmloser Neckerei, die aber doch manchmal grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten aufdeckte."

Das tat sie allerdings; und der Scherz ward hier zum Verhängnis; wie oft zwischen edlen Naturen, wenn er sich nicht in Grenzen hält und dazu nach verschiedener Stammes- und Persönlichkeitsart grundverschieden ist. Thoma

witzelte und spöttelte über Dinge, die Langbehn heilig waren. Er verglich sich mit Sancho Pansa und stempelte den zum Don Quichotte, der in Wahrheit vieles von Cid in sich trug. Er entwirklichte seine weitblickende Geistespolitik, wenn er sie als „Weltverbesserei" belächelte. Langbehn ließ das gewähren, antwortete aber mit heldenhaftem Scherz, der in Übermut und Herrentum ausarten konnte.

Thoma hatte ihn öfter aufgefordert, ihn in Frankfurt wieder zu besuchen. Als Langbehn nun im Winter 1888 in Holland weilte, schrieb er ihm, er wolle einen weiten Reiseumweg machen, ihm zu Liebe gern, wenn er drei Tage lang ganz ungestört mit ihm zusammen sein könnte und Thoma unterdes alle Besuche, außer von den Nächsten, abweise. Er sei der alte Adam nicht mehr; er müsse jetzt erst einen feurigen Kreis um ihn und sich ziehen, in den Kröten und Frösche nicht hineinhüpfen könnten. „Sitzen wir dann darin", sagte er, „so können wir uns recht schön unterhalten." Es war eine Belastungsprobe, ob Thoma von seiner Bürgerwelt wirklich noch etwas für Langbehns Geisteswelt *opfern* wollte. Thoma sträubte sich stark, „Bedingungen" einzugehen, er könne in die Lage kommen, um solcher Forderungen willen einen Besuch wie den der Cosima Wagner, die gerade bei ihm gewesen war, abzuweisen. Aber die Bedingungen, die sich aus der Tatsache, daß Langbehn bei ihm sei, von selbst ergäben, die wolle er getreulich erfüllen. Daraufhin besuchte Langbehn ihn und verstand sich mit ihm im alten Umkreis. Aber der Geistesstreiter erkannte zunehmend, daß Thoma nicht vom Fleck wich, daß er sein persönlicher Kampfgenosse nicht sein wollte. Der Maler wiederum sah, daß jener in seine festliegende Bürgerumwelt nicht hineinging. Der dringenden Aufforderung Langbehns, ihn im folgenden Sommer von Bayreuth aus in Dresden zu besuchen, kam er nicht nach. Der Briefverkehr wurde zwar noch bis ins Jahr 1891 fortgesetzt; da drängte der Rembrandtdeutsche auf Austausch ihrer Korrespondenz, der auch Thoma erwünscht war und in freundschaftlicher Form erfolgte. Etwa um die gleiche Zeit besuchte er ihn noch in Frankfurt und unterhielt sich auch bei einer späteren Begegnung friedlich mit ihm, ohne aber den persönlichen Verkehr fortzusetzen. —

Unauslöschlich haben die beiden Geistesmänner ihr Bild gegenseitig in sich eingeprägt. Wie Thoma späterhin schrieb, hat der überaus gute Eindruck, den Langbehns ganzes Aussehen und Wesen bei ihrer ersten Begegnung auf ihn machte, über alle Verstimmungen hinweg bei ihm durchgehalten. Er kam jedoch zeitlebens nicht recht zur Klarheit über diese merkwürdigste Bekanntschaft seines Lebens. Bald betonte er mehr Langbehns „gradlinige Rücksichtslosigkeit", Unverträglichkeit mit seiner Umgebung, Schroffheit, Ungerechtigkeit im Aburteilen, — bald mehr seine Rechtwinkligkeit, unbedingte Ehrlichkeit, Idealität. Als er ihn eines Tages mir gegenüber herbe getadelt hatte, verstummte ich. Da drängte es ihn innerlich, das am nächsten Morgen zurückzuziehen und jenen zu rühmen. Aus den Würdigungen Langbehns, die Thoma in seinem Alter versucht hat, sei hier einiges angeführt:

„Langbehn war der aufrechteste Geistesaristokrat, den man sich denken kann; er war aber auch Körperaristokrat, — und seine Vereinsamung ging doch wohl

zumeist aus seinem bis ins Starre gehenden Aristokratismus hervor. Seine Armut, die er mit der anständigsten Bedürfnislosigkeit bekämpfte, hinderte ihn nicht im geringsten, ein echter Aristokrat zu sein.

Mehrmals sagte er, das Höchste, was der Mensch erreichen könne, sei, daß er ein Heiliger werde. Ich erkannte, daß ihm ein hohes Ideal von Reinheit vorschwebte und daß mancher Konflikt mit sich und andern aus diesem Ideal seinen Ursprung nahm. In diesem Sinne verstand ich ihn auch immer wieder und schätzte ihn hoch, sooft ich auch Ursache hatte, mich von ihm gekränkt zu fühlen.

Ich habe ihm oft genug gesagt: Warum stolpern Sie denn über jedes kleine Steinchen, über das Sie mit Ihren langen Beinen doch so gut hinwegschreiten könnten? Denn es waren wirklich Kleinigkeiten, deretwegen er oft in beleidigender Weise den Umgang mit Menschen abgebrochen hat.

Freilich wußte ich wohl, daß ich eine ganz andere Natur war wie er. Es ist mir zum Bewußtsein gekommen, daß doch eine Kluft ist zwischen dem sinnlich empfindenden Künstler, der die Welt nimmt, wie er sie vorfindet, und zwischen dem „Philosophen mit dem Ei", der sie mit dem Verstande in ihren Urformen neu gestalten möchte.

Langbehn hatte in seinem Wesen schon etwas, das ihn zum Propheten berechtigte. Er war eine reiche Natur, geheimnisvoll verschlossen, — wohl auch sich selber ein Rätsel, das er ernstlich ergründen wollte. Er behauptete, daß er ein glücklicher, höchst zufriedener Mensch sei. Jedenfalls war er von der Genügsamkeit, vor der Unzufriedenheit nicht leicht aufkommen kann."

Langbehn bedauerte an dem Thoma der Frankfurter Zeit, daß ein Mann von dieser großen Begabung und Einsicht nicht im Schillerschen Sinne moralisch aktiv auf seine nähere und weitere Umgebung wirkte, und zwar, wie ihm schien, aus zu weitgehenden persönlichen Rücksichten. Das erklärt manche seiner Herbheiten ihm gegenüber. Vor schönen Spätwerken Thomas und angesichts seiner menschlichen Fortentwicklung in Karlsruhe hat er sein Urteil über den Künstler und Menschen gemildert. Der Meister hat später Langbehns frühere Forderungen teilweise erfüllt. Über seinen einstigen Verkehr mit ihm sprach dieser sich in seiner letzten Lebenszeit mit folgenden Worten aus:

„Thoma ist als Künstler zweifellos ein Genie und dabei ein sehr kluger Kopf. Ich verkehrte gern mit ihm, wie vordem mit Leibl. Aber dann gingen unsere Wege auseinander oder vielmehr, ich ging zu rasch, als daß jene mitkommen konnten oder wollten. Teilweise opferten sie auch ihre idealen Ansichten, während ich die meinen beibehielt, ja steigerte. Nachdem Thoma seine ersten Medaillen erhalten hatte, sagte ich zu ihm: ‚Die sollten Sie den Leuten vor die Füße werfen, von denen Sie jahrzehntelang abgewiesen und angespuckt worden sind!' Für solche Auffassung aber fehlte ihm das Verständnis. Als ich ihm eines Tages eine meiner Anschauungen erläuterte, erwiderte er: ‚Genau dasselbe haben Sie mir schon vor fünf Jahren gesagt; jetzt verstehe ich es erst.' Solch langsame Aufnahme meiner Worte ist aber für persönliche Einwirkung zu langsam."

Was Thoma ihm an wahren Werten geboten hatte, hat Langbehn überaus

hoch gehalten. Er sah dann darüber hinweg, daß der in sich kreisende, zuweilen fast indisch beschauliche Geist des Malers letzten Endes kein Verhältnis gefunden hatte zu seinem steten Vorwärtsdrängen und Reformieren, daß der greisende Gnomengeist nicht hineinreichte in seine riesenhaft hohen Ziele. Freudig bekannte er jederzeit seine tiefe innere Übereinstimmung im gut Deutschen, im Kindes-, Volks- und ursprünglichen Kunstgeist mit Thoma; wie kaum ein Zweiter hat er die hohe grundsätzliche Bedeutung seiner Kunstauffassung, Technik, Koloristik gegenüber der unausgiebigen impressionistischen Methode gekennzeichnet.

Des Rembrandtdeutschen Seelenrichtung lag, wie er schon 1884 dem Maler sagte, in der Innigkeit des Empfindens, während er Thoma „einen gewissen idyllischen Ernst" zuschrieb, dem er sich ungemein verwandt fühlte. Beide Männer haben — von zwei Polen her — das deutsche Gemüt einmal wieder artikuliert. Beide taten dies, jeder in seiner Art und doch dem andern zugewandt, in einem Jahrzehnt, wo das deutsche Gemüt fast versandet war. Und als dieses dann gar um 1890 unter der Vorherrschaft eines seelenarmen und sittenlosen Naturalismus der Verachtung und dem Spott preisgegeben wurde, da setzten sich zur guten Stunde die Werke dieser beiden deutschen Poeten in vielen deutschen Herzen fest. Gleich nach dem Erscheinen des Rembrandtbuchs wurde Thoma wie mit einem Schlage in Deutschland verstanden; Langbehns Erzieherwerk ist, ohne auf ihn einzugehen, ein Schrittmacher für seine Kunst geworden.

Eben waren beide berühmt geworden, da hat sie das Schicksal getrennt. Denn damals verstanden sich diese beiden großen deutschen Individualisten nur insoweit, als ihre Persönlichkeiten innerlich verwandt waren. Das höhere Prinzip der vollen Seeleneinigung, dem nachmals jeder auf eigenem Wege näher kam, fehlte noch. Ihr langjähriger Umgang jedoch hat, wie wir später berichten werden, noch ein würdiges Nachspiel gefunden.

12. Dresdener Zeit.

Wie ich endlich herausgefunden, ist Dresden der einzige Ort, wo ich dauernd bleiben kann in Deutschland.
L. 1883.

Vorstehende, in dem Hause Harttungs geschriebene Worte zeigen, wie klar Langbehn seine Lebenslinien zog. Weder in Preußen noch in Süddeutschland, sagte er damals, wolle er sich niederlassen, jenes sei ihm zu stramm, dieses zu schlapp. Die gesunde und zentrale Lage der sächsischen Hauptstadt, ihre Kunstschätze, ihre Eigenschaft als Hauptpflegestätte der deutschen Bildhauerei und auch der Umstand, daß ihm der junge Bildhauer Helbig, der dort lebe, „ans Herz gewachsen" sei, das alles mache es für ihn zum gegebenen Refugium. Und wirklich ist Dresden sieben Jahre lang, vom Frühjahr 1885 bis zum Sommer 1892 Langbehns Wohnsitz geblieben.

Zuerst und zuletzt wohnte er in der Stadt selbst, zwischendurch längere Zeit in dem hinter dem Großen Garten gelegenen, damals ländlichen Vorort Neu-

Gruna, auch noch weiter hinaus, immer in einfachen, die ersten Jahre in dürftigen Verhältnissen. Selten ließ er andere in seine Häuslichkeit blicken. Cornelius Gurlitt berichtet darüber:

„Er selbst klagte nie. Aber einer der Diener des Kunstgewerbemuseums, den ich einmal mit ein paar Büchern zu ihm geschickt hatte, erzählte mir von ihm. Ihn zu besuchen, hatte er mir verboten.... Der Diener berichtete, er habe mit zwei oder drei Handwerksgesellen ein Zimmer. Diese seien seine intimen Freunde. Er erzählte mir oft, daß er mit einfachen Leuten lieber verkehre als mit Gelehrten. Jeder andere Stand biete ihm mehr als dieser. Dort finde er Verstand, hier nur Wissen. Mit seinen Zimmergenossen hatte Langbehn sich so eingerichtet, daß er morgens zuerst aufstand, ihnen die Stiefel wichste, die Kleider reinigte, Kaffee kochte. Dafür rückten sie vor dem Fortgehen die Betten zusammen und den Schreibtisch ans Fenster. Und dann störte niemand den Arbeitenden, bis in den Werkstätten Feierabend geworden war."

In einem Frühjahr, erzählte mir Langbehn, sei er zu einem Bauern bei Dresden hinausgegangen und habe sich bei ihm ein Zimmer gemietet, wohl auch Zugabe von Milch und Brot ausbedungen, unter der Bedingung, daß er erst im Herbst zu zahlen brauche. Da habe er den ganzen Sommer nicht soviel übrig gehabt, um sich ein Pfund Kirschen zu kaufen. Die einfache Lebenshaltung der Sachsen kam der seinigen im übrigen entgegen; unter ihnen ließ sich billig leben. Er aß in kleinen Biergärten, zuweilen in vegetarischen Speisehäusern. Die schlichten Genüsse der kleinen Leute, ein Topf Warmbier oder ein Stück Käsekuchen, waren auch die seinen.

Mit seinem Verlangen, sich offen zu geben, wie er war und dachte, hielt er nach schlechten Erfahrungen in der Bürgerwelt mehr und mehr zurück. Zartgefühl ward ihm übel gelohnt. In einem Mietzimmer schloß er eine Zeit lang seine Kommode beim Ausgehen nicht zu, um die Hauswirtin nicht etwa durch Mißtrauen zu verletzen; gerade dort mußte er's erleben, daß sie alle seine Papiere durchschnüffelte.

Was er alles an Enttäuschungen und Verlassenheit in Dresden durchgemacht hat, das ließ er, wie seine ganze frühere Not, später nur ahnen. Einst ging er über die Elbbrücke, da kam ihm ein einfacher Arbeiter entgegen; mit dem wechselte er einen Blick im Vorüberschreiten, da fühlten beide: wir tragen das gleiche Schicksal. Er hatte in ihm sein Ebenbild, das eines mühevollen einsamen Manneslebens abseits von den Wegen der Welt erkannt.

Was hat der stolze Geist alles durchgekostet, ehe er sich erlaubte, Geheimrat Schöne um ein kleines Darlehen anzugehen. Er tat es mehrmals, mit Worten wie diesen:

„Zur tatsächlichen Begründung meiner Bitte kann ich nur anführen, daß ich deren Erfüllung wert zu sein glaube und daß ich mir zur Zeit in keiner Art anders zu helfen weiß. Das Außergewöhnliche des Falles rechtfertigt vielleicht das Außergewöhnliche der folgenden Äußerung: ich verbürge mich mit meinem Wort dafür, daß — wenn Sie die Güte haben, meiner Bitte zu willfahren, Ihnen das in späterer Zeit durchaus zur Ehre gereichen wird."

Wie schwer wurde es ihm, den selbst mühevoll ringenden Thoma um Hilfe anzugehen, worauf dieser, wenigstens durch einen Dritten, ihm wiederholt beisprang. Auch andere auswärtige Freunde halfen über schwerste Wochen hinweg. Im Dezember 1886 schrieb der Bedrängte an Muhl, ob er ihm nicht bis zum Frühjahr, wo der Freund ihn besuchen wollte, ein monatliches Opfer von 60—75 Mark bringen möchte. „Denn sonst könntest Du um Ostern mich nicht mehr am Leben treffen. Ich muß mich umbringen, wenn ich nichts zu leben habe. Schon längst, und jetzt mehr als je, muß ich mit dieser Eventualität rechnen.... Denn das Wasser geht mir an die Kehle." Sein noch unentwickelter Glaube konnte die Selbstmordgedanken kaum meistern. Er erhielt von dem Freunde einige Hilfe; bald darauf verschlimmerte Krankheit wieder seine aussichtslose Lage. Im Dezember 1887 schrieb er an Thoma:

„Lieber Thoma!

Denken tue ich genug an Sie; aber zum Schreiben fehlt es mir an jeder Ruhe und Stimmung und beinahe auch an Feder und Papier. Eine sonderbare Welt — die Welt überhaupt und diese deutsche Welt ganz vorzüglich; Millionen werden für Verbildungszwecke weggeworfen, und für Bildungszwecke hat ein Volk keinen Groschen übrig. So war es einst, so ist es heute und so wird es künftig sein; die Majoritäten regieren; und die Majoritäten bestehen aus Narren — oder Lumpen.

Wie es mir geht, mag ich Ihnen gar nicht schreiben; ich habe eine sonderbare Krankheit, die wahrscheinlich aus dem Magen herrührt. Die Quelle unsäglicher Übel!

Daß Sie mir, auch beim besten und entschiedensten Willen, nicht helfen können, weiß ich wohl; lassen Sie sich das nur nicht grämen. Es kommt jetzt nichts mehr darauf an, ob ich für 20 Mark mehr oder minder unglücklich bin; es geht in einem hin.

Ich halte mich, solange ich kann; und eigentlich noch länger, als ich kann; mag es nun hinauf oder hinunter, rechts oder links gehen; ich muß mich drein fügen.

Sollte etwas Ernstliches passieren, so erhalten Sie, wie gesagt, meinen Koffer mit den Papieren; eine Gebrauchsanweisung wird sich darin befinden. Sonst weiß ich für jetzt nichts zu melden; Sie werden sich alles andere denken können.

Herzlich grüßt Sie

Ihr

Langbehn."

Das sind nur ein paar Schlaglichter auf seine Mühsale. Dabei sah er aufs deutlichste, daß seine Lage, wie er in einem rührenden Dankbrief an Schöne sagte, wohl jedem unverständlich bleibe, der seine Ziele nicht kenne. Diese aber müßte er, ganz gegen seine Art und Neigung, meistens im unklaren lassen.

So ging viel Zeit und Kraft hin, um, bei schmalem Verdienst durch Journalistik, nur das kahle Leben zu fristen. Trotzdem unablässig bestrebt, den Geist

auszureifen und seine Reformgedanken zu fixieren, arbeitete er viel auf der Bibliothek und in den Museen. Seelenvolle Kunstwerke waren ihm stets ebenso wertvolle Studienmittel wie klassische Bücher. Er lernte nicht aus vor ihnen; er lachte sehr über einen norddeutschen Studenten, der in München zu ihm gesagt hatte: „Mit der Pinakothek bin ich jetzt fertig." Ihm waren die Schönheiten des Zwingers und der Gemäldegalerie ewig neu. Dort ist er mit Rembrandt noch vertrauter geworden, dort hat er oft in den schwarzen Schmelz des Judenfriedhofs von Ruysdael, in die Glut der Venetianer geblickt und sich in die Augen des Jesuskindes auf den Armen der Sixtinischen Madonna versenkt. Weder die meisterhaft gemalte Hand des heiligen Rodriguez von Murillo noch die Freilichtfeinheit in Liotards Schokoladenmädchen entging ihm.

Wie aus einem aufgeschlagenen Buche las er Kunst- und Menschheitsgedanken von all den Gipsen des Dresdener Albertinums ab, das bekanntlich eine der ältesten und größten Abgußsammlungen der Welt umschließt. Er hatte sich, unter Beihilfe Schönes, von Berlin aus vergebens bemüht, den dort zu besetzenden Konservatorposten zu bekommen. Nun ging er als Ungekannter von den Niobiden in ihrer lieblichen Tragik zu den Dioskuren, zu Michelangelo. Er staunte den mächtigen Hahnenkopf des Großen Kurfürsten von Schlüter an. Er verglich gerade in diesen konkreten Niederschlägen der Weltkultur immer wieder das Griechentum mit Mittelalter und Neuzeit, den Geist des Südens mit dem des Nordens auf ihren Seelenwert hin.

Nahm Langbehn auch alles durchdringend auf, was wahrhaft Kunst ist, der Plastik stand er insonderheit nahe. Er hat sogar geplant, ausübender Bildhauer zu werden. Er erblickte im Geiste plastische Kunstwerke, wenn er die Bewegung lebender Menschen ansah; er hat sich viele gute Vorwürfe für moderne Bildhauerei notiert. Er wollte modellierte Gestalten auf Treppengeländer und auch sonst ganz frei mitten in die Architektur hineingestellt wissen. In den abgewogenen Denkmälern eines Rietschel, in der Zierlichkeit des Meißener Porzellans schätzte er den gesunden sächsischen Kunstgeist. In Dresden setzte sich um 1880 die Tradition eines Rauch und Rietschel noch in Schilling, dem Schöpfer des Niederwalddenkmals, fort; aus eben dieser Schule war sein caro amico Fritz Helbig hervorgegangen. Diesem hochbegabten Bildhauer wurde schon mit achtzehn Jahren ein Rompreis zuteil. In der Ewigen Stadt, wo er eine Pythia schuf, hatte Langbehn ihn kennen gelernt, nach München zu sich geladen und ihn bereits 1882 in Dresden besucht. Vor seiner eigenen Übersiedelung dorthin verlebte er in Venedig drei glückliche Tage mit ihm. Helbig neigte einer innerlich liebenswürdigen Kunstweise, der eines Raffael und Mozart, zu. Thoma fand seine Werke Schillerscher Idealität verwandt. Langbehn sagte von ihm: „Er ist ein Mensch und ein Künstler, was beides ja selten, zusammen aber noch seltener ist." In seiner ersten Dresdener Zeit ging er fast täglich zu Helbig und den Seinen, einer Kunstgärtnersfamilie in Blasewitz, hinaus. Da saß man an Sommerabenden in der Laube bei lebhaften frohen Gesprächen, da wanderten der blondbärtige Langbehn und der braungelockte Künstler Arm in Arm, den Hut in der Hand,

durch die blühenden Elbgefilde nach Loschwitz hinüber und kehrten heiter heim. Doch der hochstrebende Helbig hatte aus Rom ein tödliches Leiden mit heimgebracht, die Kehlkopfschwindsucht. Unheimlich rasch nahte das Ende; er starb im November 1886. Als diese Nachricht Langbehn traf, eilte er hinaus zu der Leiche, legte einen Kranz bei dem Toten nieder und weinte bitterlich. Seine nachfolgenden Verse sind vermutlich diesem Freunde in den Mund gelegt:

Einen Freundesblick
Sende Du mir nach
Wenn ich einst ins Grab
Mich, ins dunkle, leg'.

Weihe Du dann mir
Einen letzten Kranz
Der mein blasses Haupt
Dir beinah verbirgt.

Leiser Blumenduft
Soll ein Bote sein,
Daß mein Herz Dir schlägt
Auch in jener Welt.

Die Familie Helbig, die der Blumenpflege lebte, ward von Langbehn noch öfter freundschaftlich besucht. Als er einst bei der Schwester des Freundes einen Kranz für dessen Grab kaufte und von ihren schweren Sorgen hörte, da breitete er wie mit Wunsches Gewalt die Arme aus, wünschte Glück und Segen über das Haus herab, — und wirklich, man stellte fest, daß von da an ein überraschend lebhafter Geschäftsbetrieb einsetzte.

Durch Helbig hat Langbehn einen andern jungen Künstler kennen gelernt, dem er ganz nahe getreten ist, den Musiker Konrad Heubner, den Sohn des sächsischen Freiheitskämpfers und Stadtrats Otto Bernhard Heubner. Mit dem heitern Komponisten, einer kindlich reinen Seele, verband Langbehn herzliche Freundschaft, bis der Tod sie trennte. Zu Beginn ihres Verkehrs führten sie eine ernste Unterhaltung über einen gemeinsamen Bekannten, den Langbehn aufgegeben hatte; Heubner verstand das erst nicht, schließlich aber faßte er das Ergebnis der Aussprache in die Worte zusammen: „Sie sind moralischer als ich." Dies offene Geständnis freute den Älteren sehr. Er sagte später: „Heubner gab der Wahrheit die Ehre. Ich habe ihn dafür immer sehr lieb gehabt. Er war — das einzige, mir außer mir selbst vorgekommene Beispiel — ebenso klug wie naiv. Zeitungen las er grundsätzlich nicht. Kurz, er war kein ‚Gebildeter'.... Solchen Leuten schenkt der liebe Gott viel Gnade."

Heubner wiederum hing an Langbehn und hörte selbst in musikalischen Fragen auf ihn. Einst war eine seiner Erstlingskompositionen aufgeführt worden; er wollte nun des Freundes Urteil wissen. Dieser hielt zurück. „Aber sie ist doch gesund!" sagte Heubner. „Wohl gesund, aber — hölzern", sagte da Langbehn. Der Musiker war betroffen, wußte jedoch davon zu lernen. Als

er Dirigent der Berliner Singakademie war, erwog er, ob er fortziehen oder ob er in der Reichshauptstadt bleiben sollte, in der Hoffnung auf Besserung des dortigen Kunstgeistes. Langbehn widerriet ihm das Bleiben, indem er sagte: „Berlin ist wie ein mit Steinen besäter Acker. So viele der Landmann auch wegschaffen mag, es bleiben ihrer immer noch." Das leuchtete Heubner ein; er hat sich danach ins Rheinland gewandt. Um 1890 wurde er Leiter der Musikinstitute in Koblenz. Langbehn schickte ihm öfter Bücher dorthin und schrieb ihm ernste wie humorvolle Briefe.

Der anderweitige Umgang Langbehns mit Dresdener Künstlern steht zurück hinter seinem dortigen Verkehr mit drei Kunstförderern, die für die Entwickelung der sächsischen wie der deutschen Kunstverhältnisse von Bedeutung geworden sind. Um die Zeit, als Ferdinand Avenarius den „Kunstwart" gründete, hat er häufiger mit diesem Kunstpädagogen verkehrt, wobei neben der Übereinstimmung auch der Gegensatz beider in deutschen Erziehungsfragen zu Tage trat. Bei ihrer Unterhaltung über die im stillen wirkenden Kräfte der deutschen Malerei machte er ihn damals schon auf den Frankfurter Böhle aufmerksam. Näher trat er Cornelius Gurlitt, am nächsten Woldemar von Seidlitz.

Gurlitt hat den ersten Eindruck, den der von Peter Jessen empfohlene Besucher auf ihn machte, selbst geschildert:

„Ein schlanker, hochgewachsener, blonder Mann, dessen Haltung in mir plötzlich die Erinnerung an Friedrich Hebbel weckte: sei es der holsteinische Dialekt, sei es der Blick im blauen Auge, sei es das breite Glanzlicht auf der Stirn.... Ich sah ja, daß es sich hier um einen Mann handelte, dem das Leben nicht leicht gemacht worden war. Prächtige Zähne, schöne Hände, unverkennbar sorgfältige Körperpflege ohne das geringste jener kleinen Mätzchen, durch die der Mensch sich zu verschönern denkt.... Aber die Ärmel des schwarzen Rockes, den mein Gast trug, waren bestoßen, vielfach geflickt; man sah der ganzen Haltung an, daß hier vor mir ein Gentleman saß, dem es nicht gut geht."

Langbehn gab kund, daß er, in der Abgeschiedenheit an einem Buche arbeitend, sich manchmal mit ihm aussprechen oder auch streiten möchte, machte aber zur Bedingung, über das, was er schreibe, nicht befragt zu werden.

„Nach zehn Minuten hatten wir uns so kräftige Grobheiten an den Kopf geworfen, daß es nötig wurde, sich zwischendurch wieder einmal die Hand zu reichen. Eine schlanke, weiche und doch sehnige Hand lag in der meinen. Eine Hand, die Vertrauen erweckt.

(Meine bisherigen Leistungen) das waren Dinge, die Langbehn ziemlich wertlos fand. Er sagte mir's auch mit einer Ruhe, daß ich sehr bald ihm gegenüber die Rolle vertauscht sah: ich hatte mich als Gönner aufspielen wollen und wurde der Begönnerte."

Entgegenkommend bot Gurlitt ihm Geldhilfe an. Langbehn gestand seine Armut. Auf die Frage, wieviel er allmonatlich brauche, antwortete er: fünfzig Mark. Es ward abgemacht, daß er jeden Monat soviel gegen Schuldschein

von einem Guthaben Gurlitts an der Bank abholen könne. Dieser faßt schließlich das bei der ersten Begegnung Erlebte zusammen:

„Mir war, als habe ich einen Schatz gehoben. Eine Frische ging von meinem neuen Freunde aus, die mich in der tiefsten Tiefe zugleich erschütterte und erwärmte. Endlich ein ganzer Mensch, ein Mensch, der lebte, wie es ihm behagte, ein wirklich glücklicher Mensch, kein Asket, sondern einer, der in sich so reich war, daß er auf alles, was von draußen kam, verzichten konnte, ohne zu verarmen. Ich war dem Manne herzlich dankbar, daß er mich in die Lage gebracht hatte, an mir ein gutes Werk zu tun. Denn ich war als der Beschenkte fortgegangen. Das empfand ich lebhaft und das sagte mir Langbehn auch ganz ruhig: ‚Sie werden noch einmal stolz sein auf unsere heutige Besprechung!‘

Er hat Recht behalten! Ich bin stolz darauf, den Mann auf den ersten Blick erkannt und mich seinen Eigenarten unterworfen zu haben.“

Von nun an kam Langbehn ein- oder zweimal wöchentlich zu Gurlitt, hauptsächlich um mit ihm zu disputieren. Dieser hat sich rechte Mühe gegeben, ihm eine auskömmliche Lebensstellung zu verschaffen; doch nirgends wollte es gelingen. Um sich erkenntlich zu zeigen, hinterließ Langbehn ihm einmal wortlos ein verdecktes Blatt, eine getuschte Zeichnung von Thoma: oben Engel in Wolken, unten eine Wiese mit Schmetterlingen und Grashüpfern; in der Mitte stand von Langbehns Hand geschrieben sein Lied:

Im Grase.

Tausend lispelnde Geschwister
Stehen um mich her und küssen
Mir mit leisem Hauch die Wange,
Flüstern liebliche Gedichte
Mir in Herz und Aug' und Ohren.

Und ich sende ihnen Blicke
Und ich sende ihnen Worte
Und ich sende auch Gefühle
Ihnen nach in alle Weiten,
Ihnen nach in nächste Nähe.

Grüßet mir die Welt, die schöne;
Grüßet mir den hohen Himmel
Und die Erdenkinder alle
Und die Engel dort im Blauen —
Grüßet Gott, den Allerhöchsten!

Über den weiteren Verlauf ihrer Gespräche berichtet Gurlitt:

„Was brachte Langbehn alles vor: Politik und Kulturfragen, Wissenschaft und Dichtung, Glaubensfragen und Rassefragen. Überall war er mir an Wissen überlegen, überall war er voll von mir neuen Anschauungen; ich war schließlich nicht viel mehr als das Karnickel, an dem er den Versuch machte, wie

seine Ansichten auf andere wirkten.... Hier einer haarscharfen, kalten und doch von feuriger Hand geschwungenen Klinge gegenüber, war ich meist machtlos. Doch unterlag ich nicht immer. Dann war das Ende des Gespräches, daß Langbehn mir sagte, ich würde anders denken, wenn ich die letzte Tendenz seines Buches kännte....

Das ging solange, wie es ging. Eines Tages wurden mir die Heimlichkeiten Langbehns zuviel. Ich polterte mit meinen innersten Gedanken heraus, als er mich wieder mit dem Hinweis nach dem letzten Inhalt seines Buches widerlegen wollte. ‚Das Buch müßte ich erst sehen', rief ich ihm zu. ‚Solches Buch gibt es nicht und kann es nicht geben. Sie bilden sich nur ein, ein Buch zu schreiben!' Und so weiter.

Langbehn gab mir still die Hand und ging. Wir hatten uns schon oft ernstlich gezankt, und er war immer wieder gekommen.... Nun kam er nicht wieder. Es war (nach einem Verkehr von etwa neun Monaten) das letzte Mal, daß ich ihn gesehen habe. Er kam zu meinen Eltern, vermied aber, mich dort zu treffen."

Schon am ersten Tage der neuen Bekanntschaft hatte Gurlitt seinen Eltern jubelnd erzählt: „Ich habe meinen Hebbel gefunden", und ihn diesen bald zugeführt. Beim Vater, dem schlichten holsteinischen Landschaftsmaler Louis Gurlitt, hielt der Gast bald ruhig zurück, bald kam er mit ihm in Streit durch seine scharfe Kritik wie durch seine gewagten Behauptungen. Scherzhaft habe er einmal zum alten Gurlitt gesagt, so berichtete er selber: „ich weiß beinahe alles", und sich dann sehr gefreut über die gute Antwort des Meisters: „In dieses ‚Beinahe' geht aber ein ganzes Haus hinein!" Innerlich näher trat er der ihm sehr wohlwollenden Mutter, die ihm gern eine große Schüssel voll Milchreis kochte, der ihm so gut und heimatlich mundete, die hausmütterlich für seine Wäsche besorgt war. Ihrer herzlichen Fürsorge für ihn, den Verwaisten, gedachte er zeitlebens voller Dankbarkeit. Seelisch am nächsten kam er dem jüngsten Kinde des Hauses, der Tochter Else. Stoßweis hat er ihr seine besten Bücher mitgebracht; er hat viel mit ihr durchgesprochen und, als Gast der Familie in einem Orte des Erzgebirges, lange Wege mit ihr gemacht. Sie schrieb darüber:

„Ganz herrlich habe ich ihn auf einem weiten Spaziergang über Hamlet sprechen hören. Er zeichnete in geistvoller Weise das Gerippe des Dramas, vertiefte sich in langen Auseinandersetzungen in die Figur des Hamlet, schilderte die Aufführungen zu Shakespeares Zeiten, um dann auf die jetzige Schauspielkunst überzugehen. Er ahmte den Schauspieler Ludwig spottend nach, deklamierte ganze Strophen in dessen übertriebenem Pathos — und wandte sich dann ganz unvermittelt mit der persönlichen Frage an mich: ‚Ist es typisch bei der gebildeten Frau, daß sie so gut zuhört, oder eine besondere Eigentümlichkeit von Ihnen?'

Ich habe häufig im Verkehr mit ihm den Eindruck gehabt, daß er nicht viel mit Frauen unserer Kreise zusammengekommen ist. Eines Tages wollten wir zusammen ausgehen. Er sah zu, wie ich mich abmühte, meinen Mantel allein anzuziehen. Auf meine erstaunte Frage: ‚Warum helfen Sie mir denn nicht?',

antwortete er mir wörtlich: ‚Ich täte es sehr gerne, es kommt mir aber zu unterwürfig vor.' Darauf erwiderte ich: ‚Das ist nicht unterwürfig, sondern einfach guter Brauch. Sie vergeben sich wirklich nichts damit; ich fasse es als keine besondere Huldigung auf.' Worauf er, über das ganze Gesicht lachend, sagte: ‚Ziehen Sie den Mantel wieder aus; ich helfe Ihnen dann.'

Auf einem Spaziergang, der sich durch Stunden hinzog, fand ich Dr. Langbehn sehr bleich und müde werdend. Er war damals ganz entschieden unterernährt, rühmte sich auch, durch Wochen nicht mehr als 12 Pfennige ausgegeben zu haben. (Die saure Milch gaben ihm seine Wirtsleute und für die 12 Pfennige kaufte er sich Brot.) Er fiel beim Gehen immer wieder in sich zusammen und raffte sich alle paar Minuten wieder zu seiner vollen Höhe auf. Ich sagte also zu ihm: ‚Ich glaube, ich weiß, was Sie jetzt denken und empfinden.' Worauf die frappierende Antwort kam: ‚Das glaube ich nicht; auf der geistigen Höhe stehen Sie nicht.' Diese Abfuhr war so unvermittelt, daß ich zunächst heftig auffahren wollte, dann aber, meiner Pflicht als Haustochter gedenkend, antwortete ich ruhig: ‚Ich dachte, Sie müßten hungrig sein und etwas zu essen wünschen.' Darauf stimmte er lebhaft zu: ‚Ja, wirklich, daran dachte ich auch in diesem Moment.' Danach ich: ‚Na, zu der geistigen Höhe kann ich mich ja auch noch aufschwingen.' Er ging eine Weile schweigend neben mir her, hielt mir dann seine schöne, charakteristische Hand hin und sagte: ‚Leicht mache ich Ihnen den Verkehr mit mir nicht.'"

Nach behaglichem Ferienumgang mit der Familie ward Langbehn durch die Einkehr anderer sich anschließender Sommerfrischler verscheucht. Mit diesen lehnte er jeden Verkehr ab: er sei nicht gewohnt, geistig Strümpfe zu stricken. In Dresden erschien er wieder öfter im Hause. Doch eines Abends kam der Augenblick, wo der Gast und die ihm befreundete Tochter, beim Abschiedshändedruck an der Türe, bei gegenseitigem Aufblick und wenigen leisen Worten unter den Augen der Eltern, empfanden, daß sie sich entscheiden mußten, ob sie ihr Leben ganz aneinanderketten wollten. Was hier zwei tieffühlende Herzen bewegt hat, Gott weiß es. Langbehn entschied sich dafür — nicht wiederzukommen. Die Eltern Gurlitt ahnten nicht warum. Seiner Partnerin hat der kameradschaftliche Verkehr mit ihm zur innern Kräftigung fürs ganze Leben gedient.

Einige Zeit vorher hatte Langbehn dem Bruder Cornelius mit einigen freundlichen Worten geschrieben: „Wenn Sie mich nicht mehr für moralisch defekt halten, so lassen Sie mich's wissen; vielleicht gibt es dann noch Berührungspunkte für uns." Aber er gab seine Adresse nicht an, und Gurlitt verzichtete darauf, ihm auf dem Umwege über seine Familie Nachricht zu geben. Dadurch war dieser Umgang abgebrochen. Der Einsiedler stand jetzt hilfloser da als je. Doch eine Bemühung Gurlitts um ihn hat nachgewirkt: Die bei dem Kunstgelehrten Woldemar von Seidlitz, der als Ministerialrat die sächsischen Kunstsammlungen leitete. Er war mit Schöne befreundet; dessen Empfehlung führte Langbehn zuerst in sein Haus, um eine bescheidene Anstellung im Bereich der Dresdener Museen zu erbitten. Er würde sich schon mit einem Aufseherposten begnügen. Im achtzehnten Jahrhundert sei doch zu-

weilen in solcher Weise für Schriftsteller gesorgt worden; so hätte sich Hamann in Königsberg mit Packhofarbeit durchgeschlagen. Da Langbehn die Antwort bekam, Anstellungen der gewünschten Art gäbe es leider nicht, ging er unverrichteter Sache fort. Später begegnete Seidlitz ihm einmal auf der Straße und sprach ihn an. Langbehn wollte die Annäherung abweisen und fragte verwundert, welches Interesse der Regierungsrat an ihm nehmen könnte. Doch dieser hatte Teilnahme für den Sonderling gefaßt und lud ihn freundlich zu sich ein. So entspann sich allmählich ein Verkehr, der Langbehn mit der Zeit immer häufiger in das Haus des Gelehrten führte. Seidlitz jedoch besuchte den Schützling auf seinem bescheidenen Zimmer nur dann, wenn eine besondere Gelegenheit diesen veranlaßte, ihn dazu aufzufordern.

„Der Umgang mit Langbehn", so berichtete Seidlitz nach 25 Jahren, „hat meiner Frau und mir soviel Anregung geboten wie kaum ein anderer." Der aristokratische Einsiedler ward vertraut mit der adeligen Familie. Er verkehrte zutunlich mit den Kindern und wußte sie je nach ihrer persönlichen Geistesart zu behandeln. Mit der Dame des Hauses fand er sich eins in der Hochherzigkeit der Gesinnung. Als sie eines Kindes genesen war, brachte er ihr eine wunderschöne Rose, dazu ein warmempfundenes, von ihm für sie verfaßtes Gedicht, das da sprach vom „neuen Schlag der Weltenuhr", den man in der ans Licht getretenen Seele vernehme. Was ihn und den Hausherrn geistig verband, geht aus dessen Worten über jene Zeiten hervor:

„Er war sehr gesprächig bei uns. Er hatte viel, mit Auswahl und großer Sorgfalt gelesen, besonders auf dem Gebiete der Literatur und Geschichte. Er konnte eine Menge halb oder ganz vergessener Schriften empfehlen, die er mit wenig Worten in ihrer Bedeutung zu schildern wußte. Man sah, daß sein Geist sich in fortgesetzter Tätigkeit befand, beobachtend und überlegend, — vornehmlich alle Tatsachen unter den Gesichtspunkten aufspürend und ordnend, die später in seinem Rembrandt die Richtlinien abgaben.

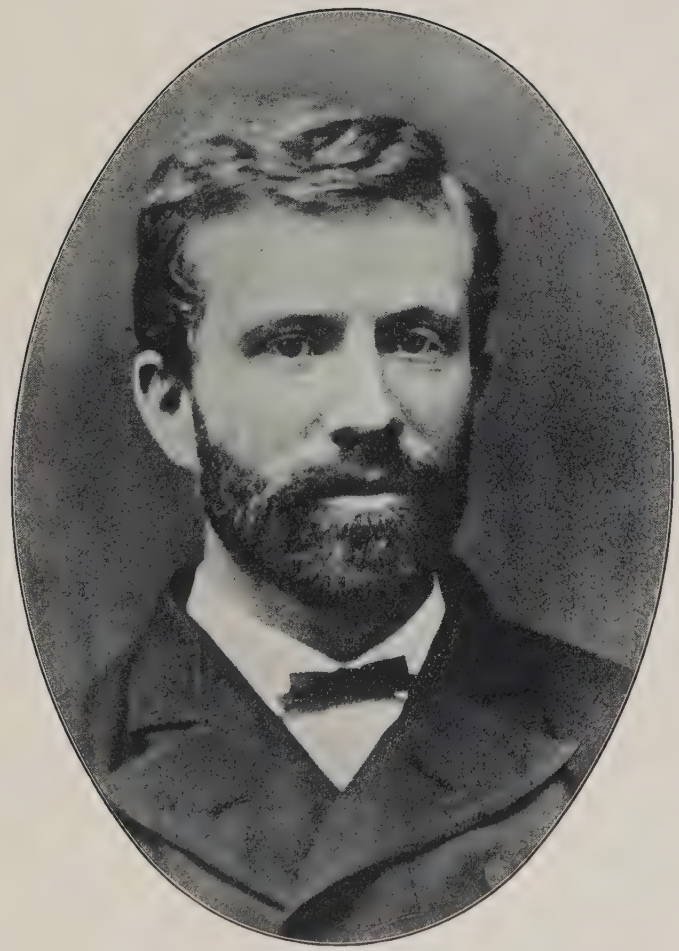
Sehr ausgesprochen war seine Liebe zur Kunst, die er auf ganz eigene Art betätigte. Der gewöhnliche Kunstbetrieb konnte ihn natürlich nicht befriedigen, da er vor allem Volkstümlichkeit, Natürlichkeit und Eigenart verlangte, also eine Kunst, die vorhandenen Bedürfnissen entsprach. Daher achtete er auf seinen Gängen durch die Stadt auf alle Erscheinungen des Lebens, die eines künstlerischen Ausdrucks wert seien, einen solchen aber bisher noch nicht gefunden hatten. So fiel ihm z. B. auf, daß das scheinbar einförmige Wesen der modernen Straßenfluchten durch den Wechsel der Beleuchtung einen Reiz ausübe, der noch nicht beachtet sei. In der Architektur suchte er nach den Formen, die dem deutschen Gefühl für kraftvolle Gliederung entsprächen. Das öffentliche Leben ließ ihn Bewegungen und Gruppierungen finden, z. B. bei den Spielen, beim Schlittschuhlauf usw., die der plastischen Kunst neue Gegenstände zugeführt hätten. Namentlich richtete er auch seine Gedanken darauf, daß die Kunst durch Errichtung von Volkshallen mit entsprechenden gärtnerischen Anlagen in den Dienst der Minderbemittelten gestellt werden solle."

Seidlitz bedauerte sehr, daß aus diesen Plänen und aus dem beabsichtigten Buch über Kunstpraxis, über Aufgaben für Bildhauer und Maler, über volks-

tümliche Denkmäler, die Langbehn ersonnen hatte, nichts geworden sei. Dieser hat übrigens Seidlitz zur Förderung echter deutscher Kunst und Künstler, vor allem Thomas bewogen. In seiner Wohnung zeigte er ihm außer seinem Bildnis mit dem Ei eine Menge von des Meisters Aquarellen, darunter auch die große Charonsbarke. Er hatte sie dort, um sie womöglich zu Gunsten des Meisters an den Mann zu bringen. Gerne erstand Seidlitz eine Anzahl davon. Nachmals schenkte er dem Hause seines Gönners zwei große Porzellanschüsseln, die Meister Thoma auf seinen Wunsch mit je einer Meerfigur, einer männlichen und einer weiblichen, prächtig bemalt hatte. Ferner hat er Seidlitz bestimmt, das vortreffliche Werk des jung verstorbenen Schweizer Malers Aloys Fellmann, die Gelübdeablegung eines Benediktiners, das jetzt die Dresdener Galerie ziert, für diese zu erwerben.

Alles in allem sehen wir in dem durch drei Jahre — von etwa 1888 bis 1891 — fortgesetzten, der Welt verborgenen Zusammenstehen der beiden Kunstpolitiker eine der erfreulichsten Begebenheiten der neueren deutschen Geistesgeschichte. Hier kamen sich zwei ganz verschiedene Naturen zu höchsten Bildungszwecken aufopfernd entgegen. Langbehn überwand seine Abneigung gegen den Verkehr mit einem modernen Fachgelehrten um der Förderung seiner Ziele willen. Seidlitz war und blieb ihm stets innerlich etwas fremd, doch konnte er sich, wie er sagte, sehr wohl im Zusammenarbeiten zu patriotisch-künstlerischen Zwecken mit ihm verständigen, weil jener stets klar dachte und handelte. Der weltkluge Seidlitz seinerseits erkannte mit sicherem Blick die genial angelegte Natur des Mannes, von dem er sagte: „Der läßt sich eher den Kopf abschlagen, als daß er eine Sache aufgeben würde, die er sich vorgenommen hat.“ Darum nahm er, soweit es nicht gegen sein Gewissen ging, willig alle seine Eigenheiten in den Kauf und erfüllte seine Bedingung, ihn bei sich nicht mit andern Menschen in Berührung zu bringen. Da er selbst begütert war, stellte er ihm für seine Zwecke größere Geldsummen zur freien Verfügung, so daß Langbehn in diesen Jahren nicht nur vor Hunger geschützt war, sondern ungehindert arbeiten, Bücher anschaffen und Reisen machen konnte. Er tat es, ohne die Einfachheit seiner Lebensführung wesentlich zu ändern.

So entfaltete sich die überlange durch scharfen Frost am Aufbrechen verhinderte kräftige Knospe wie über Nacht zur vollen Rose. Seidlitz ist der Mäzenas, der dem Rembrandtdeutschen die Abfassung und Hinaussendung seines Erzieherbuches ermöglicht hat.



Langbehn
im Beginn der Mannesbahn

Zweiter Teil

Der Erzieher

1. Ein Vorspiel.

Ich lebe nur für die heilige Sache, der ich diene, will sagen: für deren praktische Verwirklichung. Wer nicht mit der Tat für diese eintreten will, der ist für mich persönlich nicht vorhanden. Von ihr abgetrennt kann und will ich persönliche Beziehungen nicht pflegen.
L. 1899.

Langbehns alter Freund Muhl, von seiner Augsburger Lehrtätigkeit wenig befriedigt, erwog im Jahre 1883 einen Berufswechsel. Er schrieb dem Landsmann darüber. Dieser erwiderte vorerst nur: „Ich glaube, Du könntest als Gymnasiallehrer dem Staat, in irgend welcher andern Tätigkeit dem Vaterlande mehr nützen.... Einen positiven Weg, auf welchem Du zu dem zweiten der genannten Ziele gelangen könntest, wüßte ich freilich jetzt noch nicht anzugeben." Im Oktober jenes Jahres unterbreitete er ihm jedoch, aus Frankfurt an der Oder, folgenden Vorschlag:

„Dieser Brief wird Dir möglicherweise sonderbar vorkommen. Ich bitte Dich daher, beim Lesen drei Dinge zu beobachten: erstens, daß er im höchsten Sinne des Wortes ernst gemeint ist; zweitens, daß Du dabei nicht nur von allem Herkömmlichen, sondern auch allem Persönlichen absehen mußt; drittens, daß ich im Folgenden die einzelnen Worte, die einzelnen Ausdrücke nicht mäßige, sondern beim rechten Namen nenne. Es gibt Fälle, in denen man das tun muß; die Wahrheit ist das Höchste.

Ich habe fest beschlossen, zum 1. Dezember von hier fortzugehen.... Ich würde nun im Notfalle nach Berlin gehen, wo ich durch Zeitungsschreiberei mein Leben fristen und auch nebenher für mich arbeiten könnte. Aber ein solches Verfahren würde mich unendlich viel Zeit verlieren lassen für meine eigentlichen Pläne. Ich halte es daher für meine Pflicht, vorher noch einen andern entscheidenden Schritt zu tun. Und der betrifft Dich.

Ich habe nämlich einen Beruf für Dich gefunden und will ihn Dir, wie Du wünschest, nicht vorenthalten. Freilich ist es möglich, daß er Dir ebenso unsinnig erscheint, wie den Athenern der Vorschlag des Sokrates, ihn auf dem Prytaneum zu speisen, aber er ist ebenso begründet. Dein Beruf würde nämlich sein — wenn anders soviel von Deiner Einnahme abziehbar ist — die Kosten für meinen Lebensunterhalt mit 1000 Reichsmark jährlich für ungemessene Zeit zu übernehmen; und zwar als ein Opfer nicht für mich, sondern für das Vaterland. Daß es der Mühe wert ist, darauf gebe ich Dir hiermit mein Wort.

Ich denke mir die Sache so, daß wir uns damit gewissermaßen auf Lebenszeit miteinander verheiraten; wie die Brüder Grimm, Luther und Melanchthon usw. Ich glaube, daß Du zu einer Art Melanchthon gerade den richtigen Beruf hättest — ohne damit weitere Parallelen ziehen zu wollen. Wenn wir uns zu dem großen Werk verbänden, so könnte ich Dich im ganzen anspornen, Du mich im einzelnen retardieren. Ich bin fest überzeugt, das wäre für Dich eine nützlichere, lohnendere und angenehmere Tätigkeit, als in den Werken des Plutarch zu klauben; das kann jeder Schuster. Und ich meine, der Mensch soll das Beste tun, was er leisten kann, nicht das Geringere.

Daß wir uns bei der besagten Arbeitsteilung vertragen würden, glaube ich ganz sicher. Von den oben erwähnten Paaren war ja auch der eine immer der Unbedeutendere: Daß ich mir auf meine Überlegenheit kein Fünklein zu Gute tue, weißt Du. Im Gegenteil empfinde ich in gewissen Augenblicken nur zu sehr die Schwere der Pflichten, welche mir durch sie auferlegt wird. In den letzten zehn Jahren bin ich aber, ich möchte sagen täglich, mehr darin bestärkt worden, daß ich sie nicht im Stich lassen darf.

Sie beziehen sich im wesentlichen nicht auf die Durchführung, aber auf die Direktive einer Reform des gesamten geistigen Lebens in Deutschland. Ich brauche Dir nicht zu versichern, daß ich mir über die einzuschlagende Gesamtrichtung und die einzelnen Maßregeln — sowohl positiv wie negativ — vollkommen klar bin. Zeit und Ruhe brauche ich nur zur literarischen Aus- und Durcharbeitung; die würde ich dann in Deiner bedächtigen Begleitung unternehmen. Auch sonst würde manches Dich in eine nicht unangenehme Verwunderung setzen, wenn ich erst anfange, meine Heimlichkeiten zu offenbaren. Aber — ich will auch das letzte Wort sprechen — um das nötige Vertrauen hierin zu Dir zu haben, genügt nicht meine persönliche Sympathie: ich muß auch sehen, daß Du das Äußerste für die Sache zu wagen bereit bist. Sonst wird die Sache schief, halb und mißverständlich. In solchen Fragen heißt es notwendig: Alles oder Nichts....

Ich halte es nicht nur für nicht ausgeschlossen, sondern für sehr wahrscheinlich, daß ich im Laufe der Zeit — infolge meiner geistigen Tätigkeit — auch zu guten materiellen Einkünften gelange. Aber ich kann — und darf, wenn es irgend geht — die letzteren nicht zur Bedingung der ersteren machen. Komme ich einmal zu Geld, so nehme ich Dich dann in derselben Weise auf mein materielles Konto, wie Du mich jetzt eventuell auf das Deinige. Aber wenn das letztere zustande kommt, so muß die Zeitdauer vorläufig unbegrenzt sein....

Jetzt komme ich zum Schluß, und der kann natürlich nur darin bestehen: fasse Dir ein Herz und gehe auf den Vorschlag ein, wenn es Dir mit Menschenkräften möglich ist! Das Vaterland steht höher als Person, Familie und alles. Die Worte Christi: ‚Ihr sollt Vater und Mutter verlassen' usw. nehme ich so, daß sie bedeuten: für die gute Sache darf einem kein Opfer, auch keins zu groß sein. Ich meinerseits stehe dafür, daß es Dich nicht gereuen wird. Also höre, überlege und sprich!"

Wie wenig Muhls Antwort diesen Erwartungen entsprach, geht aus dem nächsten Brief Langbehns an ihn hervor. Darin heißt es:

„Natürlich denke ich nicht daran — nach dem, was Du gesagt — Dich irgendwie zu bekehren. Sondern ich halte es nur für notwendig, eine Reihe von grundfalschen Voraussetzungen zu berichtigen, welche sich in Deinem Briefe finden.... Dir in einigen allgemeinen Redensarten meine Absichten näher zu erläutern, wäre nutzlos gewesen. Damit hättest Du doch kein Urteil darüber gehabt. Aber die Annahme meines Planes beabsichtigte ich gar nicht von Deinem Urteil abhängig zu machen, sondern von dem Vertrauen, welches Du in mich als ehrlichen und vernünftigen Menschen respektive als Deinen Freund setztest.... Weder Du noch irgend ein Mensch, den ich kenne, ist kompetent, über meine Pläne zu urteilen.... Du betrachtest die Sache zu sehr mit dem Verstande; Du hättest sie als ganzer Mensch betrachten sollen. Da liegt der Fehler.

Eine ernsthafte Äußerung noch kann ich nicht vermeiden; ich schicke voraus, daß ich sie nur notgedrungen tue. Du scheinst auf mich die Ausdrücke ‚Prophet' und ‚Reformator' in ironischer Weise anzuwenden. Ich muß Dich bitten, das oder ähnliches n i e wieder zu tun. Denn darüber würde unsere Freundschaft in Stücke zerbrechen. Du siehst daraus, wie ernsthaft ich diese Dinge meine. Es gibt Dinge, in denen auch ein Scherz nicht erlaubt ist....

Es ist mir völlig unklar, warum Du unsern beiderseitigen Bildungsgang — was man so nennt — anziehst. Meine Absichten sind nicht auf gelehrte Bildung gebaut, entspringen ihr nicht und wollen nicht auf sie hinaus. Auf irgend ein Wissen gründe ich meine Überlegenheit nicht. Das wäre ja kläglich. Wie kannst Du mir so etwas zutrauen? Sie gründet sich vielmehr auf ein Können und Empfinden; und zwar, ich kann es nicht oft genug wiederholen, als ganzer Mensch!

Ebenso unverständlich ist es mir, wie Du dazu kommst, meiner ‚Phantasie' eine, und noch dazu entscheidende Rolle in meinen Bestrebungen zuzuweisen.... Ich kann dem gegenüber nur bemerken: ich besitze gar keine Phantasie. Was Du meinst, ist wahrscheinlich Kunstsinn oder Empfindung für das Poetische. Aber Phantasie, die sich doch von dem Realen entfernt, kenne ich für meine Person nicht. Sind auch meine Ziele, nach gewöhnlichem Sprachgebrauch, ideal — ich benütze dies mißbrauchte Wort sonst nie —, so sind doch meine Absichten, Pläne und Maßregeln im jedem Sinne des Wortes höchst real. Aber freilich gibt es noch andere Realitäten auf der Welt als das geschriebene Wort oder die klingende Münze. Unter anderem sind ihnen auch Poesie, Kunst, Religion, Sprache usw. zuzurechnen. Oder rechnest Du auch das ins Gebiet der Phantasie? Daran würdest Du sehr Unrecht tun....

Du vermißt ferner bei mir die Objektivität. Es gibt aber eine Objektivität, die sehr wohl mit Wärme, ja mit Zorn und Eifer bestehen kann. Kälte und Ruhe des Urteils — die ich Dir gewiß zugestehe — ist noch nicht Objektivität. Man muß auch den Mut haben, eine Verantwortung zu tragen. Davor scheuen heutzutage viele Leute, und gerade Leute der Wissenschaft, zurück. Das ist traurig und ein Zeichen großer Schwäche des Charakters. Eins kann

ich Dir aber versichern: ich meinerseits spreche, denke und handle ohne alles persönliche ira et studio, aber mit sehr vielem sachlichen ira et studio. Die Geschichte lehrt Dich, daß das letztere — gerade bei Reformen — sehr nötig und stets vorhanden gewesen ist. Bei mir — wie bei andern — darfst Du ja nicht die äußern, und notwendigerweise oft heftigen, Worte mit der innern, ruhigen Überzeugung verwechseln. Ich bin kühler, als Du denkst.

Daß ich bisher weder Dir noch irgend einem andern Menschen meine Pläne mitgeteilt — es wissen außer Dir nur zwei Menschen von deren Existenz —, hat seine guten Gründe, die ich hier nicht ausführen kann. Zum großen Teil beruhen sie aber gerade auf der langen, ruhigen und reifen Überlegung, welche ihnen gewidmet worden ist. Was man zehn Jahre überlegt hat, pflegt nicht in der Hitze zu geschehen; am wenigsten bei mir....

Was meine allgemeine Lebensanschauung betrifft, so bin ich zuerst und vor allem: Mensch; dann Deutscher, dann Künstler. Der Gelehrte kommt erst zuletzt oder gar nicht dran. Heutzutage ist es in Deutschland umgekehrt: Die Professoren, welche einseitig abgerichtete Spezialisten sind und nebenbei einiges über allgemeine Bildung — des Herkommens und guten Tones wegen — faseln, geben im geistigen Leben den Ton an. Du irrst, wenn Du meinst, daß ich diese Beobachtung erst jetzt mache; sie ist bei mir schon fünfzehn Jahre alt: und statt besser, wird's nur täglich schlimmer. Ich werde dagegen tun, was ich kann und soviel ich kann.

Um Dich zu überzeugen, wie sehr Du Deine Ansichten geändert hast, will ich Dich an einen Brief erinnern, den Du mir vor etwa drei Jahren schriebst.... Damals schrieb ich Dir: ‚es ist kein Bund zu machen zwischen den Söhnen des Lichts und der Finsternis.' Das ist noch jetzt meine Meinung, und sie wird es immer sein. Du antwortetest mir darauf mit der Aufforderung an mich, ein neuer Lessing zu werden. Ich habe die Sache damals mit Stillschweigen übergangen — ich vergleiche mich überhaupt mit niemandem und will mit niemandem verglichen sein —, weil meine Pläne noch nicht reif waren. Jedenfalls hast Du damals das betreffende Bedürfnis anerkannt, ohne daß ich Dich mit einem Wort darauf gebracht hätte; und wohin bist Du jetzt geraten?

Was ich tue, das tue ich — und leide ich — für die gute Sache, und weil ich weiß, daß ich das Rechte anstrebe. Das ist die wahre Objektivität, nicht die lauwarme Wissenschaftlichkeit von heute. Es ist schlimm genug — und es betrübt mich bei Dir —, daß es soweit gekommen ist, daß man mit einer solchen Gesinnung nicht einmal mehr Glauben findet. O tempora, o mores!...

Du meinst, meine Absichten gehen ‚weniger aus uneigennütziger Menschenliebe, als aus ꝛc.' hervor. Dem gegenüber muß ich Dir nochmals sagen — und ich verlange unbedingt, daß Du mir es glaubst, sonst sind wir für immer geschiedene Leute —: mir liegt jeder Eigennutz fern. Besäße ich Eigennutz, so würde ich längst eine sogenannte Karriere gemacht haben und in einem fetten Amte sitzen, gekonnt hätte ich es. Ich handle auch nicht aus Menschenliebe; die Menschheit im allgemeinen liebe ich nicht, sondern nur einzeln aus-

gewählte Exemplare[1]. Aber ich handle aus Liebe zur Wahrheit. Das ist überhaupt das Höchste, was der Mensch leisten kann: dieser Anforderung, soweit seine Kräfte reichen, gerecht zu werden.

...Ich sehe Dich mit einiger Trauer abseits am Wege sitzen, wenn ich vorwärts gehe. Es wird mir keine Genugtuung sein, wenn Du — wie ich voraussehe — später mit dem großen Haufen nachfolgst. Indes bewahre ich Dir die alte Treue, denn ich kenne Deine ehrliche und uneigennützige Gesinnung. Aber ebendiese *mußt* Du auch bei mir voraussetzen; und mich nicht für einen Narren halten, der seinen Verdruß an der Menschheit auslassen will!"

Dr. Muhl jedoch, der feine durchgeschulte Altphilologe, dachte zu sehr als Fachmann, um sich für Langbehns Gedanken zu erwärmen. In seiner Erwiderung sagte er geradezu: „Ich bin zu der Überzeugung durchgedrungen, daß auf der wahren Philologie unsere geistige Kultur beruht!" Indem er die Fachtüchtigkeit mehrerer Philologen seiner Zeit hervorhob, fügte er an: „Wie sie als Menschen sind, weiß ich natürlich nicht." Darüber entsetzte sich Langbehn: „Als wenn diese Trennung von Mensch und Gelehrter nicht gerade die Pest und der Anfang alles Unheils heutzutage wäre! Und daran gehst Du achselzuckend vorüber? Da sehe ich freilich — und ich möchte es doch nicht sehen —, daß wir sehr weit auseinander gekommen sind, im Laufe der Zeit. Denn so dachtest Du nicht immer! Wenn es Dir irgend möglich ist, so kehre um und verdorre nicht. Du scheinst mir auf dem besten Wege zu sein, die Philologie, welche ich — selbst wenn echt — nur als ein Mittel gelten lassen kann, zum *Zweck* zu machen. Zweck darf nur der ganze Mensch sein; die Philologie — als im besten Falle reproduzierend und stets verstandesmäßig — beschäftigt nur einen Teil des Menschen. Das praktische Leben entscheidet, nicht die Theorie. Und vom praktischen Leben, von einer lebendigen Produktion, scheint mir auch die beste Philologie der vergangenen Tage — von der heutigen gar nicht zu reden — recht weit entfernt geblieben zu sein."

„Du scheinst den Rousseauschen Standpunkt", erwiderte Langbehn ferner, „für etwas sehr Fürchterliches zu halten. Ich aber kann nur sagen, daß ich ihn zwar nicht teile, aber dem heutigen Professorenstandpunkt weit vorziehe. Jener wirkt anregend, dieser wirkt ertötend auf das geistige Leben.... Ich habe jetzt noch genug damit zu tun, mich den verdummenden Folgen eines zehnjährigen Umgangs mit der heutigen sogenannten Wissenschaft zu entziehen....

Ceterum censeo: auch in Deinem letzten Briefe umgehst Du den Kardinalpunkt aller meiner Anschauungen und Ausführungen, daß man nämlich den Menschen nur im Ganzen und nicht stückweise beurteilen darf."

Als Muhl darauf fragte: „Ist die Kritik der Fundamente des Christentums

---

[1] Langbehns Gedanken über Nächstenliebe haben Wandlungen erfahren. Man vergleiche seine mehrere Jahre später entstandene Strophe „*Panacee*":

Laß es Dich nicht betrüben,
Daß Dir nicht einer gefalle;
Kannst Du nicht Einen lieben:
Liebe sie alle!

keine Philologie? Ist es nicht die höchste Sittlichkeit, die großen Gestalten der Vergangenheit aus dem Staub und Moder der Jahrhunderte hervorzuziehen und in möglichster Reinheit den Augen der Gegenwart vorzuführen?" — Da antwortete ihm Langbehn:

„Philologische Kritik der Fundamente des Christentums ist nur von verschwindend untergeordnetem Nutzen gegenüber den offen vorliegenden Lehren des Christentums selbst. Ebenso: die großen Gestalten der Vergangenheit — des Altertums usw. — sind schon längst in allem wesentlichen aus dem „Staub" hervorgezogen, sie noch im einzelnen auszupolieren mag nützlich und sittlich sein. Aber die „höchste" Sittlichkeit ist es nicht; es wird mir schwer, auf eine solche Behauptung nur eine ernste Antwort zu geben.... Es ist noch sehr die Frage, ob die Philologie — summa summarum — dem Altertum nicht mehr Leute entfremdet als zugeführt hat."

Langbehn hielt dem Freunde dann noch vor, wie wenig die philologischen Größen seiner Zeit dem Geiste des Griechentums gerecht würden. Er führte Kernworte deutscher Denker an über Charakterlosigkeit im Professorentum, und schließlich fragte er ihn, was ihn denn abgebracht habe von seiner früheren Meinung, ein neuer Lessing sei nötig, ein solcher könne und müsse sein Kamerad werden. Muhl erwiderte, jene Aufforderung sei seinem Herzen entsprungen. Darauf Langbehn: „Sehr richtig gesagt und sehr richtig gehandelt." Weil Muhl sich aber in diesen Fragen nicht mehr von seinem recht empfindenden Herzen, sondern von seinem schwach denkenden Kopfe beraten lasse, ziehe er sich jetzt von ihm zurück. Nach seiner Ansicht erfordere die Wahrheit, Gerechtigkeit und Ehrlichkeit, daß jemand sich auch persönlich unterordne, wenn er sachlich untergeordnet sei. Mit klaren scharfen Worten legte er ihm dar, sie könnten sich fortan gegenseitig nichts mehr sein und — kündigte ihm die Freundschaft.

Die schroffe Schlußform dieses Schreibens hat Langbehn in wieder anknüpfenden Briefen aus Dresden, die vom Herbst 1885 und 1886 datieren, zurückgenommen. Wiederholt bedauert er darin herzlich, Muhl gekränkt zu haben; es sei nicht in böser Absicht geschehen, sondern um einer großen und guten Sache zu dienen. Der Freund ließ sich versöhnen. Da forderte er ihn nochmals sehr ernst zur Mitarbeiterschaft an seinem deutschen Reformplan auf. Seine Briefe vom Winter 1886/87 werfen weiteres Licht auf seine Erziehergesinnung und Persönlichkeit. Er sagt darin:

„Mein Hauptwahlspruch lautet: ‚Beste Zukunftsgewähr bietet, fürs Vaterland kämpfen.' Zu Ungerechtigkeiten verleitet mich derselbe nie, wohl aber zuweilen zu Härten, — die meinem sehr sanften Charakter ursprünglich ganz fremd sind. Dem, der an solchen Härten Anstoß nimmt — oder den sie verletzen —, kann ich nur sagen, was ich mir selbst oft gesagt habe: ‚Landgraf, werde hart.'"

Ganz klar arbeitet er sein Verhältnis zum Borussentum heraus: „Die Brutalität, den Hochmut und die geistige Beschränktheit der Preußen bekämpfe ich, aber nicht ihr Exerzierreglement in Staat oder Militär; denn für Schreiber und Korporale taugen sie, für mehr nicht. Es gibt keinen reineren und schärferen Gegensatz des echt germanischen Wesens als das Preußentum, selbst in

seiner gegenwärtigen Verklärung.... An dem preußischen Korporalstock (aber) halte ich — mit vollem Bewußtsein — fest, solange es kein besseres Mittel gibt, um die — als Masse — so kopflosen Deutschen zusammenzuhalten. Überflüssig gemacht oder vielmehr auf sein subalternes Gebiet zurückgedrängt kann der preußische Korporalstock erst werden, wenn das deutsche Volk wieder von innen heraus einen Halt gewonnen hat, — welcher ihm jetzt fehlt.

Diesen Halt zu schaffen oder wenigstens vorzubereiten, ist mein Lebensberuf. Nur so kann der preußische Geist wirksam bekämpft werden. Also da halte Dich dazu!...

Meine aristokratische Gesinnung — soweit sie nicht angeboren ist — stützt sich auf die einfache Tatsache, daß alle vortrefflichen Staaten Aristokratien waren oder sind: Rom, Athen, Venedig, Florenz, die Schweiz, die Niederlande, England, — was willst Du mehr?...

Der heutige deutsche Bürgerstand — welcher so viele Lebensmittel fälscht und verlogene Zeitungen liest — ist innerlich faul; er arbeitet nicht mehr, er schachert.... Dein ‚Bürgertum' ist ohne einen ihm untergeordneten Plebejerstand nicht zu denken und somit auch nur eine Art von Aristokratie: Über die Juden würden wir uns schließlich auch einigen können; denn ich hasse nur diejenigen Juden, welche keine Juden sein wollen und also charakterlos sind; für die echten Juden habe ich sogar Sympathie, wie für alles, was Charakter hat.

Im übrigen ist Politik — innere wie äußere — nicht mein Fach, und ich beschäftigte und beschäftige mich fast nie damit. Alle meine Pläne sind unpolitischer Art. Ich bin arm geblieben, weil ich unabhängig geblieben bin. Zur Verfügung habe ich mich niemandem gestellt; ich handle nach meiner Überzeugung.... Ich kämpfe gegen geistiges und sittliches Lumpentum. Und zwar kämpfe ich durch Niederreißen und Aufbauen.

Meine Befähigung für diesen Kampf und die Führung in diesem Kampf — wenn sich mehrere an ihm beteiligen — kannst Du mit dem Verstande nicht einsehen.... Du mußt mir diesen Beruf glauben oder nicht glauben. Wenn Du ihn mir nicht glaubst oder — im Falle des Glaubens — mich in demselben nicht bis zum letzten Faden Deiner verfügbaren Kraft unterstützest, so will ich von Dir nichts wissen.... Eine Unterredung halte ich für zwecklos und außerdem für peinlich, wenn Du eine Möglichkeit Deiner Entschließung nach dieser Richtung hin nicht wenigstens in Aussicht nimmst. Denn ich und mein Beruf sind nicht zu trennen; man muß sich für oder gegen beide erklären. Was ich Dir aber persönlich sein könnte, will ich Dir auch sagen: ich könnte das Glück und der Sonnenschein Deines Lebens sein, wenn Du mir glauben wolltest!"

Doch die überaus hohe Einschätzung seiner Mission und seiner Persönlichkeit, zu der Langbehn gerade in den Jahren gelangt war, seit sie sich nicht gesehen hatten, wollte Muhl nicht einleuchten. In seinem Zweifel an Langbehns Berufung zu solcher Erzieherstellung durch ungünstige Urteile mehrerer gemeinsamer Freunde bestärkt, teilte er ihm offen seine abfällige Meinung mit. Der Betroffene nahm sie zuerst humorvoll auf mit den Worten: „Darüber, daß

Du mich mit Hagen, Mephisto, Cassius — warum nicht auch mit Franz Moor und Jago? — verglichen hast, wirst Du künftig noch einmal recht herzlich lachen, wenigstens wenn Du noch eines herzlichen Lachens fähig bist, wie ich hoffe. Ich bin dazu sehr befähigt und ehrlichen Leuten gegenüber auch geneigt; nicht Mephisto ist mein Landsmann, sondern Eulenspiegel." Als aber dann die Frage von Muhls Mitarbeiterschaft und eine Besprechung darüber ernstlich in Frage stand, forderte er außer der Unterordnung seines Urteils in der Reformfrage, daß jener sich von denen, die ihn angeschwärzt hätten, in irgend einer Form lossagen solle. „Denn", so fügte er hinzu, „ich gebe niemandem meine Hand, der seine Hand Lumpen reicht, die mich verleumden[1].

Langbehn stand in jener Zeit hilfloser da als je. Das Wasser ginge ihm an die Kehle, schrieb er an Muhl; käme dieser erst um Ostern zu der Unterredung, so könne es sein, daß er ihn nicht mehr am Leben fände. In seiner Not ließ er aber durchaus nichts nach von den moralischen Anforderungen hinsichtlich seiner Mission; er verschärfte sie eher, und sein eigen Schicksal behandelte er nur im Hinblick auf diese. Sein letzter Ruf an Muhl, vom März 1887, schließt mit den Worten: „Also höre meine Stimme in letzter Stunde. Sei nicht engherzig, fasse einen großen Entschluß. Denke an Deutschland."

Doch er hatte dem nervenzarten Friesen allzuviel zugemutet. Auf die letzten Mahnungen Langbehns verstummte Muhl gänzlich. Er war dem Freund als Freund in der Not dieses Winters nach Kräften beigesprungen, so daß dieser in solch „aufrichtiger und menschlicher Handlungsweise" seine alte Natur wiedererkannte, — sein Kampfgenosse aber konnte er nicht werden. Bei dem moralischen Druck, den Langbehn auf Muhl ausübte, ahnte er nicht, daß dieser durch eine Verlobung gebunden war, daß auch noch Familienpflichten auf ihm ruhten, und insonderheit ahnte er nicht, daß Muhl schon in jenen Jahren zu psychischen Störungen neigte, die sein ganzes späteres Leben umdüstert haben. Auf seiner Hochzeitsreise hat er Langbehn aufsuchen wollen, es ist jedoch nicht dazu gekommen. In den Ruhestand versetzt, zog Muhl sich hernach auf seine Heimatinsel, von dort in die entlegensten Dünen von Röm zurück. Dahin habe ich ihm noch einen Abschiedsgruß gebracht, den sein *vor* ihm verschiedener Freund mir ans Herz gelegt hatte. In einem lichten Moment nahm er ihn verständnisvoll auf. Es bleibt Muhls Verdienst, dem werdenden Rembrandtdeutschen, der ihn „ehrlich bis zum letzten Faden" fand, durch anderthalb Jahrzehnte neben seinem Bruder der treueste Lebensgefährte gewesen zu sein.

Auch seinen Freund Vorländer hat Langbehn am Wege gelassen. Vergebens hatte sich jener bemüht, ihm an der Düsseldorfer Akademie und anderswo einen Posten zu verschaffen, — vergebens hatte Langbehn versucht, die Entwicklung des Malers in feste Bahnen zu lenken. Schon 1882 erkannte er, auf die Dauer würde wegen der großen Verschiedenheit ihrer Welt- und Lebensansichten ein ersprießlicher Verkehr mit dem jungen Künstler nicht möglich sein, obwohl er die in dem Westfalen „einigermaßen auf die Spitze getriebene

[1] Der gleiche Gedanke kehrt in den „Schlußbemerkungen" als Sentenz wieder: „Wer einen Menschen, von dem er weiß, daß er ein Lump ist, auch nur freundlich ansieht, der ist selbst ein Lump."

deutsche Gewissenhaftigkeit" nicht gerade tadeln wollte. Mehrere Male traf er mit Vorländer noch freundschaftlich, als der Arme mit dem Armen, zusammen, aber er sah, daß seine Ratschläge ihm nicht halfen. Mehrere Lebensentschlüsse des Freundes vermochte er nicht zu billigen. So wie das Verhältnis lag, erschwerte es seine Mission. Deshalb sagte er auch zu diesem Kameraden: „Wenn Du mir nicht folgen, Dich mir nicht unterordnen willst, dann ist es besser, daß wir uns trennen." Vorländer aber blieb sein eigener Herr, und so wurde um 1890 halb von der einen, halb von der andern Seite, ebenfalls diese Freundschaft gelöst. Erst nach langem Bedacht tat Langbehn diesem wohlgesinnten Genossen das Wehe der Scheidung an; er hat ihm stets ein dankbares Andenken bewahrt.

Er konnte auf seiner Kampfesbahn nur solche Männer an seiner Seite brauchen, die, ganz eins mit ihm, seiner beherzten Führung willig folgten. Er fand sie nicht. Seinen Weg als deutscher Erzieher mußte er allein wandern.

2. Niederdeutsches.

Ein reicheres und kraftvolleres Antlitz, als es der niederdeutsche Stamm aufweist, dürfte sich nicht leicht bei einer anderen Nation finden. L. 1887.

Langbehn ward, so berichtet Robert Vischer, wie entgeistert vor Überraschung, als er einst an einem oberbayrischen Bauernhaus den niedersächsischen Giebelschmuck, die zwei Pferdeköpfe, entdeckte, und Waldstein hat von dem jungen Archäologen gesagt: „Norddeutsch, holsteinisch, angelsächsisch war sein Sinn und Gemüt. Er glaubte fast — vielleicht ward er durch sein Empfinden zu der Überzeugung getrieben —, daß sein Volk und seine Rasse die tüchtigsten seien.... Jeder Zug seiner eigenen Heimat und seines Stammes hatte für ihn Bedeutung und Poesie." Das gibt sich elementar kund in der ersten größeren Abhandlung des fertigen Mannes, die er um 1887 schrieb und ohne Namensnennung in einer norddeutschen Zeitung mit der Überschrift „Niederdeutsches" drucken ließ[1]. Hier zeichnet er die anscheinend nichtssagende und bedeutungslose, in Wirklichkeit vielsagende Gestalt des Niederdeutschen mit einer Lebendigkeit und Wärme, wie es, soviel ich weiß, weder vor- noch nachher geschehen ist. Er spürt den Begriff „Niederdeutsch" in seinem ganzen geographischen wie geschichtlichen und künstlerischen Umfang auf. Beredt schildert er den naturgegebenen Gang des Niederdeutschen aus dem Engsten in das Weiteste:

„So hat der norddeutsche Volksstamm, wie ein ins Wasser geworfener Stein, immer größere Ringe um sich gezogen: die Heide, die Nordsee, den Ozean hat er nacheinander umsiedelt. Es gibt Punkte dieser drei Peripherien, welche im geistigen Sinne gerade hintereinander liegen; es gibt Ortsnamen, welche in jeder von ihr mit stetig wachsender geschichtlicher und sozialer Perspektive wiederkehren: so York in Hannover, York in England, New York in Amerika! Das Niederdeutsche ist Weltseemannssprache geworden. Der norddeutsche Bauer,

[1] Sie ist 1926 neu erschienen im „Felsen-Verlag"; siehe Quellennachweis.

welcher mit seinem Packen über die Landungsbrücke des Hamburger Auswandererschiffes schreitet, weiß nicht viel von dem großen historischen Gesetz, dem er damit folgt; aber nichtsdestoweniger vollzieht er es und vollzieht es sich mit eherner Notwendigkeit. Wo nur Ebene und Meer aneinandergrenzen — wo Land und See sich vermählen —, vom Po bis zum Solway und von der Memel bis zum Hudson, da hat der Niederdeutsche seinen Fuß hingesetzt; und da behält er ihn."

Blut ist ihm mächtiger als politische Zugehörigkeit, mächtiger selbst als Sprache. Der Blutsverwandtschaft entspricht unausweichlich Geistesverwandtschaft: der hannoversche Bauer wie der Farmer Nordamerikas, der englische Lord wie der Edelmann des alten Venedig[1], der altmärkische Adelige und der Bur in Südafrika gehören körperlich wie geistig nur einer Familie an. Der durch alle Jahrhunderte und Breitegrade gleichartige Volkscharakter des großen Stammes wird bezeichnet durch bäuerliche Aristokratie, durch Vornehmheit des Niedrigen, — durch Herrschgewalt auf breiter und selbstgefügter Grundlage, — durch Echtheit und Schlichtheit, zu der sich zuweilen Grausamkeit und Härte gesellt, — durch schroffe und rücksichtslose Wahrheitsliebe, die aber Grämlichkeit und Unduldsamkeit im Gefolge haben kann, mitunter gar durch Züge von Verschmitztheit aufgehoben erscheint. Wie niederdeutsche Feldherrnnatur in Oranien, Blücher, Scharnhorst, am bezeichnendsten in der Kalt- und Altblütigkeit eines Moltke wirkt, so tritt der staatsmännisch-niederdeutsche Geist nach Cromwell am stärksten zu Tage in Bismarck, der als adelige Übersetzung des alten Sachsengeistes gelten kann, — jenes Schlages kernfester Männer mit blitzenden blauen Augen und halb kühnem, halb bedächtigem Gesichtsausdruck, die man noch jetzt zwischen Stendal und Tangermünde antreffen kann. Doch auch Humor wie in Eulenspiegel und Münchhausen, idyllische Züge wie im Landprediger von Wakefield und in Voß' Luise, melancholisch-mystische Klänge, die den Volksstamm der schweigenden Tat vom Sinnen- ins Seelenleben, von der arbeitsamen in die beschauliche Welt hinüberleiten, gehören ins Seelengesicht des Niederdeutschen. Der Formenreichtum frühester Angelsachsenpoesie wird nur von orientalischen Dichtungen erreicht, doch nicht übertroffen. Das liebliche Epos des Heliand läßt an religiösem wie dichterischem Gehalt den schleppenden Kothurn der Klopstockschen Muse weit hinter sich.

Der reinste und feinste Idealtyp der Niederdeutschen, ihr hellglänzender Polarstern, ist Shakespeare. In dem vollendeten Sichgehenlassen, dem stetigen freien ungeknickten Wachstum von innen heraus liegt seine Größe. In ihm konnte das Stärkste und das Zarteste, der sprudelnde Humor und das innigste Gefühl, volle Wahrheitsliebe und Schönheitsliebe, kurz die ganze Skala von anscheinend entgegengesetzten Eigenschaften seines Volkes sich begegnen und ausgleichen.

---

[1] Mit dem langobardischen Einschlag. Langbehn fand bei seinem steten Vergleichen von Kunst und Leben immer wieder niedersächsische Züge in den Lagunenbewohnern: „Die vornehmsten venetianischen Senatoren, von Tizian und Tintoretto gemalt, haben völlig identische Gesichter mit heutigen holsteinischen Tagelöhnern. Das sind niederdeutsche Züge."

Inkarniert und fast karikiert niederdeutsch ist — Rembrandt. Er zeigt innerlich wie äußerlich, künstlerisch wie persönlich, geistig wie körperlich die ganze Profillosigkeit seines Stammes. Er ist Erdgewächs, und dies vielleicht mehr als irgend ein Künstler vor oder nach ihm. Auch bei ihm entwickelt sich die Form geradezu aus der Formlosigkeit, — mitunter scheint es, als ob der Geist Gottes sich direkt aus dem Kot erhebe; aber es ist nicht Kot, sondern niederdeutsche Erde, aus der er aufsteigt. Rembrandts Bilder — gegenüber lärmender Blechmusik wie himmlische, dem Herzen entquollene Geigentöne — führen uns in die Tiefen der natürlichen Mystik. Sie geben, wie Shakespeare es tut: „Feuer- und Wassermusik".

Dem Niederrhein entstammt wie Rembrandt auch sein Geistesvetter: Beethoven. Auch ihm ist anscheinende Verworrenheit und wirkliche Profillosigkeit des künstlerischen Schaffens eigen. Auch bei ihm dunkelt und wetterleuchtet, quillt und sprudelt es aus geheimnisvoller Tiefe des eigenen und des Volksinnern hervor. Rembrandt und er sind sich so ähnlich, wie es zwei Künstler verschiedener Kunstgattung nur sein können.

Der Niederdeutsche marschiert fürbaß; sein Wesen ist Kontinuität: ausgehend von einem Punkte und endend im Umkreis einer Welt. Shakespeare, Rembrandt, Beethoven entwickelten sich so. Das ist eben das Niederdeutsche in diesen drei Meisterkünstlern, daß sie alle Höhen und Tiefen des Geistes ermessen, ohne den ebenen und gegebenen Boden zu verlassen. Das ist die denkbarste künstlerische Begabung, welche die Prosa nicht aufgibt, indem sie die Poesie gewinnt. Das ergibt eine buntglänzende Geisterbrücke, welche hinauf in die Wolken ragt und dabei auf der Ackerkrume aufsteht.

Römischer Staatssinn und griechischer Kunstsinn scheinen sich im Niederdeutschen zu begegnen. Den Griechen übertrifft dieser noch an geistiger Expansivkraft, die seinem Wesen geradezu etwas Gigantisches, Weltumfassendes verleiht: Das Mittelmeer ist begrenzt, der Ozean nicht.

„Es ist das starrende Antlitz eines Titanen, etwa des wolkenumrauschten Atlas, das uns hier entgegentritt. Trotz seiner äußern Regungslosigkeit ist der Ausdruck seines Hauptes von einer dämonischen Tiefe.... Schweigsamkeit, Verschlagenheit, adeliger Stolz, Sinn für Spott und heiteren Lebensgenuß, aber auch Sinn für die zartesten Regungen des Gefühlslebens, Staatsklugheit und geschäftliche Tüchtigkeit, Unternehmungsgeist und Vorsicht, Dehnbarkeit und Heftigkeit, dazu künstlerische Schöpferkraft und ein heiterer Abglanz des Lichtes von oben — das sind die Züge, welche diese Physiognomie beleben, welche den niederdeutschen Charakter ausmachen.... Wir sehen einen deutschen Rassekopf, einen deutschen Bauernkopf, einen selbstbestimmenden Kopf vor uns. Er kann Zorn und Zärtlichkeit, Kälte und Leidenschaft, bittere Wirklichkeit und schönste Träume von sich geben; Todesschatten und Lebensfreude umspielen ihn gleichmäßig....

Beharren bei dem Geschichtlichen, Weiterbauen auf dem Geschichtlichen, Hochschätzung und Verherrlichung des Geschichtlichen bilden die Stärke des Niederdeutschen.... Schlichte, breite, kluge, feste Mienen zeigen die Angehörigen dieses Wäge- und Wagestammes; sie sind aus dem Holze, aus dem man Helden schnitzt.

Ein erdgeborener Aristokratismus erscheint demnach als der tiefstliegende Keim und die eigentlich treibende Kraft im Wesen des Niederdeutschen. Sie spaltet sich in ihm hier nach der politischen, dort nach der künstlerischen Seite; und sie soll sich möglichst wieder in ihm vereinigen nach der sittlichen Seite. Der Niederdeutsche soll sittlicher und, wenn es sein kann, auch geistiger sowie körperlicher Aristokrat sein. Dann hat er seinen Beruf erfüllt, dann ist er sich selbst treu geblieben."

Auf Grund einer Fülle von Belegen erhofft Langbehn ein künftiges freies Reich deutscher und niederdeutscher Größe, kündet er den Wunsch nach einem geschlossenen Zusammenstehen der ganzen „zukunftsreichen Rasse des Nordwestens", deren Land- und Meergebiet ihm vom Nordkap bis zum Kap der Guten Hoffnung reicht. Das Musterbild des Bürgers dieser Welt soll der altdeutsche Freisasse sein. Die Schattenseiten niederdeutschen Volkstums — das „perfide" Albion, den „pfiffigen" Yankee, die holländische Seelenverkäuferei, die treulosen Züge in Altvenedigs Politik — läßt er nicht unerwähnt. Seine Betrachtung wächst sichtlich hervor aus der Liebe zur Heimatscholle und ihren Bebauern. Kühn überspringt sie alle politischen Grenzen, um sich zur eindringlichsten Würdigung der Nordgermanen und ihrer Wurzelkräfte zu erheben. Sie hat in den Urteilen Goethes über Shakespeare und Byron und über die höchste Bedeutung der altsächsisch-friesischen Kultur eine merkwürdige Vorgängerschaft und entspricht der täglich steigenden weltgeschichtlichen Bedeutung niederdeutscher Ozeanherrschaft.

Aus dem niederdeutschen Stammescharakter, wie er ihn in seinem Aufsatz umrissen hat, sei, so sagte Langbehn, sein persönlicher Charakter erwachsen, nur die dort eingezeichneten Züge der Verschlagenheit und Melancholie kämen ihm nicht zu. Viel völkische Lebenserfahrung ist darin niedergelegt, eine Hauptprovinz seines Geistesreiches darin umschrieben. Er sprach aus der Fülle auf diesem Gebiete. Eine Welt von Anschauung, von Beispielen und Vergleichen stand diesem Manne zu Gebote, um den Reichtum des Niederdeutschen in Natur wie in Kunst zu erschließen. Hier nur wenige Proben davon nach eigener Erinnerung.

Wenn er über den friesischen Marschen mit ihren unübersehbaren Rindertriften den Abendhimmel glutrot und weltweit aufleuchten sah, so ward er an die elyseischen Gefilde bei Homer gemahnt. Im dunkelblauen Ugleisee, dem buchenumsäumten Waldesauge im Herzen der Heimat, sah er den Geist der Holtsassen sich widerspiegeln. Schien ihm doch das helldunkle Wesen des Niederdeutschen auf dem Kontinent wie in England aus der Verschmelzung von friesischen mit sächsischen Elementen gebildet zu sein; dort die Westsee- und Weidebewohner, hier die Wald- und Heidemenschen, hier die scharfen Profile, dort die behäbigen Vordergesichter. Das Altsächsische war seine Liebe; in ihm fand er die starke Impulsivität, die innere Wärme des plattdeutschen Stammes. Es gefiel ihm am besten in der unscheinbarsten Form, — so in jenem braunschweigischen Arbeitsmann, der, als er das große Los gewann, es nicht annehmen wollte, weil ihn sein Herr dann entlassen würde, — in werktüchtigen Bauernfrauen mit sonnigem Angesicht, die ohne

alle Sentimentalität und Nervosität eine Schar rüstiger Knaben erziehen, — in rotbackigen Kindern mit offenen Mienen, bei deren Anblick ihm das Herz im Leibe lachte. An dem kühleren Geblüt der Friesen schätzte er die Zähigkeit und Treue, wie sie sich kundgab in jenem westschleswigschen Knecht, der im Dreißigjährigen Kriege einen Schweden erschlagen hatte, als dieser seiner Braut nachstellte, und deshalb außer Landes flüchten mußte. Nach drei Jahrzehnten führte er seine Greetje heim, nachdem er ihr diesen Brief geschrieben: „Wenn Du noch die Gesinnung hast, wie da ich mit Dir auf Bombüll diente, so komme zu mir nach dem Haag und werde meine Frau.... Ich bin gegenwärtig holländischer Admiral. Nis de Bombell, vormals Nis Ipsen, Dein getreuer Bräutigam."

Alexander von Peez berichtet aus seinen Gesprächen mit dem Rembrandtdeutschen folgendes:

„Sehr viel Bedeutung legte Langbehn den Friesen bei. Er bezeichnete sie als einen leiblich und moralisch hervorragend tüchtigen Stamm von großem, berechtigtem Selbstgefühl. Keinem deutschen Stamme fehle es am Mut, allein für die Friesen forderte er den Vorzug in Bezug auf nachhaltige Kraft. Zur Größe Englands hätten sie weit mehr beigetragen, als gewöhnlich angenommen werde (ich füge bei: auch zur Größe der Franken und Frankreichs). Den Friesen schrieb er in Bezug auf Scharfblick und harten, staatlichen Sinn ‚etwas Römisches' zu."

Aber die Niedersachsen schienen ihm doch das zu sein in der Neuzeit und im Norden, was die Griechen im Altertum und im Süden waren: der genial-schöpferische Stamm. In einem norddeutschen Museum steht das Prachtexemplar eines „Hamburger Schapps", an dem Langbehn die Eigenart niederdeutscher Schaffenskraft gleichsam ablas, den er darum den „Shakespeareschrank" taufte. Denn massig gebaut in kräftig und fein profiliertem Liniengefüge hebt sich von seinen spiegelartig polierten eichenen Flächen wie prangendes Fruchtgehänge eine überquellende barockartige Plastik ab, in der, volkstümlich anmutig dargestellt, eine Reihe biblischer Frauengestalten hervorragen. Hier sah er Friesenmathematik und Sachsenmusik klar nebeneinander gesetzt und doch zu voller Harmonie miteinander verbunden. Oft genügte ihm das allereinfachste Ding, ein Klostersiegel oder eine gegossene Ofenplatte, um daran tiefste Gedanken über das Gefühlsbereich wie die Schaffensart unserer Altvorderen zu entwickeln. Er bewunderte, welch mächtige Architektur aus schlichtem Lehmmaterial im niederdeutschen Backsteinbau entwickelt war, wie dieser den Baudenkmälern der Ostseehansa die majestätische Würde und Größe gab und im Rathaus zu Tangermünde höchste Vollendung erreichte. Wie in der Kunst, so ward er im Leben jederzeit dort hocherfreut, wo er die echt niederdeutsche Vereinigung von Handfestigkeit mit zarten Seelenzügen gewahrte: z. B. als er hörte, daß man in einem vlämischen Ort, wo private Irrenpflege herrschte, Tobsüchtigen bei einem Anfall getrost ein Kind auf den Arm zu geben pflegte, weil es erprobt war, daß sie sich dann regelmäßig beruhigten.

So hat der Heimatpilger Hunderte von vorbildlich schönen Charakterzügen im Seelenantlitz seiner Volksgenossen zu finden gewußt. Immer lag Lieblich-

keit und Anmut in dieser seiner Betrachtung; sie war durchwürzt von Pietät. Mochte mitunter sanguinische Überwertung hineinfließen, sie war weit entfernt von jener Steifnackigkeit und dem trotzigen Ablehnen alles Andersgearteten, die sich mit dem Kult der eigenen Rasse so leicht verbinden. Langbehn blieb immer gleich empfänglich für jede Schönheit jeglicher Umwelt, wenn er auch zuerst den ihm im Blute liegenden „Erbtugenden" und ihrer Pflege zugeneigt war. Um den Heimattypus fest zu fassen, hat er sich manche schöne Bilder zusammengesucht von niederdeutschen Schiffern und Bauern des besten Schlages, hat er sich mit unverdorbenen Männern seiner Sippe angefreundet, und diese haben einen der Ihren im Rembrandtdeutschen erkannt. Als er einmal nach dem Rheinland fuhr und einen Wagen der vierten Klasse mit langen Schritten durchquerte, gefiel er einem westfälischen Bauern so gut, daß dieser ein Gespräch begann und ihm schließlich anbot, er wolle ihn adoptieren. Wie er sich in Hamburg einst fürsorglich eines alten Jüten annahm, der in der Hafenstadt hilflos umherirrte, davon wird später die Rede sein.

Langbehn selbst sah zuweilen aus wie ein jütischer Bauernknecht; und er gestand, dieser Menschenschlag sei ihm eigentlich, lokal wie psychisch, der heimatlichste. Wenn er so recht bei sich sei, fühle er sich als Jüte. Doch um das ganz zu verstehen, müsse man die Jüten wirklich kennen, von denen es hieße, daß Holzschuhe, schwarze Töpfe und rote Grütze ihre Ideale seien. „Sie sind", so schrieb er, „die Gutherzigkeit und Unbeholfenheit in Person. Sie sind das denkbarste Gegenteil der heutigen Großstadtmenschen. Sie sind das äußerste von Unbildung, was gedacht werden kann." Seine Vertrautheit mit solch ungebrochener Urtümlichkeit festigte seinen Vorsatz: das Vielfältige und Zwiespältige, an dem die Welt kranke, wieder auf das Einfältige und Runde zurückzuführen, dessen sie bedürfe.

Solchen „unbefruchteten Eiern" der heimatlichen Heide und Moore stellte Langbehn als „befruchtete Eier" die feinsten und doch volkstümlichen Dichter der Nordwelt zur Seite: einen Shelley, Burns und den schwedischen Sänger Bellman sowie den Typus des von Rembrandt gemalten Dichters Nicolas Bruyningh. Dies goldigbraun funkelnde Lockenhaupt in der Cassseler Galerie war ihm das liebste von allen Rembrandtschen Bildern, ein Wunderwerk von Technik und Empfindung, eine vollendete Personifikation von Shakespeareartigem Behagen, ein Mittelding von Kind und König.

Er umspannte die Vergangenheit, durchschweifte die Zeitgeschichte des Nordwestens. Bald schaute er hin auf das heldische und lustige Altengland, das Gegenspiel des herben Puritanismus, — bald auf den großgearteten Wohltätigkeitssinn in der Neuen Welt, — bald auf das Volk der Vlamen mit ihrem tapferen, frommen Wahlspruch: „Flanderen voor Christus", — bald auf die religiösen und Mäßigkeitsströmungen, wie sie von Nordamerika über Skandinavien auch in Deutschland hineingewirkt haben, — bald auf die Knaben der Nordwelt, Knaben voller Schnellkraft wie federnder Stahl, aus denen er völkerbeherrschende Männer der Zukunft herankommen sah.

Als leuchtendste Vorbilder, als seine nächsten Blutsverwandten, sah er die tapferen Buren an. Den alten Ohm Krüger, der unter einem völlig klaren

Kopf ein völlig warmes Herz habe, verehrte er wie einen Vater. Ihn schätzte er mit Bismarck als großen Staatsmann ein. „Die Buren sind das fromme, ungebildete deutsche Volk, das ich suche", sagte er oft. Bei ihnen fand er den alten Sachsengeist noch lebendig, gesunde Zwang- und Formlosigkeit auf sittlichem Untergrund; das schien ihm der Quellboden echter Genialität zu sein. Schon Anfang der achtziger Jahre hatte er mit Freund Muhl ernstlich erwogen, vor Beginn seiner deutschen Bildungsreform eine Zeit lang zu den Buren zu gehen. Doch dazu ist er nicht gekommen. Sobald er jedoch in der Dresdener Zeit durch Seidlitz Bewegungsfreiheit gewonnen hatte, suchte er die niederdeutschen Lande an der Ost- und Nordsee auf. Im Sommer 1888 ging er in die „niedere Mark" des Nordens, nach Kopenhagen, befreundete sich mit der niederdeutschen Seelenfarbe der dänischen Malerei und besuchte Christian Zahrtmann, den von ihm hochgeschätzten Meister, dessen Kunst derjenigen Rembrandts innerlich verwandt ist. Im Herbst des Jahres fuhr er nach Holland. Schon lange hatte es ihn verlangt, dies urdeutsche Flachland aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Als Muhl ihm einst seinen Vorsatz meldete, er wolle eine Geschichte der Friesen schreiben, stimmte Langbehn lebhaft zu; „aber ich meine", so fügte er bei, „dazu müßtest Du im Lande sein. Also bleibt Dir nur übrig (da Du Dich in das von den Preußen besetzte Friesland kaum wirst begeben wollen), nach dem von mir in vieler Beziehung als das Gelobte Land angesehene Holland zu gehen."

Langbehn erlebte dort bezeichnende kleine Abenteuer. Als er eben über die Grenze gekommen mit seinen Koffern hantierte, hielt ein Gepäckträger ihn für einen entronnenen Flüchtling, klopfte ihm teilnehmend auf die Schulter und sagte: „Nun seien Sie nur ruhig, nun sind Sie in Holland." Das war ihm ein guter Willkomm. Dann wanderte er im Dunkel einem Gasthof zu; da lachte eine Schar junger Leute so laut hinter ihm her, daß er sich umwendend ihnen scherzhaft auf plattdeutsch zurief: „Ihr seid wohl betrunken!" Jene verstanden ihn und erwiderten freundlich auf holländisch: „Nicht betrunken, — nur fröhlich!" was ihn herzlich erfreute. Bald hatte er sich mit Sprache und Sitte, mit der „Poesie in Holzschuhen" vertraut gemacht und tauchte unter in des Landes Seele angesichts seiner Schilderkunst. Hinter den holländischen Figurenbildern sah er immer die markigen Menschen der Niederlande. Bei Ruysdaels schwermütigen Landschaftsbildern war ihm zu Mute, als wenn er die Heimatwelt in einem tiefen Torfgraben abgespiegelt sah. Wie immer auf gute Musik bedacht, lauschte er in Haarlem dem Spiel der berühmten großen Orgel. „Ich hörte dort", so berichtete er aus dem Haag an Heubner, „das Beste von Beethoven und — nach Bach — überhaupt das Beste von Musik, was ich je gehört habe. Es ist das Andante aus der fünften Symphonie. Es wurde vortrefflich gespielt und klang ganz Rembrandtisch."

So fand Langbehn im Niederdeutschtum, wenn er seinen vollen Umfang durchmaß, den hoffnungsvollsten Geist der Erde und Menschheit, den Geist guter Volksüberlieferung wie den Geist einer in gesunden natürlichen Bedingungen wurzelnden Zukunft. Er fand trotz vieler Widerspiele des Rechten auf

dem Grund dieses Stammes noch unverdorbene und unausgegebene Manneskraft. Den preußisch uniformierten Reichsdeutschen — als staatsbürgerliche Masse betrachtet — schien ihm zu fehlen, was den Niederdeutschen — als Stammescharakter genommen — eignete. So erhoffte er, im Bereich der natürlichen Kräfte, nationale Neubefruchtung vor allem vom Geist des Niederdeutschtums. So entschied er sich denn, seine deutsche Reform in das Zeichen des größten bildenden Künstlers der Nordgermanen zu setzen.

„Rembrandt" — so schrieb er einmal — „hat in seiner Malerei oft etwas Geisterhaftes; sein Schatten, der jetzt beschworen wurde, ist freilich nicht mit Händen zu greifen; er naht sich leise und dämmerig; aber dem, der Geisterstimmen versteht, sagt er vieles." Er hatte gerade in jenen Monaten, als er endgültig auf Beziehungen zur modernen Fachgelehrsamkeit verzichtete, zu ihm selber gesprochen, und zwar in — Berlin. Von dort schrieb er im August 1884 an Thoma: „In den letzten Wochen lebte ich ganz in Rembrandt. Ich glaube doch, daß es nicht nur eine vorübergehende Stimmung ist, wenn ich ihn für den ersten aller Maler erklären möchte. An künstlerischer Empfindung und technischer Vollendung kommen ihm gewiß manche andere gleich; aber ihm eigentümlich ist — wie mir scheint — das ganz direkte Aufquellen aus der Natur, und dann der unendliche Reichtum der Erfindung. Er schlägt allem Herkommen ins Gesicht und besiegt es, weil er auf einem viel älteren Herkommen, der Natur selbst, beruht. Weil er sich ganz sich selbst überläßt, ist er in der Produktion ganz frei und kommt darum so weit."

*

Was Rembrandt den künstlerisch empfindenden Seelen der modernen Welt bedeutet, wird lebendig belegt durch die Worte eines bedeutenden niederdeutschen Malers und Denkers. Philipp Otto Runge berichtet brieflich von einem erschütternden Traumgesicht, das er um 1800 in Kopenhagen hatte. Im Hohenpriestergewand seiner Bilder erschien ihm Rembrandt voll heiligen Zornes und sagte: „Mit gräßlicher Kälte ergreift ihr Buben das Werkzeug, welches euch die Muse darreicht, und so kalt wie euer Herz ist, streicht ihr den Kalk dahin, und wollt mit eurem armseligen Verstand ergründen, was die Empfindung der ganzen Welt noch nicht erschöpft hat." Nachdem Runge den Malerfürsten schließlich noch sagen hörte, das ganze Geschlecht von heute sei nicht wert, daß es die alten Bilder noch hätte, sah er ihn in den Himmel zurückgehen. Da durchdrang ehrfürchtiger Schauer den jungen Maler. Mit ehrfürchtigem Schauer auch beugt sich die ganze neuzeitliche Künstler- und Kennerschaft, von Paris bis Amerika, ob arisch oder semitisch, vor Rembrandt als demjenigen Malergeist, der das Gefühlsleben zutiefst zu durchdringen, der auch das Niedrigste künstlerisch zu verklären versteht, vor Rembrandt — dem Maler der Menschlichkeit.

3. Das Rembrandtbuch.

Was es predigt: Persönlichkeit, ist die Vorbedingung jeder Kultur und Bildung, ja sogar der Religiosität. Denn Puppen und Schatten können Gott nicht verehren. Dazu muß man ein Herz in der Brust haben. L. 1900.

Im Januar 1890 erließ die alte Leipziger Verlagsfirma C. L. Hirschfeld die nachfolgende Ankündigung:

„Soeben erschien:

Rembrandt als Erzieher.

Von einem Deutschen.

Große geschichtliche Persönlichkeiten üben noch lange nach ihrem Tode einen volkserzieherischen Einfluß aus.

Für die Deutschen wird hier Rembrandt, der in besonders deutlicher Weise die wesentliche Eigenschaft ihres Volkscharakters, den Drang nach freier Eigenart, darstellt, als einschneidendes Beispiel vorgeführt.

In diesem Sinne wendet sich das Buch als ein Heroldsruf an die jetzige junge aufstrebende deutsche Generation, welche die Zukunft darstellt.

Nach den verschiedensten Richtungen hin wird hier das vielseitige und so überaus individuelle Charakterbild Rembrandts als ein Gradmesser für das heutige deutsche Geistesleben benützt und als das historische Ideal für eine nunmehr zu erwartende, vorwiegend künstlerisch gestaltete Kulturepoche des deutschen Volkes hingestellt.

Indem über das gesamte Bildungswesen der heutigen Deutschen die Bilanz gezogen wird, werden zugleich in Anknüpfung an Rembrandts bahnweisende Persönlichkeit die Mittel und Wege besprochen, wie dieses Ideal in der nächsten Zukunft zu verwirklichen sei.

Es ist somit positive Kritik, die hier geboten wird, erfüllt von vaterländischem Geiste. Sie wendet sich an Kopf und Herz des Lesers, ist nicht für Gelehrte, sondern für Laien bestimmt. Sie appelliert an eine ernstgesinnte Minderheit der deutschen Nation.

Allgemein anerkannte Autoritäten werden hier mit Hilfe des Maßstabes, den ein Mensch von der freien und hohen Entwicklung Rembrandts bietet, auf ihren wirklichen geistigen und nationalen Gehalt hin geprüft. Die so gewonnenen Ergebnisse werden ohne jede Rücksicht auf weitverbreitete Vorurteile ausgesprochen.

So neu vielfach die Bahnen scheinen, die hier betreten werden, so sind sie doch zumeist alte, urdeutsche; denn das echte Wesen des Volks steht von Anfang an unwandelbar fest und an dieses soll sich seine Bildung anschließen.

Sämtliche Fragen, die hier behandelt werden, sind von brennendstem Zeitinteresse.

Insbesondere wird das Verhältnis der Kunst zur Politik, sowie der Politik zur Kunst aufs eingehendste erörtert und die Notwendigkeit betont, die Grundsätze einer höheren politischen Ökonomie auf die deutsche Kunstpflege anzuwenden.

Den Schluß bildet der Nachweis, daß ein solches Vorgehen notwendig zu einer durchgreifenden Reform des jetzigen deutschen Geisteslebens, zu einer Wiedergeburt des Volkes von innen heraus führen muß.

Um diesem nationalen Buche einen möglichst großen Leserkreis zu sichern, wurde der Preis auf nur ℳ 2.— festgesetzt."

Mit dieser von ihm selbst gegebenen Kennzeichnung sandte Langbehn ein Buch in die Welt, das schon äußerlich Eigenart kündete. Auf das schlichte graue Titelblatt, das den jungen Rembrandt nach einer seiner ersten Radierungen zeigte, folgte eine 309 Seiten lange, in einem hinfließende Rede ohne jede Kapiteleinteilung. Ab und zu waren Kennworte an die Seite gesetzt, die auf das hindeuteten, was im ununterbrochenen Gedankenfluß gerade hier vornehmlich behandelt war. Das Inhaltsverzeichnis gab eine Fünfteilung an: „Rembrandt als Erzieher für I. Deutsche Kunst, II. Deutsche Wissenschaft, III. Deutsche Politik, IV. Deutsche Bildung, V. Deutsche Menschheit." Wie Langbehn sagte, war sein Buch gestaltet wie eine Hand mit fünf Fingern. Die Haupteinteilung war im Text jedoch gar nicht markiert und inhaltlich oft außer acht gelassen. Von Anfang bis Ende drängte sich geistige Fülle wie eine immerzu sprudelnde, ja übersprudelnde Quelle hervor.

Beim Werdeprozeß dieser literarischen Schöpfung ist zweierlei zu beachten. An der geistigen Grundlage seines Werkes hat Langbehn gearbeitet, seit er selbständig dachte, unablässig aber seit 1881, wo er sich entschloß, „dem deutschen Volke auf seine Weise zu dienen". Die Zusammenschließung jedoch zu einem einheitlichen Buche ist binnen Jahresfrist erfolgt. Das Werk, wie es herauskam, schrieb er in einem Zuge hin. Sein Verleger sagte, er habe noch nie ein so sauberes, so wenig korrigiertes Manuskript bekommen. Im Sommer 1889 lag es fertig vor. Aus früheren Zeitungsartikeln sind wohl einzelne Gedankengänge hineinverwoben, doch selbst aus der dem Buch weitaus am nächsten stehenden Abhandlung „Niederdeutsches" nur einige Sätze wörtlich übernommen. Als Cornelius Gurlitt nach dem Erscheinen des Rembrandtbuches schrieb, es sei „aus einer Reihe von Feuilletons oder doch Versuchen zu diesen zusammengeschweißt; und zwar in der Eile, notdürftig, wohl um dem zögernden Autor die Handschrift endlich zu entwinden", ließ Langbehn durch seinen Verleger erwidern, solche Meinung beruhe auf völligem Irrtum: „Das genannte Werk wurde von dem Verfasser als ein geschlossenes Ganze konzipiert und von ihm gewollter und bewußter Weise in der vorliegenden Kunstform ausgeführt. Er hat dasselbe aus seinem eigenen Entschluß und ohne eine Anregung von irgend welcher fremden Seite her veröffentlicht. Der künstlerische wie menschliche Typus Rembrandts bildet den frühesten Keimpunkt der gesamten Arbeit. Die Beziehungen zu ihm sind nichts weniger als nachträglich hinzugefügt; und die ‚Geschlossenheit' des erwähnten Werkes wurde von ebendemselben Herrn Rezensenten bei einer früheren Gelegenheit sogar nachdrücklichst hervorgehoben.... Jene Geschlossenheit ist keine äußere, sondern innere — wie diejenige der Bilder Rembrandts; das Buch ist rembrandtisch geschrieben, weil es von Rembrandt handelt; es individualisiert. Ein Buch über Bach z. B. würde in Schreibart und Disposition von dem Verfasser von ‚Rembrandt als Erzieher' ganz anders gehalten worden sein."

Manche Gedankengänge seines Reformwerks sind von Langbehn jahrelang vor dem Erscheinen mit Freunden erörtert worden. Doch nur das Haus Woldemar von Seidlitz hat am Entstehen des Buches selbst teilnehmen dürfen. Die feinsinnige Hausherrin erzählte, wie fesselnd es gewesen sei, wenn Lang-

behn immer wieder mit einzelnen Teilen des bei größtem Fleiß schnell anwachsenden Werkes kam und diese durchsprach.

Um seinen Erziehungsgedanken auf alle Fälle einen festen Leserkreis zu sichern, wollte Langbehn sie zunächst in Form eines langen fortlaufenden Tagesfeuilletons drucken lassen. Er bot sie der „Kölnischen Zeitung", und ich meine auch den „Hamburger Nachrichten", an. Das Ergebnis berichtete er Anfang Oktober 1889 seinem Freund Heubner: „Meine Arbeit über Rembrandt ist unter großen Lobeserhebungen von der betreffenden Zeitung abgelehnt worden; sie war zu ängstlich; denn es kommen einige Hiebe auf Professoren darin vor. Ich mache jetzt allerlei Versuche, sie anderweitig zum Druck zu bringen, aber bisher ist keiner geglückt; die Wahrheit ist nicht beliebt."

Den Gedanken an ein Erscheinen in dem damals noch jungen „Kunstwart" ließ er aus Unabhängigkeitssinn fallen. Mit Seidlitz sprach er all diese Fragen eingehend durch. Er gebrauchte öfter die volle Kraft seiner Rede, um den Gönner für seine von Gelehrtengewohnheit abweichende Art des Vorgehens zu gewinnen. Als ihm Seidlitz den von dritter Seite genannten Leipziger Verlag C. L. Hirschfeld empfahl, wandte sich Langbehn an diese Firma. Hirschfeld aber wollte nur drucken, falls ihm die Druckkosten garantiert würden. Das tat Seidlitz. Dieser erzählte, Langbehn wollte, bei einem Ladenpreis des Buches von einer Mark, gleich zwölftausend Exemplare gedruckt haben. Der Verleger riskierte nicht mehr als dreitausend. Darauf Langbehn: „Die reichen nur für drei Monate." Das traf genau ein. Es machte Seidlitz einen tiefen Eindruck, daß er den Erfolg seines Buches so klar vorausgesehen hatte.

Bei Beginn der Verhandlungen mit seinem Verleger sagte er auch ihm den großen Erfolg von „Rembrandt als Erzieher" voraus. Hirschfeld erwiderte lächelnd: „Das bildet sich jeder junge Autor ein." Dazu meinte Langbehn später, es gäbe keine Bezeichnung, die weniger auf ihn gepaßt hätte als „junger Autor", obwohl er damals sowohl jung als Autor gewesen sei. Dem Generalsekretär des deutschen Buchhändlerbörsenvereins in Leipzig, Dr. Paul Schmidt, sagte er ebenfalls, daß von seinem Buch in drei Monaten dreitausend Exemplare verkauft sein würden. Obwohl er das ruhig und sachlich bemerkte, nannte jener ihn „unglaublich eingebildet". Langbehn wettete dann mit dessen Frau um einen Apfel, daß er recht behalten würde. „Aber sie ist mir den Apfel heute noch schuldig", klagte er nach zehn Jahren.

Es bedurfte der größten Entschiedenheit des Autors, den Preisansatz des Buches mit zwei Mark durchzusetzen. Hierüber berichtete Langbehn: „Ich setze den unerhört billigen Preis nur an, weil ich mir sagte: Arme Leute müssen sich das Buch auch kaufen können. Hierbei blieb ich, obwohl alle Sachverständigen, mit denen ich mich beriet, mir aufs lebhafteste widersprachen. Der sehr erfahrene Dr. Schmidt erklärte es wörtlich für ‚eine Schande und einen Skandal', daß ein solches Buch so billig verkauft werden sollte. Es müßte mindestens sieben Mark kosten. Ich lachte ihn aus und blieb bei meinem Entschluß. Daß er eigentlich einer christlichen Gesinnung entsprang, wußte ich damals noch nicht. Aber er entsprang meinem innersten Gefühl."

Wie Langbehns Auftreten auf die damaligen Inhaber des Verlages Hirschfeld gewirkt hat, berichtet ein Besucher (Cornelius Gurlitt) aus einer gelegentlichen Unterredung mit ihnen. Sie sagten ihm:

„...Der Mann hatte, weiß Gott, nicht viel zu beißen. Er sagte, er lasse das Buch nur dann bei uns erscheinen, wenn wir den Ladenpreis auf zwei Mark ansetzten. Zwanzig Druckbogen für zwei Mark! Wir machten ihn gleich auf eins aufmerksam: Da können wir Ihnen kein Honorar zahlen. Und wissen Sie, was er da antwortete? Sie glauben es nicht! Der Mann ist ja verrückt. Er sagte ganz ruhig: Geld ist Dreck! Geld ist Dreck!... Haben Sie schon einmal so was gehört?"

Langbehn erhielt, nach seinem am 24. Oktober 1889 mit Hirschfeld abgeschlossenen ersten Verlagsvertrag, immerhin eine Quote von dem „sich etwa ergebenden Gewinn". Aber statt auf Ertrag hinzuarbeiten, verpflichtete er die Verleger nur, ohne Rücksicht auf die Kosten, zur Ergreifung aller buchhändlerischen Maßnahmen, um das Buch überall bekannt zu machen. Der Inhalt wirkte so stark, und er leitete den Vertrieb so gut, daß die Nachfrage schnell anstieg. Einen Monat nach Erscheinen, im Februar 1890, schloß die Firma bereits einen zweiten Vertrag mit ihm ab über weitere 9000, im Juni über weitere 20 000 und im Oktober des gleichen Jahres über noch 28 000 Exemplare des Buches. Der zuerst verlachte Autor wußte eben nicht nur ein Werk zu schreiben, er wußte es auch zu verkaufen. Dabei bewies seine Handlungsweise, daß dies nicht im geringsten aus Eigennutz, sondern nur aus Gemeinnützigkeit geschah. Die Prospekte, die er verfaßte und für verschiedene Berufsstände verschiedenartig abwandelte, lesen sich wie die Manifeste eines Mannes, der selbstbewußt als geistiger Führer vor sein Volk tritt. In einer dieser im Sommer 1890 vom Verlag ausgegebenen Ankündigungen heißt es:

„Dies aufsehenerregende Werk hat in fünf Monaten zehn starke Auflagen erlebt. Es verficht das Prinzip der Idealität auf allerrealstem Boden; es behandelt eine Anzahl von schwebenden Tagesfragen sub specie aeterni; es führt den Deutschen wieder einmal frische Geistesluft zu. Tatsächlich wird hier der erste Schritt getan zu jenem geistigen Aufschwung unseres Volkes, der seinem politischen Aufschwung von 1870 hätte folgen sollen, aber bisher noch immer gefehlt hat....

Die heute so vielfach vorwiegende einseitige Gelehrtenbildung wird scharf bekämpft; ihr gegenüber wird für die Rechte des Herzens plädiert und dem Glauben der unbedingte Vorrang vor dem Wissen zugestanden.... Das Törichte und Verderbliche einer bloßen Verstandesbildung wird aus den gegenwärtigen deutschen Verhältnissen erwiesen. ‚Rembrandt als Erzieher' wahrt der Wissenschaft ihr Recht, fordert aber zugleich, daß sie sich der höheren Macht des Gemüts- und Seelenlebens unterordnen müsse. Deshalb werden allgemein anerkannte wissenschaftliche Autoritäten hier nochmals auf ihren nationalen und sittlichen Gehalt hin nachgeprüft und die so gewonnenen Resultate furchtlos ausgesprochen. Die Wissenschaft wird wieder auf ihren göttlichen Beruf verwiesen, den sie heutzutage sooft vergißt; den

Naturforschern z. B. wird das Studium einer „recht verstandenen" Theologie empfohlen; für das deutsche Volk selbst aber wird eine Rückkehr zu Ernst und Frömmigkeit als unerläßlich hingestellt.

‚Rembrandt als Erzieher' appelliert an die ernstdenkende Minderheit der deutschen Nation. Der Verfasser dringt vor allem auf einen Wandel der Gesinnung der heutigen Deutschen; und zwar nach der Seite des innerlich Vornehmen, des innerlich Anschauenden, des innerlich Schöpferischen hin. In dieser Gesinnung sollen sich die Vertreter echter Religion, echter Kunst, echter Wissenschaft zu einer ecclesia militans zusammenschließen. Nur durch ein streitbares Vorgehen gegen die noch herrschenden falschen und hohlen Bildungsideale kann eine wirkliche Besserung erzielt werden; nur so kann es zu einer Erneuerung des deutschen Volkslebens kommen; nur so wird sich eine Wiedergeburt des deutschen Geistes vollziehen.

Das vorliegende Buch ist einem Scheffel voll Saatkörnern zu vergleichen. Es führt auch dem gebildetsten Leser eine Menge von neuen Anschauungen zu, während zugleich seine einfache und klare Sprache es zu einem echten Volksbuche macht.... Man hat es mit einem epochemachenden und in seiner Art klassischen Werke zu tun; es trägt den antiken wie modernen Bildungsfaktoren gleichmäßig Rechnung. Es verweist unser Volk auf die Einkehr in sich selbst! Es verlangt, daß das deutsche Volk sich wieder in den Dienst des Ewigen stellen soll!"

Betont Langbehn hier, wo er sich dem geistlichen Stande zuwendet, vorwiegend das Religiöse, so flicht er dem Lehrerberuf gegenüber bei gleichem Grundklang mehr nationale Beziehungen in sein Werbeblatt ein:

„...Wie Lessing seinen kunstreformatorischen Untersuchungen ein bestimmtes Kunstwerk, den Laokoon, zu Grunde legte, so wird hier den bildungsreformatorischen Bestrebungen von heute ein bestimmter Künstler, Rembrandt, als lebendiges Ideal vorgeführt. Wie jener an die griechische, knüpft dieser an die — im weiteren Sinne — deutsche Kunst an. Wir brauchen heimische Ideale!... Rembrandt als Erzieher ist ein durch und durch deutsches Buch und geht vorzugsweise darauf aus, die Freiheit des denkenden Einzelmenschen zu wahren gegenüber aller Bildungsschablone und blinden Autoritätsfurcht. . . . Die Deutschen sollen zu ihrem eigenen Charakter, den sie in mancher Hinsicht vergessen oder verloren haben, zurückerzogen werden.... Ein neuer sittlicher Typus wird für den deutschen Menschen aufgestellt: innere Vornehmheit, Wahrhaftigkeit der Gesinnung, künstlerische Schöpfungskraft werden der modernen Halbbildung sowie der modernen Gefühlsroheit entgegengesetzt."

Den Offizieren sagt der Rembrandtdeutsche:

„...Das Buch wendet sich durchweg an den gebildeten, aber nicht gelehrten Menschen.... Adel und Bauernstand werden als die festesten Stützen des Staats- wie Geisteslebens proklamiert.... Pax quaeritur bello. Nur durch ein streitbares Vorgehen gegen die noch herrschenden falschen und hohlen Bildungsideale kann eine wirkliche Besserung erzielt werden; nur so kann es zu einer Erneuerung des deutschen Volkslebens kommen.... In diesem Sinne verlangt der Verfasser des Werkes ein ‚inneres Sedan'.

Deutschtum und Preußentum streben, richtig entwickelt, gleich sehr einem solchen Ziele zu."

Den Studenten sagt Langbehn, daß bei der von ihm geforderten Einkehr, bei dem „Sich-selbst-wiederfinden" des deutschen Volkes der Jugend eine führende Rolle zukäme. Für die aufstrebende deutsche Jugend vor allem sei dies Buch bestimmt; es enthalte Worte, die das deutsche Herz heißer schlagen machten.

Neben dieser Wirksamkeit für die Verbreitung des Werkes arbeitete sein Verfasser unablässig weiter an dessen Inhalt. Die 13. Auflage wies verschiedene Änderungen und an 20 Seiten neuen Text auf, der über das ganze Buch verteilt war. Große Partien, so über Sozialaristokratie, über Bismarck, über Heilkunde wurden eingefügt. Weit bedeutungsvoller waren die Umänderungen, weit umfangreicher die Zusätze, mit denen Langbehn von der 37. Auflage an sein Buch in die Welt sandte. Neues brachte er hier vornehmlich über Erziehungsfragen und Kunstpolitik, dazu zwei große Einfügungen: die eine über die Judenfrage, die andere über den Katholizismus. Hatte er bisher vorwiegend günstige Seiten der Israeliten behandelt, nun wies er mit wuchtigen Worten auf die Elemente der Entartung im modernsten jüdischen Geiste hin, wie sie im deutschen Volksleben, im Nihilismus und in der Sozialdemokratie, in der Presse und auf der Bühne sichtbar würden. Auffallender noch wirkte die starke Wendung Langbehns zur katholischen Kirche hin. Er deutete zwar Christi Gestalt noch rassenmäßig als „arisch" aus, stellte sie jetzt aber doch als „unvergleichlich" über Solon und Buddha, denen er sie vorher ohne Einschränkung beigeordnet hatte. Er fügte jetzt ein, die deutsche Wiedergeburt müsse sich im Zeichen Jesu vollziehen. Bisher hatte er bei Berührung religiöser Fragen stellenweise wie ein — freigeistiger, nicht dogmatisch eingestellter — Protestant gesprochen; auch jetzt noch rühmte er Luther laut, hob aber im Namen der Gerechtigkeit manche Schattenseiten der durch ihn hervorgerufenen Bewegung hervor, trat entschieden für den katholischen Geschichtsschreiber Johannes Janssen ein und pries die rechte „Bildgesinnung", die echte Mütterlichkeit wie Freudigkeit des Katholizismus. Eine kommende „dritte Reformation", meinte er, würde dem milden, poesievollen deutschen aristokratischen Gemütsleben des Mittelalters näher stehen als einem Luther. Diese seine neuen Ausführungen wurden begleitet von kraftvollen Mahnworten an die deutsche Jugend und beschlossen mit der nachdrücklichen Aufforderung, in Deutschland eine edle Minderheit, eine „Adelspartei, im höheren Sinne" zu begründen.

*

„In welche Kategorie gehört das Buch seinem Inhalt und seinem Zwecke nach? Ist es kunsthistorisch, pädagogisch, sozial, politisch, philosophisch, ästhetisch, polemisch? Es ist all das und nichts von all dem. Ist es wissenschaftlich, schöngeistig, christlich, ungläubig, religiös, irreligiös? Es ist all das und nichts von all dem", — so fragte und antwortete sich ein kundiger Kritiker alsbald nach dem Erscheinen von „Rembrandt als Erzieher". Langbehn sagte, es gehöre ein gewisser Abstand dazu, sein Buch zu verstehen. Wagen wir denn jetzt,

nachdem ein Menschenalter verflossen ist, aus der Kenntnis seines Urhebers und dessen ganzer Geisteswelt heraus, einen bescheidenen Versuch zur Kennzeichnung seiner rätselvollen Eigenart[1].

Weniger als „literarische Neuerscheinung" denn als *Mannestat* will das Rembrandtbuch verstanden sein. Die Buchform ist hier nur das Mittel zu einem über alles Literarische weit hinausgreifenden nationalen Lebenszweck.

Das Werk ist zunächst eine *moralische* Tat, ist die Kundgebung eines zielbewußt auf Deutschlands geistige Erneuerung gerichteten Willens. Es erinnert an die Gesinnung alttestamentlicher Propheten, wie Gott sie in Jesaias wachrief: „Rufe, lasse nicht ab, wie eine Posaune erhebe deine Stimme und verkündige meinem Volke seine Frevel und dem Hause Jakobs seine Sünden", — wie er sie in Jeremias weckte: „Tretet hin auf die Wege und schauet und fraget nach den Pfaden der Vorzeit, welches der Weg zum Guten sei. Wandelt auf diesen, so werdet ihr Erquickung finden für eure Seelen." Obwohl der namenlose „Deutsche" im Spielmannsschritt daherkommt und seine Worte keineswegs übernatürlich eingegeben sind, so durchziehen doch ähnliche Grundtöne seinen nächtlichen Wächterruf. Er rüttelte das Volksempfinden aus dem Schlafe. Die deutsche Seele durfte dem Maschinengeist und Materialismus, der steigenden Genußsucht, der sittlichen Ausschweifung und Trunksucht, der fachwissenschaftlichen Zersplitterung nicht zum Opfer fallen. Er sah die seelische Verdorrung kommen. Sein Vorgehen erinnert an einen Vorgang in unserer schleswigschen Heimat: An einem Wintertag feierte bei Husum jung und alt weit draußen auf dem vereisten Meere ein Fest. Eine allein zurückgebliebene Frau sah in Wetterwolken schnelldahereilenden Sturm und Tauwetter anziehen; die Volksschar ahnte das nicht. Da steckte sie schnell entschlossen ihr Häuschen in Brand; die Menge eilte der Feuersäule zu und war so vom Verderben gerettet. Auch im Rembrandtbuch tritt einer für alle ein, — der eine, der einsah, daß eine Brandfackel angezündet werden müßte zur Warnung vor den Wogen der ansteigenden Korruption.

Das Buch ist nicht minder eine *politische* Tat. Es erscheint als schier unlösbare Aufgabe für einen besitz-, stellen- und namenlosen Mann, sich mit zeitumwälzenden Gedanken im ganzen Lande Gehör zu verschaffen: Langbehn hat sie planmäßig, genial kalkulierend gelöst. Vollbewußt gab er seinem Turmsignal einen glänzenden, blendenden Klang, um selbst dem Stumpfsinn aufzufallen, um alle anzulocken. Er hatte sich sogar gesagt, er wolle, nach einem Worte Vischers, *so* schreiben: „daß der Mann, der diese Bücher bindet, vor Erstaunen sich nicht lassen kann". Auch die äußere Form seines Buches war ein Akt persönlicher Kunstpolitik. Dessen unerhörter Erfolg war von Langbehn durch ein Teil Feldherrngeist herbeigeführt worden. Er leitete die Veröffentlichung wie eine Schlacht, setzte großzügig ein und überwachte jede Einzelheit. Ebenfalls in dem Buche waltet strategische Weisheit, „nicht Professorensystem, sondern Volkssystem". Das Volk arbeitet nicht mit abstrakten Begriffen;

[1] Zur kurzen Informierung über den Umfang seiner Gedankenwelt sei hingewiesen auf das dem Buch seit der vom Schreiber dieses besorgten 50. Auflage beigegebene neugeordnete Inhaltsverzeichnis und den ebendort im Vorwort „Der Verfasser und sein Werk" gegebenen Überblick über die fünf Abteilungen des Buches.

Langbehn sprach daher so konkret und faßlich wie möglich, gab ein lebendiges Vorbild, stellte Führer von Fleisch und Blut vor Augen, geschichtliche Gestalten, an deren Namen sich nationale Sympathien oder Schönheitssymphonien knüpfen. Er wählte Rembrandt als Erzieher, gar nicht weil er ihn insonderheit liebte, sondern weil er gerade ihn für die beste „Medizin" gegenüber den Bildungskrankheiten seiner Zeit hielt. „Ich habe im Rembrandtbuch, das Agitationsschrift ist" — so schrieb er um 1902 zu diesen Fragen —, „manche Lichtseiten der heutigen Gelehrten und Milderungsgründe für sie — ihren Fleiß, ihre verkehrte Erziehung usw. — nicht erwähnt. Über Ranke beispielsweise hätte sich auch Gutes sagen lassen. Aber wie Johannes der Täufer von den Sünden der Juden predigte, nicht von ihren Vorzügen, — deren gab es doch auch damals —, ebenso verhielt ich mich gegenüber den Gelehrten." Dabei wird Langbehn als geistiger Richter nie engherzig und starr, sondern edel und fein wägt er ab. Sein Wort von der „Eisenfaust im Sammethandschuh" läßt sich auch auf die politische Methodik seines Erziehungswerkes anwenden.

Es ist ferner eine künstlerische Tat von einem Könner ersten Ranges. Die freie Konzeption eines Schaffenden ist hier darauf gerichtet, in stetem Hinblick auf den niederdeutschen Kunstgenius vorzugsweise durch ästhetische Kultur im Sinne Schillers eine „Reinigung der Gefühle" zu bewirken und die Kunst als „Instrument der Charakterbildung" zu benützen. Den Materialismus zwingt Langbehn unter die Füße durch das Schöne wie durch das Erhabene, und er predigt in so sprühender Form, in so farbenreicher Abwandlung, daß dadurch der Inhalt seines Buches etwas Unerschöpfliches, bleibend Jugendliches gewinnt. Er denkt in Bildern; wie ein unermüdlich phantasierender Meister streicht er die Geige: kraftvoll, markig und deutsch bei jedem Striche des Bogens. „Die Sprache des Rembrandtdeutschen gleicht einem silberglänzenden Springbrunnen; gerade und mächtig steigt die Säule des Wassers auf; rauschend und tausendstrahlig und spritzend und glitzernd fällt sie nieder. Ringsum aber ist Kühlung und Schatten und Pflanzengrün" — hat er selbst um 1892 geschrieben. Zu dem künstlerisch empfundenen Werke mit seinem musikalischen Gehalt finden allzu nüchtern denkende Menschen keinen Zugang. Das Werk weist echt niederdeutsche Seelenströmung auf; es zeigt in seiner kosmischen Einstellung shakespearesche und rembrandtische Wesenszüge. Die reiche Vorstellungswelt eines Schauenden mit weitem Horizont ist hier in zahllosen konkreten Einzelbildern abgespiegelt, welche sich trotz ihrer bunten Gruppierung zu einem innerlich einheitlichen und künstlerischen Gesamtbild vereinigen. Darin steht es als Prosawerk wohl einzig da.

Endlich ist das Rembrandtbuch eine geistige Tat von gewaltiger Spannweite. Sein Urheber brachte es fertig, die ganz zersplitterte deutsche Bildung unter einen — wenn auch nicht den höchsten — universellen Gesichtspunkt zu fassen und so einen Weg zu der verlorenen zentralgeistigen Betrachtung anzubahnen. An die Stelle des zu seiner Zeit ganz vorherrschenden aufs Spezielle gerichteten Forschungstriebes nahm er die Suche nach Weisheit, die Suche nach Seele auf, wies Einzeluntersuchung und Naturanalyse auf ihren niedern Rang zurück. Beleuchtet er auch Dinge und Geschehnisse oft nur halb, er

breitet doch Rembrandtsches Licht, breitet goldiges Helldunkel darüber aus und entrückt sie so der frostigen Finsternis des Rationalismus. Er bezieht alles, wenn auch leise, so doch ständig auf die höchste Lichtquelle, auf Gott. In allen seinen Darlegungen bekundet er einen hohen, platonischen Verstand. Noch längst sind seine Anregungen nicht ausgeschöpft; zumal auf dem Gebiete der Kunst, und der Kunstpolitik werden sie noch vielen Geschlechtern zu denken geben. Da seine Ausführungen immer aus dem Engen, Verbildeten, Modischen ins Große und Weite und Ewige leiten, bietet er zahlreiche brauchbare Richtlinien für die Neugestaltung deutscher Kultur. Dabei fehlt es nicht an praktischer Einsicht. Langbehns Kritik seiner Zeit hat sich als durchweg zutreffend erwiesen. In schematisch gewordene Gelehrtenliteratur setzte er neue geistige Züge voll Nervigkeit und Frische hinein. Jens Peter Jakobsen klagte einst:

„Warum sind unsere Männer wie billige Schwerter,
Matt im Schlage und tot im Biß,
Ohne Wucht noch Klang im Schwunge?"

Darauf hat Langbehn mit eiserner Schlagkraft Antwort gegeben; er hat uns vergessene Geisteswerte zurückgebracht, hat wieder Impuls und Begeisterung in unsere Schriftkunst eingeführt. An Größe des Blicks, Umfang des Gesichtskreises, Fülle der Kenntnisse, Meisterschaft der Rede stellt er sich den ersten deutschen Geistern zur Seite. Dies berechtigt dazu, in „Rembrandt als Erzieher" dem geistigen Gehalt wie sprachlichen Ausdruck nach eine Spätfrucht unserer klassischen Literaturperiode zu erblicken.

Doch das machtvolle Buch mit einer Fülle von damals neuen, heute voll anerkannten Einzelwahrheiten enthielt auch manch verkehrte und verwirrende Rede. Denn hier trat in heißem Reformeifer als Erzieher ein noch *wachsender* Geist auf, der all seine Gärung in sein Werk mit hineinwarf. Sein Drang zur deutschen Erziehung und sein Wille zur Wahrheit standen höher als seine Einsicht. Das Denken dieses edlen Charakters war noch nicht ausgereift. Wenn er auch keineswegs wie der moderne Subjektivismus die ersten Grundsätze des Denkens verließ, noch an der Wirklichkeit der sichtbaren Welt zweifelte; trotz seiner oft grandiosen Anschauung kam er nicht eigentlich hin zu objektiver Gesamterkenntnis der Welt. Freilich sucht er im Persönlichen stets das Typische, das Generische auf; „Individualismus" ist ihm durchaus kein antisozialer Begriff, sondern das Sammelbecken der höchsten geistigen Persönlichkeitswerte aller Zeiten und Völker, aber er geht viel zu weit, wenn er diesen Begriff als das „Zauberwort, das alle Riegel sprengt", hinstellt. Denn die Summe der Erkenntnis einzelner Persönlichkeiten führt noch nicht zur Erkenntnis dessen, was es um den Menschen in der höchsten Vollendung ist.

Das Rembrandtbuch sieht noch mit Protagoras den Menschen selbst als das Maß aller Dinge an. Es gründet sich, allerdings in weit universalerem und tieferem Sinne als die moderne Naturwissenschaft, auf *natürliche* Einsicht auch bei Beurteilung der höchsten Dinge, wenn auch von einer gesunden Empfindung aus hie und da Ausblicke nach der übernatürlichen Ordnung hin

gegeben werden. Langbehn trat entschieden für philosophisches Denken ein; er begründete dessen Unentbehrlichkeit gut, doch er selbst entbehrte noch der philosophischen Klarheit. Er wollte alle höheren Geisteskräfte — er nennt dabei Religion, Politik, Philosophie — nach dem einen Begriff der Kunst als dem „eigentlichen und vollkommenen Beruf des Menschen" gravitieren lassen und diesen Begriff an die Spitze des menschlichen Daseins stellen. Allerdings wächst sich jede wohlgeordnete menschliche Tätigkeit, soweit sie schaffend ist, in ihrer Vollendung zu einer Kunstleistung aus; aber unser Erkennen, Wollen, Entschließen, Glauben steht an sich ganz klar ab von dem Begriff der Kunst und läßt sich in keiner Weise unter diesen subsumieren. Kann und muß Philosophie als Darstellung auch in gewissem Sinne Kunst geben, — als Erkenntnis fällt sie deshalb nicht unter den Begriff der Kunst, weil wir die Wahrheit nicht schaffen, sondern aufnehmen.

Nur ein einziges Mittel gäbe es, meint das Rembrandtbuch an einer Stelle, um unfehlbar zu sein: sich ganz an die Natur zu halten, sich ganz mit ihr zu identifizieren. In Disraelis Wort: „Rasse ist alles; eine andere Wahrheit gibt es nicht", sei der Generalbaß aller echten Bildung gegeben. Freilich ist das stets das Beste für ein Geschöpf, was seiner unverletzten Natur völlig entspricht, — bei dem heutigen Stande der Erdenwelt reicht aber die Rückkehr der Menschheit, und sei es der rassenreinsten, zur besten natürlichen Ordnung, soweit diese uns erreichbar ist, in keiner Weise aus zur Erzielung ihrer „Wiedergeburt". Denn die Menschheit lebt nicht mehr im Stande der Unschuld; auch die allerbesten unterstehen der Erbverderbnis unseres ganzen Geschlechtes. Wer die geschichtliche Störung der Weltordnung durch die Sünde, wer die historischen Eingriffe Gottes in das Erdengeschehen außer acht läßt, der nimmt die nunmehrige Welt nicht, wie sie wirklich ist, sondern arbeitet — mag er im einzelnen noch so gut beobachten — mit utopischen Vorstellungsreihen, und kommt, wie auch Langbehn es zuweilen tut, zu haltloser Phantastik gerade in diesen Regionen und zur Überschätzung der natürlichen Reichweite des Menschen. Langbehn wies zwar glücklich hin auf Gottes Spuren in der Natur — auf Kindertum, Einfalt, Harmonie und Genie —; er legte auch seiner Ethik das christliche Sittengesetz der zehn Gebote immer zu Grunde, aber er versagte völlig, wo er religiöse Dinge näherhin bestimmen wollte. Da tastete er damals, nach eigener Aussage, „im Nebel" und fällte irrige Urteile, die er freilich in späteren Auflagen zu Gunsten der Wahrheit richtigzustellen begonnen hat.

In Verknüpfung mit diesen geistigen Mängeln wies das Buch auch künstlerische Mängel auf. Barocke Ausladungen, Gedankengefunkel, Wortspiele überwucherten zuweilen die Harmonie der Grundanlage. Manches, was Gelehrten als „formale Schwäche" des Buches erschien, wird durch die planmäßig schimmernde, glänzende Art des Schreibens und seine kunstpolitische Absicht allerdings gerechtfertigt, aber die leitenden Ideen durften für den Leser dadurch nicht verschleiert werden. Auf viele schöne Bilder der Langbehnschen Sprachkunst trifft Schillers Wort zu: höhere Geister sehen zarte Spinnweben durch die ganze Dehnung des Weltsystems laufen, wo der Mensch nichts als

das in freien Lüften schwebende Faktum sieht. Aber zuweilen wurde man bei Lesung seines Buches doch an das Wort des Dänen Karl Madsen gemahnt: „Die Deutschen gehen ungeheuer weit in willkürlichen Behauptungen. Sie sagen dann absolut: ‚So ist es', — und dagegen ist gar nichts zu machen." Langbehn behandelte die Wirklichkeit manchmal allzu subjektiv als gestaltender Künstler, typisierte dabei seine „historischen Ideale" allzusehr in dem Bestreben, lebendige Vorbilder deutscher Tugenden vor Augen zu führen, — so nicht nur bei Rembrandt, auch bei Luther, Bismarck und andern.

Die Überbetonung des Persönlichen führte ferner zu einseitiger Individualpädagogik. Er setzte Vertrautheit mit Rembrandt voraus; wieviel Kunstkenntnis und Kunstverständnis gehört aber schon dazu, um den Kosmos voll zu würdigen, den sein Titelheld in der Tat umschließt! So wirksam das Werk als lauter Wächterruf war, seine tiefsten und feinsten Absichten konnten der ungewöhnlichen Lehrweise wegen von nicht allzu vielen völlig verstanden werden. Viele Wesenszüge der Eigennatur Langbehns waren hineinverwoben; auch sie konnten ein unmittelbares Echo nur in verwandten Herzen wecken. Nicht zu Unrecht ward der Einwurf gemacht: „Ein Mann ist noch keine Pädagogik."

Der höchst heroische Affekt des Autors war objektiv nicht fest genug verankert. Langbehn hielt damals neben den körperlichen und geistigen auch die sittlichen Tugenden (nicht nur, wie es zutrifft, die Anlagen dazu) für naturgegeben, sozusagen für festliegende Blutwerte. Das führte ihn zu einem übertriebenen Aristokratismus der Rasse, im weiteren Verfolg zur Überschätzung des Ariertums für die Weltgesundung. Er faßte das, was allerdings vorbereitend der Heilung und Heiligung dient: Reinheit, Charakter, Güte, natürlichen Seelenadel, als aus sich zur innern Wiedergeburt hinreichende Kraft auf. Stellte er den selbsterzogenen deutschen Edelmenschen auch in Christi Gefährtschaft, diesem ward dabei doch sein tiefstes Sein und Wirken noch vorenthalten: die Erlöserstellung, das Göttliche.

So schoß des Rembrandtdeutschen Erzieherwerk in Überschätzung rein menschlicher Geisteskraft vielfach über das Ziel hinaus, es war aber vortrefflich geeignet, den deutschen Geistesacker zu lockern. Es hat wirksamer auf positive Lebenswerte hingearbeitet als irgend ein anderes moderndeutsches Zeitbuch aus freigeistigem Lager. Bei all seinen Irrtümern blieb es eine sinnvolle Einleitung zur wahren deutschen Reform. Als solche war es auch vom Autor gedacht. Den Primat der modernen glaubenslosen Hochschulgelehrsamkeit verwarf er mit guten Gründen. Denn ein Leben, in Einfachheit und Harmonie gelebt nach dem Naturgesetz, auf Volkstum und Erbtugend fußend, ist tatsächlich einer auf Glaubenslosigkeit und lauter Teilfortschritten beruhenden Gelehrtenbildung weit vorzuziehen. Langbehns Grundgedanke: „Wenn man in die Irre gegangen ist, muß man zurückgehen bis dahin, wo man vom rechten Weg abbog", ist richtig gedacht und durchgehends richtig angewandt.

„An Tugenden der Vorgeschlechter
Entzündet er die Folgezeit" (Schiller).

Die methodische Rückführung des Deutschen vom „Professor" zum „Menschen" auf den Wegen der Einkehr, Bescheidenheit, Grazie, Kindlichkeit hat für die Wiedergenesung unseres Volkskörpers noch heute volle Bedeutung. Den modernen Allerweltsgebildeten, der gar kein festes Geistesgut mehr sein nennt, kann sie vom Brutalismus zum Edelsinn, von der Unsitte zur Sitte, vom Laster zur Tugend, von Religionsverachtung und Zweifelsucht durch die Reiche der Schönheit auf die Vor- und Unterstufen des Glaubens hinführen.

„Mit aller Wachsamkeit bewahre dein Herz, denn aus ihm geht das Leben hervor", sagt der weise Salomo. Zur Wiederherstellung dieses Lebensgrundes konnte jemand wirken, der ein reines Herz und einen großen Blick hatte, wenn er auch des Lebens Erfüllung noch nicht erkannte, sondern im wesentlichen nur gesund entfaltete Natur einer in die Irre gegangenen Natur entgegenstellte.

Das hier über „Rembrandt als Erzieher" abgegebene Urteil entspricht, wenn auch nicht in jeder Einzelheit, so doch in den Hauptlinien dem späteren Denken Langbehns. Er war bis zum Tode der Meinung, sein Buch stünde dem Kern nach „auf der Grundlinie der deutschen Geistesentwicklung", doch ließ er wie von selbst die Irrtümer, die er früher, wie er sagte, „im Sinne der klassischen deutschen Literaturperiode" und „ganz arglos" niedergeschrieben habe, fallen. Er gab mir Weisungen für die Herausgabe seiner Geisteserzeugnisse nach seinem Tode, die auf das Rembrandtbuch anzuwenden waren. So hab' ich denn, zögernd genug, an diesen überpflanzten Wurzgarten deutschen Geistes nach seines Pflanzers Anleitung Gärtnerhand angelegt, hab' Allzuvieles, Abgeblühtes und wildes Kraut hinausgetan, hab' bisher nur vorgedeutete Wege nach des Bebauers mir kundgegebenen Leitgedanken durchgezogen, um Wahrheit, Wohlgestalt, Farbenschöne der Hauptanlage reiner ans Licht zu stellen. So ward das Buch von dem, was sein Urheber später mißbilligte, und damit von zahlreichen Irrtümern entkleidet, der Text durchgeordnet, das Ganze so sehr aus Langbehns Geist heraus neu vorgelegt, wie es nur möglich war. Was in der 50.—66. Auflage steht, ist Gedanke um Gedanke vom Autor um 1890 gedacht; kein Satzkörper ist neu; nur kleine Modifikationen innerhalb der Sätze und in Übergängen sind hie und da erfolgt. Es ist eine durchgegliederte und gesichtete Ausgabe zu dem Zwecke, das, was einst agitatorisch hinausgeschleudert ward, in seinem Hauptbestand bleibendes Nationalgut werden zu lassen. Die mir gestellte Aufgabe konnte nur unphilologisch, unter der von Langbehn gewollten Mitwirkung eines Teils auch meiner Persönlichkeit geleistet werden. Die sachlichen Beweggründe für seine Direktive wie für meine Exekutive ergeben sich teils aus dem oben über das Buch Gesagten, teils aus der unten geschilderten Weiterentwickelung Langbehns.

4. Wirkung des Werkes.

Seit Goethes Werther und Schillers Räubern hat kein wahrhaft bedeutendes Literaturwerk eine so einschlagende Wirkung geübt wie das Rembrandtbuch; man sucht diese jetzt zu vertuschen, aber sie wird wieder hervorbrechen. L. 1892.

Ein Buch voller Anregung für alle Geistesgebiete, das die ersten Antriebe zur Umkehr von verfehlten Bildungsbahnen bietet, das seit einem Menschen-

alter hinter der Bühne eines großen Weltgeschehens predigt, hat in seiner Wirkung auch jetzt noch etwas Unübersehbares und Undurchdringliches. Hier wird nur versucht, das Echo des Rembrandtbuches zu melden, das fortrollend an mein eigen Ohr geklungen ist.

Um 1890 stand das innerdeutsche Leben an einer großen geistigen Wende. Die fast musenfeindliche Ära Wilhelms des Ersten, in der die Erfolge der Waffen wie der Maschinen mit eisernen Armen die schöngeistige Entwicklung niederhielten, ging zu Ende. „Das Jahr 1890 etwa", sagt der Geschichtsschreiber Lamprecht, „bildete den Abschluß einer ersten Stufe der durch Sozialdemokratie, Unternehmung und Kapitalismus erfolgten sozialen Umwälzung. Schon erschien dem Fremden ... das alte Land der Dichter und Denker in unleugbarem Übergang zum sogenannten Amerikanismus.... Die Phantasietätigkeit war das Feld der nun einsetzenden Versuche, der veränderten Anschauung eine neue Kultur abzuringen." Vom vielfach entseelten Akademismus zog es uns junge norddeutsche Geister zu den lockenden Tönen, die in Literatur und Kunst vom Westen, Norden und Osten zu uns herüberklangen. Wir standen im Begriff, uns tragen zu lassen von der großen naturalistischen Welle, die überall frisch schaffende Kräfte emporhob. Doch über den berückenden Neuigkeitsreizen merkten wir kaum, daß die kosmopolitische Moderne mit sittlicher Zügellosigkeit buhlte, daß die blendende Sprachkraft eines Nietzsche uns willens oder unwillens der geistigen Frivolität in die Arme trieb, daß der Vaterlands- und Glaubensgrund uns unter den Füßen entsank. Krasse Gegensätzlichkeit von Arterienverkalkung geistigen Alters und „ungespundeter" Jugend lag in der Luft. Kluge jüdische Unternehmer leiteten von Berlin aus methodisch die Einfuhr aller geistig-künstlerischen Weltnovitäten und scharten die Talente um sich. Geschmack und Kritik wurden neupariserisch; die Tafeln der Sittlichkeit wurden zerbrochen. Rationalistischer Geist auf allen Lebensgebieten hatte Neudeutschland kahl und öde gemacht; wie jetzt die „Moderne" verführerisch daherkam, schien niemand mehr das wahre deutsche geistige Erbgut zu schützen.

Da tauchte urplötzlich, höchst unerwartet, „Rembrandt als Erzieher" auf und durchdrang wie im Schlage alle Bildungskreise Deutschlands. Wohin man kam, hörte man davon reden: in der Großstadt wie auf dem Dorfe, bei Professoren wie bei Studenten, bei Politikern wie bei Künstlern. Sowohl der junge Kaiser wie sein eben von ihm entlassener Kanzler lasen das Buch. Keiner konnte daran vorbei. War es vielen auch nur eine neue Mode, eine geheimnisvolle Sensation, der Inhalt haftete doch in Deutschland. Alles fühlte die Schlagkraft dieses St. Georgsritters. Ein jüngstdeutscher Verleger rief aus: „Das Buch bringt uns um Jahre zurück!" Fünf Wochen nach dem Erscheinen schrieb Avenarius in seinem damals noch neuen „Kunstwart":

„Die Hauptbedeutung dieses Buches liegt darin, daß der Verfasser das so überaus Mannigfaltige, das er vorbringt, in seiner Seele zusammengefaßt hat zu einer einheitlichen Weltanschauung, die, so jung wie sie ist, sofort als typisch für die Weltanschauung von Hunderten und Tausenden unter uns Deutschen dasteht. In diesem Sinne ist ‚Rembrandt als Erzieher' recht eigentlich ein ‚erlösendes Wort'."

So empfanden es viele deutsch schaffende Männer. Der Dichter Fritz Lienhard las es „mit leidenschaftlichem Eifer" und suchte fortan fern von Berlin „mit ganzer Kraft, im Gegensatz zum internationalen Naturalismus, ein deutsches Ideal im Dichten und Denken herauszugestalten". Die niederdeutsche Künstlergruppe der Worpsweder verschlang, so berichtet ihr Führer Mackensen, das Buch mit Begeisterung; es stärkte diesen Meister in den schwersten Nöten seines Werdeganges und trieb ihn zur Unnachgiebigkeit gegenüber der Forderung eines Gönners, er solle sein stilles Torfmoor wieder mit der Akademie vertauschen. Nicht nur Thoma, sondern alle deutsche Dichtung und Malerei, die sich auf Geschichte, Vaterlandsgeist, Heimat gründete, fand nun kräftigeren Widerhall, bekam Boden unter die Füße durch das Rembrandtbuch.

Doch dessen „Standpunkt außerhalb jeder Partei, seine Ablehnung jeder Zugeständnisse" riefen neben begeisterter Zustimmung auch lebhaften Widerspruch hervor. Man redete sich die Köpfe heiß um seinen Wert oder Unwert. Das beispiellose Aufsehen des Buches spiegelt sich am deutlichsten in der weiten Verbreitung mehrerer Spottschriften. Die ganz unbedeutende Parodie des Musikschriftstellers Pfohl „Höllenbreughel als Erzieher" erschien in einem Jahre in drei, „Est, est, est. Randbemerkungen von einem niederdeutschen Bauern" vom Maler Carl Ehrenberg in mindestens sieben Auflagen; und diese Spottvögel waren längst nicht die einzigen. Schnell nacheinander erschienen zahlreiche Bücher, die Moltke, Luther, Bismarck, Wagner, Nietzsche, Winckelmann usw., ja selbst Adam und den Einzigen: Christus „als Erzieher" verherrlichten.

Die Koryphäen der tonangebenden Hochschulgelehrsamkeit taten das Buch, das ihren Vorrang anzutasten gewagt hatte, durchweg von oben herab mit wenigen Worten ab. Als der Philosoph Wundt gefragt wurde: „Was halten Sie von dem Rembrandtbuch?" erwiderte er nur: „Schaum." Hermann Grimm machte in einer Polemik gegen Bode das Werk des „anonymen Vaterlandsfreundes" verächtlich. Friedrich Paulsen hingegen hat die Haltung seines Landsmannes gestützt; er unterstrich sogar seine „Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Gestalt unseres geistigen Lebens, mit unserer Wissenschaft, die nichts schaffen kann, sondern in endloser Sammlung und endloser Analyse bis zur Erschöpfung sich abmüht", — er billigte ebenfalls Langbehns „Entrüstung über den Hochmut, mit welchem der Fachgelehrte nicht bloß die Mitarbeit, sondern beinahe auch schon die Teilnahme und die Wißbegierde der Nichtkenner, der Dilettanten, ablehnt". Aber bezeichnend war es doch, daß Paulsens Werke diese starke innere Zustimmung durch die Frageform: „Ist es nicht so?" etwas verdeckten. Paul de Lagarde erkannte offen die „unerschrockene Wahrheitsliebe des Verfassers, die originelle Art des Ausdrucks und der Darstellung" an; daß er in sehr vielen Punkten mit seinen Ansichten nicht übereinstimme, hindere ihn bei seiner Grundanschauung nicht, die Arbeit zu empfehlen.

In der Tagespresse ward das Buch bald als „ein ganz gemeines Pamphlet", als „vollständig konfus" und „völlig zerfahren" bezeichnet, der Verfasser als Sophist, als Feigling, als Taschenspieler, als Narr traktiert, bald fanden sich

dort gehaltvolle Würdigungen. Die „Hamburger Nachrichten" freuten sich über den „wohlverdienten Erfolg" des an positiven Resultaten wie packenden Anregungen reichen Werkes; der „Hamburger Korrespondent" fand es ganz und gar von der Kraft nationalen Empfindens erfüllt. In der „Kieler Zeitung" trat der Pädagoge Paul Cauer warm für das Werk ein:

„Man wußte nicht, was man mehr bewundern sollte: die originale Kraft und Schönheit der Sprache, oder den Reichtum an Kenntnissen und Erfahrungen, oder die Tiefe der Weltanschauung, in die all der mannigfaltige Stoff aufgegangen und von der er nun wieder durchdrungen ist."

Gerade die humanistisch geschulten Philologen, meinte Cauer, könnten manche der gestellten Forderungen gut erfüllen durch Pflege des klassischen Altertums, „das die moderne Arbeitsteilung noch nicht kannte und nach dessen Denkweise gerade die hier erörterten Gegensätze, Wissenschaft und Kunst, noch unzerspalten in einem und demselben Begriffe sich durchdrangen". Die „Leipziger Nachrichten" priesen das Buch als eine „Offenbarung des innersten deutschen Wesens", als unschätzbare Bereicherung unserer Literatur. In der „Leipziger Zeitung" begrüßte es Riffert als „Signal einer kommenden Zeit"; es sei „Einheit der Weltanschauung" darin, die den Modernen am meisten fehle. Ähnlich klang es aus den „Münchener Neuesten Nachrichten", aus der „Königsberger Hartungschen", aus der „St. Petersburger Zeitung", aus den „Akademischen Blättern". So scholl ein kräftiger Widerhall von der „Vornehmheit der Gesinnung" des Rembrandtbuches, „der man es anfühlt, daß sie keine Redemanier, sondern der Ausfluß einer wahrhaft adligen Natur ist", durch noch viele angesehene Organe der Deutschen im In- und Ausland, am schwächsten jedoch in — Berlin.

Bedeutende Männer der Reichshauptstadt, wie Admiral Werner, Staatssekretär Stephan, Paul Güßfeld, hatten dem Autor brieflich warmherzig zugestimmt, aber Wilhelm Bode, der große Rembrandtforscher, klagte in den „Preußischen Jahrbüchern", von diesem sonderbaren Werke — „ohne Titel, ohne Autor, ohne bestimmten Inhalt" — sei nun schon die dritte Auflage heraus, „ohne daß auch nur eine Stimme für oder gegen in der Berliner Presse sich erhoben hätte". Trotz mancher Vorbehalte und obwohl es ihn als Museumsbeamten oft recht derb vor den Kopf stieße, besprach Bode das Buch eingehend und sympathisch. Bei aller Schärfe der Angriffe sei besonders wohltuend die „Bescheidenheit, das ausschließliche Sachinteresse", das den Verfasser zur Verleugnung seines Namens bestimmt habe, „gegenüber einer großen Anzahl der heutigen Vertreter unserer Wissenschaft, die aus ihrer Wissenschaft in erster Linie den Heiligenschein für ihre werte Person zu machen bestrebt sind". Er stellte dann im Sinne Langbehns eine Art Gewissenserforschung an über die derzeitige Verwaltung der Museen wie Akademien und bekannte, daß er selbst zum Teil schon früher in dessen Sinne vorgegangen sei.

Bald nach Bode ließen sich auch andere Berliner Publizisten vernehmen, darunter Maximilian Harden. Dieser ward beim Erscheinen des Erzieherbuches an ein Amsterdamer Erlebnis erinnert: Bei abendlicher Ankunft empfing ihn dort Düster, Schmutz, verwirrende Unruhe, am kommenden Morgen erblickte

er vor seinem Fenster im Licht des Tages das Denkmal Rembrandts. Die lebensvolle, umlockte Gestalt des Meisters und seine wundervolle Kunst im Rykmuseum hoben ihn wie mit einem Schlage hinaus über die Misere des Weltkrammarktes. Nach dieser Einleitung beleuchtete Harden mit jüdisch feinem Verständnis das neue Buch:

„Nach so vielen Uniformen ein Mensch; nach so vielen Schablonenwerken eine literarische Individualität; nach so vielen Alexandrinern ein Prophet.... Alle Vorzüge, aber auch alle Fehler leidenschaftlicher Subjektivität haften seiner starken und selbstbewußten Persönlichkeit an.... Wie das Rembrandtdenkmal den häßlichen Marktplatz von Amsterdam durch den Abglanz künstlerischer Größe adelt, so soll der Aufblick zu den großen Heroen germanischer Kunst dem in Kleinlichkeit und Materialismus zersplitterten deutschen Leben innere Vornehmheit verleihen." Obwohl die absoluten Maßstäbe und Urteile des Verfassers zu scharfer Verstandeskontrolle herausforderten, niemand würde von dieser Persönlichkeit des feinsten individuellen Reizes scheiden, ohne innerlich wahrhaft bereichert zu sein. Zum Schluß heißt es:

„Fortinbas — Bismarck ist gegangen; will Hamlet wieder auferstehen? Die Krone ist sein, und diesen ‚heimlichen Kaiser' heißen wir gern huldigend willkommen."

Auch Georg Brandes machte Berlin, in der „Freien Bühne", auf den „vornehmen Sonderling" aufmerksam; ebenfalls in Dänemark wies er auf ihn hin. Sein junger Gegenfüßler Ola Hansson verglich dessen Gedanken mit den einsam glühenden Lichtern der Bauernhöfe in einer nordischen Nebelnacht. Auf Männer, die jetzt zu den Säulen des literarischen Skandinavien zählen, wie Andersen und Gerhard Gran, hat das Rembrandtbuch damals den tiefsten Eindruck gemacht. Niederländer, Amerikaner, Franzosen würdigten es; ausführlich besprach es der Rembrandtbiograph Michel in der Revue des deux Mondes. Wiederholten Wünschen nach Übersetzungen in fremde Sprachen willfahrte der Urheber nicht, weil er sein Werk für „unübersetzbar" hielt.

Die direkt angegriffenen Spezialisten schwiegen. Es erschienen nur wenige sachliche Entgegnungen. Der Geschichtsprofessor Otto Seeck meinte in seinen „Zeitphrasen", das ungeheure Aufsehen des Buches sei der schlagendste Beweis für die weite Verbreitung der Irrtümer, die es verkünde, und er hob besonders hervor, der „Künstler" sei nicht der Lehrer, sondern der Mund des Volkes. Der Verlagsbuchhändler Arthur Seemann suchte in der Schrift „Billige Weisheit" die „bodenlose Unordnung", die in dem Werke herrsche, und dessen Spielen mit Einfällen als Zeichen eines schlecht gezügelten, höchst unphilosophischen Kopfes nachzuweisen. Ähnlich scharf kritisierte es der Literarhistoriker Alexander Baumgartner S. J. Mit kluger und richtiger Begründung wies er vom katholischen Standpunkt aus auf die wirklichen Hauptschwächen und Grundirrtümer des Buches hin; er hat jedoch dessen positiven Gehalt und die Persönlichkeit des Autors nicht erkannt. Ein ungenannter „Erzieher" versuchte in einem Büchlein das Wahrheitsvolle und das Irrtümliche des Werkes gegeneinander abzuwägen; besser gelang dies dem damaligen Professor der Moral in Tübingen, Paul Wilhelm Keppler, in zwei wertvollen Abhandlungen der

„Historisch-Politischen Blätter", die bei freimütigster Rüge dem Inhalt wie der Persönlichkeit des Autors durchaus gerecht werden. Der Verfasser, mit seinem scharfen Geist und hohen sittlichen Ernst, richte, so urteilt Keppler, den Blick auf den nationalen Gesamtorganismus und suche zum eigentlichen Krankheitsherd vorzudringen. Die Diagnose laute auf Gehirnerkrankung infolge von übertriebenem, rein verstandes- und gedächtnismäßigem Studieren ohne Beteiligung von Herz und Gemüt; damit sei jedenfalls ein Hauptsitz und eine Haupterscheinung der Krankheit der deutschen Nation gefunden, aber diese Diagnose sei in einem Hauptpunkte mangelhaft:

„Sie irrt, wenn sie eine Gehirnerkrankung als primäre Krankheitsursache ansetzt; diese ist vielmehr zu suchen in Blutvergiftung, in Pyämie, infolge von Entchristlichung und Entsittlichung. Darum heißt die oberste Kulturmacht nicht Kunst, sondern Religion und Christentum, und der Erlöser auch für das 19. und 20. Jahrhundert heißt nicht Rembrandt, sondern Christus."

In den vielstimmigen Chor der Beurteiler des berühmt gewordenen Ungenannten mischten sich auch jene Dresdener Männer, die ihn persönlich kannten. Zuerst der Kunstgelehrte Seidlitz. Er schrieb, wahrhaft erhebend und wohltuend sei hier Rembrandts schlichte Vornehmheit geschildert; daß er, der bisher verachtete, hier als Held gewählt werde, bedeute eine Kriegserklärung gegen herrschende Anschauungen. Vernichtend sei in Zola der brutale moderne Naturalismus abgefertigt. In dem Buche klinge durch, daß die Furcht Gottes aller Weisheit Anfang sei und daß alles Große aus der Wurzel des Sittlichen entspringe. Im Jahre 1914 ergänzte Seidlitz sein damaliges Urteil, indem er schrieb, eine künftige Zeit würde von diesem Werke, das eine Teilnahme erregt habe wie kaum ein anderes deutsches, wohl „das Erwachen des deutschen Volksempfindens" datieren.

Avenarius urteilte alsbald nach Erscheinen des Buches, „Rembrandt als Erzieher" habe nicht nur anregend gewirkt, wie auf so allgemeinem Gebiete vielleicht seit Jahrzehnten kein zweites Buch, sondern auch klärend, und fügte dem im Jahre 1910 hinzu, sein Verfasser habe „dem deutschen Volke einen großen Dienst getan". Wie er bei manchen Einschränkungen als das Bedeutsamste der Rembrandttat das Auftreten dieser „typischen Persönlichkeit" hervorhob, so betonte Cornelius Gurlitt in seinen wiederholten Besprechungen nachdrücklich die „Tiefe" des Verfassers, die gewaltige „Kraft des nationalen Fühlens und Erwägens" in dem Werke. Es sei herausgeschrieben aus einer „wunderbar klar und doch halb mystisch in sich abgeschlossenen, eigene Wege gehenden Seele", von einem „Geist, der die Wissenswelt in ihrer Ganzheit erfaßt hat, wie es deren heute nur sehr wenige gibt". Der Deutsche „bewahrheite in sich selbst, was er von seiner Nation fordere". Er glaube ihn zu kennen, einen Mann, der viele von jenen Eigenschaften besäße, die er von dem kommenden idealen Deutschen fordere, dem „heimlichen Kaiser", wie er ihn nenne: „Innerlichkeit, auf sich selbst gegründete Persönlichkeit und echte Bescheidenheit, Ruhe und Einsamkeit". Als Hauptbedeutung des Buches wertete Gurlitt, daß es gegenüber dem Liberalismus und Spezialismus so entschieden den deutschen Individualismus, die Ungleichheit der Menschen predige. Und

fast über dessen Forderung hinaus verlangte er im Anschluß daran Rangstufen in den Kreisen der Wissenschaft. Die Fachgelehrten sollten Dienstboten des nicht katalogisierenden, sondern denkenden Forschers sein, „Kärrner, welche ihm die Bausteine zufahren", — statt das „Steinefahren als Selbstzweck" zu preisen.

Neben Heinrich Pudor trat in mehreren Schriften mit voller Kraft für „Rembrandt als Erzieher" der reichbegabte, kernig deutsche Dichter und Bismarckkämpe Max Bewer ein. Ihm war es ein „mystisches Zusammentreffen", daß gerade zur Zeit von Bismarcks Entlassung eine „großartige, ahnungsvolle, von einer mystischen Hand komponierte Ouvertüre zu einer neuen großen Epoche deutschen Seelenlebens" erschienen sei. Er nannte das Buch einen genialen Durchbruch durch die materialistische Weltanschauung und zugleich einen kühnen Wurf ins Unendliche. Es sei ein Schillersches Werk voll „Schwärmers Ernst und Weltmanns Blick", das nicht zur Kunst, sondern durch Kunst zum Menschtum erziehen wolle. In seinem „Rembrandt und Bismarck" stehen festgeformte, treffliche Bemerkungen von wahrem Verständnis Langbehns, aber eine Art Heldenvergottung führte ihn zu verstiegenen Lobpreisungen, zu national-dichterischen Ergüssen, in denen der Stil klarer ist als die Seele. Mehrere Erläuterungen der Genesis des Rembrandtbuches lassen deutlich den persönlichen Einfluß des Verfassers erkennen. Dieser auch hat ihn veranlaßt, im Schlußsatz zu sagen: wer der Meinung sei, er brauche keinen Erzieher mehr, der möchte wenigstens nach Kräften den Wunsch des Rembrandtautors erfüllen, der dem deutschen Geist Ruhe, Einkehr, Einsamkeit anriete, — im gleichen Sinne wie Feuchtersleben in seiner „Diätetik der Seele" empfehle, daß der Mensch nach den flimmernden Eindrücken des Lebens stets für einige Minuten die körperlichen Augen schließen möge.

Nachdem Bewer sich in seiner derben Art mit mehreren namhaften Kritikern des Rembrandtbuches (Bulthaupt, Perfall, Rosenberg, Bamberger) gekämpelt hatte, fügte er folgendes an:

„Von allen Kritiken ist merkwürdig genug die verständnisvollste aus — katholischer Feder geflossen..., es ist das erste Mal, daß ein modernes, schöngeistiges Buch Anschluß an die katholische Empfindungswelt findet.... In den Historisch-politischen Blättern von Jörg reicht ein ehrlicher Mann über religiöse Primatsbedenken hinweg seinem kunstbegeisterten Rembrandtbruder herzhaft die Hand. Er widerruft sogar ausdrücklich eine voreilige Kritik, in welcher er abfällig über das Buch geurteilt hatte. Die ‚liberale' Tagespresse würde lieber sterben, als einen Fehler in ihrem Urteil einzugestehen. Die Katholiken sind nicht so unfehlbar, wie sie aussehen. Es steckt eine edle Herzens- und Geisteskraft in ihnen, die für das gesamte deutsche Kulturleben nicht laut genug gegen das rohe Literaturgesindel in Berlin zu Hilfe gerufen werden kann. Die Stimme des Rembrandtdeutschen ist die erste, welche das katholische Lager alarmierte. In der liberalen Welt schlief man ruhig auf sein Löwengebrüll den Opiumschlaf der materialistischen Sinnlichkeit weiter."

Die Sympathie, welche das Rembrandtbuch bei einem Janssen, Pastor und nicht zum wenigsten bei dem nachherigen Bischof von Keppler fand, hatte noch

einen besondern Grund, über den mich dieser mit folgenden Worten unterrichtet hat: „In jenen Jahren, nach Beendigung des unseligen Kulturkampfes, war die Stimmung gegen uns Katholiken gereizt. Selbst von den höheren Schulen bis hinauf zu den Universitäten waren konfessionelle Ausfälle an der Tagesordnung; bei manchen Dozenten bildeten sie die Würze der Vorlesungen. Die Katholiken gewöhnten sich allmählich daran wie an etwas Selbstverständliches und Unabänderliches, obwohl der Druck einer so ungerechten Beurteilung in unsern Gelehrtenkreisen schwer empfunden wurde. Da war es eine freudige Überraschung, daß im Rembrandtdeutschen ein Mann auftrat, dessen Darlegungen mit jenen ebenso verständnislosen wie zum Teil gehässigen Angriffen gar nichts gemein hatten und daß dieser Mann trotz seines damaligen großen Abstandes von uns auch unsere Welt unbefangen zu würdigen sich anschickte."

*

Etwa ein Jahr lang hatte Langbehns Buch viele deutsche Federn in Bewegung gesetzt, da ward es plötzlich still davon. Der Neuigkeitsreiz war verflogen, das Geheimnis gelüftet. Man hatte lange umhergeforscht nach dem Verfasser: War es Hinzpeter, der Erzieher des Kaisers, war es Lagarde, war es der Dresdener Kunstfreund Schubart, war es doch vielleicht der Bismarckverehrer Bewer, oder hatten, wie es in einer Universitätsstadt hieß, „sieben Gelehrte im Auftrage des Kaisers" das Werk geschrieben? Da brachte man in Erfahrung, daß ein Mann ganz ohne Namen und Würde es abgefaßt habe. Und der Nimbus um den „Deutschen" verflog. Nun setzte dieser noch zwei vorladende Erker in sein Bauwerk hinein, die dem modernen Publikum beide mißfielen. Langbehn meinte um 1900, sein Buch sei durch den Einfluß der von ihm angegriffenen Kreise über Bord geworfen worden und es läge noch auf dem Meeresgrund. Von da an bis zu seinem Tode war auch in der Öffentlichkeit wenig die Rede davon. Männer wie Neumann, Richard Meyer, Bartels bemühten sich zwar um eine abwägende Würdigung des Buches; im ganzen wurde die Literatur- und Kulturgeschichtschreibung der verflossenen Jahrzehnte der selbständigen Bedeutung der Langbehnschen Geisteswelt — zumal gegenüber Nietzsche und Lagarde — nicht gerecht. Doch im geheimen wirkte das Buch mächtig weiter und ward viel gelesen. Zahlreiche Schriftsteller lehnten sich, vielfach ohne es zu nennen, an seine Leitgedanken an.

So trat nach dem ersten blendenden Effekt unter der Decke allgemach eine bleibende Wirkung ein. Seit drei Jahrzehnten haben wir bedeutsame Wendungen in Deutschlands Geistesleben erlebt, bei denen der Einfluß des Rembrandtbuches mitbestimmend war. Dies durch einige Streiflichter auf die fünf großen Bereiche, in denen Langbehn wirken wollte, zu belegen, wird notwendig sein, um die Bedeutung des Buches und seines Urhebers klarzustellen.

In der deutschen Kunst seit 1890 war kaum eine Neuerscheinung so wohltuend wie die frische Blüte einer echten, poesiedurchhauchten, formvollen und farbenschönen Heimatmalerei. Hunderte unserer Maler haben Land und Leute von den Hochalpen bis zu den Halligen treu und oft meisterhaft, unbeirrt von den Großstadtmoden, geschildert. Diese zwar nicht hohe, aber anmutende

Malerei ist ins deutsche Heim eingezogen. Kernige deutsche Kunst von Dürer bis Schiestl ziert jetzt das gute deutsche Bürgerhaus; klassische Kunst in trefflichen Nachbildungen hat den Geschmack veredelt. So ist von der durch Langbehn vorgezeichneten Kunstwelt vieles Wirklichkeit geworden. Das „Zusammenfilzen" deutscher Künstler in Kunstzentren hat nachgelassen; die hohle theatralische Malerei ist fast verschwunden. Echte religiöse Kunst wird, zwar oft nur versuchsweise und nicht immer glücklich, ernster gepflegt als vor 30 Jahren. Nach den vielen im- und expressionistischen Vereinzelungen und Verirrungen ringt man in Langbehns Sinn wieder mehr nach Verbindung von Natur- und Ideengehalt; da wird sein Rat, durch Veredelung des Volkstümlichen zu Seele, Stil, Monumentalität zu gelangen, wertvoller als Dutzende von inzwischen hochgetriebenen und wieder verworfenen Kunstprogrammen. Die Künstler, die auf ihn hörten, hat er vor Perversität und Verblödung bewahrt und eine Kunstbetrachtung verbreitet, die über den „Richtungen" steht.

Um die Jahrhundertwende setzte die „Kunsterziehung" der Bode, Seidlitz, Lichtwark und anderer ein, gleichzeitig die Einführung der Kunst in die Schule, — nicht alleweg in Langbehns Sinn, weil man zum Teil Religion durch Kunst ersetzen wollte, weil dabei häufig der Sinn für das Großkünstlerische, Erhabene, Gläubige, Seelenbildende fehlte; aber manche gute Anregungen seines Buches haben in diese Bewegung hineingewirkt. Auch Kunsthistoriker haben es gewürdigt. Carl Neumann beschäftigte sich in seiner großen Rembrandtbiographie eingehend damit und meinte, der beste Teil seiner Gedankenwelt sei in die allgemeine Meinung übergegangen. Wölfflin hielt zur Kriegszeit in München und Berlin Vorträge über die erziehliche Bedeutung Rembrandts im Anschluß an Langbehn. Indem Dvořák in Wien auf die führenden Genien als Wandler der Stilepochen verwies und „Kunstgeschichte als Geistesgeschichte" faßte, lehrte er, was längst vor ihm der Rembrandtdeutsche übte und empfahl.

Die deutsche Wissenschaft fordert heute an allen Ecken und Enden und leistet auch mehr Synthese, mehr philosophische Betrachtungsart als vor drei Jahrzehnten. Spezialisten gelten nicht mehr als entscheidende Führer der Bildung. Schon 1892 erklärte der Rektor der Wiener Universität, Exner, die Naturwissenschaft für den „Zopf des neunzehnten Jahrhunderts", jene mißdeutende, kleinsichtige Naturwissenschaft, die nach dem Rembrandtbuch soviel zur „Brutalisierung der Massen" beigetragen hat. „Langbehns Kampfstellung gegen einseitig gewordene Wissenschaft, sein Glaube an irrationale Werte beherrscht heute die weitesten Kreise", meldete Neumann. Daß er mit Lichtstrahlen gesunder natürlicher Erkenntnis in die einzelnen Fakultäten hineinleuchtete, hat manches unvernünftige Arbeitsschema durchbrochen, das Universelle wieder zu Ehren gebracht. So schickt sich z. B. die Hochschulheilkunde neuerdings an, die Spezialbehandlung des Krankheitsherdes der Ganzbehandlung des kranken Menschen richtiger ein- und unterzuordnen als bisher und, seit Schleich, den Funktionen der Seele wieder ihr Recht werden zu lassen. Überall beginnt das Denken dem Forschen besser die Wage zu halten.

Auch auf die innerdeutsche Politik, meint Greiffenrath bei einem Vergleich nationaler Reformgedanken des großen Bischofs Ketteler mit denen

Langbehns, habe dieser bereits 1893 stark eingewirkt. Die Reichstagswahlen jenes Jahres, die ein gesteigertes Selbstgefühl des Bauernstandes und eine Niederlage des Berliner Freisinns wie des freisinnigen Professorentums (Virchow) ergaben, seien sein Werk. Diese Wahlergebnisse bedeuteten nach ihm des Erzieherbuches „Übersetzung in die parlamentarische Volkswillenssprache, verblüffend wie das Buch selbst". Die kurz vorher erschienene Schrift eines „alten Offiziers" behandelte „Rembrandt als Erzieher" in seinen Beziehungen zur Armee. Da in der Truppenausbildung eine doktrinäre, schablonisierende Methode Platz gegriffen habe, ward darin mit Berufung auf das Buch „mehr Individualismus und weniger Schablone, mehr makroskopische und weniger mikroskopische Handhabung des Dienstes, mehr Praxis und weniger Theorie" verlangt, damit das Heer sich im Kriege bewähre. In und nach dem Weltkrieg tauchten nationale Programme im Geiste von „Rembrandt als Erzieher" auf. Die „Verholländerung" und den Anschluß an die „Vettern zur See", die Langbehn so warm empfahl, haben wir in der Notzeit notgedrungen erfahren. In der Wohltätigkeit unserer nordischen und niederdeutschen Stammesverwandten bis über den Ozean, in mannigfachem menschlichem Anschluß an sie hat sich die „Stimme des Blutes" bewährt. Langbehns sozialpolitische und geistespolitische Ideen, seine Kritik Preußens vom großdeutschen Standpunkte aus, seine Ausführungen über Konservatismus und Freiheit, über „Schwarzweißrot — Schwarzrotgold" sind in ihren Grundzügen heute vielleicht noch aktueller als da er sie niederschrieb. Schmoller, der Nationalökonom, sagte schon 1892 im Sinne Langbehns, daß die „soziale Frage nur durch ein Zurückgreifen auf richtig verstandene Aristokratie gelöst werden könne". Erst jetzt, wo die Schäden einer einseitigen Demokratie und ungehemmten Amerikanisierung offen zu Tage treten, kann des Rembrandtdeutschen Mahnung zu „Sozialaristokratie" und „Venetianisierung" tieferes Verständnis finden.

Die deutsche Bildung ist neuerdings unter dem Einfluß von Männern wie Eucken und Förster, sowie der Einwirkung katholischer Geistesführer stark abgeschwenkt von jenem norddeutschen Rationalismus, der Langbehn die Hauptangriffsfläche bot. Seit seiner wahren Beleuchtung der Reichszentrale sind nicht wenige vollgeistige Kräfte ohne und gegen das moderne Berlin erwachsen. Die universalkünstlerischen und großgeschichtlichen Trakten, die er für die deutschen Bildungsbahnen zog, sind nur noch wenig genutzt, doch von dem flutenden Inhalt seines Werkes strömte es weiter — teils durch den Lehrerstand, teils geradezu — in die flutende Bewegung des jungen Geschlechtes. Will doch die Jugend heute in ihrem besten Teile sittlich und „künstlerisch" sein, d. h. schaffend, bodenständig, und das bei Wahrung höchster Ideale. Darauf wies in der „Tat" mit Recht Wilhelm Richter hin. Kulturbildnerische Versuche wie die des Verlegers Diederichs, wie im „Heiligen Feuer" beriefen sich namentlich auf den Rembrandtdeutschen. Kaum ein Stand, bis zu dem der Industriellen, in dem sein Buch nicht Furchen zog. Freiherr Theodor von Cramer-Klett führte aus, die Technik denke nur an Materielles, auch wenn dieses auf einem höheren Niveau stehe; seit langem habe sie alle größeren Intelligenzen absorbiert; dem dadurch vollkommen sterilisierten deutschen Geiste,

unserem Staats- wie Erwerbsleben müsse deshalb im Geiste Langbehns wieder eine Seele eingehaucht werden.

So hat sein Werk Wirkung getan in der ganzen deutschen Menschheit. Nicht in dem Sinne, daß sich die darin gewünschte „edle Minderheit" zu einem Verband vereinigt hätte, sondern indem eine verborgene „edle Minderheit" der Deutschen seit einem Menschenalter nach Anleitung des Rembrandtdeutschen Einkehr hielt, zurückgriff auf edle Seelenkräfte im eigenen Innern wie im Volkstum, sich hinweisen ließ auf Kindlichkeit und Bescheidenheit, auf Ehre und Sitte, den Kampf aufnahm gegen Gemeinheit und Laster jeder Art. Hier war ein großer „Ruck ins Positive" (Jakob Kneip) erfolgt, die seelische Wiedergeburt, das eine, das nottut, für die ganze deutsche Welt in den Mittelpunkt gestellt worden. Und das wirkte dadurch so anregend und belebend, weil es mit dem vollen Einsatz einer ganzen Persönlichkeit, aus ganzem Herzen geschehen war.

Man muß aber offen sagen, daß das Buch infolge der oben berührten Irrtümer, mit denen es durch 49 Auflagen in die Welt ging, auch schädliche Wirkung getan hat. Mancherorts hat es verwirrt statt geklärt, hat zu Überschätzung des Künstlerischen verleitet, hat übertriebenen Nationalismus geschürt, hat Selbstherrlichkeit genährt, hat über letzte Fragen hie und da falsch unterrichtet. Auch in der meiner Hand anvertrauten Neuausgabe stehen noch Unklarheiten und Urteile von fraglichem Wert, mangelt wie bisher der feste Grund gerade dort, wo Übernatürliches in Frage steht. Aber Besonnenheit und Begeisterung, Hochherzigkeit und Gottverlangen sprechen so stark aus diesem „künstlerisch aufgenommenen Inventarium der deutschen Kulturwelt", daß das zerrissene Deutschland, wie es nun einmal beschaffen ist, das Buch in gereinigter Form begierig verlangt und ergriffen hat und gern darauf hört als auf ein „Vorspiel" — wie Langbehn es öfter nannte — für noch bessere Geisteskost. Denn es hat die alte deutsche Treue und Tugend wirksam wieder auf den Thron gehoben gegenüber dem vaterlands- und gottlosen Pöbelwillen, dem gebildeten wie ungebildeten Plebejertum. Recht verstanden wird es so zu einem Einigungspunkt für Suchende in allen Lagern. In dem verknüpfenden und versöhnenden Grundgeist, der es durchzieht, reichen Alt und Jung, Nord und Süd, Reich und Arm, Adel und Volk sich die Hände. Es trägt bei zu echter Volksgemeinschaft, soweit die deutsche Sprache klingt. Bis heute treten immer wieder Menschen vor, die es drängt, zu bekunden, daß dies Werk sie aufgerichtet und erzogen hat. Von den vielen nach Erscheinen der Neuausgabe laut gewordenen Stimmen sei hier nur eine, die des greisen Philosophen Rudolf Eucken, wiedergegeben:

„Ich habe seit dem Erscheinen des Buches seine Wirkungen und seine Geschichte mit vollem Bewußtsein durchlebt. Es waren zuerst amerikanische Freunde, welche mir von seinem gewaltigen Wirken berichteten; seitdem hat es sich immer mehr als eine Großmacht des deutschen Lebens erwiesen.... Seine Anregungen, seine Gedanken, seine Ausblicke sind in keiner Weise veraltet, sie wirken auch heute mit ursprünglicher Frische, ja man dürfte sagen, ihre aufrüttelnde und vertiefende Tätigkeit kann erst jetzt nach den furchtbaren

Erschütterungen zur vollen Geltung gelangen. Möchte das ebenso geistvolle wie charaktervolle Werk dazu beitragen, die Gemüter zu stärken und ihnen die Richtung auf das Ewige zu geben."

Fassen wir schließlich die geschichtliche Bedeutung von „Rembrandt als Erzieher" kurz zusammen: Vor seinem Erscheinen herrschte in der deutschen Wissenschaft und Bildung — abgesehen von den Kreisen der strenggläubigen Gelehrten — die mechanische und materialistische (kosmozentrische) Weltauffassung vor. Da setzte Langbehn ihr die reinmenschliche (homozentrische) Weltanschauung entgegen mit einem Auftakt zur gottgläubigen (theozentrischen) Weltbetrachtung hin. Sein Werk bleibt bestehen als Wellenbrecher gegenüber der niedrigsten Weltanschauung, die je geherrscht hat. Davon Deutschland zu erretten, hat seine Geistestat entscheidend mitgewirkt.

5. Der Fall Nietzsche.

Ich wollte Nietzsche gesund machen und ihn wieder auf vernünftige Gedanken bringen. L. 1893.

Als Langbehn ausschaute nach Männern, die zur Bildung einer edlen Minderheit gegenüber dem „demokratisierenden, nivellierenden Geist des Jahrhunderts" geeignet sein könnten, da blieb sein Blick zuerst auf dem 1890 noch kaum bekannten Philosophen Friedrich Nietzsche haften. Schon längst kannte er seinen Zarathustra; in dem Dichter dieses Werkes sah er einen der fähigsten und feinstangelegten Köpfe des Zeitalters. Die Erkrankung dieser qualvoll ringenden Prometheusseele ging ihm tief zu Herzen. Hier schien ihm deutsche Geistespolitik ein sofortiges Eingreifen zu fordern, damit nicht „dieselbe Barbarei wiederholt werde, die man an Hölderlin und Robert Maier ausübte".

Kaum hatte er die Korrektur von „Rembrandt als Erzieher" gelesen, da sah er sich stehenden Fußes nach Nietzsche um. Er wußte noch nicht, daß dem im Dezember 1888 zu Turin erfolgten geistigen Zusammenbruch dieses Mannes die größenwahnsinnigsten Niederschriften, die grausigsten Ergüsse gegen Gott und das Christentum vorangegangen waren. Der Basler Theologieprofessor Overbeck hatte im Januar 1889 den Geistesgestörten in die Irrenanstalt nach Jena überführen lassen, — im Einvernehmen mit seiner Mutter, die als Pastorenwitwe in Naumburg lebte. Diese empfing Ende Oktober 1889 den ersten Besuch Langbehns, der sich mit ihr über Zustand, Pflege, Heilung ihres Sohnes beriet und ihr hernach schriftlich noch ernstlicher seine Hilfsbereitschaft antrug. Der „rührend gute Dr. Langbehn", wie sie ihn nannte, suchte sie im November nochmals in Naumburg auf. Sie sah „von neuem einen der gescheitesten und schätzenswertesten Menschen" in ihm. Er verstand es auch, die schmerzgebeugte Mutter in ihrem bittern Kummer teilnahmsvoll zu trösten. Sie reiste mit ihm nach Jena, führte ihn dort beim Direktor Binswanger sowie den andern Ärzten der Anstalt ein; einer von ihnen machte ihn bekannt mit ihrem Sohne. Als Langbehn ihn herzlich begrüßte, fiel Nietzsche ihm gleich um den Hals und küßte ihn. In angeregtem Gespräch wandelten dann

die beiden Männer mit der Mutter vor der Anstalt auf und ab. Das Wort „Venedig" führte die Seelen zusammen. Nietzsches Vorliebe für die Meereskönigin und sein Wort: „Sage ich südwärts der Alpen, so meine ich Venedig", konnte Langbehn voll erwidern. Der Kranke lebte auf in italienischen Erinnerungen und sagte dabei Verse her, die er in der Lagunenstadt gedichtet hatte. Der Mutter war es eine wahre Freude, die beiden zu hören. Zuletzt bekundete Nietzsche seine Zuneigung und Zuversicht zu seinem Besucher mit den Worten: „Ich glaube, Sie bringen mich wieder auf den Damm." Freudiger Hoffnung voll kehrte seine Mutter nach Naumburg zurück und schrieb ihrer in Paraguay weilenden Tochter: „Gott hat mir (in Langbehn) einen Engel gesandt."

Langbehn blieb nun mehrere Wochen in Jena, ging täglich stundenlang mit dem Kranken spazieren und nahm sich seiner unter den Augen der Ärzte fürsorglich an. Diese Zeit ist der Mutter später als die weitaus beste des ganzen Jahres für ihren Sohn erschienen. Zuerst trug Langbehn Sorge für Vervollständigung der Ausstattung des feinfühlenden Leidenden; denn bei einbrechender Winterkälte fehlte es ihm, was die treue Mutter nicht ahnte, an geeignetem Schuhzeug wie an Handschuhen, und im dünnen Überrock fror er auf den Spaziergängen. Wie ein Kind freute sich Nietzsche über jede ihm erwiesene Aufmerksamkeit. Wie ein Kind, „wie ein Königskind", meinte Langbehn, müsse der Kranke auch behandelt werden. Von geringen Ausnahmen abgesehen konnte er sich vortrefflich und vernünftig, sogar über die tiefsten Fragen, mit ihm unterhalten. Einmal sah er mit Erstaunen, wie Nietzsche mit den Worten: „Was halten Sie von diesen Stiefeln?" ein eingehendes Gespräch über Fußbekleidung mit einem Schuster begann. Auch Langbehns Einspruch gegen die ihm eigentümlichen Gedankengänge nahm er ruhig hin und zeigte sich der Belehrung durch ihn durchaus nicht unzugänglich. Als seine feindselige Haltung gegen das Christentum zur Sprache kam, fragte Langbehn ihn: „Ja, k e n n e n Sie es denn eigentlich? Haben Sie die Evangelien neuerdings gelesen?" Darauf gestand ihm Nietzsche, das habe er allerdings seit langer Zeit nicht getan.

Die Irrenwärter waren erstaunt, wie auffallend gebessert der Kranke während des Umgangs mit Langbehn erschien. Dieser trat ihm menschlich nahe, und Nietzsche kam das Weinen an, als er nach vierzehntägigem Verweilen abreiste. Ein weiteres Eingreifen in Jena hielt er nicht für angezeigt, schon um Reibung mit den Ärzten zu vermeiden, zu denen er persönlich freundlich stand. Denn ihn leitete der eine Gedanke: Nietzsche muß schnellstens von dem Anstaltssystem befreit werden; so wenig wie Goethe oder Schiller darf man solchen Geist in ein Irrenhaus sperren. Eine derartige Ausnahmenatur gehört nicht unter einen Haufen von Wahnsinnigen, noch darf man sie von Wärtern verlachen und verspotten lassen. Der Kranke erkennt das alles und empfindet es grauenhaft unheimlich. Zudem muß hier ein tiefgehendes Seelenverständnis heilend mit eingreifen. Aus Overbecks Anmeldeschreiben ersah Langbehn, daß dieser Nietzsche wie einen unbedeutenden Privatgelehrten eingeführt und kaum Unterlagen für die Kenntnis der Psyche und der Vor-

geschichte dieses Geistes geboten hatte. Und keiner von den Freunden des Kranken hatte sich in Jena nach ihm umgesehen!

Nach seinem dortigen Aufenthalt trat Langbehn mit dem Hauptjünger Nietzsches, dem Musiker Peter Gast (Heinrich Köselitz) zu Annaberg in Verbindung. Gast war zuerst mißtrauisch gegen die Einmischung des Ungerufenen. Seine Abneigung schwand aber gänzlich, nachdem er laut Langbehns Aufforderung ihn Anfang Januar 1890 in seiner Dresdener Wohnung besucht hatte. Da erschien er ihm als genialer Mensch aus dem Vollen. Durch sein Buch ward er noch mehr für ihn eingenommen. Er hielt von da an diesen „radikalen, scharf sehenden und dabei tief humanen Mann" für einzig befähigt, Nietzsche zu helfen, sowie ihn persönlich durch kongenialen Umgang und „einsichtsvollen Widerspruch" geistig aufzurichten. Auf Langbehns Betreiben trat nun Gast — „nach zweieinviertel Jahr zum ersten Mal" — wieder Nietzsche gegenüber und leistete ihm in Jena Gesellschaft. Auch er meldete fortschreitende Besserung.

Da dies mit Langbehns eigenen Beobachtungen übereinkam und Nietzsche selbst ihm mitgeteilt hatte, daß er nach geistiger Überanstrengung sehr viele Narkotika, dazu verdorbene, eingenommen hätte, sah Langbehn ihn als wesentlich nervenübermüdet und als heilbar an. Die auffallende Remission der Krankheit, die während seines Umgangs mit Nietzsche eingetreten war, hat dem Laien das volle Krankheitsbild augenscheinlich verschleiert. Die bald wiedereintretende „größere Apathie und Dumpfheit" schrieb er außer dem Mangel an geeignetem Umgang dem Anstaltsverfahren zu, das er in Bausch und Bogen verwarf. Ihn beseelte das feste Vertrauen auf Heilung Nietzsches bei sorgsamer und liebevoller Individualbehandlung. Um diese in die Wege zu leiten, tat er alsbald energische Schritte.

Sein erster Plan, den er im Verein mit der Mutter gefaßt hatte, ging dahin, diese möge den Kranken zu sich nach Naumburg nehmen; er wolle sie dort in dessen Pflege unterstützen. Doch die Mutter ward wankend gemacht in ihren Entschlüssen; bald widerstand sie den Vorschlägen und Vorhaltungen Langbehns, bald jammerte sie, ihn durch Unentschlossenheit vertrieben zu haben. Da damit nichts geschah, beschloß dieser ein ganz selbständiges Vorgehen. Sein Plan, den Gast kräftig unterstützte, ging dahin, Nietzsche in Privatbehandlung nach der Umgegend von Dresden zu nehmen. Er hatte bereits mehrere vermögende Kunstfreunde — darunter den Sammler Schubart — veranlaßt, die Kosten für Wohnung, ärztliche Behandlung und Betreuung durch einen oder mehrere Wärter wenigstens teilweise zu zeichnen. Frau von Seidlitz hatte zugesagt, ihm bei der Pflege und Gesellschaftsleistung zur Seite zu stehen. Er war entschlossen, dieser Aufgabe im Rahmen seiner Reformpläne ein Stück seines Lebens zu widmen. Doch wollte er das an sich schon gewagte Unternehmen nur dann beginnen, wenn man ihm mit der vollen Verantwortlichkeit auch volle Wirkungsfreiheit ließe: durch Überlassung der Vormundschaft über Nietzsche und durch Verzicht der Mutter auf jedes Recht der Einmischung. Infolge der mit ihr gemachten Erfahrungen verlangte er aber von der schwankenden Dame in seiner rigorosen Art die schriftliche Bestätigung dieses letzten Punktes in einer so bindenden, schroffen Form, und zwar „an Eides-

statt", daß diese dadurch schwer verletzt wurde. Auch Overbeck, der das Rembrandtbuch „ganz und gar nicht" mochte und diese Abneigung auf den Verfasser übertrug, trat nun von Basel aus Langbehns Forderungen entgegen. Vor ihm wich schließlich auch Gast zurück. So scheiterte der ganze Plan. Die Mutter sandte zwar zuguterletzt Langbehn noch ein Telegramm: „Retten Sie mein Kind." Doch das konnte ihn von den Bedingungen, die ihm notwendig erschienen, nicht abbringen. Er zog sich nun ganz zurück. Die Schwester hat nach dem Tod ihrer geliebten Mutter gemeint, diese habe den Bruch verschuldet, „weil sie sich von Overbeck beeinflussen ließ".

Das Eingreifen des Rembrandtdeutschen hat dennoch seine Wirkung getan. Es veranlaßte Overbeck, sich zum ersten Mal persönlich nach Nietzsche in Jena umzusehen. Und mit Dank im Herzen hat seine Mutter später bezeugt, daß der gute, aber „schreckliche" Langbehn es war, der ihr die Entschlußkraft eingab, fest darauf zu bestehen, nach einigen Woche ihren Sohn von Jena nach Naumburg zu nehmen. Gast, der berichtete, daß Nietzsche gewöhnlich „oben im Saal unter lauter Irren" säße, half ihr dabei. Gerade ihn, dem es „zu peinlich" gewesen war, seinen krank gewordenen Heros und Freund zu besuchen, hat nur Langbehn mobil gemacht. Gast bewahrte dauernd vor dem Rembrandtdeutschen als „grandiosem Menschen" aufrichtige Hochachtung. Den letzten Sinn seines Handelns hat er freilich nicht erfaßt; während der Verhandlungen befürchtete er ganz grundlos, wenn man jenem die Vormundschaft nicht übertrage, würde er einen „Fall Nietzsche" schreiben. Langbehn dagegen hat nur nachmals Frau Förster-Nietzsche gebeten, wenn sie ihm ein wenig Dank schuldig zu sein glaube für seine Absicht, ihrem Bruder zu helfen, so möge sie das dadurch betätigen, daß sie in der Lebensbeschreibung ihres Bruders ihn „mit keiner Silbe" erwähne[1]. Die treue Schwester des Kranken, der Langbehn einmal Hoffnung gemacht hatte, er werde sie bei Herausgabe der Schriften ihres Bruders unterstützen, ward unbeschreiblich unglücklich, als er ihr seinen Entschluß mitteilte, sich von der Pflege ihres Bruders ganz zurückzuziehen. 1893 schrieb Langbehn ihr — in seiner zu günstigen Auffassung des Krankheitsfalles — noch folgendes:

„Es ist noch jetzt meine feste Überzeugung, daß mindestens eine bedeutende und dauernde Besserung, noch wahrscheinlicher aber eine völlige Heilung des Kranken durch mich erzielt worden wäre, wenn ich die Kur in der von mir beabsichtigten Weise hätte fortsetzen können. Ich habe mich damals diesbezüglich zu jedem Opfer an Kraft, Zeit und Geld bereit erklärt. Daß mein Anerbieten abgelehnt wurde, dafür tragen andere die Verantwortung. Mögen sie nicht zu schwer daran tragen."

Langbehn und Frau Förster-Nietzsche waren beide der Meinung, daß sich die ganze Angelegenheit völlig anders entwickelt hätte, wenn *sie* damals in Deutschland gewesen wäre. Die verständnisvolle und liebenswürdige Art, mit der Langbehn zum großen Wohlgefallen der Mutter mit Nietzsche in Jena

[1] Demzufolge hat diese nicht in ihrer größeren Lebensbeschreibung des Bruders, wohl aber nach Langbehns Tod in „Der einsame Nietzsche" diese Episode behandelt.

umgegangen war, entsprang nach seinen eigenen Andeutungen den Erfahrungen mit der eigenen Mutter. Ja, er liebte die Seele dieses Ärmsten so innig, daß er nach Naumburg zu schreiben wagte: „Mehr Liebe, als ich Ihrem Sohne entgegenbringe, kann er, von seinen Angehörigen abgesehen, bei keinem Menschen finden."

Die Opferbereitschaft Langbehns für Nietzsche und die dadurch bekundete Hochwertung seiner geistigen Potenz hat vermuten lassen, er sei ein „unheimlicher Verehrer" der für diesen typischen Geistesrichtung gewesen. Das war durchaus nicht der Fall. Overbeck urteilte ganz richtig, wenn er von „Rembrandt als Erzieher" aussagte, es sei „das Ganze zu Nietzsche antipodisch". Als ich ein Jahr nach obigen Ereignissen, von denen mir nichts bekannt war, Langbehn zum ersten Mal begegnete, fragte ich ihn gleich: „Wie stehen Sie zu Nietzsche?" Er erwiderte, daß er die dichterische Kraft des Zarathustra, das kunstvolle „Wetterleuchten" dieser Gesänge sehr hoch schätze; er halte ihn für einen großen Rhapsoden und eine sehr fein besaitete Seele. „Aber", fügte er hinzu, „Nietzsche ist Autokrat, ich bin Aristokrat. Nietzsche, der ganz slavisch aussieht, ist wie ein orientalischer Eroberer, eine Art Dschingiskhan; ich bin wie ein altsächsischer Herzog." Wenn Nietzsche das Wesen der Kunst in „Traum und Rausch" suche, er sehe es in „Seele und Maß"; jener und er selbst seien grundverschiedene geistige Organismen.

Novalis hat einmal dem Ideal der Sittlichkeit seinen gefährlichsten Nebenbuhler gegenübergestellt: Das Ideal der höchsten, rein natürlichen Stärke; dies sei „das Maximum des Barbaren" und mache den Menschen zum Tiergeist. Darin ist der Gegensatz des Langbehn-Ideals zum krassen Nietzsche-Ideal klar ausgesprochen. Hier der vom Ich aus schrankenlos phantasierende Gottesleugner, Christusgegner, die geistige Tigernatur, — dort der sich stets nach Geschichte und Volkstum objektiv bildende Liebhaber des Göttlichen, der dem Glauben zuschritt, während Nietzsche „blindlings von Klippe zu Klippe geworfen" immer mehr von ihm abglitt. Bei Langbehn völlige Einheit von Denken und Leben, während bei Nietzsche Lehre und Lebensführung auseinanderklafften.

Im Anfang der beiderseitigen Bahn bestanden allerdings Ähnlichkeiten. Üble Seeleneindrücke in einem verdorrten herzlosen Bildungswesen trieben Nietzsche und Langbehn, fast um die gleiche Zeit, zur Abkehr und Isolierung; als ganze Naturen erhoben beide Protest gegen die Teil- und Fachgeister. Nietzsche revolutionierte nun, zerbrach alle Tafeln, — Langbehn reformierte auf Grund des Gegebenen so besonnen, daß er selbst diesen abgeirrten Geist zu bekehren und ihm einen Platz in der deutschen Neubildung zu gewinnen hoffte. Liebäugelte er 1890 auch etwas mit einer Vorstellung Nietzsches, nämlich mit dem von diesem ausgesponnenen pythagoräischen Gedanken vom „Ring der Wiederkehr"; ich wüßte nicht, daß er sonst irgend eine seiner treibenden Ideen aufgenommen hätte. Möglich ist jedoch, daß ihn der Titel einer Abhandlung des jungen Nietzsche, „Schopenhauer als Erzieher", bei der Titelbildung seines eigenen Buches beeinflußt hat.

Langbehns Gegensatz zum Denker Nietzsche steigerte sich mit den Jahren. Er betonte ihn sofort ganz entschieden, als er nach Erscheinen des Rembrandtbuches zum Jünger Nietzsches gestempelt werden sollte. Um 1892 ließ er drucken, er trage zwar wie auch Nietzsche die Nase mitten im Gesicht; von dieser Ähnlichkeit abgesehen sei er aber „das gerade Gegenteil von ihm". Um 1900 äußerte er, man wolle jetzt mit bewußter Berechnung den von ihm gepredigten „gesunden Individualismus" durch den Nietzscheschen ungesunden totmachen. Er hat sich später — abgesehen von der Kenntnisnahme der letzten Verirrungen — mit Nietzsches Schriften gar nicht mehr befaßt; der Mensch Nietzsche aber lag ihm sein Leben lang am Herzen wie ein wahrer Freund. Er war ganz ergriffen durch die Mitteilung, dieser habe in lichten Augenblicken ausgerufen: „Mutter, ich bin dumm; — Mutter, ich bin dumm!" Als der Schreiber des „Antichrist" wie vom Blitzstrahl getroffen zu Boden gestürzt war, da ist in dem Verirrten wieder deutlich der Abglanz seiner nie ganz erloschenen christlichen Kindesnatur ans Licht getreten: den Italienern erschien er als santo, Mutter und Schwester konnten nicht genug seine Geduld, Aufmerksamkeit und Dankbarkeit rühmen. Langbehns Beobachtungen kommen damit überein. Wir geben hier zusammengefaßt wieder, was er im Herbst des Jahres 1900 an Bischof von Keppler schrieb, als ihn die Botschaft vom Hinscheiden Nietzsches erreicht hatte:

„Man darf Nietzsche nicht mit seinen Nachläufern und Nachschreiern verwechseln. Ich halte es für möglich und sogar wahrscheinlich, daß er bei längerem Leben seine Meinung über das Christentum genau so geändert haben würde, wie seinerzeit die über Wagner. Ein Professor, der mit ihm in der Schweiz verkehrte, sagte, er habe nie in seinem Leben einen so kindlichen Menschen kennen gelernt. Dasselbe sage ich. Es entzückte ihn, wenn er auf der Straße einem ordentlichen, freundlichen, aufgeweckten geraden Knaben begegnete. Mich schien er auch als solchen zu betrachten. Als ich ihm einmal eine treffende Bemerkung machte, streichelte er mich im Gesicht wie einen Jungen. Er war mir sehr dankbar für Belehrungen wie für Liebesbeweise. Beide erfuhr er von mir; und küßte mir dafür einmal buchstäblich den Saum meines Rockes. Das war wohl ein wenig tartarisch-überschwenglich, aber zeigte doch, wie weit er persönlich entfernt war von dem Dschingiskhantypus, den er sooft geistig darstellt. Man muß Leute kennen, um sie zu beurteilen. Nie darf man sich — und andere — nach der allgemeinen Stimme richten. ‚Atheisten' wie Shelley und ‚Antichristen' wie Nietzsche sind einfach weggelaufene Schulbuben, die man auf den rechten Weg bringen muß. Bezüglich Nietzsches hatte ich tatsächlich diese Absicht, aber die Verhältnisse waren stärker als ich....

Ich glaube, Nietzsche wird lange leiden und dann selig werden. Denn er liebte die Wahrheit und suchte sie, aber er fand und kannte sie nicht. Nietzsches Verirrungen — seine sogenannte Philosophie ist ja nur ein geistiger und moralischer Selbstmord — erinnern frappant an die Selbstmorde überbürdeter Schüler von heute. Da soll man bemitleiden, nicht verdammen. Er spielte mit den überlieferten Wahrheiten wie ein Junge mit seinen Bauhölzern, und

es gefiel ihm, einmal alles zusammenzuwerfen. Das war freventlich, und er hat's gebüßt. Aber rühmend muß man hervorheben, daß er persönlich nicht eine Spur von Hochmut hatte. Nietzsche war rein und ritterlich und völlig schief gewickelt, Don Quichotte und diable boiteux in einer Person! Bei aller geistigen und literarischen Verderbtheit ist eine strenge, keusche Grazie in Nietzsche, die ihm eine unendliche innerliche Elastizität verleiht. Sicher ist, daß weder Nietzsche noch Byron (an den jener mich erinnert) je einer Gemeinheit oder Perfidie fähig waren. Das entscheidet für mich. Edle können irren, ja fallen; aber auch wieder aufstehen. Gemeine erheben sich nie über ihr Niveau. Kraft kann sich weit leichter zu Gott zurückfinden als Schwäche. Jämmerlichkeit des Charakters, Rückgratlosigkeit, jetzt in Deutschland endemisch, ist unheilbar. Nietzsches Philosophie, so verderblich sie ist, durchbricht etwas das herrschende Heuchelsystem.

Mein Urteil über den Menschen Nietzsche beruht auf dem persönlichen Eindruck von ihm. Ich habe einen arg- und harmloseren Menschen als ihn unter den Gebildeten überhaupt nicht kennen gelernt. Seine Schriften aber — den immerhin ziemlich unheimlichen Zarathustra ausgenommen — verabscheue ich womöglich noch mehr als Sie. Ich kann buchstäblich keine Seite darin lesen, ohne daß mir physisch übel wird. Ich halte ihn, kurz gesagt, für eine reine Natur, in die der Teufel gefahren ist....

Soll man aber aussätzige Kinder — wenn anders sie nur Kinder sind — nicht noch mehr lieben, nicht noch mehr für sie sorgen und beten, als für andere Leute, andere Kinder? Aussatz mag noch so arg sein, er berührt den tiefsten Kern des Menschen nicht — weder körperlich noch geistig. Das tut nur, was Lüge, Hochmut, Gemeinheit usw. heißt. Diese Kernkrankheiten findet man bei jenen bedauernswerten Kindern (wie Shelley und Nietzsche) nicht.

Ich ging auf den Fall Nietzsche speziell ein, weil er für meine ganze — kühn durchgreifende, kindlich gottvertrauende Politik bezeichnend ist. Ich habe in Nietzsche einen Bruder verloren. Gott sei seiner armen Seele gnädig. Darf ich Sie bitten, ihn Gottes Barmherzigkeit zu empfehlen — weil er mein Bruder war?"

Diese überaus günstige Auffassung Langbehns von Nietzsches Herzensreinheit in seinen gesunden Tagen erlitt einen Stoß, als er später einen Brief aus seinem achtzehnten Lebensjahr las. „Dieser Brief", so schrieb er, „leistet das Denkbarste an seelischer Zerrissenheit. Etwas schulmäßige Koketterie war wohl dabei, aber der Gesamteindruck äußerst widerlich.... Der Teufel muß dieser Seele immer sehr nahe gewesen sein." Wie wahrheitsgemäß Langbehn bei Nietzsche zwischen Leben und Lehre schied, wird belegt durch seine Schwester. Diese meldet zusammenfassend, „daß Friedrich Nietzsche, der unsere gegenwärtigen Moralgesetze verneinte..., daß dieser Umwerter aller Werte unsere heute geltende Moral bis in ihre höchsten und feinsten Forderungen erfüllt hat ... aus einem freudigen Nicht-anders-können". Muß man davon auch vielleicht einiges abziehen, sicher ist, daß die Lebenspraxis dieses „Antichristen" einem Langbehn, der seine Hauptdenkgebilde als Seifenblasen wertete, die in

der Luft zerplatzten, sowie auch denen Recht gegeben hat, die gesagt haben, seine Grundsätze könnten gar nicht in Wirklichkeit verwandelt, könnten gar nicht gelebt werden.

Mahnend sagte der Rembrandtdeutsche noch am Schluß seines Lebens, Nietzsche, als öffentliche Stimme „ein zweiter Voltaire und vielleicht ein Sturmvogel wie dieser", habe nur zerstört; man solle diesen von Gott geschlagenen Mann ja nicht als Aufbauer nehmen. Dazu fehle ihm, außer der Ewigkeitserkenntnis, die geistige Konstruktionskraft.

6. Bei Bismarck, Peez und Jörg.

Ich verehre den Menschen und Politiker Bismarck rein privatim als Deutscher den Deutschen. Seine Politik berührt sich im übrigen gar nicht mit meinen Absichten. Kännte er die letzteren, so würde er sie gerade so wenig verstehen wie Du. . . . Überhaupt gehen seine Absichten nach außen und die meinigen nach innen. Das Ei ist nicht die Schale. L. 1886 (an Muhl).

Die ersten Angaben, die über eine Begegnung mit dem Rembrandtdeutschen in die Öffentlichkeit kamen, entstammen dem Munde Bismarcks. Im Januar 1891 brachte Max Bewer nach einem in Friedrichsruh verlebten Tag im Hamburgischen Korrespondenten einen eingehenden, vielbemerkten Bericht über das Landleben des Fürsten nach seiner Entlassung. Darin teilte er mit, schon in den ersten drei Minuten des Gespräches sei Bismarck mitten in dem Thema gewesen, das damals alle literarischen Zirkel in Schach hielt: das Rembrandtbuch. Der Fürst sagte darüber: „Ich finde es erfreulich, daß ein solches Buch so großen Anklang gefunden hat. Es ist ja doch kein Roman von Zola. Im Gegenteil setzt es eine gewisse Gymnastik des Geistes voraus. Im Bett, wo ich vor dem Einschlafen gern noch etwas zu lesen pflege, kann ich es nicht gebrauchen. Jedenfalls ist es ein geistvolles Buch. Gott geb's, daß es die Wirkung hat, die Sie sich davon versprechen (daß es nämlich als Eisbrecher wirke und daß sich eine neue kerndeutsche Literaturepoche daran knüpfen werde). Den Verfasser habe ich zu mir eingeladen, er war zwei Tage bei mir in Varzin. Es ist ein kindlich bescheidener Mensch, den man erst anstoßen muß, um ihn zum Reden zu bringen, was um so merkwürdiger ist, als er ja mit Keulen schreibt."

Dieses Urteil Bismarcks über den verborgenen Geistesmann, über dessen Person sich augenblicklich hunderttausend Leute den Kopf zerbrächen, sei von den Angehörigen der fürstlichen Familie, so fügte Bewer bei, vollauf bestätigt worden. Diese nannten ihn: „geistvoll, bescheiden, kindlich — ganz wie sein Buch".

Erst wenige Monate nach Bismarcks Abdankung waren verflossen, als dieser Langbehn aufforderte, ihn zu besuchen. Bode hat dabei Vermittlerdienste getan. Der Rembrandtdeutsche hatte wenige Jahre vorher geschrieben, Bismarck sei bisher noch von dem Schicksal der Arminius, Oranien, Lincoln verschont geblieben. Nun kam er, als einer der ersten Besucher, zu dem genialen

Staatsmann in seine Verbannung. Dieser trat dem Gaste mit den Worten entgegen: „Sie wollen die Deutschen sammeln, die sich um ihre eigene Achse drehen." Tiefernste wie auch höchst harmlose Unterredungen folgten. Langbehn hat, nach seiner Art, nur wenig davon berichtet. Er erbat den Rat des „großen Welt- und Menschenkenners" darüber, wo am ersten in Deutschland materielle Stützung seiner deutschen Reformpläne zu erhoffen sei. Nach längerer Debatte meinte Bismarck, es sei dafür eher Hilfe von Großindustriellen als von Adeligen zu gewinnen. Am tiefsten blieb Langbehn von ihren Gesprächen im Gedächtnis, daß Bismarck sich ungescheut zu ihm über den Niedergang in der Hohenzollerndynastie seit Wilhelm I. aussprach und dafür drastische Belege beibrachte. Der Exkanzler bestätigte Langbehns Hinweise auf die schweren Schäden im deutschen Reiche und sagte wörtlich zu seinem Gast: „Ich sehe eine Katastrophe kommen." Auch über häusliche Verhältnisse sprach er sich offen gegen ihn aus: er sagte, daß auch er — der zunehmenden Unredlichkeit im heutigen Leben Tribut zollend — von seinen Bedienten betrogen würde; er lasse es aber hingehen[1]. Daß Langbehn die Buttermilch lobte und liebte, freute den Fürsten; er selbst bedauerte nur, daß er sie so selten vorgesetzt bekäme. Als Bismarck, auf einer gemeinsamen Spazierfahrt im Walde, seine Uhr herauszog, befürchtete der Gast, ihm lästig zu sein und machte Miene, am Wege auszusteigen, wovon der überraschte Fürst ihn natürlich abhielt.

In Bismarcks ganzem Verhalten gegenüber dem Manne wie seinem Buch tritt ein stilles Bemühen zu Tage, dieser seltsamen Erscheinung, die wie aus einer andern Welt an ihn herantrat, gerecht zu werden. Er hat öfter seine Sympathie für Langbehn bekundet, und ihn nicht nur in Varzin, ich meine dort mehrmals, sondern auch zu Kissingen im Sommer 1891 sehr freundlich willkommen geheißen. Als er erfuhr, daß sein Hausarzt in Friedrichsruh, Dr. Rauert, ein Studienfreund Langbehns sei, fragte er jenen angelegentlich nach seiner Familie und seinem Vorleben aus. Ohne tiefer in das Rembrandtbuch einzudringen, hat er doch zu einigen seiner Gedanken verständnisvolle kluge Bemerkungen gemacht, nicht ohne von da aus Brücken zu seinen eigenen politischen Vorstellungskreisen zu schlagen. Einst wies ihn ein Besucher, mit dem er durch den Sachsenwald ging, auf jenen Langbehnschen Ausspruch hin, daß jeder Baum senkrecht zum Erdzentrum wachse, niemals aber zu dem Abhang, auf dem er gründe. „Ja", sagte der Fürst, „das ist richtig. Nur die Fraktionspolitiker stehen immer senkrecht zu ihrem Programmboden."

Langbehn bemühte sich nicht, Bismarck auf das rein politische Interessengebiet zu folgen. Er faßte bei dem Fürsten weniger seine staatsmännischen Leistungen und Erfolge, als die entschlossene Hünennatur, den Jahrhundertmenschen, ins Auge, — die großorganisatorische Herrenkraft gegenüber dem mechanischen und papierenen Denken der Milliarden von Herdenmenschen. Er strebte in Bismarck von dessen äußerer Erscheinung aus hineinzudringen. Schon lange hat er ihn mit Bildhauerblick betrachtet. Im Jahre 1888 schrieb

[1] Langbehn hielt dies Verhalten für unmoralisch. Vgl. Thomas von Aquino: „Geduldig injurias aliorum tragen, ist etwas Unvollkommenes oder gar ein Laster, wenn jemand geziemenderweise dem Unrechttuenden entgegentreten kann."

er, Bismarck trage einen Cromwellschen Rundkopf von bester Form, fast einer Kanonenkugel gleich, die alles vor sich wegfegen möchte. Der ganze Kopf mit den gewaltig gewölbten Schädelmassen, die einer Welt das Gleichgewicht zu halten schienen, erinnerte ihn stark an ein nach dem Leben geformtes Bildnis des Scipio Africanus im Berliner Museum. Nachdem er ihn gesehen hatte, sprach er von dem „breiten Blick und der Natürlichkeit Bismarcks". Er fand in seinem Wesen etwas vom englischen Landlord, eine Weiße und „Reingewaschenheit" um sein mächtiges Antlitz, die Lenbachs Bildnisse gar nicht ahnen ließen. Und er sagte kühn: „Bismarcks Augen sind veilchenblau, wenn er liebt, und stahlgrau, wenn er haßt." Er sah, geistig wie physisch genommen, ausgeprägt niedersächsische Stammeselemente in ihm, konnte aber bei genauerer Prüfung nicht umhin, in seinem Profil mit der hinten merkwürdig abgeplatteten Schädelform auch mongolische Züge, Charakteristika des slavisch gemischten Ostelbiers zu finden. Es fiel ihm auf, wie Bismarck in Varzin die Tagelöhner, zu denen er sprach, trotz aller Freundlichkeit wie eine untergeordnete, hörige Menschenschicht behandelte und so von ihnen redete. Das erschien Langbehn, dem Schleswigholsteiner, der gewohnt war, daß auf dem Lande der Freie dem Freien dient, nicht eigentlich germanisch.

Derartige im Hause Bismarck heimlich von ihm gepflogene Erwägungen über die Grundbedeutung und den Endwert dieses überragenden Typus mögen seine Ungezwungenheit im Umgang teilweise behindert haben. Doch bewegte er sich frei in der Familie. Die Fürstin schätzte er hoch, weil sie ihren Gemahl so gut pflegte, und er rechnete es sich zur Ehre, daß er sie zu Tisch führen durfte. Mit Graf Herbert unterhielt er sich einmal so angeregt, daß dem Fürsten, als er plötzlich hinübersah und den stillen Gast ganz ungewöhnlich lebhaft reden hörte, vor Erstaunen die lange Pfeife fast aus dem Munde fiel. Gab Langbehn sich auch keinen Täuschungen darüber hin, daß ein tieferes Eingehen auf die ihm eigentümlichen Reformideen im Bismarckschen Gedankenbereich nicht zu erhoffen sei, so sandte er doch zwei Fühler nach dieser Richtung aus, leider ohne Erfolg. Nach seinem ersten Besuch schenkte er dem Fürsten eine große Braunsche Photographie des wundervollen Abrahamkopfes aus dem Rembrandtbild der Eremitage, — der Fürstin aber, schön in rotes Leder gebunden, eine Taschenausgabe von Hölderlins Hyperion. Später empfand er, wie unpassend besonders das letzte Geschenk gewählt war: „Man konnte nicht naiver sein. Als ich wieder ins Haus kam und unter den Damen saß, sagte mir die Fürstin über den Hyperion: ‚Wir haben so gelacht!'" Ein Seitenstück zu jener Aufnahme, die, wie im Rembrandtbuch berichtet ist, „Schillers Glocke" in Berliner Kreisen fand: „Wir wären vor Lachen beinahe vom Stuhle gefallen." Nun hatte er's selbst erlebt, wie unpoetisch man im Herzen Preußens fühlte....

Kommende und gehende Größen grüßen sich in der Geschichte meist nur in flüchtigem Vorüberschreiten. So auch hier. Langbehn hatte des eisernen Kanzlers Gestalt fürs deutsche Volksbewußtsein in eine verklärte Höhen-, doch auch bereits in historische Beleuchtung gerückt. Er hatte in „Rembrandt als Erzieher" vornehmlich die markigen Züge des königstreuen und gottesfürch-

tigen Vasallen gerühmt. Nun fand er das Verhalten der Deutschen, die Bismarck so mächtig gemacht hatte, bei dessen Ausscheiden aus der amtlichen Laufbahn geradezu erbärmlich. Es schien ihm mehr als verständlich, daß Bismarck seinem gerechten Manneszorn Luft machte über soviel Undank, Feigheit, Pietätlosigkeit. Er nannte es gemein, daß damals eine „deutsche" Zeitung äußerte, „hervorragende Psychiater beschäftigten sich bereits mit dem Zustand des Fürsten". Deutsche Ritterehre schien ihm zu fordern, ganz entschieden für eine würdigere Behandlung des Reichsbegründers einzutreten. Er tat es in den verbesserten Auflagen seines Buches. Er war aber durch jene Zeitumstände mehr zur Ehrenrettung Bismarcks hingetrieben geworden, als es seinem innersten Gefühl entsprach. Er hat niemals die großen Schattenseiten dieses seines Helden übersehen; er legte ihnen damals freilich geringere, erst späterhin größere Bedeutung bei. Er konnte es nicht vergessen, daß der große Staatsmann doch öfter das Recht gebrochen, daß er einst bekundet hatte, es läge ihm nichts daran, „ob die Holsteiner glücklich würden" als Mußpreußen, als er deren Land annektierte. Dauernd entbehrte er die mangelnde Ausgestaltung feingeistiger, künstlerischer und moralischer Elemente in Bismarck. Bald nach seinen Unterredungen mit ihm äußerte er öffentlich, es sei wirklich zu bedauern, daß Bismarck den Katholizismus nicht kenne; wäre das der Fall, dann würde vielleicht manches besser stehen. Alles in allem sah er in Bismarcks Welt hinein wie in ein wolkenumsäumtes, glutendes Abendrot, wo Licht und Finsternis gigantisch streiten; — aber das Morgenrot der deutschen Seele, die Keime zur Wiedergeburt des deutschen Innenlebens, die er suchte, die fand er nicht in Preußen, auch in seinem überragendsten Manne nicht.

*

Unter den vielen Entdeckungen hervorragender Menschen, die Langbehns Weg bezeichnen, ragt eine aus seinem Buch bedeutungsvoll in sein Leben hinein. Erst die Gegenwart beginnt den geistigen Reichtum und oft betätigten Weitblick eines Mannes zu erkennen, der, obwohl geborener Reichsdeutscher, einer der tatkräftigsten Nationalökonomen und Parlamentarier Österreichs wurde: Alexander von Peez. Dieser Schüler Friedrich Lists schrieb nebenher und wenig beachtet, geschichtlich-germanistische Abhandlungen von ganz eigener Denkart, denen der Rembrandtdeutsche hohen grundsätzlichen Wert beimaß. Peez habe einen der jetzt fast ausschließlich vorherrschenden „dokumentarischen" Geschichtsschreibung entgegengesetzten Weg beschritten, er habe die Grundlinien von dem gegeben, was Ranke in seiner Weltgeschichte hätte bieten sollen; er schriebe zwar noch nicht, aber skizziere doch anthropologische und mithin — makroskopische Geschichte.

Ebenso erstaunt wie erfreut über diese Würdigung seiner historischen Versuche lud Peez den Rembrandtverfasser im Jahre 1890 zu sich auf seinen Landsitz in Kärnten ein. Über sein dortiges Erscheinen im Kreise der Seinen hat der Hausherr selbst nachfolgende Aufzeichnung gemacht:

„In einem Landhause zu Velden am Wörthersee waren einige Familien, die ihren Sommer in dem anmutigen Badeorte verbrachten, versammelt, um

einer Aufführung des Stückes „Die Rantzau“ von Erckmann-Chatrian beizuwohnen. Die jugendlichen Schauspieler und Schauspielerinnen hatten seit Wochen ihr Bestes getan, um die Gäste zu erfreuen. Die Kulissen, von ihnen selbst gemalt, waren gelungen, die Dekorationen und die Kleidung waren sorgfältig vorbereitet; so sah man einem fröhlichen Abende entgegen. Die Spannung war um so größer, als sich der damals noch unbekannte Verfasser des Rembrandtbuches zu Besuch angemeldet hatte. Es traf sich, daß seine Ankunft gerade am Festabende stattfinden sollte. Herr Langbehn hatte mich nur gebeten, seinen Namen als ‚Müller‘ anzugeben. Mitten im Stück öffnete sich nun die Türe, und es trat ein blonder Herr herein, eher groß als klein, mit gut gefärbtem Gesicht und ruhigem freundlichem Ausdruck. Sich jede Unterbrechung verbittend nahm er unter uns Platz und gehörte zu jenen, die der gut gemeinten Aufführung lebhaften Beifall spendeten. Eine kleine Verlegenheit entstand, als Langbehn, da wir uns zu Tische setzten, sich seinen Nachbarinnen als Herr „Wieland“ vorstellte, offenbar darauf vergessend, daß er mich ersucht hatte, ihn als Herrn „Müller“ anzumelden. Etwas Geheimnisvolles fehlte also nicht bei dem ersten Erscheinen Langbehns in unserem Kreise.

Langbehn verbrachte nun einige Zeit bei mir — es mögen wohl zwei bis drei Wochen gewesen sein — und erwies sich als teilnehmender und freundlicher Gesellschafter, dem man einige Seltsamkeiten wohl nachsehen durfte. Großes Behagen fand er am Bade im See, wobei er sich als rüstiger Schwimmer zeigte. Auch das Ruder wußte er gut zu handhaben. So benützten wir den See und die abwechslungsreiche Landschaft zu Ausflügen, bei denen es an ernsthafter Unterhaltung nicht fehlte.

Die Politik schien dem Gaste weniger nahe zu liegen als die philosophischen und besonders die religiösen Interessen. Tief beklagte er die Spaltung der Bekenntnisse in Deutschland, in welchem Punkte eine tiefe Überzeugung uns gleichmäßig vereinte. Obwohl Protestant zeigte er volles Verständnis für die historische Bedeutung der katholischen Kirche. Es war eigentümlich, daß gerade jenes Thema, das sonst zwischen Männern aus Nord und Süd am letzten besprochen wird, für uns am Eingange unserer Bekanntschaft stand. Von diesem Punkte aus fanden wir uns bald auch in der Politik zurecht, indem wir den Schwerpunkt weit weniger in die verfassungsmäßigen Formen als in die nationale Empfindung legten....

Bei dem weiten Umfang seiner Bildung fehlte es uns nie an anregenden Gesprächen. Das ihm sehr am Herzen liegende künstlerische Element, das im Rembrandtbuche zu hervorragender Geltung gelangt, lag mir, der sich viel in Geschäften und Ständekammern getummelt, etwas ferne; dagegen fanden wir uns mit Vorliebe zusammen in Besprechung der deutschen Altertümer und des Charakters unseres Volkes wie seiner Stämme.“

In diesen letzten Worten liegt beschlossen, was Langbehn im Umgang mit Peez am meisten fesselte. Beide waren auf verschiedenen Wegen zu verwandten Anschauungen über deutsche Rassen- und Geschichtsfragen gelangt. Gemeinsam große Linien ziehend, tauschten sie ihre Beobachtungen aus. Peez kannte das Germanentum in seinen Beziehungen zum Süden und Südosten gut, er trug

seinen Lieblingsgedanken von Wien als dem Angelpunkt zwischen Orient und Okzident vor, — Langbehn legte die Zusammenhänge und Auswirkungen der deutschen Stammeskräfte des Nordens dar, wobei er ganz besonders mit seinen Erörterunger über die Besiedelung und Stammeseigenheit Englands bei Peez einen teilnahmsvollen Hörer fand. So führten die beiden „deutsche Gespräche", wie Langbehn sie nannte. Vorübergehend flößte ihr gutes Einverständnis Langbehn die Hoffnung ein, es würde ihnen gemeinsam gelingen, ein großdeutsches Senfkorn, und zwar von Wien aus, der Erde anzuvertrauen, das später als Baum alle guten Deutschen beschatten sollte. Doch dafür waren die Charaktere und Lebensstellungen, hier des Großindustriellen, dort des Poverello, doch allzu verschieden.

Oft gingen sie von Velden zusammen hinauf zu einem Kirchlein auf einer Höhe unweit der Dran, wo nach der Landessitte ein mächtiger Sankt Christophorus auf die Mauer gemalt war. Diese riesige Heiligengestalt zog Langbehn mächtig an, nicht weniger das liebliche Land, das sich ringsum vor dem Blicke breitete. Die schönen Tage am Wörthersee prägten sich ihm fest in die Seele ein. Nach Deutschland zurückgekehrt, schrieb er dankerfüllt an Peez und die Seinen: „Wenn es nicht zu sentimental klänge, würde ich sagen, ich habe mein Herz in Kärnten gelassen. Ganz so arg ist es zwar nicht, aber doch beinahe. Die Kapellen auf den Bergen haben mir's angetan; solchen urgermanischen Hauch habe ich noch nirgends gefunden. Wie Venedig als Stadt ist Kärnten als Land die mir verwandteste Gegend, die ich bisher noch angetroffen. Eine adelige Stadt und ein bäuerliches Land. Daß ich mich dort nun noch gar mit einem gebildeten Menschen unterhalten durfte, hat mich überaus erfreut; solches Glück ist heutzutage selten, und ich glaube, tatsächlich in Deutschland noch seltener als in Österreich."

Noch oft in der Folgezeit sprach Langbehn von dem schlummernden Deutschtum in Kärnten, von seinem südlich überhauchten milden Gelände. Er war geneigt, dem länderkundigen Parazelsus recht zu geben, der es seinerzeit als das schönste deutsche Land bezeichnet hat. Hier erwachte Zuneigung zu Österreich in ihm. Bisher kannte er's kaum; von nun an wich es nicht mehr aus seinem Gesichtskreis.

Auch Bayern lernte der Rembrandtdeutsche um die gleiche Zeit von einer neuen Seite kennen. Durch Kepplers anonyme Besprechung in den Historisch-politischen Blättern kam er in Briefverkehr mit dem berühmten Herausgeber dieser Zeitschrift, dem alten Politiker und Publizisten Dr. Edmund Jörg. Er fragte an, ob er ihn einmal besuchen dürfe, er wolle gern einen „gebildeten Katholiken" kennen lernen. Jörg erwiderte, er wisse zwar nicht, ob er sich einen „gebildeten" Katholiken nennen dürfe, hieß ihn aber herzlich willkommen. Da kam Langbehn zu dem greisen Kreisarchivar auf die Burg Trausnitz bei Landshut; er kam zu dem einstigen Führer der bayerischen „patriotischen Liga", dem Hauptgegner der Hohenzollernschen Hauspolitik, einem reinen und hohen Charakter, den Freund und Feind als ebenso unerschrockenen wie uneigennützigen Geistesstreiter für vaterländische und religiöse Ziele im angestammt

bayerischen Sinne haben anerkennen müssen. Jörg machte kein Hehl aus seiner Verurteilung des Berliner Kurses. In manchen Urteilen über bedrohliche soziale Mißstände kamen Gastgeber und Gast ganz überein, aber auch hier griff Langbehn vom Gebiet der Zeitpolitik zu tieferen Problemen über. Er sprach mit Jörg und seiner Familie viel über den „mittelalterlichen" Katholizismus, von dem er dort, künstlerisch genommen, ein Bild vor sich sah. Wirkt doch die Burg Trausnitz mit der prächtigen Umschau über das katholische Bauernland wie ein lebendig gebliebenes Stück Mittelalter. Jörg fuhr mit dem Gast ins Land hinein und zeigte ihm alte Glasgemälde. Am meisten Freude aber fand Langbehn an einem alleinstehenden großgemeißelten Engel der Verkündigung, den er auf der Empore der Trausnitzkapelle entdeckte. Da trat ihm eine gewaltige Formung von Ruhe, Frieden, Fülle vor Augen, überirdische Majestät eines himmlischen Hauptes in flutendem Lockenhaar, ein Bild der Schönheit und des seelischen Emporstrebens, das ihn zeitlebens entzückt hat.

Dem kurzen Besuch in Landshut folgte bald ein längerer. Langbehn ward vertraut mit der Familie. Da er gern einmal ein süddeutsches Weihnachtsfest mitmachen wollte, ward er aufs Christfest eingeladen. Alle freuten sich ungemein auf sein Wiederkommen, aber die plötzliche schwere Erkrankung einer Tochter rief die Mutter vom Hause fort, und so mußte zum allgemeinen Leidwesen Langbehn abtelegraphiert werden. Wenn er da war, war er wie ein fröhliches Kind im Hause; seine unbefangene, herzliche Umgangsart blieb allen in bester Erinnerung. „Über meinen Namen", sagte er, „breiten Sie, bitte, einen tiefen Schleier." Jede Titulatur lehnte er ab; er ward im Hause nur der „Rembrandt" oder auch „Christuskopf" genannt. Der Mutter gefiel er ebensosehr wie sie ihm; in ihr fand er das „süddeutsche Gemüt" recht eigentlich verkörpert. Auch den Töchtern des Hauses gab er sich offen kund, erzählte ihnen von den Entbehrungen seiner Jugend und von seinem armen Bruder. Obwohl dem katholischen Glauben noch fremd, wollte er doch die katholische Weise, die im Hause herrschte, durchaus nicht stören; er war ungehalten, daß am Freitag eigens für ihn Fleisch zubereitet war, und lehnte ab, es zu essen. Er ließ sich im Hause Jörg durchdringen von dem Lebenshauch eines frommen Familienlebens, und er fand hier in herzkatholischer Sippe und Umwelt manche Züge, die ihn an die vorpreußischen Traditionen der nordischen Heimat gemahnten.

Wie schon gemeldet, hat man gemeint, im Fall „Rembrandt als Erzieher" habe zum ersten Mal ein modernes schöngeistiges Buch Anschluß an die katholische Empfindungswelt gefunden. Sicher ist es, daß der Verfasser selber sie durch sein Werk fand, so sehr dies doch in vielen Dingen lutherisch, wenn auch nicht im Bekenntnissinne, gedacht war. Geschichtlich organisch wirkt es und innerlich logisch ist es, daß er diesen Anschluß vorwiegend *dort* fand, wo der Geist von Görres noch in ununterbrochener Tradition weiterwirkte, wo man sich durch die Vorgänge von 1864, 1866, 1870 die alten großdeutschen Ideale noch nicht hatte rauben lassen, dort, wo seit Ludwig des Ersten Zeiten auch die *Kunst* als ein wesentlicher Kulturfaktor, als ein wahrer Seelenträger

betrachtet wurde. Langbehn sah in Landshut noch kaum in den Glauben, jedoch in den erzkonservativen, heimattreuen, herzenswarmen, gesundidealistischen Geist des deutschen Katholizismus hinein. Er nahm ihn historisch und menschlich in seine Ideenwelt auf und begann um jene Zeit, ihn als einen unentbehrlichen, ja als einen Grundbestandteil nicht nur unserer bisherigen, sondern auch unserer künftigen nationalen Entwickelung zu betrachten.

7. Umschau.

Einzelnen Redlichen und Vernünftigen eröffne ich mich gerne. L. 1900

War auch der arme Privatgelehrte über Nacht einer der gefeiertsten Männer Deutschlands geworden, darum änderte er seine einfache Lebenshaltung nicht; auch hielt er sich nach wie vor von allem Gesellschafts- und Parteiwesen fern. Doch nutzte er die nun errungene Bewegungsfreiheit, um seinen Körper zu stärken, seine Seele zu erfrischen, seinen Geist weiterzubilden. Während alle Welt nach dem Verfasser von „Rembrandt als Erzieher" forschte, ging dieser, im Mai 1890, nach Ostfriesland und Nordholland. Volkskundliche Untersuchungen trieben ihn dorthin. Im stillen Emden setzte er dazu seine in Dresden, ja schon in München bei mehreren Musikern begonnenen musikalischen Studien fort; er ließ sich von einem Lehrer im Geigenspiel — dieser ihm liebsten, weil seelenvollsten Musik — unterrichten. Wiederholt weilte er auf Sylt; dort wie auf Föhr und Helgoland ging er der friesischen Vorzeit nach und studierte die urtümlichen Schiffertypen. In Nordschleswig bestieg er die Hügel von Urnehöved und Breidablick. Solche „historische Eierschalen" suchte er auf seinen deutschen Entdeckungsreisen mit Vorliebe auf. Mitten ins österreichische Volkstum hinein führte ihn ein Aufenthalt zu Admont in Steiermark; einmal kam er auch wieder in sein geliebtes Venedig. So hielt er in den Jahren 1890—1892 mannigfache Umschau nach Denkmälern germanischer Natur, Kunst, Geschichte — mehr noch nach lebender deutscher Menschheit.

Viele „Verehrer" seines Buches wandten sich über den Verlag an ihn; oftmals trat er mit diesen in briefliche Verbindung, wobei er selten seinen Namen angab. Zuweilen ließ er ihnen sein Lichtbild zugehen und versah es mit einer Unterschrift, wie „Ein gutes Gewissen ist das beste politische Programm", oder „Heutzutage ist nichts wichtiger, als wahre und falsche Propheten voneinander zu unterscheiden". Auch konnte er die Bitte beifügen, sein Bildnis nur solchen Leuten zeigen zu wollen, die ganz bescheiden seien. Alles Anschwärmen ließ er abgleiten. Das kam mitunter drastisch zum Ausdruck: Ein bekannter Schriftsteller sandte ihm ein begeistertes Gedicht auf sein Buch. Langbehn bemerkte, daß es mit ganz vortrefflicher schwarzer Tinte geschrieben war; mit seinem Dank verband er darum die Bitte, der Dichter möge doch die Freundlichkeit haben, ihm mitzuteilen, woher er seine Tinte bezöge. Dieser hielt das begreiflicherweise, aber mit Unrecht, für Ironie und — antwortete gar nicht. Jungen, nach Fortentwickelung ringenden Männern empfahl er Bücher zur Herzens-

bildung. Stets gab er ganz persönliche Urteile ab, so an Pastor Floß, der ihn über Fechner befragte: dieser wäre „Naturforscher und Prophet" und bliebe ihm, der „Poet und Geschichtsforscher" sei, fremd. Doch dankte er Floß herzlich für seine ihm übersandten Gedichte, die etwas Zartes, Liebliches, Naturgemäßes hätten; es sei nicht Nachtigallen-, aber Zikadengesang, den die Griechen sehr geschätzt hätten. Diese humorgewürzte Kritik ließ den feinen Pfarrherrn immer im Innersten über sich selber lachen, sooft er sie las. So hat Langbehn zahlreichen Lesern seines Buches teilnahmsvoll geschrieben — Schriftstellern wie Ola Hansson, Rassenforschern wie de Lapouge, Gelehrten wie Ludwig von Pastor, Künstlern, Studenten, Landwirten —, hat brieflich geistigen Samen gestreut und edle Empfindung genährt. Bei seiner Rundschau im Land aber suchte er selten Briefbekanntschaften auf. Hier wählte er die Persönlichkeiten selbst aus und ging geradezu vor.

Von lebenden deutschen Denkern stand ihm derzeit Paul de Lagarde sicher am nächsten. Hebbel, Lagarde, Langbehn, das sind ähnlich gebaute norddeutsche Köpfe: ausdrucksvoll und vollbartumrahmt; Ernst, Freundlichkeit, Besinnlichkeit finden sich in ihren männlichen Zügen gemischt. In die Vieltönigkeit des Rembrandtbuches sind einige Akkorde, die vordem Lagarde anschlug, hineingeschmolzen, hier neuartig glühend im eigenen Feuer und mit tausend dem Universitätsgelehrten fernliegenden Gedanken organisch verknüpft. Während Langbehn an seinem Buche schrieb, sandte er sein Exemplar der „Deutschen Schriften", dies Hauptwerk Lagardes, seinem Freunde Heubner zu. Er schrieb ihm, dieses sei trotz seiner Professorenhaftigkeit und seiner „entsetzlichen Schnitzer" — zu denen er nicht nur die Angriffe auf Bach, sondern damals auch die Abrechnung mit Luther zählte — und trotz seines rein negativen Inhalts ein vortreffliches Buch, weil es von aufrichtigem „Haß gegen die heutige Bildungsverlogenheit und den heutigen Bildungsliberalismus erfüllt" sei. Nach dem Erscheinen des Rembrandtbuches beurteilte Lagarde es sympathisch; er hoffte, es würde helfen, eine neue öffentliche Meinung in seinem Sinne zu bilden. Beide schrieben sich nun, und Langbehn suchte den älteren Geistesgenossen in Göttingen auf. Er erschien ihm und seiner Gemahlin als „ein ganz echter, tüchtiger und zuverlässiger Mensch". Aber wie sooft, wo geistige Baumkronen ineinanderragen, die Stämme grundverschieden geartet sind, beide machten innerlich allzuviel Vorbehalte, um sich persönlich wirklich zu finden. Lagarde eilte bücherbeladen zur Universität, Langbehn fand ihn kurz angebunden und „äußerst pessimistisch gestimmt". Hätte nicht gerade vor ihm, dem jungen Geistesbruder, die bewegte Klage des alleinstehenden Kämpen:

„Ich sang von meinen Schmerzen,
Sang von mir fremdem Glück:
Lang kam von keinem Herzen
Ein Widerhall zurück"

verstummen dürfen? Aber diese Art von Widerhall behagte ihm doch nicht ganz. Als Frau de Lagarde vor ihrem Mann das Rembrandtbuch rühmte,

meinte er: „Im Verneinen kann man großenteils mit ihm gehen, aber im Positiven stimmt es nicht so.“ Dem Göttinger Gelehrten lag das Intuitive nicht.

Wenn auch Langbehn von seinem Besuch bei Lagarde nicht recht befriedigt war, er blieb in Briefwechsel mit ihm bis zu dessen Tod. Und er hat ihm „die Ehre erwiesen“ — wie das Berliner Tageblatt schrieb —, in zahlreichen Auflagen seines Buches auf der letzten freien Seite die Lesung von Lagardes „Deutschen Schriften“ nachdrücklich zu empfehlen. Selbstlos hat er damit Lagardes Ideen als Erster in weite Kreise getragen; er hat sie unter den Deutschen zur Diskussion gestellt. Er rühmte im Rembrandtbuch, daß jener die Menschheitsentwickelung in der Persönlichkeitsentwickelung gipfeln ließ, rühmte dort auch seine „katholikenfreundliche Ader“. Beide kerndeutsche Geister suchten die Seelen zu fördern und liebten Gott, beide lehnten seit Beginn ihrer Bahn die protestantische Kirchenform ab, suchten eine viel tiefere und umfassendere deutsche Einheit, als das Bismarckreich sie gebracht hatte, — doch die letzten Forderungen und Folgerungen Lagardes wollten Langbehn längst nicht genügen. Er lehnte es rundweg ab, zu einer „Lagardegemeinde“ gezählt zu werden und äußerte, der Göttinger Gelehrte habe glücklicherweise noch lange genug gelebt, um sich darüber lustig zu machen, daß man den Rembrandtdeutschen als von ihm abhängig hinstellen wollte.

Persönlich viel näher kam Langbehn einem weniger bekannt gewordenen deutschen Patrioten, dem Freiherrn Bernhard von Bothmer. Dieser gab als Landgerichtsrat in Greifswald im Jahre 1890 eine Schrift heraus über „Die Organisation der Bildung wider die Beherrschung der Gesellschaft durch das Geld“. Dazu schrieb ihm Langbehn:

„Sie haben recht, wenn Sie vermuten, daß Ihre Schrift über die soziale und, ich darf wohl sagen, sozialaristokratische Entwickelung unseres Volkslebens mich veranlaßte, Ihnen das Rembrandtbuch zu senden. Doch kannte ich jene bisher nur aus einer Rezension. In der allgemeinen Tendenz Ihrer Schrift... stimme ich ganz mit Ihnen überein, nur möchte ich weniger Gewicht auf den Begriff ‚Bildung‘ legen; er wird zu leicht mißbraucht und mißverstanden. Der Bauernstand ist nicht ‚gebildet‘ und doch das Fundament des Staates. Mit Ihnen halte ich es durchaus notwendig, daß die besitzenden und idealen, d. h. ehrliebenden Klassen unseres Volkes, in der Entwickelung desselben, den Ton angeben, also Adel, Geistlichkeit, Bauern, edlere Bürger, echte Gelehrte, Beamte mit weitem Horizont und wirkliche Künstler. Mit Ihnen halte ich es jetzt zunächst für die dringendste Aufgabe, diese Masse möglichst zusammenzuschließen und zu organisieren; und, da das Kind doch auch einen Namen haben muß, als Partei der Sozialaristokraten. Sie wird noch lange eine Kampfpartei sein müssen; zumal gegen Juden, Freisinnige und Sozialdemokraten; und auf ihrer Fahne werden drei Worte stehen müssen: die deutsche Ehre.

...Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen für jetzt meinen Namen noch nicht nenne; innere sachliche Gründe bestimmen mich dazu. Vielleicht erlaube ich mir, Ihnen im Herbst d. J. persönlich in Greifswald meine Aufwartung zu machen. Es ist etwas in Ihrem Brief und Ihrer Schrift, was mich zu Ihnen zieht. Ein

menschliches Gesicht ist mehr wert als ein Stück Papier; und in drei Worten läßt sich mehr sagen, als in drei Bogen schreiben."

Nach seinem ersten Besuch bei Bismarck, im November 1890, fuhr Langbehn geradewegs zu Bothmer und verweilte mehrere Tage in Greifswald, weil es ihm „in diesem deutschen Hause, mit all den deutschen Kindern mit den deutschen Namen" wahrhaft gefiel, weil er hier einen höchst edelgesinnten Denker, eine herzensfromme Natur fand, mit der er Seelengemeinschaft pflegte. Auch zur Freifrau sprach Langbehn sich vertrauensvoll aus; ihr ist sein Besuch eine der liebsten Lebenserinnerungen geblieben. Der Gast, der gerne im Hause weilte, habe, so sagte sie, persönlich einen vollkommen harmonischen Eindruck gemacht: „Lieb gewinnen mußte man ihn ja, wenn man in seine leuchtenden Augen sah. Die beiden Männer fanden sich schnell und tauschten ihre Ansichten aus. Sie verstanden sich so, daß mein Mann, der nicht leicht jemandem den Freundesnamen gab, ihn von der Zeit an ‚Freund' nannte."

Auch Langbehn sprach in jenen Jahren von keinem Zweiten mit gleicher Wärme wie von seinem Freunde von Bothmer, der für ihn der Typus der echten deutschen Adeligen blieb. Ebenfalls seine Kinder hatte er lieb gewonnen. Ganz rührend zärtlich, sagte die Mutter, ging er mit ihrem kleinen Berndt Ulrich um, dem er noch zwei Jahre später „einige Herbsteskinder", in Gestalt von herrlichen Birnen und Trauben, sandte. Soviel Langbehn Bothmers gedachte und obwohl er das lebhafte Bedürfnis fühlte, sich einmal wieder, sei es in Pommern oder Dresden, so recht aus freier Seele mit ihm auszusprechen — denn so wohl würde einem heutzutage nur selten —, es ist nicht mehr zu einer Begegnung gekommen. Der nachdenkliche, leidende Edelmann mit dem „deutschen Herzen" starb bereits im November 1892. In seiner letzten Niederschrift dankte er Gott, „daß er ihm den Sieg gegeben". Innig betrauert und fast beneidet ward er von Langbehn, daß er so dem Elend der Gegenwart entflohen wäre.

Bald nach Bothmer besuchte Langbehn Berlin und dort Dietrich von Oertzen, den Schriftleiter der „Konservativen Monatshefte", der ihm als durchaus ehrlicher Mensch, doch zu engblickend erschien. Den Generalpostmeister Stephan, der dem Rembrandtbuch verständnisvoll zugestimmt hatte mit den treffenden Worten: „Unser höchstes Ziel besteht gar nicht darin zu wissen, sondern gut zu sein", verfehlte er leider. Dagegen traf er Bode, den großen Museumsorganisator, an, der Langbehn als edel, sehr gewissenhaft und als Volkserzieher gerühmt hat. Auch zum Admiral Werner ging er. Dieser hatte ihm geschrieben, er bewundere seinen männlichen Mut, ohne Scheu die Vertreter einer hohlen und falschen Bildung in ihren Schwächen und Fehlern zu kennzeichnen. Gerade auf Werners Wunsch hin hat er in den späteren Auflagen seines Buches das Ethische auch formell noch etwas entschiedener betont als bisher. Mit seinem Landsmann Cajus Möller besprach er, ob es angezeigt sei, eine Akademie für deutsche Schriftsteller zu gründen. Auch mit dem Maler Johannes Bochenek trat er in Verbindung, da er, der Polykletkenner, dessen Arbeiten über den Kanon und die Formenschönheit der menschlichen Gestalt großes Gewicht beilegte.

In Leipzig besuchte Langbehn den Dichter Julius Riffert, der als Schriftleiter der „Leipziger Zeitung" warm für ihn eingetreten war. Dieser berichtete, an einem Dezemberabend sei Langbehn als Unbekannter in sein Zimmer getreten, eine schlanke, jünglingshafte Erscheinung in besten Mannesjahren, die auf den ersten Anblick Besonderes verriet. Um der Unterhaltung die nötige Weihe, Ruhe und volles Behagen zu geben, ward beschlossen, in einer Weinstube ein geruhsames Eckchen aufzusuchen. Davon schreibt Riffert Folgendes:

„Ich empfing den Eindruck einer seltenen Persönlichkeit, die ganz auf sich selbst gestellt ist und der Umgebung keinen Einfluß auf sich gestattet, außer der, die das notwendige Leben mit sich bringt. Rein in seinem Empfinden und Denken, wie ein Kristall, an dem kein Flecken haften bleibt, gemahnte er unwillkürlich an Erscheinungen wie Hölderlin, an den er gelegentlich anknüpfte, um seinen Meinungen Nachdruck zu geben, die im Gegensatz zu dem Landläufigen standen und eine Reform dessen anstrebten, was eben gang und gäbe war. Von allen Gebieten galt das. Vom politischen, wo der Rücktritt Bismarcks bedauert wurde, der es verhinderte, daß der große Staatsmann seinem Lande bis zu seinem Lebensende dienen konnte, so daß er tatenlos und gezwungen ward, dem Volke dadurch nützlich zu werden, daß er in Gegnerschaft trat und tadelte. Vom allgemein Kulturellen galt das, wo die Charakterlosigkeit, der Mangel an sittlichem Halt und das Versinken in materielle Interessen, wie sie in der Zeit lagen, den Angelpunkt des Gesprächs bildeten, — vom Künstlerischen und Literarischen nicht in letzter Linie, wo die Keime zu etwas Eigenem und Besonderem, der deutschen Art und Weise Entsprechendem spärlich befunden wurden, während unter dem Einfluß des Auslands und seiner Vertreter (beispielsweise des von Langbehn gekennzeichneten ‚abscheulichen Franzosen' Zola) Pessimismus, Naturalismus und Roheit im Schwange waren und alles andere zu ertöten suchten. All das ward von ihm berührt, behandelt, durch Hin- und Herrede gründlich durchgesprochen, und das Endergebnis war, daß man sich, was diese Mißstände anbelangt, vollständig in Übereinstimmung fühlte.

Seinem Liebling Hölderlin zu dienen, hatte sich Langbehn übrigens eine eigene Literaturgeschichte zurechtgelegt, in der nicht Goethe den Höhepunkt des Neueren bildete, sondern eben Hölderlin, der, wie Langbehn ausführte, bedeutender sei als Goethe, der keine Verse machen könne. Und Lessing war auch von seinem Thron gestoßen und darauf irgend ein Holländer, für die der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher" geschwärmt zu haben scheint, gesetzt worden. Mein Lächeln bemerkend ob solcher Subjektivität, gegen die sich nichts sagen läßt, da alles Subjektive unwiderlegbar ist, blieb Langbehn bei seiner Neuordnung der Literaturgeschichte.... Aus einem klaren, edlen Gemüt entsprang alles, was vorgebracht ward, und man befand sich in einer Gesellschaft, die gut ist.

Drei bis vier Stunden, die wir in dem verschwiegenen Winkel der Weinstube miteinander verhandelten, sind zwar eine kleine Spanne Zeit, aber eine Ahnung dessen, was einer ist, gewähren sie doch, — und man spürt einen Hauch seines Geistes, zumal wenn es sich um etwas Ungewöhnliches handelt.

Rudolf Hildebrand hat einmal das schöne Wort geprägt, daß die Deutschen das Gewissen unter den Völkern seien, das immer da aufwache und sich geltend mache, wenn in der Welt irgend etwas nicht in der Ordnung sei. War hier bei der im ganzen doch geräuschlosen Erscheinung Langbehns, der es trotz des großen Erfolgs seines Buches verschmähte, auf den lauten Markt des Lebens zu treten und zu prahlen, so etwas vorhanden an stillem Gewissen und Gewissenschärfen? Es schien fast so.

Und auch die Propheten des Alten Bundes wollten mir bei dem Sehen und Hören nicht aus den Gedanken schwinden, die ihr in die Irre geratenes Volk straften und mahnten und dafür den Undank ernteten, den ernste Propheten stets einheimsen, wenn sie das wenig Angenehme der Wahrheit sagen, und erst spätere Zeiten werden ihnen gerecht, indem sie das Andenken an die einst Verfemten wieder zu Ehren bringen. Auch hier vor mir tönte eine Art von Prophetenstimme.

Und so kam es, daß, als wir spät in der Nacht aus den Räumen von Aeckerleins Keller aufbrachen und ich Langbehn, der seinen Zug nach Dresden infolge des regen Gespräches versäumt hatte, nach dem ihm zugewiesenen Hotel begleitete, mit einem Händedruck von ihm Abschied nehmend, ich die Empfindung hatte, daß ich jemand begegnet sei, der in der Geschichte seine Spuren hinterlassen werde."

Der „Holländer", den Riffert als von Langbehn bewundert erwähnt, war — Multatuli. Der geistesgewaltige Publizist lebte nicht mehr, doch seine Witwe hat Langbehn im Juni 1890 in Amsterdam aufgesucht. Er hatte ihr sein Werk übersandt und geschrieben, damit möchte er einem Gefühl der Huldigung für ihren verewigten edlen Gatten Ausdruck geben. Er glaube seine Größe, seine Menschenliebe, seinen Heroismus ganz zu empfinden. Gern würde er zu ihr kommen, um bei ihr ein Bildnis Multatulis zu sehen. Kurz danach gab er in ihrem Hause seine Karte ab mit den Worten: „Darf der Verfasser von ‚Rembrandt als Erzieher' Ihnen seinen Besuch machen? Hochachtungsvoll Langbehn." Frau Dekker erschien er als „ein angenehmer, einfacher, höflicher Mensch". Sie erstaunte, daß Langbehn ihres Gatten Werke, von denen noch kaum etwas übersetzt war, bereits in holländischer Sprache gelesen habe; es war ihr seltsam, daß ein Deutscher ihn zu schätzen vermochte. Langbehn sprach zu ihr von einem neuen Geist in der jüngeren Generation und urteilte, daß als Schriftsteller dem Niederdeutschen Multatuli zur Zeit allein der Zarathustradichter einigermaßen nahe käme. Die Sprachkraft und den Reformdrang des bedeutenden Holländers schätzte er auch dann noch, als er von seiner Weltanschauung weit abgerückt war. Später schrieb er den Denkspruch nieder: Drei Irrige.

Eigentlich edel, aber verdreht: Hebbel, Multatuli, Nietzsche.

Noch einer Größe im Reiche des Geistes ging Langbehn nach, wenn auch ihre Dichtungen ihm innerlich fremd blieben, dem Norweger Henrik Ibsen. Kaustisch sagte er um 1900: „Schopenhauer und Ibsen kauzen wie zwei gewaltige Eulen auf den Trümmern dieses Jahrhunderts." Immerhin war ihm sein Charakter zu wertvoll, um ihn nicht in München, wo er damals wohnte,

aufzusuchen. Er erzählte davon: „Ibsen empfing mich sehr freundlich, und wir verstanden uns gut, aber weil er gerade fortgehen mußte, war die Unterhaltung nur kurz. Er wollte mich fragen, ob ich noch ‚ledig' sei, fand aber den deutschen Ausdruck dafür nicht und sagte dann: ‚Sind Sie frei?' — worauf ich lebhaft erwiderte: ‚Ja, vogelfrei! Verstehen Sie?' Ibsen bejahte verständnisvoll, daß er den vollen Sinn des Wortes fasse. Befriedigt gingen wir auseinander."

Im übrigen ging Langbehn gar nicht auf Berühmtheiten aus. Seinen Umgang mit Bismarck ließ er sich, der gesellschaftlich Unlegitimierte, gelegentlich zwar als Folie dienen, als aber der Großherzog Karl Alexander ihn zu sich einlud, folgte er diesem ehrenvollen Ruf nicht, weil er sich nach den Erfahrungen anderer Schöngeister am Hofe zu Weimar von einer Verbindung mit dem alten Fürsten wenig versprach. Dagegen fahndete er auf bedeutende Eigennaturen, einerlei welchen Berufes. In Halle besuchte er den Mathematiker Cantor, in Bergedorf den Händelforscher Chrysander, — denn er war ein großer Verehrer von Händels Musik —, in Westfalen den seltsamen Maler Lüling. Um Aloys Fellmanns Nachlaß kennen zu lernen, ging er zu dessen Witwe nach Düsseldorf, und wo er nur konnte, suchte er originell schaffende Künstler auf.

Ein großes „Original", einen heilkundlichen Reformator und Menschenfreund ersten Ranges, lernte er im Sommer 1891 als Kurgast in Wörishofen kennen: den Pfarrer Sebastian Kneipp. Er hatte sich in der Nähe des Ortes in einem Bauernhaus eingemietet und zog für ein Halsleiden und andere Gebrechen den vortrefflichen Mann zu Rate. Treu befolgte er seine Kurvorschriften. Als Kneipp ihn einmal sah, wie er barfuß das Bächlein des Dorfes durchwatete, rief er ihm zu: „Sie machens aber guat!" Viel Gefallen fand er auch an den humordurchwürzten Vorträgen Kneipps, den er als Gesundheitslehrer wie als Priesternatur zeitlebens hochgeschätzt hat.

Mehr persönliche Fühlung gewann Langbehn — außer mit Jörg — mit einem andern hervorragenden Katholiken, dem Geschichtsschreiber Johannes Janssen. Ludwig von Pastor, der Biograph der Päpste, den das Rembrandtbuch sehr gefesselt hatte, drängte Janssen, es auch zu lesen, und dieser beurteilte es günstig. Wie offen und entschieden Langbehn in den späteren Auflagen des Werkes für Janssens „gründlichen Fleiß und Wahrheitsliebe" eintrat und dessen Verleumder brandmarkte, ist bekannt. Als er in Frankfurt dem greisen Priester persönlich gegenübertrat, empfing er einen überaus sympathischen Eindruck von ihm. Er gedachte gerade dieser Begegnung stets mit herzlicher Wärme. „Janssen", so sagte er noch 1902, „war gegen mich in den drei Stunden, wo ich ihn sah, die Offenherzigkeit in Person. Er erzählte mir seine kleinen und großen Interessen, sprach über seine intimsten Bekannten und Angelegenheiten, weihte mich, soviel er in der Eile nur konnte, in seine An- und Absichten ein, schleppte mich durch ganz Frankfurt und gab mir am Schluß seinen Segen, indem er mir die Hände aufs Haupt legte. Dabei war ich damals kein Katholik, und er kannte von mir buchstäblich nichts als das Rembrandtbuch. Noch heute ist es mir eine Erquickung, nur an ihn zu denken."

In Frankfurt lernte Langbehn auch die Dichterin Sophie Sömmerring kennen. Er hatte schriftlich ihren Gemahl gebeten, sich das in seinem Besitz befindliche Reliefporträt der „Diotima" Hölderlins ansehen zu dürfen, das ihn durch die reinen griechischen Züge überaus anzog. Obwohl er ungenannt und ungekannt einkehrte, erschien er dem Ehepaar beim ersten Besuch so bedeutend und hinreißend liebenswürdig, daß er zum Wiederkommen eingeladen wurde. Inzwischen hatte ein Freund des Hauses, ein einstiger Lehrer Langbehns, Professor Berch, erraten, wer der geheimnisvolle Besucher war. Er ward nun bei seinem häufigeren Kommen sehr geehrt und mit der ihm erwünschten Pflanzenkost bewirtet. Er eröffnete sich freundschaftlich der gefühlvollen Dame des Hauses, die in ihren Dichtungen den Kontrast von Luxus und Not aus Nächstenliebe ergreifend gezeichnet hat. Sie gewann Einblick in sein tiefes Gemüt, das er durch rührende Teilnahme an dem Tode ihres Sohnes bezeugte. Sie zeigte ihm alle ihre Familienschätze, auch mehrere alte katholische Gebetbücher, die ihn ebensosehr durch die Frömmigkeit und Zartheit des Inhalts wie durch die Formen- und Farbenschönheit der Miniaturen erfreuten. Er sprach dort über Goethe, dem jedes Pathos fremd geblieben sei, über Nietzsches „Ring der Wiederkehr", über den Ausbau seines Buches, über die „Natur von Stahl", die heute der Schriftsteller brauche, über noch vieles, was ihn bewegte, und setzte diesen Verkehr im Briefwechsel mit der Frau des Hauses fort.

Es lag nahe, daß Langbehn bei seiner Menschensuche voll Verlangen nach seiner engeren Heimat hinsah. Er fragte öffentlich: „Der Rembrandtverfasser hat Schleswigholstein ein eigenes Kapitel in seinem Buch gewidmet; was sagen denn die Schleswigholsteiner dazu?"

Der Widerhall aus Nordalbingien war gering; Nüchternheit hielt die Zustimmung nieder. Einigen Charakteren unter Bauern und Künstlern, Lehrern und Geistlichen suchte er näherzutreten. Der alte vortreffliche Pastor Frerks auf Föhr gefiel ihm gut. Den im Geiste Bodelschwinghs auf der Schleswiger Heide wirkenden Pastor Paulsen in Kropp, — der im Sinne des Rembrandtbuchs das Neue Testament ins Plattdeutsche übertragen hatte —, suchte er auf. Doch die alte Generation in Amt und Würden fand er kaum mehr zugänglich für sein Geistesreich. Alte Pudel, meinte er, lernen das Sitzen nicht mehr. Hoffnungsvoller war er gegenüber den Studenten seiner Landsmannschaft. Ihretwegen hat er monatelang in Kiel verweilt.

Dort wirkte sein Jugendfreund Lamp als Professor der Astronomie. Als dieser das Rembrandtbuch las, rief er alsbald: „Das muß von Langbehn sein! Vieles, was ich mit ihm besprochen, steht darin." Er schrieb an ihn darüber; Langbehn sträubte sich erst, die Autorschaft zuzugestehen, erschien aber bald darauf selber in Kiel und kehrte oft bei Lamp auf der Sternwarte ein. Dieser beantragte nun bei der Burschenschaft Teutonia, daß Langbehn das Band wieder verliehen würde; und, nach Umfrage bei alten Mitgliedern der Verbindung, geschah dies im November 1890 auch ohne weiteres. In dem anschließenden Wintersemester hat der Rembrandtdeutsche das ganze Kieler Burschenschaftsleben nahezu als Student wieder mitgemacht. Er teilte die Lustigkeit der Jugend. Einigen Studenten ist er als Mentor und Freund

nahegetreten. Er liebte es, den jungen Genossen gute Bücher zu schenken, und half ihnen auch mit Geld aus, wo er nur konnte. Hie und da sprach er eingehend über seine Reformpläne mit ihnen. Gerade von den unverdorbenen Studenten erhoffte er deutsche Lebenserneuerung, Überwindung der geistigen und sittlichen Korruption. „Studenten", schrieb er einmal, „sind die einzigen Leute ..., die heutzutage noch eine gewisse innere Freiheit sich bewahren, soweit sie nicht moralisch verkommen sind. Sie haben ihre Seele noch nicht verkauft an Staat, Clique, Partei, Schwiegermütter, Wohlleben und ähnliche Mächte." Den Geist Schillers, des „Wortführers der reingesinnten deutschen Jugend", wollte er in den akademischen Verbänden neu belebt wissen. Nach den ersten guten Eindrücken bei den Studenten in Kiel setzte er ins Rembrandtbuch:

„Schon einmal ist die deutsche Jugend, in den Zeiten der alten Burschenschaft, für die idealen Interessen des Vaterlandes eingetreten; schon einmal hat sie feindselige Mächte des deutschen Innenlebens bekämpft und dadurch eine spätere nationale Hochentwickelung vorbereitet. Die Lage der Dinge ist im heutigen Deutschland so, daß sie ein ähnliches Vorgehen erfordert; und manche Zeichen deuten sogar darauf hin, daß dies bald geschehen wird."

Von Kiel aus machte Langbehn im Januar 1891 eine Fahrt durch Schleswigholstein, wo er neben Angehörigen und Freunden seiner jungen Verbindungsbrüder mancherlei Männer besuchte. Auf dieser Heimatreise fuhr er eines Morgens vor Tagesgrauen von Flensburg über die flache Heide nach Nordfriesland hinüber, um auch mir die Ehre seines Besuches zu schenken. Er hatte auf der vorjährigen Münchener Internationalen Kunstausstellung meine ersten friesischen Heimatbilder gesehen, und als er nun von einem Teutonen, meinem Jugendfreund, dem Mediziner Otto Hansen, gehört hatte, ich sei gegenwärtig in meinem Geburtsorte Deezbüll, wollte er mich aufsuchen. An jenem frostigen Wintermorgen hatte ich einen Weg in die Marschen gemacht und trat mit schneebedeckten Holzschuhen in das Wohnzimmer meiner Eltern, als sich behende aus dem dunkeln Sofa eine blonde Männergestalt erhob und mich freudig, ja herzlich begrüßte: Es war der Rembrandtdeutsche!

Und wunderbar: in einer Viertelstunde kam er mir näher als irgend jemand außer den Allernächsten. Obwohl ich erst im einundzwanzigsten Jahre stand, hatte ich schon eine Reihe hervorragender Männer der Kunst- und Literaturwelt kennen gelernt, aber die Storm und Liliencron, die Kalckreuth und Lichtwark traten mir vor diesem Geist in den Schatten. Ein Landsmann höherer Ordnung stand vor mir. War Friedrich Hebbel auferstanden? Doch dieser war frischer und sonniger als der Dithmarse; er liebte zu lachen. Statuarisch gestaltet wie ein Grieche, benahm er sich lebhaft und anmutig wie ein feiner Junge. Alles, was mich damals bewegte, wertete er in Rede und Gegenrede von der höchsten Warte aus. Hier flossen Empfindung, Gedanke, Handlung in eins. Ich fühlte deutlich: dieser Mann fragt nicht, der fürchtet sich nicht; der lebt ein Leben ohne Maske und ohne Eigengier, der gibt sein Herzblut hin für seine Ideale. Violinenklängen gleich tönten tiefster Ernst und Harmlosigkeit, Leid und Liebe, im Kampf bewährte Gewissensruhe und Herzensfreudigkeit von den Lippen dieses Mannes. Dabei war er vom Seelentiefgrund

aus real gerichtet. Meinem Vater als Postmeister fiel angenehm auf, wie bestimmt und wie genau er mitten im Geistesflug materielle Fragen zu behandeln wußte. Auf mich aber wirkte er ein als ein höheres Lebensprinzip, wie es mir bisher noch nicht begegnet war.

Unsere erste Unterredung ward gestört, als der Maler Dirks ins Zimmer trat, der damals im Dorfe wohnte. Nach kurzer Unterhaltung zu dreien bat Langbehn um ein Glas Wasser. Ehe ich es zur Türe hineinbrachte, kam er zu mir in den Flur hinaus und bat, ich möchte doch Dirks bedeuten, er wolle mit mir allein sein. Ich sagte: „Dirks ist mein Freund; ich kann ihn nicht verabschieden." Als wir wieder im Zimmer waren, sagte Langbehn zu Dirks, meinetwegen sei er gekommen, und er wünsche allein mit mir zu sprechen. Aber er sagte das in so würdiger, aufrichtiger Art und er wußte es mit solch gewinnender Herzlichkeit zu paaren, daß Dirks, der dann fortging, sich uns bei einem Nachmittagsspaziergang ruhig ein Stück Weges wieder anschloß. Wir sprachen über die modernsten Zeitbegebenheiten und über Altfriesisches, wir suchten befreundete Familien auf, um gegen Abend zu dem gastlichen Künstlerheim Hans Peter Feddersens im Kleiseerkoog hinauszuwandern. Da ich gesagt hatte, dieser lebe nach Bauernart auf seinem Hofe, erwartete Langbehn ländliche Urtümlichkeit und war etwas enttäuscht, als ein gebildeter und weltgewandter Düsseldorfer Maler ihn empfing. Lebhaft und lange jedoch unterhielt er den Fragenden am Familientisch über seine eigene Gedankenwelt; dabei ließ er nicht nach, zu betonen, daß deren Grundlage die Reinheit sei.

Nach ein paar Tagen schied er von mir. Aber von Stund an begann er, mich durch Briefe und Bücher — Plato und Hölderlin, Hebbels Tagebücher, Carlyles Heldenverehrung, Novalis' Aphorismen, Rahels Briefe u. a. m. — geistig zu speisen. Er schrieb sehr treu, mit der festen großen Handschrift, die klar sein Wesen zeigte, und antwortete oft wie im Fluge. Als er im Sommer wieder des Weges kam und in meinem Elternhause wohnte, waren wir schon vertrauter geworden. Er nahm Anteil an meiner Dorf- und Malerwelt; wir waren zusammen bei meinem Oheim und ersten Lehrer, dem Heimatmaler Carl Ludwig Jessen. Im angeregten Verkehr entschleierte sich seine Welt vor mir. Ich begleitete ihn nach dem benachbarten Sylt hinüber, und als er von dort im September wieder südwärts fuhr, besuchte er mich in Vierlanden bei Hamburg, wo ich damals Studien oblag. Dort lernte er auch den holsteinischen Schriftsteller Iven Kruse kennen, dessen „Schwarzbrotesser" er hochschätzte.

Das war gegen Ende der Besuchsreisen Langbehns, die mit dem Jahre 1891 im wesentlichen ihren Abschluß fanden. Er ging nun nach Dresden zurück. Was ihn öfter von Besuchen abhielt, ersieht man deutlich aus seinem Urteil über Herrn von Egidy, der damals für seine verschwommenen christlichen Reformbestrebungen viel Beifall fand. Sein Versuch, „das Christentum von allen Wundern usw. zu reinigen", kam Langbehn so vor, als wenn man die viele schöne Leinwand, die kostbar umrahmt in der Dresdener Galerie hänge, von allen ihr anhängenden Ölen, Farbpigmenten und Firnissen

„reinigen" wollte. Als nun Egidy den Rembrandtdeutschen in einem Briefe freundlich aufforderte, ihn zu besuchen, mußte dieser doch, so schrieb er später, ablehnen: „weil — wie ich nicht ihm, sondern einem andern sagte, der mich um den Grund fragte — ich jenem mündlich hätte sagen müssen, was ich über ihn dachte: daß er das größte Kamel sei, was mir noch je vorgekommen ist. Und das wollte ich nicht; denn er war ehrlich und bescheiden; und es hätte gar nichts genützt, es ihm zu sagen. ‚Egidy' ist aber jeder, der sich heutzutage in innerlichen Dingen auswahllos an die Öffentlichkeit wendet."

In Dresden lebte Langbehn auch nach 1890 zurückgezogen, und zwar teils in, teils außen vor der Stadt. Einem Manne nur ist er dort damals näher getreten: dem Dichter Max Bewer. Dessen „Gedanken über Bismarck" veranlaßten Langbehn, ihn aufzusuchen. Als er zu ihm eintrat, sagte er: „Sie sind Rheinländer? ... Das ist mir sehr sympathisch. Wohl auch katholisch? ... Das macht Sie mir doppelt sympathisch." Bald entspann sich zwischen dem Vierzig- und dem Dreißigjährigen ein reger Verkehr. Langbehn fand in Bewer eine künstlerisch artverwandte, plastisch gestaltende, deutsch denkende Seele, die seine menschlich-poetische Eigenart verstand und oft instinktiv mit seinen Gedanken übereinkam. Die Verehrung, die jener ihm zollte, hat er eine Zeit lang mit ehrlicher, ja übertriebener Wertschätzung erwidert. Er freute sich, einen Menschen gefunden zu haben, mit dem er sich aussprechen konnte. Er bezeigte ihm herzliche Zuneigung, er schmückte sein Zimmer mit Blumen, war wie ein Freund kindlich, bescheiden, bräutlich fein gegen ihn. Daneben jedoch der überlegene Geist, der das Plumpe, Unausgeglichene an dem Weggenossen formen wollte, der Führer, der Heerfolge heischte. Er sagte zu ihm: „Ich bin ein Ritter, der dreinschlägt, Sie sind ein Bauer, der hinter dem Pfluge geht." Er ergoß eine Fülle geistiger Anregung über ihn, die seelisch wie formal in der ganzen späteren Produktion Bewers, aus derem bunten Durcheinander Perlen aufglänzen, nachgewirkt hat. Impulsiver Wechsel von hohem Lob und herbem Tadel machten diesem den Umgang mit Langbehn nicht immer leicht, aber trotz mancher Vorbehalte schloß er sich fest an ihn an und gab ihm auch Gelder zu Gunsten seiner Reform. Er handelte ihm gegenüber mehr als ein Jahr lang im Sinne seiner Strophe aus „Genie und Philister":

Drum helft ihm, kämpft in Sturmeswut
Ein Geist von Gottes Gnaden,
Denn sinkt sein Schiff, sinkt auch das Gut,
Das er für uns geladen.

Es wirkte freilich etwas ungeschlacht, als nun Bewer in seinen Veröffentlichungen begann, andauernd den „jugendschönen" Rembrandtdeutschen neben den ins Grab steigenden Altreichskanzler zu postieren. Herbert Bismarck mahnte Langbehn mündlich entschieden von diesem seinem gröberen Kampfgenossen ab. Der Rembrandtdeutsche erwiderte ihm: „Ich hoffe ihn zu bilden und zu verfeinern." „Ach was", entgegnete der Graf, „ein erwachsener Mensch ändert sich nicht mehr." Diese Sentenz, die glücklicherweise keine Allgemeingültigkeit hat, machte Langbehn in Bezug auf Bewer doch nachdenklich.

Das Ergebnis seiner Umschau nach Menschen faßte der Rembrandtdeutsche seinem Freunde Bothmer gegenüber im Herbst 1891 in die Worte zusammen: „Ich habe eine ziemlich unruhige Zeit hinter mir, da ich in diesem Jahre beschäftigt war, mich überall in Deutschland umzusehen — um zu erfahren, wieviel und welche Gesinnungsgenossen sich hie und da finden. Die Ernte war nicht groß. Es scheint, daß der Same erst im stillen keimen muß. Geduld ist auch hier die beste Politik. Doch habe ich die feste Überzeugung, daß sich langsam und leise aus den heutigen ungesunden Zuständen eine neue — deutsche — Welt emporhebt."

8. Die Adamsseele.

Betrachten Sie mich nicht mit lehrerhaften, kritischen, rationalistischen, alten Augen. Das sind nicht die richtigen Augen für mich. Man muß mich mit jungen Augen ansehen. L. 1902.

Langbehns Lebensschicksal erfließt ganz aus seinem Charakter. In mannigfacher Ausstrahlung ging bei ihm alles von der ungeteilten Ganzheit seines Wesens aus, von einem quellenden Geist, der Gestalt und Blick, Wort und Tat teils melodisch spielen ließ, teils sich in herben Gegensatz zu seiner Umgebung stellte. Da ich nun als Augen- und Ohrenzeuge zu reden beginnen soll, fühle ich die unsagbare Schwierigkeit, den dahinflutenden Strom dieses Lebens auf das tote Papier zu bannen. Ich glaube der Aufgabe am ersten gerecht zu werden, wenn ich es wage, dem Leser zunächst eine zentrale Sicht auf diesen originalen Organismus zu vermitteln, ihm einen Einblick in Langbehns Seele zu bieten. Ich schreibe mir dies aus dem Herzen heraus und nach jahrzehntelanger Überprüfung meiner Darstellung, obwohl mir bewußt ist, daß sie trotzdem nur ein schwacher Versuch bleibt. Ich benütze dabei des Rembrandtdeutschen „Selbstbildnisse", die er Freunden gab, um seine — ihm vollbewußte — Ungewöhnlichkeit verständlich zu machen. Das bedeute, sagte er einmal, so wenig Selbstverherrlichung, wie die vielen Selbstporträts, die Rembrandt hinterließ. Es sei hier wie dort Selbstbetätigung und Selbstentäußerung; es sei Plan und Studium. Mitunter führe der Weg zur Sache durch die Person.

Suchen wir uns seiner Person von ihrer äußeren Erscheinung aus zu nähern. Sah man Langbehn allein, so stand da ein schöner sinnender Mann, voll Gleichmaß, „still und bewegt", der Leib wie Geist flüssig regierte. Wenn er ruhte, wirkte er nicht schlaff, wenn er sich bewegte, erschien der muskelkräftige hohe Körper immer elastisch. Frei erhob sich über dem geraden Rückgrad bei ihm das blonde Haupt. Der Aufrechte neigte es gern ein wenig. Schnell und sicher schritt er aus. Fast am deutlichsten sah man die Promptheit und Federkraft seiner Mannesnatur seinen Händen an, die lauter Sehne und Stärke und Gliederung waren und zugriffen wie eine lebendige „Zange von Stahl". Man staunte, daß ein gelehrter Mann solch elementare Rüstigkeit und Frische des Körpers betätigte und keine Handarbeit scheute.

Ein so ausgeprägter Arier der Rembrandtdeutsche war, er wirkte eigentlich nicht als Reichsdeutscher, eher als Skandinave und ganz als Angelsachse. Doch ein verhalten graziöser Zug, die leichte Bräune auf den sich rötenden Wangen, seine Impulsivität und das Leuchten in seinem Gesicht ließen auch an südliche Typen denken. In altgriechischen Männerköpfen mit dichtem kurzem Rundbart erkenne ich Langbehn wieder, ebenfalls im Sophoklesstandbild vom Lateran, wenn er auch schlichter und schlanker wirkte als dieses. Dem Stande nach konnte man ihn bald für einen Fürsten, bald für einen Bauern oder gar einen Knecht halten. So sehr auch seine feine geistige Vibration den Gegenwartmenschen offenbarte, sein ganzes Gehaben lenkte die Gedanken unwillkürlich in heldenhafte Vorzeit zurück.

Durch seine Augen schaute man in seine Seele hinein, — durch diese tiefblauen schmelzvollen Augen, die liebten und mahnten, die sehnsuchtsvoll und vorwurfsvoll ganz geradeaus sahen. Hinter diesem Seelentor schien etwas flüssig geblieben zu sein, was sonst bei Erwachsenen erstarrt ist. Von der Eindringlichkeit seines Blickes sagte eine feinfühlende Seele: „Er sah einen an, als wenn er etwas zu fordern hätte, was man ihm nicht gegeben hatte. Und man ging mit schwerem Herzen, als ob man etwas nicht mehr gut machen könnte und sein Schuldner bliebe." Klare Ruhe und zugleich Dulderssinn lag in diesen Augen, unbeugsame Entschlossenheit in seinem Mund.

Man sah Langbehn an, daß er seiner ganzen physischen und psychischen Anlage nach der modernen Welt als einzelner gegenüberstand. In ihm war etwas von dem wahren — nicht falschkonstruierten mikrokephalen — Urmenschen erhalten geblieben. Ein Hauch vom Paradies lag wie Sonnenlicht über ihm. Er sagte selbst: „Ich bin homo adam et adamas (adamitischer und diamantener Mensch), — letzteres in Bezug auf meine Kristallisationseigenschaft, will sagen meine Härte, Klarheit, Linearität, Knabenhaftigkeit" (1900).

Vom Scheitel bis zur Sohle antwortete er adamitisch auf die ganz unparadiesische Zeit, auf die Zeit des Fracks und Zylinders, der Seelenverdorrung und Seelenverseuchung. Sein Bildnis von Thoma drückt das bereits aus. Diesem ähnelt, merkwürdig genug, die Bildnisstatue Adams vom Dom zu Bamberg. Als Langbehn — erst um 1900 — diesen Typus entdeckte, schrieb er über das Bildwerk: „Es ist ein Mensch; er ist ernst; er ist naiv; er ist männlich, — alles das in höchster Potenz. Er ist von starkem Herzen; er ist unverbraucht; er ist Stammvater, Urvater, Progone. Er ist wie ich. Er ist mir sogar persönlich und äußerlich etwas ähnlich, entsprechend der innern Ähnlichkeit mit mir. Wo die Seelen, da treffen sich auch die Leiber.... In diesem Adam ist zugleich Liedergeist und Granitgeist."

Adamitisch war bei Langbehn in erster Linie die Natürlichkeit seines Wesens. Seine naturgemäß entfaltete Persönlichkeit betrachtete er als eine geistige und sittliche Schußkraft, dazu bestimmt, dem Volke einen reinen Aufschwung zum Edlen vorzuleben. In diesem Sinne sagte er: „Im Mangel an Natürlichkeit besteht der Nachteil, und man kann sagen, in gewissem Sinne die Schuld des ‚Gebildeten' gegenüber dem Ungebildeten. Das vollkommen

Natürliche ist zugleich das vollkommen Vornehme. Aber das ist freilich ein Standpunkt, den man im Altertum, im Mittelalter, in der Renaissance, ja auch zu Schillers Zeit begriff, — aber jetzt nicht mehr begreift" (1902).

Solch vornehme Natürlichkeit kann nur statthaben bei vollendeter Harmonie von Geistigkeit und Sinnlichkeit im Menschen, und diese liegt elementar heute nur noch im Kinde vor. Daher war Langbehn ein leidenschaftlicher Liebhaber der Kindlichkeit. Hier sah er den sichtbaren Abglanz des verlorenen goldenen Zeitalters, hier fand er die Unversehrtheit, Unschuld, Reinheit, die er in sich hegte und außer sich suchte. Das Christuswort: „Werdet wie die Kinder", empfand er aufs tiefste als Forderung der Menschennatur, die nach Lauterkeit ringt. Was er darüber im Rembrandtbuche sagt, hatte in ihm Leben gewonnen. Er wollte eine „Kinderlehre" geben, — nicht für, sondern über Kinder, um zu erziehen zum Kindergeist, um dadurch die Menschheit zu verjüngen. Von den vielen Hymnen, die er mit dieser tiefsten Absicht der Kindlichkeit sang, hier ein paar Proben:

„Kinder sind das Beste in der Welt. Gott kam als Kind zur Welt. Gott verlangt, daß wir wie Kinder werden sollen, es ist aber noch besser, wenn wir gleich Kinder bleiben" (1900).

„Wenige wissen, daß wahre Kindernatur heilig ist. Tritt sie einmal irgendwo hervor, so hat man Maulaffen feil — im günstigsten Fall, — das ist alles. Niemand begreift und handelt danach, daß man zu einem Kind hinauf-, nicht hinuntersehen muß. Ich bin gekommen, das Recht der Kinder zu reklamieren. Ich bin ihr Mund; darum rede ich. Ich weiß, daß meine Worte im Himmel und wohl auch einmal auf Erden gehört werden. Dann werden vor dem Hauch dieses Mundes viel welke Blätter von den Bäumen fallen und wohl auch einige grüne Saaten ersprießen. Gott gebe es" (1901).

„Ich weiß auch, daß alles, was ich sage, nur albernes Zeug ist gegen die himmlische Weisheit, die aus einem Kinderantlitz lacht. Wir müssen diese feinere Weisheit durch unsere gröbere Weisheit verteidigen. Wir müssen die Kinder gegen die Schwindler, die Zöllner gegen die Pharisäer verteidigen. Das ist das Ziel meines ganzen Lebens, meiner ganzen Politik.... Ist ein Zeitalter Greis geworden, so schickt Gott ein Kind, es zu erneuern. Das ist so seine Methode. Er sät einen Menschen, um Menschen zu ernten. Einmal säte er sich selbst, um sich selbst zu ernten. Es scheint, daß er — zu ähnlichem Zwecke — auch mich jetzt geschickt und gesät hat. Ihm allein sei die Ehre!" (1902.)

Wie sehr Langbehn sich als Kind und mit Kindern fühlte, mögen seine nachstehenden Worte erweisen:

A. Was ist denn eigentlich Deine Freude?

B. Ein rechtes Kind.

A. Dann bist Du selbst ein rechtes Kind.

B. Jawohl.

„Das Taugesicht eines kleinen Buben", sagte er, „ist für mich die höchste Weisheit. Ich finde mich wieder in ihm; ich verstehe mich mit ihm; kein Kinderherz ist mir verschlossen. Das weiß ich aus Erfahrung." Erwachsene,

meinte er einmal, seien ihm eigentlich wie fremd und unverständlich, fast wie Chinesen für einen Griechen, und ihm gerade in ihrem Wohlwollen oft am störendsten. Ihre Hand sei nicht fein genug; sie tappten, wenn sie streicheln wollten. Es sei annähernd so, daß alle Erwachsenen, nicht nur die verbildeten, ihm mehr oder minder verknöchert erschienen. Was er vermisse und eigentlich brauche bei andern, sei die Naivität. Die Leute seien ihm immer viel zu klug und zugleich nicht weise genug; es fehle ihnen rechts und links. Er wolle das niemanden zum Vorwurf machen, aber diese für ihn gegebene Tatsache erfordere, daß er im menschlichen Verkehr starke Selbstbeherrschung üben müsse. Er sei, zu seinem Heil oder Unheil, so geartet, daß das, was ihm das Einfachste und Natürlichste von der Welt erschiene, andere und oft gerade die verständigsten Leute vor Erstaunen umfallen ließe, für sie wie ein Schlag vor den Kopf sei. Wo er makroskopisch sähe, blickten jene mikroskopisch. Kind werde nur von Kind verstanden, das habe er oft und schmerzlich erfahren.

Dabei wollte er durchaus nicht kindliche Schwachheit. Blutlose, molluskenhafte Seelen, auch wenn rein, seien nicht kindlich in seinem Sinne. Ohne Kraft keine Kindlichkeit. Er selbst sei ein Kind, in dem ein Mann stecke, also eigentlich Knabe, und das wahre Wesen der Knospe, des Knaben, sei „Frische, Festigkeit, Entfaltungsfähigkeit". So fühlte er sich und seine Rasse. Starke, männliche, reine, innerlich junge Persönlichkeiten nenne er Knaben. Zum Begriff des Knaben, im besten und moralischen Sinn, gehöre auch jene würdige innere Reserve, jener unbedingte Reinlichkeitssinn, der nie und nirgends mit dem Schmutz sich berühre, nie und nirgends mit ihm paktiere.

„Rein sein ist alles", das war der Grundton seines Lebens, der sich zu immer vollerem Klange erhob. Schon als Jüngling in Kiel lehnte er entschieden ab, mit Kameraden in ein Tingel-Tangel zu gehen. Er konnte kein schlüpfriges Wort hören; darin fand er sich mit Leibl. Er war empört über den widrigen Umgangston unter vielen „Gebildeten" seiner Tage. Als er einst in Dresden zu einem Herrenabend geladen war, ging die Unterhaltung allmählich in Unflatreden über. Schweigend saß Langbehn dabei, neben ihm ein Ausländer; die Blicke der beiden begegneten sich und fragten sich stumm: „Wohin sind wir geraten?" Er verabscheute die Prostitution. Einmal nahm er, zusammen mit Vorländer in ein Café tretend, unversehens einen Polstersitz ein, auf dem zweifelhafte Weibspersonen gesessen hatten, sprang dann aber plötzlich auf mit dem entrüsteten Ruf: „Das sind ja Tiere, die dort saßen!" — um sich auf einen gewöhnlichen Stuhl zu setzen. An einen oder mehrere seiner Freunde hat er die Forderung gestellt: „Entweder hältst Du Dich für immer von Dirnen fern, oder ich breche für immer mit Dir." In all den Jahren vertraulichen Verkehrs mit ihm (1892—1907) sah ich ihn sittlich so lauter leben, erschien er mir so rein, daß ich ihn im Geiste unter jene versetzte, die dem Lamme folgen und ein neues Lied singen werden. Im letzten Winter seines Lebens jedoch gestand mir Langbehn, ein einziges Mal habe er, von einem Mitstudierenden überredet, sich in diesem Punkt verfehlt; schnell aber fügte er hinzu: „Im Geiste war ich nicht dabei."

Alle, die ihm ins Herz sehen durften, künden seine sittliche Lauterkeit.

Weniger vertraute Bekannte konnten freilich die reine Richtung seiner Seele schwer gewahr werden, weil er, jeder Prüderie abhold, als Adamsgeist wähnte, die Erotik vertrage, oder erheische sogar, für edelgesinnte Menschen die gleiche freie Behandlung, die sie in altgriechischer Plastik und Dichtung gefunden hat, „Sinnlichkeit ohne jede Spur von Gemeinheit" verstoße nicht gegen die Ehrbarkeit. Im Paradieseszustand hatte natürlich alles Geschlechtliche etwas wunderbar Unbefangenes und Lauteres; bei seiner intuitiven Vorstellung davon hielt Langbehn bis in die neunziger Jahre eine — uns gefallenen Menschen leider unmögliche — Rückführung wenigstens der Besten zum Stande natürlicher Unschuld für möglich. Damals sah er noch kaum tiefer in die Geheimnisse der Welt hinein als bis zu den Quellen des natürlichen Lebens, und so wollte er die Fruchtbarkeit und Fortpflanzung des gottgeschaffenen Menschen in einer Poesie verherrlichen, die mehr auf knabenhafter Phantasie und künstlerischer Vorstellungskraft als auf Erfahrung beruhte und außer acht ließ, daß das, was im unversehrten Zustand des Menschen so ehrbar war wie alles andere, durch den Sündenfall für unser ganzes Geschlecht schamhaft geworden ist.

Langbehn war nichts weniger als eine kalte Natur; er hat heftige sinnliche Regungen so tief in seinem Seelengrund empfunden wie alles, was diesen berührte, — dabei gab sich aber durchaus keine Krankhaftigkeit oder gar Perversität kund. Von dieser sprach er als von einer ihm ebenso verhaßten wie unfaßbaren Sache. Manchmal hat er harmlose Sympathien bezeugt und auch gefühlt, daß seine frische Natürlichkeit das weibliche Geschlecht anzog. Ernstlich „verliebt" jedoch ist er nach seiner Aussage nur einmal im Leben gewesen: in eine sehr schöne Schwedin, die ihm in Rom begegnete; aber dieser „fieberhafte Zustand" habe nur drei Tage gedauert. Mit reinen Frauen konnte er brüderlich umgehen. Er war erfüllt vom feinsten Verständnis für edle Weiblichkeit, die er hoch verehrte. „Wenn ich nicht Mann wäre, möchte ich Mutter sein", hat er 1892 gesagt. In den neunziger Jahren beratschlagte er noch mit mir, ob er sich — wenn die seinem hohen Frauenideal nahekommende reine Magd sich fände — verehelichen sollte; doch der Lebenskampf ließ ihn allein. Er hat oft mit wahrhaft vornehmen Damen sympathisiert, und diese sympathisierten mit ihm. Er ersehnte den Umgang mit einer „frommen und aristokratischen", poetisch besaiteten und haustüchtigen Frau wie Annette von Droste-Hülshoff. Aber weibliche Falschheit und Flatterhaftigkeit lehnte er rücksichtslos ab, wobei er den in ihm herrschenden Gegensatz zu allem weibischen Wesen wie ebenfalls zu jedem Dandytum kräftig herauskehrte.

Höher als Frauenliebe stand ihm, wie David, dem König, die reine Freundschaft. „Was kann es Schöneres geben, als wenn sich verwandter Geist erkennt?" heißt es im Rembrandtbuch. Auf die Frage: „Was ist Freundschaft?" erwiderte er sich: „Liebe zur Menschheit — in einem edelsten Exemplar." Freundschaft war für ihn etwas viel tieferes und heiligeres als den meisten Zeitgenossen, eine durchaus edle, zum Höchsten verpflichtende Seelengemeinschaft, die nicht gräßlicher entwürdigt werden könne als durch ein Zusammengehen als frère et cochon. Wahre Freundschaft bedeutete ihm: „Zwei Diener

eines Herrn", die sich gegenseitig im Heiligsten fördern. Soviel Langbehn forderte vom Freunde — und es war viel, es konnte überviel werden —, er konnte auch viel, ja alles geben. Es war ihm natürlich, für den wahren Freund wie für sich selber zu sorgen.

Als erste und oberste Pflicht der Freundschaft erschien ihm die Offenheit. Freundschaft ohne Offenheit sei ein Messer ohne Klinge. Offenes Auge, offene Sprache, offene Hand — das sei in der Welt das Wichtigste. In der Forderung und Leistung einer position nette könne man nicht weit genug gehen. Charakter, Männlichkeit, Geradheit, Offenheit waren ihm gleichbedeutend. So trug er denn auch für den, mit dem er näher umging, — unabsichtlich oft auch für andere —, seine Seele auf der flachen Hand, ohne in allzu große Vertraulichkeit auszuarten. Wenn er sich nicht gewaltsam Zügel anlegte, so bewirkte seine unmittelbare Geradheit immer wieder Zusammenprall mit seiner Umgebung. Er wollte und konnte nicht gutheißen, was seinem Gerechtigkeitssinn oder seiner Sympathie widersprach. Die „unbedingte Ehrlichkeit und gerade Aufrichtigkeit", die Thoma ihm nachrühmte, verschmähte es durchaus, sich Menschen oder Verhältnissen anzupassen, die er im Innersten verurteilte, und hierin ging er bis an die äußersten Grenzen.

„Offenheit und Bescheidenheit sind die Eigenschaften eines guten Knaben", meinte er in einer Selbstzeichnung. Seine dauernde Kampfstellung gegen Lumpentum, seine fast stolze Abweisung alles Gemeinen ließen die Bescheidenheit seines Seelengrundes nach außen nicht oft in die Erscheinung treten. Dies Seelenveilchen blüht beim Helden im verborgenen. Dem, der ihn ohne Rüstung sah, ward es in seiner völligen Uneigennützigkeit und Unscheinbarkeit, die bis zur Selbstvergessenheit ging, um so deutlicher kund. Er sagte einmal: „Ich bin nicht dumm genug, um eitel zu sein." Und ich muß gestehen, ich habe auch weder Selbstsucht noch Eitelkeit an ihm empfunden; darin fand ich stets die Echtheit seines Reformberufes bewährt. In Bezug auf diesen erklärte er: „Wer hinter meinen Äußerungen oder Handlungen persönliche Motive sucht, irrt immer. Ich kenne solche gar nicht.... Es ist einfach wahr, daß jede Spur von Eigennutz, Eitelkeit und Ehrgeiz mir fremd ist. Diese Farben fehlen auf meiner Palette. Meine Schwächen liegen anderswo." Andauernd hat er beteuert, wer bei ihm irgendwelche Selbstsucht suche, der wandle selber die ärgsten Holzwege. Gerade wegen der Wichtigkeit, die er allem Moralischen beilege, müsse er sich scharf gegen solche Annahme verwahren. Ob nun auch in der Tat alle seine Worte und Taten vom geistigen Hochmut frei geblieben sind, weiß Gott allein; sicher verabscheute er ihn. Ganz durchdrungen davon, daß eine echte Kultur sich nur auf innere und äußere Bescheidenheit gründen könne, schrieb er:

„Bescheidenheit ist Krone des Menschentums. Zuweilen finde ich — auf der Straße, unter Ungebildeten, wie einen Stein am Wege — einen wirklich Bescheidenen. Dann schlägt mein Herz hoch auf.... Um eine reine menschliche Seele stehen die Engel und gucken in sie hinab, wie die Kinder in einen Brunnen. Sie spiegeln sich in ihr. Ganz so geschieht mir, ganz so mache ich es, wenn ich eine wahrhaft bescheidene Seele finde. Ich spiegele mich in ihr

und sehe den Himmel in ihr gespiegelt. Sie ist dunkel, schweigend und inhaltreich. Sie lacht mich an und gibt mir Trost. Spiegel in Spiegel!

Bescheidenheit — aktiv und passiv — ist wie ein Schlüsselloch, durch das man Gott sieht. Ich könnte ihr Lob mit hundert Zungen singen. Aber ich will lieber bescheiden schweigen" (1903).

Das Herz trieb diesen Mann zu allem, was er angriff. Mit dem Herzen dachte und schaute er. Wo Kaltherzigkeit herrschte, da fehlte ihm auch bei der größten Betriebsamkeit der rechte Segen; Herzenswärme sei die beste Kraftquelle. Die Pharisäer seien wie einst so jetzt und in alle Ewigkeit unbelehrbar, weil ihnen die notwendigste aller Eigenschaften fehle: ein bescheidenes und aufrichtiges Herz. Jeden Menschen, den Langbehn erblickte und sprach, jeden Kellner, jede Vermieterin faßte er sofort als „Seele" ins Auge; er konnte niemand ohne erklärte Zu- oder Abneigung betrachten. Er suchte immer die innere Fühlung. Wo sich nicht Persönlichkeit zu Persönlichkeit finde, da sei auch kein geistiges Band herzustellen:

Von Herzen geht,
Zum Herzen kommt —
Das Leben.

Schien er noch so gepanzert, in seiner Brust pochte „ein sanftes, ja übersanftes Herz; nicht mit Unrecht meinte er darum, er müßte es sehr behüten, — gleich der Jungfrau von Orleans, die in ihrer Rüstung schlief. In diesem Sinne hat er schon in frühen Jahren den Vers gedichtet:

Festzuhalten in der Hand das Herz,
Mag es zittern auch und um sich schlagen
Und sich bäumen Dir vor Menschenschmerz, —
Das wird Dich empor zu Göttern tragen.

Die kostbarste Perle des Herzenslebens war ihm die Einfalt, die still auf seinem Seelengrunde ruhte. Er sei gewohnt, sie in sein Innerstes zu verschließen, schrieb er in einem Freundesbrief, denn er wisse, daß man sie verhöhne. Gott möge ihm beistehen, diesen Herzensschatz dennoch, seiner Neigung entgegen, den Leuten zuzutragen. Denn wer liebe, dürfe nicht spröde sein:

Frag die Blume, warum sie blühet,
Frag die Sonne, warum sie scheint,
Frag mein Herz, warum's Dich liebet
Und so wundertreu es meint!

Echte Einfalt war ihm die Wurzel, aus der alles Gute, Wahre, alles Hohe erspreße, der Schlüssel zum Himmel. Sosehr er die Einsicht schätze, — Einfalt stehe ihm höher. Sie sei der Prüfstein zwischen Wahr und Falsch. Demut ließe sich erheucheln, Einfalt nicht; wer kann heucheln, ein Kind zu sein? Anstatt wie der moderne „Kulturmensch" über den naiven Menschen zu lachen, solle man überall die Einfalt ehren, sie gegen die Klügelei verteidigen. Alle Laster der Menschheit seien aus Zwiespalt geboren, führten zur Ohnmacht;

innerlich stark aber bleibe die Einfalt, die dem Genialen nahe stehe. Die Weisheit des Volkes, des Sprichworts, der Fabel, jedes Apostelwort predige die Einfalt, — heute leider vor tauben Ohren.

Des Einfältigen Rede ist laut Langbehn „aus Frohsinn und Siegesvertrauen geboren". Auch die ihm eigene geistvoll-kindliche Einfalt war immer mit Freude gepaart. So viele Hagelwetter er auch durchlebte, er war stets wieder froh beim ersten Sonnenstrahl! Rationalismus und Unbescheidenheit sei eitel Ungemütlichkeit; Einfalt hingegen leite hin zum innern Behagen.

— Ich bin froh und liebe die Frohen.
— Wohl mir, daß ich geboren ward.
— Freue du dich und mache, daß jedermann sich freut!
— Als es mir schlecht ging, befand ich mich am wohlsten.
— Ich bin eigentlich schon im Himmel.

So lauten ein paar Aussprüche des Frohsinns, der Langbehn durchdrang. „Wäre ich nicht", so sagte er, „ein so unverbesserlicher Optimist, so hätten mich die bodenlosen Gemeinheiten längst umgebracht, denen ich ausgesetzt war.... Es ist sonderbar, aber wahr, daß ich bis heute (1901) zeitlebens nicht weiß, was ‚innere Bedrängnis' ist. Ich verstehe davon soviel, wie ein Kind vom Heiraten. Immer bin ich die Treppe hinaufgefallen. ‚Alles ist gut', sagt Hölderlin, und ich unterschreibe das. Ist denn nicht die ganze Welt Gottes?"

Langbehn fühlte sich ständig als „Hans im Glücke"; er wußte das Schicksal durch Lachen zu besiegen. Armut verstärkte seine innere Freiheit und Freude; hatte er doch seine Seele und Kehle nicht verkauft. Gerne wollte er auch fröhlich machen: Arme, Kranke, Kinder. Humorvoll wie er war, verlangte es ihn einmal, ein paar gebratene Gänse an Bäumen am Wege aufzuhängen mit einem Zettel daran: „Für den, der sie findet!" Den Kindern seiner Heimatstadt wollte er ein jährliches Freudenfest stiften, worüber er sich mit Seidlitz besprach; wegen Geldmangels unterblieb die Ausführung. Er empfand Leid darüber, daß er so manche schöne Weise des Wohltuns nicht ausüben konnte. „Denn meine Passion ist", sagte er, „Leuten Gutes zu tun, ohne daß sie ahnen, woher es ihnen kommt."

Weil Langbehn jeden unreinen Witz, jede niedrige Lache und jede Ironie — die ihm ganz unkindlich erschien — ablehnte, bei seinem Frohsinn niemals den heiligen Lebensernst preisgab, noch diesen je angetastet wissen wollte, deshalb hat man ihn ganz zu Unrecht für humorlos gehalten. Treffend schrieb er von sich: „Ich weiß mich oft nicht zu lassen vor Behagen, mitunter freilich auch nicht vor Unbehagen, gerade wie ein Kind in der Wiege, das mitunter wie ein Engel lächelt und dann die entsetzlichsten Gesichter schneidet. Menschennatur, wenn sie unbefangen ist, gebärdet sich so. Sie rollt hin und her zwischen Himmel und Erde" (1900).

Im Grunde empfand er Kummer, Empörung und Ekel doch nur als vorübergehende Störungen, die das tiefe, volle, bleibende Behagen nicht stören konnten, das eine Morgengabe seiner Natur war. Vom Boden des kindlichen Frohsinns aus war Langbehns Geist geradherzig emporgeschnellt. „Ich hatte", berichtet er, „von jeher eine heftige und starke, ja fast leidenschaftliche Liebe

zu allem Edlen" (1894), und: „Ich habe das Rechte immer gern tun wollen — und immer gern getan —, wenn ich es nur wußte" (1898). Seine Hochherzigkeit trieb ihn fast gewaltsam zu strenger Moralität, die er durch die Worte beleuchtete: „Ich habe keine Winkel in meiner Seele, die das Licht scheuen; und wenn ich welche hätte, wäre nichts nötiger und eiliger, als daß das Licht dahineinfiele. Das ist die Basis meiner ganzen Moral" (1902).

Seine wurzelhafte Sittlichkeit war eng verknüpft mit dem Begriffe der Ehre und des Edelsinns. Es war ihm „vornehmer", wahr zu sein als zu lügen. Verhaßter als der Hades war ihm mit Achill der Mann, „der anderes sagt, als er im Busen hegt". Mit der Gemeinheit wollte er „um keinen Preis" zusammengehen. All sein Schauen wie Denken zielte auf ethische Werte hin. Er sagte geradezu: „Ich predige nicht Geist, ich predige Moral.... Wie kann sich Reformation auf etwas anderes bauen als auf Sittlichkeit?... Geist ist von Sittlichkeit nicht zu trennen. Mein Geist ist ohne meine Sittlichkeit nicht zu haben; ich gebe nur beides zusammen ab" (1902).

Aus seinem sittlichen Wahrheitsdrang entsprang die rücksichtslose Entschlossenheit seines Wesens, die ihn schon im Keime von allen „ungewissen Seelen" trennte. Er kündete sie deutlichst in den Worten: „Was zweifeln ist, weiß ich gar nicht; ich zweifelte nie, seit ich lebe. Ich wußte oder wußte nicht; ich glaubte oder glaubte nicht; ich liebte oder liebte nicht. Mit Unbestimmtheiten oder Unklarheiten gab ich mich nie ab. Ich hatte immer nur eine Seele in der Brust und kann mir nicht einmal vorstellen, wie dem zu Mute ist, der die bekannten zwei in ihr hat" (1899).

Diesen seinen Innenzustand erläutern noch näher die Sätze: „Andere leben in Gegensätzen, die auseinanderklaffen: kühler Verstand und Sentimentalität; ich lebe in Gegensätzen, die einander stützen: Kindlichkeit und Männlichkeit, Frohsinn und Ernst, Arglosigkeit und Scharfäugigkeit usw.... Ich fühle, handle, lebe immer zentral" (1902).

„Wer ein rechter Mann ist", meinte er, „der muß nicht zwei Seelen, aber dessen Seele muß zwei Seiten haben, und meine hat sie". Es bestand in ihm wirklich eine hochentwickelte seelische Polarität, „von Gefühl und Vernunft, Kindlichkeit und Kalkulation, Poesie und Politik, Volkstümlichkeit und Vornehmheit, Naivität und Zielbewußtheit". Er schrieb schon 1886 an Muhl: „Ich will Dir jetzt noch diejenigen zwei Menschen nennen, mit welchen ich — unter allen Lebenden oder Toten — die meiste Ähnlichkeit habe; sie heißen: Hölderlin und Moltke. Wenn Du zwischen diesen beiden eine mittlere Diagonale ziehst, so hast Du mich — aber ganz genau!"

Unter dem Zeichen dieser Doppelnatur steht Langbehns ganzes Mannesalter. Er betätigte sie gleichsam instinktmäßig. Er war „immer zartfühlend nach innen, ungeniert nach außen". Weiche Mutterempfindung und herbe Vätertat in einem war sein ureigentliches Sein. Diese heutzutage ganz ungewöhnliche Mischung von zartester Innigkeit mit schärfster Streitbarkeit machte Langbehn zum Gegenpol des Philistertums und trug die Tragik in sein Leben hinein.

Mit „zarter Herr", sagte er einst, werde Jesus von Suso angeredet; er selbst folge darin von Natur, nicht durch Willen oder Verdienst, dem Heiland. Gleich

in der ersten Zeit unseres Verkehrs zeigte sich mir seine lautere Feinfühligkeit am lieblichsten in seiner Liebe zu Hölderlin. Ihn besang er in dem Vers:

Hölderlin, du Name
Wie ein Sonnenstrahl —
Seele meiner Seele,
Höre mich einmal!

Ihn ehrte er dadurch, daß er wiederholt eigens nach Tübingen reiste, um einen Lorbeerkranz auf sein Grab zu legen, daß er einmal mit mir nach Lauffen fuhr, wo er sich freute, in dem Garten zu wandeln, in dem Hölderlin als Knabe lebte. Seinen „Hyperion" hielt er dem Empfindungs- wie Formenwert nach für „besser als irgend ein Werk von Goethe". Seine Strophe:

Ein Sohn der Erde
Bin ich.
Zu lieben gemacht,
Zu leiden.

war ihm einer der schönsten deutschen Verse, der außerdem „so prächristlich wie möglich" sei. Klassische Sätze des adamitischen Schwaben, der im „wilden brennenden Tier", im „heilig nüchternen Wasser" die Naturwesenheit herrlich besang, führte er oft im Munde. Er dachte seinen priesterlichen Worten nach, dem „Nah' ist und schwer zu fassen der Gott", und dem erhabenen Satze aus „Patmos": „Denn es liebte der Gewittertragende die Einfalt." Wie seine edle Mutter war Hölderlin von einem Pastorenhaus ausgegangen, um, der Welt nicht gewachsen, umnachteten Geistes zu enden. Daß den dahinvegetierenden Großen Tübinger Studenten sogar mit Steinen beworfen hatten, das schmerzte ihn tief. Er sagte einmal, er äße stets gerne Salat, dächte er aber daran, wie es Hölderlin gegangen sei, so schmecke ihm der Salat nicht. Wenn es nun auch keinen Menschen gäbe, den er — von Natur — so sehr Bruder nenne wie Hölderlin, so sei er selbst doch politischer angelegt. Seine, und der wolkenwandelnden Schwaben überhaupt, Verstiegenheit fehle ihm. Er, als Niederdeutscher, bleibe stets auf der festen Erde, und was Realistik anbelange, glaube er, daß eher die Erde wanken würde als sein Fuß.

So redete seine Moltke-Natur. Dieser nordische Aristokrat, den wie auch ihn Jugendbeziehungen an Dänemark knüpften, erschien ihm Bismarck gegenüber als niedere Person, doch als höhere Rasse. Sein eigener Vater hatte im Alter der äußeren Erscheinung nach „wie ein Zwillingsbruder von Moltke" ausgesehen. In der „Kalt- und Altblütigkeit seines Wesens" sah er den Niederdeutschen vornehmster Farbe. Sein Adlerprofil, seine kühle Berechnung, sein weiter Blick, seine feste Hand, seine reinliche Natur seien bestes Erbteil der zukunftsreichen Rasse des Nordwestens. In der selbstbeherrschenden Ruhe, im einfachen geraden Blick für das Sachliche, im Erdgeborenen und Frugalen, in der Einstellung des Geistes auf große strategische Pläne, fand Langbehn seine eigene innere Verwandtschaft mit Moltke. Die Anwendung solcher Eigen-

schaften war natürlich bei ihm eine völlig andere wie bei dem preußischen Feldmarschall. Er wollte „moltkehaft" für das Seelische wirken; er wollte „unbarmherzig" sein, um die Kinder zu schützen vor Herzensmord und Verderbnis. Wie in Hölderlin der deutsche Geist in Bettlergestalt vor der Türe gesessen hätte gleich Odysseus, so wollte er, als „Rembrandtdeutscher", mit Lanze und Bogen angetan, die freche Schar der Freier vertreiben.

Seine vor nichts zurückscheuende Tapferkeit des Geistes schulte sich an der Betrachtung feuriger Helden der Vorzeit, wie Achilles, Cid und Bayard. Auch in ihm lebte knospenhafter Kampfesmut, den er vom edlen Keime aus rein zu betätigen strebte für gute Volksgemeinschaft. Auch hierin empfand er als kühner Knabe, als Edelknabe. Obwohl doch von bürgerlicher Herkunft, fühlte er sich ganz und gar als erdgewachsener Adeliger und benahm sich auch als solcher in der Welt, wenn er wirken wollte. War in ihm uraltes Norwegerblut wieder zum Leben erwacht? Erdgewachsener Edelmut, Schnellkraft und Schlagfertigkeit, restloses Vorwärtsdrängen des ganzen Menschen mit unbeugsamer Energie in Verfolgung des gesetzten Zieles, weitausschauende Klugheit, welche sich viele Jahre zurückhalten kann, unermüdliche Ausdauer — das sind Charakterzüge altisländischer Sagagestalten, die sich in Langbehn verkörpert fanden. Altreckenhaft war auch sein Führeranspruch. Es war ihm eine „Unwahrheit", sich, wo weltliche Organisation in Frage stand, als geistig Vornehmerer dem geistig Geringeren gleichzustellen. Diese stete Forderung echten Respektes vor seiner Edelmannsnatur wußte er jedoch mit bescheidenem Fühlen und oft fast knechthaftem Benehmen zu verbinden. Gerade hier lag vielleicht der Kern seines Wesens, eine Tiefenlage des Gemüts, die wir weder im Typus Hölderlin noch in Moltke finden, — das schon erwähnte „Jütische", das würzig Heidehafte, die Tagelöhnerart, die den niedrigsten Weg für den sichersten hielt und ihn einmal sagen ließ: Der echte Deutsche hat immer etwas vom Zöllner an sich.

Um die mannigfachen, anscheinend widerspruchsvollen Ausstrahlungen seines Wesens zu erklären, schrieb Langbehn folgendes nieder:

„Die Möglichkeit und die Fähigkeit, in mir die entgegengesetztesten Eigenschaften zu vereinigen, die sich eigentlich auszuschließen scheinen, beruht auf der praktischen Anwendung des Spruches: scheiden, scheiden, scheiden! Ich kann bewußt und unbewußt, volkstümlich und adelig, Kind und Mann, Dichter und Politiker usw. in so hohem Grade sein, weil ich a) das, was ich jeweilig bin, immer ganz bin; und b) es dann von allem andern, was ich bin, völlig fern halte. Dichte ich, so dichtet jede Faser in mir, und ich lasse nichts anderes zu; politisiere ich, dito; bin ich Kind, dito; und so fort. Kurz, ich bin das verkörperte Gegenteil von Verschmierung.... Das Wesen des Kristalls besteht darin: daß jede seiner Flächen von der andern scharf getrennt ist und daß jede doch wieder ohne irgend einen Rest — eine Undurchsichtigkeit — in dem Ganzen aufgeht. Ich bin Kristall. Eben dies Prinzip ist das Prinzip der Reinlichkeit überhaupt. Jedes Ding für sich zu lassen, für sich zu nehmen ist Reinlichkeit, Durchsichtigkeit, Klarheit, Geist. Vermischung der innern wie äußern Grenzen des Lebens ist gegenteils Trübung, Undurchsichtigkeit, Un-

reinlichkeit, Zerfall, Tod, Teufel. Sündenfall ist immer — und war schon im Paradiese — Verschmierung."

Auch hier bezieht Langbehn seine Wesensart auf den reinen Urzustand der Menschheit zurück. Im Gegensatz zu der ihn umgebenden modernen Wissenschaft, welche die Naturvollendung nach endloser Aufwärtsentwicklung erst in der Zukunft suchte, kam er auf ganz reale historische Beobachtung hin zur methodischen Pflege des Adamsideals. In der Vergangenheit edler Rassen fand er höhere Menschenwürde als in der Gegenwart, in der Kindheit der Welt wie des einzelnen Menschen fand er eine Seelenvollkommenheit, die, von Meisterhand fertig geschaffen, nicht aus Tierischem „entwickelt" dastand. Vergleichend und klar sehend erkannte er gegenüber Haeckels Falschkonstruktionen die Wahrheit des aristotelischen Axioms: „Wie bei jeder Seinsart steht auch im Anfang des Genus ‚Mensch' kein Gorilla oder dergleichen, sondern ein vollkommenes Exemplar unserer Gattung, — vollkommen in sich, vollkommen auch als natürliches Prinzip für alle Nachkommenschaft." Was hier spekulativ formuliert ist, erkannte Langbehn aus der tektonischen und künstlerischen Betrachtung der Welt. Sein schauender Geist lehnte — im Rembrandtbuch — die darwinistische Sinnesart als „unplastisch und unkonstruktiv" ab. Er betrachtete ansteigend Gott als formgestaltenden Künstler; er besang im „Ursprung der Seele", wie er das Menschenauge schuf, ihm die feuchten Perlen gab und alle Schöpfungsschönheit in seine Seele goß.

Aber seit die Paradieseszeit entfloh, sind jeder Seele Wunden geschlagen. Die Vernunft hält die niedern Kräfte nicht mehr vollkommen in Schranken; gerade die stärksten Naturen überschreiten ihre Grenzen — und auch Langbehn tat es. Herrschte sein Wille auch höchst entschieden über der Sinnenbegier, seine Seele überhob sich nicht selten ihrer Erkenntnis, wie ihrer Kraft, wie ihrem Selbstgefühl nach. Gerade wegen seiner hohen Zielstrebung gewannen auch seine Irrtümer eine große Projektion.

Der bereits berührte Grundirrtum seiner Erzieherzeit war, daß er, wenn auch nicht die Wesenheit der menschlichen Natur, so doch deren jetzigen Zustand verkannte. Er dachte damals, er suchte damals reformatorisch zu wirken, als ob er noch im Stande ursprünglicher menschlicher Unschuld sei. In diesem Urzustand wären sicher die Höchstbefähigten befugt und berufen gewesen, rein wegen ihrer natürlichen Vorzüge, ohne Herrschbegier und allein um des Gesamtwohles willen, die übrigen zu regieren. Das hielt Langbehn irrtümlich auch jetzt noch für maßgebend. Daher zog er für sich die Schlußfolgerung: Fände sich in Deutschland jemand, der mir geistig wie moralisch überlegen wäre, dem wollte und müßte ich dienen. Da ich den aber trotz eifrigsten Suchens nicht fand, so ist es meine Pflicht und mein Recht, geistig zu führen; denn ohne Organisation und Disziplin gibt's keine Reform. Wer mir aber beistehen will, der muß entweder die richtige Einsicht zur Mitarbeit haben oder sich mir aufrichtig und ehrlich unterordnen.

Auf solch platonische Auffassung gründete Langbehn seinen Vorrang und machte ihn ungescheut geltend. Bothmer fragte ihn: „Sind Sie der heimliche Kaiser?" — den er in seinem Buche als zu erhoffende edelste Potenz des

deutschen Volksgeistes zeichnet —, worauf er erwiderte: „Aber gewiß." Bei solchem Anspruch hat er seine Werte oft überschätzt und die Scharten seiner Persönlichkeit im Ungestüm bloßgelegt. Es war ihm ernst um sein Hoheitsrecht; er suchte der Uneigennützigste und Bescheidenste zu sein. Ward ihm aber in entscheidenden Fällen der Respekt verweigert, dann konnte er in Überhebung seiner Kraft und seines Machtanspruches rücksichtslos brechen und von sich stoßen. Dann zeigte seine Seele einen schnellenden, gewalttätigen Zorneseifer, der die Mittel zu großen Zwecken erzwingen wollte. Dann trat bei aller Lauterkeit seiner Endabsichten jener „strenge, scharfe, grausame Zug" zu Tage, den Tacitus bei den alten Germanen fand, der die Geschichte des Nordens mit soviel Blut gerötet hat. Er konnte dann auftreten wie eine dämonische Kraft, die mit einem: „Ich bin mehr als Sie", oder „Sie haben sich zu bescheiden", das ihm Entgegenstehende zu zerschmettern suchte. Das ist — in seiner vorkatholischen Zeit — angestiegen bis zu einzelnen Aussprüchen, die an Selbstvergottung grenzen. Da schien die luziferische Ader, die jedem Adamssproß als Erbteil zufiel, aufzuschlagen wie eine böse Flamme, die hier bei der großangelegten Natur höher züngelte als bei ungewissen Seelen. Dann zeigte sich blitzartig beleuchtet die seiner Adamsreform gezogene Grenze und Beschränktheit. Ob und wieweit er hierbei schuldbar fehlte? — das ist schwer zu entscheiden. Denn bei Ausbrüchen, die objektiv als große Verfehlungen erschienen, blieb er nach innen zu idyllisch, ja kindlich; seine edelsten Ziele wurden dadurch nicht verrückt, seine seelische Entwicklung fand stetigen Fortgang. Jedenfalls offenbarte hier diese Seele, sonst so voller Bedachtsamkeit und Umsicht, ein Stück Wildheit. Ihre Hauptwunde lag im irasziblen Teil. Durch Zornesmut ward sie oft ungerecht. Waren die leidenschaftlichen Erregungen auch kurz und vorübergehend, war der Habitus tiefer moralischer Entrüstung über soziale Mißstände und Lumpenseelen im Kern noch so berechtigt, er verfiel doch häufig in eine beträchtlich übers Ziel hinausschießende Kritik von Menschen und Menschengruppen, in unberechtigte Verallgemeinerungen und in übertriebenen Tadel. Seine Begründungen für das schnelle Umschlagen so mancher Sympathie in Antipathie reichten oft längst nicht aus, um so schroff gegen die Läßlichkeit zu fehlen, so harsch alte Bande zu lösen, wie er es getan hat. Es war ferner augenscheinlich eine Überhebung, daß er zuviel, mitunter entscheidenden Wert auf die ihm im Blut liegenden Gefühle, ja Instinkte legte. Das hat ihn manchmal zu einem allzu heftigen Hin und Her getrieben, zu einer eigenwilligen Empfindsamkeit, zu einer allzu feinnervigen Abweisung der Rauhigkeiten des korporativen Menschenumgangs, zu seiner so geringen persönlichen Beteiligung am sozialen Leben, obwohl doch seine geistige Teilnahme daran bis zur Hingabe für das Gemeinwohl ging. Die schon in seiner Jugend hervortretende fast mädchenhafte Zartheit seines Innern bekannte er einst ganz vertraulich mit den Worten:

„Eine Betastung meiner Seele durch andere kann ich nur notgedrungen dulden. Sie sagt mir nicht zu; mir schaudert davor; sie korrumpiert mich" (1899).

Da diese Seele, auf die ein Bloßlegen ihrer keimhaften Art zerstörend wirkte, einen so starken und durchaus gesunden Abscheu vor Verunreinigung des

Innern durch die in der Menschenmasse grassierende Verderbnis empfand, muß man sich hüten, als Schwäche zu deuten, was Reinlichkeitssinn und hohe Vernunft ihr diktierten. Darüber schrieb er: „Niemand sieht die Schlechtigkeit der Welt besser als ich; aber persönlich und innerlich ficht sie mich gar nicht an; ich staune nur zuweilen darüber, wie es soviel Kot geben kann; und ich halte es für meine Pflicht und mein Recht, jederzeit und überall die unendlich weite Distanz zwischen mir und diesem Kot zu konstatieren und festzuhalten. Voilà tout" (1901).

Lebensnot und Kampfstellung zwangen Langbehn oft genug und geradezu gebieterisch zum Verbergen seines wahren Wesens, seiner Armut und seiner Ziele, was seiner offenen Natur oft schwer genug fiel. Er sah das nur als notgedrungene Forderung politischer Klugheit zur Durchführung höchster Aufgaben an. Innere Unwahrheit war nicht dabei. Obwohl er sich bis um 1900 nicht klar war darüber, ob eine Lüge unter Umständen moralisch erlaubt sei, sind doch in seinem ganzen Leben nur wenige Fälle zu finden, in denen er offenbar von der Wahrheit abgewichen ist[1]. Trotz seiner Schwierigkeiten, in bedrängter Lage mit keiner Äußerung gegen die Wahrheit zu verstoßen, habe ich Langbehn nur wenige Male und nur in den ersten Jahren unseres Umgangs dagegen fehlen sehen.

— Das Seelenbildnis ist gezeichnet. Und doch, einen wesentlichen Zug muß ich noch nachtragen: das ist des Rembrandtdeutschen elementarer, überaus edler und nie erlahmender Haß des Bösen. In dieser Eigenschaft liegt vielleicht sein Hauptgegensatz zu unserem Zeitalter. Denn wegen der überall eingerissenen Schwachherzigkeit und Überduldsamkeit versagen selbst die Besten, aus Mangel an moralischem und gesellschaftlichem Mut, wo sie verpflichtet wären, gegen das klar erkannte Böse in ihrer Umwelt einzuschreiten. Daß Langbehn sich niemals scheute, den Widersachern des Guten, wo immer ihm solche am Werke zu sein schienen, beherzt die Stirn zu bieten, all seine Kraft und Klugheit anzuwenden, um dem Übel Einhalt zu tun, das ist ein seltener, ein echter Demant — adamas — in seiner Krone.

Die Grundzüge der Adamsseele, ihre Fülle von positiven Werten, blieben in ihm stehen, solange er lebte. Wie ihre Wunden jedoch zeitweilig aufbrachen, um hernach einem ungeahnten Heilungsprozeß unterworfen zu werden, weil ein höheres Prinzip als das adamitische seine ganze Natur erfaßte, das künden die kommenden Lebensereignisse.

*

Ein so unbeirrbarer Originalmensch, wie Langbehn es war, mußte notwendig zu einer Umwelt, die ohne moralisches Werturteil nach Konventionen

[1] Ein Fall ist ihm verhängnisvoll geworden. Als er 1874 in Verona weilte, schrieb er einem Kieler Teutonen: „Ich nahm eine Stellung als Hauslehrer an und ging nach — Venedig", während er in Wahrheit ins Blaue nach Italien reiste und dort erst hernach eine Hauslehrerstellung erlangte. Diese Falschangabe, durch damalige Nöte veranlaßt, wurde von den Studenten als „Fälschung von Couleurbriefen" bezeichnet und gab Veranlassung zu seiner damaligen Exklusion aus der Burschenschaft. Bezeichnend für die Integrität Langbehns ist aber doch, daß sein Intimus Muhl ihm diese eine Abweichung von der Wahrheit noch zehn Jahre später als einziges ganz konkretes Argument gegen seine reformatorischen Ansprüche vorhielt.

lebte, in grundsätzlichen Widerstreit treten. Es ist heute wie immer, sagte er vom Verhältnis des schöpferischen Denkers zur Masse; der einzige Unterschied ist, daß man sich heute einbildet, es sei besser. Die Menschheitserneuerer, die Propheten werden gesteinigt, — und die Enkel bekränzen ihre Gräber. Das Kleinbürgertum verstand den Genius nie — Langbehn mußte wie Beethoven zeitlebens als Junggeselle um die paar Fußbreit Erde kämpfen, auf denen er ungestört schaffen konnte — und die moderne Gesellschaft steht noch weiter ab von Ausnahmepersönlichkeiten als die früherer Zeiten. Denn bei einer zahllosen Vielheit der Bekenntnisse nivelliert sie doch die Lebensformen der Menschheit, hindert das Aufkommen jener sprudelnden, produktiven Geister, die jeder Kultur erst Seele, Farbe, Aroma verleihen. So läßt die neueste Zeit den Originalen weniger Spielraum als jede vorhergehende. Rationalistische, demokratische, maschinelle Tendenzen breiten sich zunehmend wie Giftgase über die starken Temperamente. Die Fama ist heute von vornherein geneigt, Affektsteigerungen bei Menschen, die sich ungebrochen lebhaft kundgeben, als krankhaft zu deuten, zumal bei Männern, die den Kampf gegen die herrschende Verkehrtheit zu ihrer Lebensaufgabe machen. Diese Zeitlage fühlte und erfuhr Langbehn an sich selber immerfort. Er sei, meinte er, für viele „Gebildete" von heute einfach verrückt, wie sie für ihn tote Seelen seien. War doch auch die Wissenschaft vielleicht niemals geniefeindlicher gerichtet, als gerade damals, da Langbehn auftrat und bei den Fachgelehrten jedes Verständnis für geistige Großäugigkeit vermißte. Seine Meinung, man würde Christus, wenn er heute wiederkäme, einfach ins Irrenhaus sperren, entspricht den Auslassungen eines Lombroso und vieler anderer.

Gegen die neueste Art von gelehrter Kritiklosigkeit, sagte er, die „Genie und Wahnsinn — Starksinn und Schwachsinn — Sinn und Unsinn nicht unterscheiden" könne, müsse auch er sich schützen. Schlug die Meinung, er sei nicht bei vollem Verstand, aus der Welt an sein Ohr, so pflegte er kräftig herauszugeben, auf Lebenserneuerer (Franziskus) und Entdecker (Kolumbus) der Vorzeit zu verweisen, denen es ebenso gegangen sei, meinte aber gelassen kurz vor seinem Tode: „Mythenbildungen zu hindern, steht ja in niemandes Macht." Als wenn er geahnt hätte, daß ein jemand, der ihn gar nicht kannte, ihn vielleicht niemals sah, ihm die Worte „Paranoiker" und „Verfolgungswahn" ins Grab nachschleudern und dadurch der Vermutung Raum geben würde, auch dieser große Deutsche sei, gleich Hölderlin und Nietzsche, der Geistesumnachtung verfallen. Keine Rede davon! Was wirklich vorlag, das war eine Reihe seelischer Eigenheiten einer isolierten Aristokraten- und feurigen Künstlernatur. Es gab sich bei ihm eine ungewöhnlich ansprechbare Reaktion im Sinne einer gesteigerten Empfangsbereitschaft kund. Einem ungestümen Kinde gleich war er in Bekundung von Zu- und Abneigung überaus impulsiv. Die Überzeugtheit von seiner Ausnahmebedeutung, mit der er seine Reformbahn bereits begann, gab sich nach 1890 zuweilen in überspannter Selbstbewertung kund, — wenn diese, stets mit Selbstlosigkeit gepaart, auch verständlich wird durch die ungewöhnliche Beachtung, die seine im Brennpunkt des öffentlichen Interesses stehenden Ideen fanden, sowie durch den Umstand, daß er sich vergebens nach

überlegenen Führern umsah. Ein nicht selten schneidendes Urteil, eine rigoristische Moral, zahlreiche Sonderheiten seines einsiedlerischen Habitus, dem die Berichtigung durch Zusammenleben vielfach abging, traten hinzu. Das alles gab seinem Mannesalter den ständigen Charakter — nicht der Nervosität, der Ideenflucht und Platzangst — wohl aber der erhöhten Spannung, der Kampfbereitschaft, der selbst hinter seinen gemächlichen Ruhepausen und Erholungsstunden und harmlosen Liebhabereien mit dem Ernst eines Racheengels stehen blieb. Seine ganze Natur vibrierte bei seiner Mission. Seine Herzaffektion infolge des Gelenkrheumatismus, die Erleidung eines Sonnenstichs und dauernde psychische Anstrengungen fast übermenschlicher Art waren für sein Nervensystem bedeutende Belastungsproben, die sich bei seiner autistischen Veranlagung vielleicht besonders stark auswirkten, die aber überwunden worden sind. Mochten sie ihn auch zu vorübergehenden Ausnahmesituationen gegenüber Menschen führen, sie kamen doch niemals bis in die Psychose[1].

Extreme Charakterzüge gehören in dieses Seelenbildnis, sie kehren in diesem Leben wieder. Wollte man sie aber überstark markieren oder gar nur solche aneinander reihen, so würde das Gesamtbild unwahr, das Verstehen erstickt. Man kann die zwischen Hell und Dunkel webende Adamsseele einem farbigen Glasfenster vergleichen: den Außenstehenden zeigt sie viele krause, wirre, harte und schwarze Linien —; erst von innen gesehen offenbart sie das wahre, das zentrale Bild. Und für dieses lege ich hier ein ganz persönliches Zeugnis ab: Als erklärt nüchterner Friese trat ich mit Langbehn in Verkehr. Im sechzehnjährigen vertrauten Umgang habe ich die feinsten Verästelungen seiner Seele kennen gelernt, bin aber bis an seinen Tod nie auf den Gedanken gekommen, daß bei ihm geistige Störung vorliegen könnte. Denn sein Bewußtsein war immer klar, seine Selbstbestimmung stets kraftvoll entschlossen, seine Aufmerksamkeit nicht eingeengt durch überwertige Ideen. In den schwierigsten Lebenslagen handelte er mit großer Umsicht. Nur ein einziges Mal habe ich Angst auf seinem Antlitz bemerkt. Im häuslichen Umgang und allein mit sich war er friedlich und ruhig, harmlos und heiter, ja idyllisch. Sein ausgesprochen cholerisches Wesen ward gemeinhin durch Besonnenheit und Milde gegengewogen. Er erläuterte mir fortlaufend die großen geistigen und moralischen Leitlinien, nach denen er sein ganzes Tun und Lassen bemaß. So sah ich in allem die durchgebildete Logik eines ganz originellen Denkers. So sah ich eine außergewöhnliche, aber harmonische Anlage sich *konstant* betätigen, sah das dauernde Reifen einer überaus folgerichtig fortschreitenden Seele. Ganz entgegen der wahnhaften Auffassung eines Paranoikers bestand in ihm das Vermögen, eine *wahrhaft* höhere Geisteswelt als die landläufige zu erfassen, —

[1] Nach Aussprache mit einem hervorragenden Psychiater und im Anschluß an die von Ernst Kretschmer in „Körperbau und Charakter" gegebenen grundlegenden Definitionen erscheint mir Langbehns Seelenzustand etwa wie folgt bestimmbar: Langbehn war innerlichst — von Mutterseite her — zyklothym veranlagt; das bewies seine Natürlichkeit, Kindlichkeit, Gemütlichkeit, Heiterkeit, das prägt sich aus in seinen Lieblingsideen und der hypomanischen Färbung seines Temperaments. Von diesem ballartigen Kern seines Wesens strahlte er aus — und das mochte ihm vom Vater im Blute liegen — als durchaus schizothyme Persönlichkeit, als reiner Idealist und Moralist im Sinne Schillers, als heldenhafter Autist. Als solcher weist er schizoide Züge auf, die innerhalb der Grenzen der Gesundheitsbreite stehen, ohne in Schizophrenie überzugehen.

besaß er die Seherkraft, wirkliche Ereignisse kritischer und tiefer als der Durchschnittsmensch zu bewerten, und vor allem war ihm die Fähigkeit verliehen, viel sittlicher zu urteilen als dieser. Hier fielen keine notwendigen Assoziationsglieder aus, sondern dieser Mann verarbeitete ein ungewöhnlich reiches assoziatives Material, verknüpfte seine Vorstellungselemente ungewöhnlich fest und wies so ein großes Mehr, nicht ein Weniger gegenüber der Menge auf. Verständnisvoll bemerkt der Wiener Langbehnforscher Tippmann: „Die stark ausgeprägten Züge einer ganz besondern Individualität haben ihn ... als exzentrisch erscheinen lassen, während er in Wirklichkeit eine konzentrische Natur war, deren Einzelzüge die Ausstrahlungen eines groß und reich angelegten Charakters waren."

Doch wir sind in der glücklichen Lage, Langbehn selber hören zu können zu der vorliegenden Frage. Wenige Monate vor seinem Tode, es war im Januar 1907, stand ich mit einem Kunstfreund in schriftlicher Erörterung über die Stellung des Schaffenden in der heutigen Welt, in die Langbehn mit eingriff. Die klare Bestimmung dessen, was beim Künstlergeist als „Schrulle", was als „Notwendigkeit" anzusehen sei, erklärte er für sehr schwierig und diktierte mir dann in die Feder: „Der leibhafte Beethoven, wie er mit all seinen Ecken und Kanten, seinen Erbmängeln usw. da war, mußte generaliter einschließlich seiner Schrullen so verfahren, um produzieren zu können, wie er es tat. Solche Konstatierung ist deswegen wichtig, weil so gut wie stets die ganze Umgebung eines solchen Genius sich dahin einigt, dahin verschwört, ihm ‚das nächtliche Huhn' (das Beethoven gebraten wünschte, als er über mehrtägigem Komponieren Essen und Trinken vergessen hatte) usw. abgewöhnen zu wollen — ohne zu ahnen, daß dergleichen die Paralyse seines Schaffens und eventuell dessen Untergang bedeuten kann. Daß man obigen Zusammenhang nicht klar erkennt und Ausnahmenaturen dementsprechend behandeln kann oder will, darin liegt der Grund, daß in Amerika — und den amerikanisierten modernen Großstädten, Industriegebieten usw. bei uns — fast gar keine impulsiven Geister hoch kommen können. Dort regiert das Heringsprinzip; jeder trägt den gleichen Überzieher und den gleichen energischen Schablonenkopf auf den Schultern wie der andere. Eine sonata appassionata erwächst aus solchen Hirnen, Zuständen nicht.

Das Normalschema, die falsche Objektivität, tötet die künstlerische Produktionskraft. Sie kann ohne völliges Verständnis und völlige Berücksichtigung der ihr anhaftenden armseligen Subjektivitäten — welcher Mensch wäre ohne irgendwelche Erbschwäche und dergleichen? — nicht gedeihen, schaffen. Korrekturen der aus solchem Zusammenhang sich ergebenden Schrullen sind wohl historisch äußerst selten nachweisbar und meines Erachtens nur von innen heraus, durch nicht nachlassende eiserne Konsequenz einzelner, möglich geworden. Die meisten laufen, ärztlich und ‚normal' betrachtet, mit kleineren oder größeren Buckeln, Abszessen, Exkreten herum, deren Abschneiden ein Verbluten des Betreffenden hervorrufen würde.

Dem zweifellos vorhandenen geheimen Bezug zwischen persönlichen Erbsünden und Erbtugenden einerseits, zwischen dem künstlerischen Formen und

Herausgebären andererseits kann man freilich nicht überall nachgehen. Homer war blind, Beethoven taub, die echtesten Volksliederdichter waren oft Bettler, Lahme usw.; verschiedene treffliche frühitalienische Maler führen den Beinamen ‚Der Bucklige'; kurz, es scheint zwischen Krankheit und geistiger Schöpferkraft vielfach ein Zusammenhang zu bestehen, wie zwischen der Muschel und der Perle —, die sich aus deren verletzter Oberfläche entwickelt.

Doch all solche Pathologie interessiert mich an sich kaum, — ich komme darauf nur zurück, weil es mir geboten scheint, hier mit dem Wort und Begriff ‚krankhaft' sehr vorsichtig zu sein."

Das scheint auch uns, zumal uns Laien, geboten gegenüber dem Rembrandtdeutschen. Nachdem ich lange zeitliche Distanz gewonnen habe für die jetzige Schilderung seines Lebens, treten seine Extravaganzen weit zurück vor der Unversehrtheit und Unbeirrtheit seiner Adamsseele, die geraden Weges von Anfang bis Ende dem höchsten Ziele zustrebte, sowie vor der umfassenden klaren Geistesarbeit, der er bis zu seinem Hinscheiden oblag.

9. Vierzig Lieder — Schlußbemerkungen.

„Rembrandt als Erzieher" ist eine Rose; die „Vierzig Lieder von einem Deutschen" sind die Tautropfen dran; und die „Schlußbemerkungen" stellen das Blätter- wie Dornenwerk dar. L. 1892.

Ganz überraschend an dem lebendigen Langbehn gegenüber seinem Erzieherbuch war mir die Wahrnehmung: das ist ein Liedermund! Er zählte allerdings nicht zur Dichtergattung unserer Neuzeit, dieser Neuzeit, welche die Nutzwerte immer voranstellt und feinbesaiteten Naturen nur zuweilen gnädig erlaubt, abseits vom Tageslärm ein Gartenhäuschen mit dem Aushängeschild „Schöne Literatur" zu bewohnen, um einen ästhetischen Dunstkreis für die Teestunde zu schaffen, — Langbehns Poetengeist war auf dem Boden einer antiken Mannesseele erwachsen, war aus ideal-heroischer Gesinnung geboren. Er faßte mit den Griechen „Dichten und Denken als Äste eines Stammes", d. h. die Erfassung der Sinnenwelt und weiter der Geisteswelt und weiter der Gotteswelt durch Bild, Form, Idee als *eine* aus *einem* Impuls erfließende Aufgabe der Menschheit. Er sah als Urelement des Lebens einheitlichen Seelenfluß; aus dem starken Herzensschlag brachen ihm „Streit und Lied", „Krieg und Kunst", Drama und Idyll *zusammen* hervor. „Poesie ist Einstrahlen, Politik ist Ausstrahlen"; beides gemeinsam, das ist der rechte Geistesheld. Hinausgehend über das Goethewort: „Nicht die Leier nur hat Saiten — Saiten hat der Bogen auch", sagte der Rembrandtdeutsche:

Niemals war ein Sänger der,
Der nicht auch ein Streiter war —

und damit kennzeichnete er seine eigene Geistigkeit. Ihm galt es gleich, wie einem Volker, ob er das Schwert zückte oder die Fiedel strich. Das eine schien ihm das andere zu fordern.

Man hat ihn „unmusikalisch“ genannt. Allerdings kannte er kaum Noten, beherrschte kein Instrument, seine Stimme war schwach entwickelt, gleichwohl war er Rhythmus durch und durch. Ihm ward „alles zu Musik“. Diese war ihm die Sprache des Herzens, der Pulsschlag der Seele. Er sah, gleich wie die Alten, Musik und Dichtkunst als wesenseins an, als in Form gegossene Empfindung, die der Sänger methodisch und melodisch ausströmt, sei es ein Orpheus oder ein Burns, ein Ossian oder ein italischer Improvisator. Er hatte in früher Jugend ein hübsches Beispiel davon in Ostholstein gesehen: auf einem Bauernfest trug ein einheimischer Musiker tanzend Lieder vor, die er gleichzeitig dichtete und spielte und sang. Wie dieser sein „Fidifummel, fidifummel mit de Langsamigkeit“ dem Landvolk schelmisch in die Seele sang, so entstand auch bei Langbehn die Kunstform als Bindung seines Empfindens, dem er damit Gestalt auch für andere verlieh. So trug das Gefühlsleben Frucht; er opferte es nicht beim Aufstieg in hohe Geistesregionen, sondern er hob es in diese empor. Gesang diente seiner Seelenentwicklung.

Eines Tages, noch in München, zeichnete Vorländer seine rechte Hand, wie sie den Federkiel hält. Als er fertig war, schrieb Langbehn flugs unter das Blatt:

Eine Feder um zu schreiben
Und ein Herz um zu empfinden,
Mehr bedarf der Dichter nicht.
Wie ihn die Gefühle treiben,
Wird er auch die Worte finden
Und gestalten zum Gedicht.

„Ich singe mit keuscher Glut“, sagte er einmal; „wenn ich dichte, zittert mein ganzer Körper und mein Herz nicht am wenigsten.“ Aber so natürlich wäre ihm das Dichten, daß es ihm nicht schwerer würde als das Atmen. Der Liedergeist hat ihn erfüllt von Venedig an, wo er dem brandenden Volksgesang lauschte. Lieder waren das erste, was als ureigene Geistesleistung von ihm in den achtziger Jahren vorlag. Es war ein Zeichen großen Vertrauens, wenn er etwas aus den Heften, die mit seinen Gesängen gefüllt waren, andern mitteilte. An einem Weihnachtsfest ließ er Frau von Seidlitz darin lesen; als er später an ihr Wochenbett eine prachtvolle Rose brachte, dankte sie ihm mit den Worten: „Die ist so schön wie Ihre Gedichte.“ In Dresden auch ließ er eine Reihe von Liedern als Manuskript drucken, — einfache, formenfeine Ergüsse einer Jünglingsseele an ein weibliches Wesen, präludierende Klänge reiner bräutlicher Liebe, von denen er jedoch die meisten des Aufhebens nicht wert erachtet hat. Da Langbehn sich ganz als Dichter fühlte und auch sein Erzieherbuch als streitender Barde gestaltet hatte, beschloß er nun der Welt die Dichterseele zu zeigen, aus der das Werk sich entladen hatte. Er traf eine Auswahl aus dem Schatz seiner Poesie und benannte sie: „40 Lieder von einem Deutschen.“

Diese Sammlung bot er zunächst dem Verleger des Rembrandtbuches an, der sie ablehnte. Entrüstet darüber kam er zu Bewer. Dieser sagte: „Ich

will dafür sorgen, daß sie gedruckt und veröffentlicht werden, ohne daß jemand sie vorher liest und begutachtet; das soll Ihre Genugtuung sein." Erfreut willigte Langbehn ein. So kamen seine Lieder an den kleinen Verlag der Bewerschen Schriften, an die Dresdener Druckerei Glöß, deren Besitzer jedoch nur das nominelle Verlagsrecht erhielt. Dort sind sie im Herbst des Jahres 1891 erschienen. Vierzig Liedfiguren waren wie gemeißelt Blatt um Blatt nebeneinander hingestellt. Den Reigen begann der Hymnus: Freundschaft.

Schön ist, wer zu der klingenden Welt
Regt die tanzenden Beine;
Schön ist, wer zu dem herrschenden Gott
Hebt die betenden Arme;

Aber am schönsten erscheint mir doch
Doppelleuchtendes Augenpaar,

Das Seinesgleichen erkennet.

Seele tauchet in Seele sich
Und es stocken die Adern;
Gluten strömen zum Herzen hin,
Lodernd in heiligem Brande;

Sieh, es suchet die furchtsame Hand
Liebeszeichen und findet sie

In dem Drucke der andern.

Hoch hinauf in der Sterne Chor
Reißt es die Menschengefährten;
Tief auf Welten hinab entsinkt
Dort ein flüchtiges Schauen;

Ewigkeiten begegnen sich,
Wenn sich Lebendige treffen

Und einander umarmen.

Alle nachfolgenden Gesänge sind zeitlos wie der erste. Noch drei weitere sind der Freundschaft gewidmet[1]. Die ganze Reihe spiegelt das Hin- und Herschauen eines jugendlichen Geistes, die Empfindungen einer Seele, die in der Schöpfung wie erstaunt in und um sich blickt. Bald besingt sie „Die Quelle", bald das Ruhen „Im Grase"[2], bald den: Tautropfen.

Was glüht so hell, und heller, wie das Feuer?
Was fließt so rein, und reiner, wie das Wasser?
Was überstrahlt den Demant selbst an Glanz?
Was ist noch flücht'ger als der Wellen Tanz?

---

[1] Siehe S. 82. [2] Siehe S. 84.

Es ist der Tropfen, der das Bild der Sonne,
Der Himmel dir und Erde widerspiegelt!
Er selbst ist nichts; er gibt nur, was er sieht,
Zur Labung hin dem fühlenden Gemüt.

Leid und Freude wechseln; sehnsüchtige Töne erklingen; man sieht die Zugvögel:

Singende,
Schwingende,
Fliegende,
Wiegende
Bürger der Lüfte, wo eilt ihr doch hin?

Stündliche,
Schwindliche,
Säumende,
Träumende
Sehnsucht erweckt ihr mir, wo ich auch bin!

Es spricht der „Edle“[1]; er kündet sein: Dichterlos.

Dem Kinde, das in Perlen wühlt
Und Diamanten um sich streut
Und, ob es sich auch sehr erfreut
Am bunten Schein,
Doch selber fühlt,
Es sei so ganz allein:

Dem ist ein armer Dichter gleich,
Wenn er des Gottes Ruf verspürt
Und ihn der Sehnsucht Macht verführt,
Daß er der Welt,
So schön, so reich,
Ihr Bild entgegenhält.

Er lockt wohl manches Menschenherz
Mit seiner Leier süßem Ton;
Und mancher Gute dankt ihm schon,
Daß er versteht,
In Freud', in Schmerz,
Was durch die Seele geht.

Doch einsam trägt er seine Lust
Und seines Seherblickes Last;
Die edle Kraft, die ihn erfaßt,
Bezahlt er gut —
Aus seiner Brust —
Mit seinem eignen Blut.

---

[1] Siehe S. 53.

Auch als „Spielmann" und mit Prophetenworten tritt der Dichter vor uns hin. Dann wiederum fühlt er sich als Held, der in „Mord der Mörder" als Kind der Wahrheit Rache an den Götzenpriestern nimmt, der im „Schlachtlied" mit „Gott und St. Georg" für Recht und Ehre streitet. Die Erdenlust blühender Jugend wird im Diesseitsgeiste besungen, doch auch Gottes Reich: „Christus", „Magdalena" und „Das Fegefeuer" wird vorgeführt. Ein Grundton des Ganzen liegt in dem Lied: Die Vergänglichen.

Dort gehen sie;
Sie träumen,
  Schmetterlingen gleich:
Ein kurzes Leben wartet ihr
  Und dann des Todes Reich.

Lasset sie sich freuen
  Heute noch einmal;
Morgen, ach, erfahren sie
  Des Unterganges Qual.

Hebet die Hände
  Segnend empor
Und preiset Gott, den waltenden,
  In gleichgestimmtem Chor!

Sein Blick erhält den Schwachen
  Sowie den Starken auch;
Er weiß es wohl zu machen:
    Er gönnet seiner Güte Licht
    Den Kindern dieser Welt.

Einem Freunde sagte Langbehn von seiner Liederdichtung, sie sei „klarer Himmel und Sonnenschein, Ruhe und Ebenmaß, bei aller Tiefe des Gefühls und der Anschauung". Sie käme von Herzen. Die „40 Lieder" sind ein Akt geistvoller Einfalt. Börries von Münchhausen hat sie als „Genialität in der Simplizität" bezeichnet; diese sei freilich für den Kritiker am schwersten erkennbar. Er nahm diese Umrißzeichnungen als Werke eines wahren Dichters, obwohl er darin die fühlbare Verankerung in der heutigen Volksgemeinschaft vermißte. Bewer nannte sie seelische Monologe, dem Gesang des Liebenden und der Nachtigall vergleichbar. Der Versuch einer künstlerisch-musikalischen Erziehung durch das Lied ist unverkennbar.

Nun waren aber mitten in all die knabenhaft keuschen Strophen mehrere erotische Versgebilde hineingesetzt, welche die Gefühle der vollerwachten Mannesnatur bei den heimlichsten Vorgängen rhythmisch zu verherrlichen unternehmen, welche die Scham verletzen und die Sinnesbegier reizen. Es läßt sich nicht verteidigen, daß sie dazwischen stehen. Hier zeigt sich die schon hervorgehobene Blöße der „paradiesischen Poesie", die Langbehn pflegen wollte. Zutreffend hat er in seiner Abhandlung „Niederdeutsches" gesagt, Kunst-

entwickelung sei ohne starke und unschuldige Sinnlichkeit (dies Wort im weiteren Sinne genommen) nicht denkbar, hier aber übersah er, daß der Zustand des gefallenen Menschen der dichterischen Gestaltung und Darbietung gerade auf dem erotischen Gebiet notwendige Grenzen zieht. Fehlte auch jede niedrige Absicht wie Schlüpfrigkeit, der Spielraum, den weitherzige Auffassung dem Künstler gewähren muß, war hier doch überschritten, — doppelt überschritten gegenüber dem Publikum, dem der Rembrandtdeutsche im Jahre 1891 sein Liederbuch vorlegte.

Selten hat ein berühmter Autor solchen Mißerfolg erlebt. In der Presse wurden die „40 Lieder" teils verhöhnt — ich erinnere mich noch eines langen Spottartikels von Fritz Mauthner —, teils totgeschwiegen. Selbst von Langbehns Freunden konnten sich wenige damit befreunden. Die Art dieser Dichtungen war zu ungewöhnlich. Immer wieder, brieflich wie mündlich, hat Langbehn bei all seinen Liedern betont, sie seien seinem *singenden* Munde erflossen, die Melodie sei die Hauptsache, zehnmal schöner als der Text, der nur die Silhouette gebe. Es seien keine „Gedichte". Um sie völlig zu verstehen, müsse man seine Lieder singen. Er hat mir einige vorgesungen: da kam lebendiger Odem hinein. Es ist zu bedauern, daß er, wie er hatte wollen, keine Noten beigeben konnte. Denn die poetischen Konturen, so wie er sie hinstellte, maßen die meisten nur an der lyrischen Verskunst der Moderne und fanden sie dieser gegenüber leer oder gar lachhaft.

Einige wenige Dichter, wie der Österreicher Ferdinand von Saar und der Holsteiner Ivon Kruse verspürten die Musik seiner Seele und sprachen es öffentlich aus. Der Norweger Karl Konow fand „Biblisches" darin, und Julius Riffert sprach den Liedern trotz ihres zum Teil freien Inhalts den gleichen männlichen, kräftigen, gesunden Geist wie dem „Rembrandt" zu. Er meinte, sie ständen in scharfem Gegensatz zu der gegenwärtig herrschenden pornographisch-naturalistischen Literatur, wie sie andererseits aller Prüderie den Krieg erklärten. Diese seelische Gegenstellung zur modernen Lasziviät, — der Langbehn in einem seiner Lieder „Die Buhlerin" auch schlichten Ausdruck gegeben hat, — fühlten die wenigsten heraus; im Gegenteil war man versucht, Langbehn wegen seiner erotischen Lieder für einen Wüstling zu halten. Als selbst Freund Bothmer an ihm irre zu werden drohte, erwiderte er:

„Die ganze Sache, an der Sie und zweifellos viele andere so großen Anstoß nehmen, löst sich auf durch ein sehr einfaches Wort: Dem Reinen ist alles rein. Ich kann ihnen nicht aussprechen, wie ruhig und erfreut ich über die Veröffentlichung dieser Lieder bin — selbst wenn alle fünfzig Millionen Deutsche, die es gibt, mich deshalb für einen verworfenen Menschen halten sollten.... Verwechseln Sie Unschuld nicht mit Schamlosigkeit.... Natürlich weiß ich so gut — und besser — wie irgend jemand, welch eine seltene und kostbare Eigenschaft jene Reinheit des Gemüts ist. Auch habe ich sie, außer bei mir und bei Kindern, noch bei keinem Lebenden getroffen.

Um mit gar nichts zurückzuhalten, will ich Ihnen noch ein Geheimnis verraten. Keineswegs der einzige, aber mit ein Beweggrund für die Veröffentlichung der Lieder war für mich: eine Probe anzustellen 1. wer mich wohl

verstehe und 2. wer wohl geneigt sein könnte, weil er mich nicht versteht, mich zu verdammen.... Wer mich verstehen kann, der verstehe mich; Gott helfe den andern. Ich habe wichtigeres zu tun, als zu meinen Werken auch noch Kommentare zu schreiben, das mögen andere tun — oder auch nicht."

Und der verwitweten Freifrau von Bothmer schrieb er ein Jahr später:

„Bezüglich der 40 Lieder kann ich Sie vollständig beruhigen. Es hat meinem Herzen wohlgetan, Ihre liebevolle Teilnahme und Fürsorge aus Ihren Worten zu erkennen. Aber Ihre Besorgnis ist wirklich unbegründet. Mein Inneres ist so rein — und wenn es sein kann, noch reiner — als das Ihres Berndt Ulrich.... Zuweilen muß man unbescheiden und sogar unrein scheinen. Das ist einmal nicht zu ändern; genug, wenn man es nur nicht ist."

Aus diesen wie andern Briefen geht Langbehns lautere Absicht deutlich hervor. Bei Übersendung der Lieder an Jörg schnitt er die anstoßerregenden wegen seiner Töchter heraus, Peez machte er „zur Vorsicht" aufmerksam, daß sich einige nicht für junge Damen eigneten. Er betonte oft, daß seine Liebeslieder nicht auf erotischen Erlebnissen beruhten, wenn auch die Empfindungen ganz aus seelischer Vorstellungskraft erflossen wären. Der echte Künstler, sagte er, sei Herr über sein Kunstwerk, nicht umgekehrt: „Den König Lear zu schreiben, mußte Shakespeare nicht wahnsinnig, sondern höchst besonnen sein." Man verstehe heute die Bedingungen nicht, unter denen der echte Künstler schaffe[1].

Vor allem begriff man nicht, daß das objektiv und für die Öffentlichkeit Unstatthafte einem reinen Herzensgrund entstammen konnte. Bewer hat diese Sachlage ganz gut gekennzeichnet:

„Die 40 Lieder des Rembrandtdeutschen erschienen in der modernen Gesellschaft wie ein nackter griechischer Jüngling; grüner Lorbeer im Haar und um den Arm einen lichten Mantel. ‚Ein Schwein!... ein Schwein!' rief die entsetzte Menge; aber es war nur ein Mensch."

Am ärgsten traf es den Dichter, daß ein norddeutscher Advokat drei Lieder als „unsittlich" bei der Staatsanwaltschaft anzeigte und sein Heft beschlagnahmt wurde. Er, dem jede Zote ein Greuel war, mußte erleben, daß sein Verleger von dem Vorsitzenden der gegen ihn anberaumten Gerichtsverhandlung mit den Worten empfangen wurde: „Sie geben natürlich zu, daß diese Lieder gemein sind?" Wenn sich Glöß nun auch mit dem ihm von Langbehn und Bewer übergebenen Material so erfolgreich verteidigen konnte, daß die Beschlagnahme aufgehoben wurde, der Autor fühlte sich mißhandelt. Teils zu Unrecht; damals sah er noch nicht ein, daß mehrere Lieder wirklich Beanstandung verdienten[2], teils zu Recht, denn es fehlte der materialistischen

---

[1] Der Auffassung Langbehns entspricht das nachstehende Bekenntnis von Emilie Ringseis, dieser echten jungfräulichen Dichterin: „In dem einen Drama ist mir unvorhergesehen eine glühende Liebschaft aufgewachsen. Das ist sonderbar, wie man so etwas schildern kann, was man kaum im Halbschlaf empfunden hat, bei dessen Abfassung man in einem Zustand sich befindet, der in Absicht auf die geschilderte Leidenschaft völlig kühl und unbefangen ist, — wenn man auch dichterisch aufgeregt sich fühlt, und daß man dabei doch empfindet, wenigstens glaubt zu empfinden, daß man wahr schildere." (Aus A. Stolz und die Schwestern Ringseis, S. 104.)

[2] Später hat er die Zurücknahme aus dem Buchhandel verfügt. Eine Ausgabe der Lieder Langbehns, aus allen Lebensperioden, ist in Vorbereitung.

Zeit allerdings jedes Gefühl für die zarten Seelenregungen, die in dem weitaus größten Teil seiner Poesien in einwandfreien reinen Rhythmen zu Worte kamen. Aus seinen Briefen fühlte ich, wie schwer ihn das völlige Unverständnis gegenüber seiner Dichterseele verletzte. Nachdem er nachgesonnen und sich mit seinen Dresdener Freunden beraten hatte, ließ er am Hause der Druckerei Glöß in Dresden eine Tafel anbringen mit der Inschrift: „In diesem Haus wurden die 40 Lieder von einem Deutschen im Jahre 1891 gedruckt." Wie Seidlitz mir sagte, tat er dies deshalb, weil spätere Zeiten seine Lieder, welche die Gegenwart verachte, schätzen würden. Wie Glöß meldete, erfolgte diese Maßnahme ferner, um „den sittlichen Angriff auf die bürgerliche Ehre seines Hauses" abzuwehren und zugleich der Dresdener Staatsanwaltschaft kundzutun, daß es sich um kein pornographisches Werk handle. Bis zur gerichtlichen Entscheidung war die Tafel, um den Eindruck zu verstärken, von einem Trauerflor umgeben. Diese naive Gegenwehr des tiefgekränkten, hilflosen Dichters erfloß aus seinem Impuls: „Ich darf den Hohn und Spott nicht auf mir sitzen lassen." Er verkannte, daß die Welt, der die Psyche des von sich durchdrungenen Poeten ganz fremd ist, sie lediglich als einen Ausfluß maßloser Eitelkeit deuten würde, — ohne jede Abwägung des Für und Wider, insonderheit auch ohne Ahnung, daß hier, wie oft bei Langbehn, ein Gran Schalkhaftigkeit mit im Spiele war.

Weiterhin beschloß Langbehn, dem deutschen Publikum eine geharnischte Antwort zu geben wegen all des Unverstandes, den er bei seinem ganzen Auftreten erfahren hatte. Im November 1892 erschien, ebenfalls bei Glöß gedruckt, die Schrift: „Der Rembrandtdeutsche. Von einem Wahrheitsfreund." Auf dem Titelblatt stand als Motto: „Einige sagen, er sei ein Narr (Zelter über Beethoven)." An erster Stelle waren abgedruckt die beiden umfangreichen Besprechungen des Rembrandtbuches, die Professor Keppler (ohne Namensnennung) in den Historisch-Politischen Blättern gebracht hatte. Ein kurzes Vorwort rühmte diese Kritik als eine „in der Hauptsache unparteiische". Den weiteren Teil der Schrift bildeten 666 numerierte „Schlußbemerkungen". Einige dieser losen Gedanken rühren von Bewer her, die weit überwiegende Zahl stammt von Langbehn selbst. Für alles darin Gesagte trifft sicher diesen die volle Verantwortung[1]. Keppler fand in der Schrift „manchen großen, scharfen, klaren, triebkräftigen Gedanken des ersten Langbehnschen Buches wiederholt, erläutert, wie einen Diamanten im Sonnenlicht gedreht", meinte aber mit Recht, seine eigenen vorangestellten schlichten Referate möchten sich im Kreuzfeuer jener hauenden, stechenden, schießenden Epigramme ungefähr vorkommen wie ein harmloser Manöver-Berichterstatter, der unerwartet plötzlich zwischen die zwei feindlichen Heere gerät.

Langbehn zeigte sich in diesen „Schlußbemerkungen" gerade so unverhüllt von der kriegerischen, wie in den „40 Liedern" von der poetischen Seite. Nach der einstrahlenden stellt er seine ausstrahlende Persönlichkeit vor die

[1] Es war ein Irrtum Tippmanns, die „Schlußbemerkungen" als „gemeinsame Arbeit" von Langbehn und mir zu betrachten. Höchstens drei Nummern fußen auf Gedanken, die ich gegenüber Langbehn geäußert habe. Ich lernte die Schrift erst nach der Drucklegung kennen.

Öffentlichkeit. Bald erläutert er treffend seine Adamsnatur, gewährt Einblicke in seine geistige Werkstatt, — bald verherrlicht er unverblümt sich und seine Bücher. Hier ein paar Nummern zur Probe:

3.

„Das ist ja ein Kerl zum Küssen und Prügeln", rief ein Leser des Rembrandtbuches aus; und der Verfasser des letzteren soll dies als beste Kritik bezeichnet haben, die über sein Buch erschienen sei.

4.

Manchem Leser des „Rembrandt als Erzieher" mag bei der Lektüre desselben zu Mute gewesen sein, als ob es Sterne hagelte und Monde regnete; aber diese Leute mögen sich beruhigen; bei Weltschöpfungen pflegt es so herzugehen.

5.

Der Sänger der „40 Lieder von einem Deutschen" bot seinen Landsleuten das Feinste und Edelste, was ihnen überhaupt geboten werden konnte; und wie antworteten sie ihm? Sie warfen ihm eine Handvoll Kot ins Gesicht.

8.

„Rembrandt als Erzieher." Dies Buch ist schön und fremd und duftend wie eine Rose außer der Jahreszeit; und doch vertraut und lieb und bescheiden wie das erste Veilchen im Frühling; es paart deutsche Besonnenheit und deutsche Kühnheit; es ist das Buch eines Dichters und — eines Feldherrn.

479.

Aus dem Rembrandtbuch weht es uns wie Heugeruch entgegen; es ist dies der Lieblingsduft der jetzigen deutschen Kaiserin.

Aber was fängt wohl ein Professor der Botanik mit Heugeruch an? Gras und Hyazinthen, Klee und Lilien, Salbei und Münze und Tausendschön, das alles lebt und webt hier durcheinander. Ein Gegenstand der Verzweiflung für den Herrn mit der Blechtrommel und ein Gegenstand der Wonne für den Bauernburschen wie das Bauernmädchen, für den heimlichen Kaiser wie die offenbare Kaiserin!

An schwülen Sommertagen, wenn der große Pan schläft, und in kühlen Winternächten, wenn der Weltheiland geboren wird — da gibt es Heugeruch!

Ernst und Humor klingt vielstimmig durcheinander. Aus den vielen Spiegelungen des Ich bricht mitunter ein unbändiger Mannesstolz hervor. Einiges mag Bewer zum Urheber haben, aber sicher schreibt auch Langbehn selbst sich und seinen Werken hier eine Vollkommenheit zu, die sie nicht besitzen. Darin erinnert er an die habituelle Geistesüberhebung vieler großangelegter deutscher Denker und Künstler der gesamten Neuzeit[1]. Innerlich näher steht seine Art,

[1] Daß Luther „wollt an Gottes Statt gebieten" ist bekannt, weniger die typische Selbstvergottung der neudeutschen Philosophen. Vgl. Hegel: „Ich möchte mit Christus sagen: Ich lehre die Wahrheit, ich bin die Wahr-

wie mir scheint, der Kraftüberhebung vorzeitlicher Helden, die vor dem Feinde ihre Vorzüge bis zur Vermessenheit rühmen. Bei einem so poetisch gerichteten Geist wie Langbehn und bei Würdigung seiner ganzen Position darf man allerdings die Hyperbeln, in denen er von sich selber spricht, nicht allzu ernst fassen, muß seiner blütenreichen Rede etwas zugute halten. Sein Wunsch, das, was er sagte, möge mit der gleichen Grazie entgegengenommen werden, mit der es geschrieben sei, verdient Berücksichtigung. „Künstler spielen auf sich wie auf einer Flöte", sagt er; hier tut es der „Prinz Tugendsam" und der — „Prinz Übermut". Er schreibt da mitunter geradezu als schlagender Teutone, der im übertriebenen Ehrgefühl seinen Gegnern blutig herausgibt und mit seinen Säbelhieben selbst frühere Freunde nicht verschont.

Nicht wenige Aussprüche betreffen die Judenfrage. Er hatte schon lange beobachtet, daß bei so manchen von ihm bekämpften wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und geistigen Mißständen Juden führend beteiligt waren. An Freiherrn von Bothmer schrieb er 1892, junkerliche Borniertheit auf der einen und jüdische Schlauheit auf der andern Seite bedrohten jetzt das deutsche Wesen. Im Zeichen edelsten Deutschtums wollte er semitische Unarten in unserem Kulturkreis ausgerottet wissen. Er trat dabei in Wechselwirkung mit Bewer und Glötz, besprach sich auch mit Ahlwardt, und ging mit der Feder sehr scharf vor. Er zeichnet in den „Schlußbemerkungen" den jüdischen Güterschlächter, der selbst gesteht, daß er den Bauern behandelt wie die Häckselmaschine das Stroh: „vorne tut man den Bauern hinein und hinten kommt er als Tagelöhner wieder heraus." Er malt den jüdischen Börsen-, Preß- und Kunstjobber hin, der überall einen leisen Fäulnisgeruch verbreite. Werden auch die verwerflichen Praktiken allbekannter Typen darin mit Recht gegeißelt, will Langbehn auch immer nur „Korruption" treffen, wo er „Jude" sagt, — die beiden Begriffe decken sich tatsächlich nicht so, wie er verallgemeinernd behauptet, wenn er einfachhin „deutsch" als jung und gut, „jüdisch" als alt und schlecht hinstellen will. Gerecht denkende Juden — die zugeben, daß gewisse Kulturschäden in der Geschichte der Völker mit der Ausbreitung ihres Stammes parallel gehen, und sie mit uns beklagen — dürfen mit Recht sagen, daß des Rembrandtdeutschen geistiger Vaterlandskampf hier übers Ziel hinausschoß. Weniger wäre wahrer, weiser und wirksamer gewesen.

Allerdings blickt auch hier durch, daß Langbehn keineswegs blind war gegen das Gute, das ihm an Juden begegnet ist. Deutlich hat er dies im Leben bekundet. Er zeigte Sympathie mit den orthodoxen, den „echten", den charaktervollen Juden. Bei Geldgeschäften benutzte er die Dresdener Bank, weil er im Giebel ihres Stammhauses den Namen „Jahve" gelesen hatte. Er vergaß es nie, daß eine Kieler Jüdin zu seiner Mutter im Gespräch über Erziehung eifervoll ausgerufen hatte: „Die Hauptsache ist doch, daß die Kinder tugendhaft werden!" Mit armen Juden, so hob er hervor, sei er stets

---

heit." Vgl. Fichte, der die Verkündigung seiner Lehre für die „Ausgießung des Heiligen Geistes über alles Fleisch" erklärte. Vgl. Schopenhauer: „Ich habe den Schleier tiefer gelüftet als irgend ein Sterblicher vor mir". Vgl. daß Nietzsche bereits im „Fall Wagner" schrieb: „Ich habe den Deutschen die tiefsten Bücher gegeben, die sie überhaupt besitzen." Vgl. auch Hebbel und viele andere.

vortrefflich ausgekommen, es sei vornehmlich das Reichwerden, was sie verderbe. An Vorländer schrieb er, er kämpfe gegen die heute herrschenden Juden deshalb an, weil er an ihnen selten die erforderliche „Ehrlichkeit des Strebens" fände, da sie „auf Gewinn und Effekt hin" arbeiten. Trotz seiner Schärfe verwarf er immer den „pöbelhaften, den gemeinen Antisemitismus". Er schätzte Charaktere wie Spinoza und Börne, Seelen wie Morris Rosenfeld und Seelenschilderer wie Isidor Kauffmann hoch. Er bekundete oft seine innige Verehrung für die geist- und leidvolle Rahel, die seherhaft gesagt habe: „Hölderlin wird noch einmal über den Deutschen aufgehen wie ein Stern." In den Schlußbemerkungen heißt es:

225.

Ich will deiner wunden Seele ein Nest bereiten von den weichsten Daunen, so daß ihr nichts mehr wehe tun soll bis ans Ende der Tage; wenigstens nicht von außen. Ein Deutscher über Rahel.

Fortwährend sah ich Langbehn zwischen edlem und unedlem Judentum, zwischen „portugiesischen" und „polnischen" Juden, auch zwischen heutigen Juden und heutigen Deutschen abwägen. Bei dem letztgenannten Vergleich kam er zu folgenden Schlüssen:

402.

Man wirft den Juden stets Unbescheidenheit vor und durchweg mit Recht, aber ist denn der heutige Durchschnittsdeutsche bescheiden? Nichts weniger als das; gerade sein Grundfehler ist die Unbescheidenheit. Er geht auf in lauter Bildungshochmut, Parteihochmut, Gesellschaftshochmut, Glaubenshochmut usw. Bildungsdummheit, Parteidummheit, Gesellschaftsdummheit, Glaubensdummheit kommen hinzu; und ebenso oft Bildungslüge, Parteilüge, Gesellschaftslüge und Glaubenslosigkeit, welche an sich schon eine Lüge ist. Wahrlich, diese Leute haben kein Recht, gegen die Juden aufzutreten....

633.

Die Juden sind für uns nur eine vorübergehende Pest und Cholera; das eigentliche deutsche Übel liegt tiefer; es heißt: Kleinlichkeit, Neid, Engherzigkeit, Pedanterie, Unbescheidenheit, Schulmeistergeist, Strebertum, Kopflosigkeit und Mangel an Grazie; kurz, Philistertum und Pharisäertum von jeder Art. Wer jung und tapfer ist in Deutschland soll hiegegen das Schwert ziehen!

Diese Gedanken und seine zunehmende Glaubensvertiefung bewogen Langbehn, späterhin von Angriffen gegen die Juden als solche ganz abzusehen. Verurteilte er auch bleibend alle ihre Übergriffe gegen echtes Deutschtum oder gar Christentum, gerade in seiner letzten Lebenszeit beseelte ihn tiefe Teilnahme mit dem Schicksal dieses Volkes. Sein Kampf gegen „Professoren" — wenn man diesen Ausdruck auf solche Gelehrte begrenzt, welche die Ergebnisse ihres Faches als höchste Instanz der Erkenntnis betrachten — war in seiner

bleibenden Einstellung gegen den Rationalismus begründet und darum beharrlicher. Ihnen sagt er unter anderem:

412.

Es wäre nötig, eine Kleinkinderschule für Professoren zu gründen — in Deutschland; nämlich eine solche, in welcher jene nicht unterrichten, sondern unterrichtet würden; in welcher sie lernten, wieder etwas Kind zu sein. Die Pharisäer, die Christus kreuzigten, müssen bei den Kindern in die Schule gehen, die er auf seinen Schoß nahm. Und ein Hauptgegenstand des Unterrichts in solcher Schule müßte die „Kunst des Vergessens" sein.

228.

Wenn das große Publikum die kleinlichen Eifersüchteleien, Niederträchtigkeiten und gemeinen Intriguen kennte, welche an den heutigen deutschen Universitäten landläufig sind, so würde es dasjenige noch für zu milde halten, was der Rembrandtdeutsche über den persönlichen Charakter der jetzigen deutschen Professoren sagt. Und solche Leute sollen der Jugend imponieren? Kann es wohl eine Erziehung ohne Moral geben?

Als eine ernste Kritik dem Rembrandtdeutschen vorwarf, er dürfe nicht wie hier einen ganzen Stand, d. h. den der Professoren, unterschiedslos und ausnahmslos angreifen und brandmarken; damit versündige er sich gegen Wahrheit und Gerechtigkeit und verletze persönlich alle guten und edlen Elemente dieses Standes, da verteidigte er in einer Entgegnung seine polemische Methode mit dem Grundsatz, welchem auch das Rembrandtbuch seine äußere Form verdanke, „nicht an allgemeine Anschauungen, sondern an bestimmte Persönlichkeiten die Erörterung der Schäden und Vorzüge des deutschen Volkslebens anzuknüpfen". Er habe, wie in Nr. 576 gesagt, die „Juden" angegriffen, weil er sie für die hervorragendsten, nicht die einzigen Vertreter derjenigen Anschauung halte, welche das Geschäft höher setzten als die Ehre, — und die „Professoren", weil er sie für die hervorragendsten, nicht die einzigen Vertreter derjenigen heutigen Anschauung ansehe, welche den Verstand höher setzten als die Seele. Hieraus folgerte er die Notwendigkeit des Kampfes gegen jene Gruppen, — wenn wir wieder eine deutsche Kultur, d. h. eine solche haben wollten, die auf „Ehre und Seele" gegründet sei.

Leider unterschied Langbehn dabei nicht klar zwischen dem gerechtfertigten Haß gegen das Laster und dem ungerechtfertigten gegen den Mitmenschen. Wenn auch, wie er versicherte, persönliche Beweggründe der Feindschaft und Rachsucht nicht vorlagen und eine im Kern gerechtfertigte Entrüstung über vaterländische Übelstände ihn zum Reden trieb, auch in den Ausfällen gegen seine Kritiker und Leser, gegen Professoren und Spießbürger ging er zu weit. Glücklicherweise kommen darüber seine großen, reinen Grundsätze nicht zu kurz:

425.

Sind denn die Deutschen so von Gott verlassen, daß sie nicht ahnen noch merken, wie wenig ihnen heutzutage noch an Idealen geblieben ist? wie sehr

sie Ursache hätten, das zu Rate zu halten, was davon noch da ist? wie nötig sie es hätten, diejenigen Ideale zu fördern, die jetzt noch aufblühen wollen?

431.

Über die Worte Keuschheit und Tugend wird im heutigen Deutschland gelacht; dies Lachen kann sich noch bitter rächen.

553.

Eine Kultur, welche auf innere und äußere Frechheit gegründet ist, muß notwendig rasch verfaulen; echte Kultur kann sich nur auf innere und äußere Bescheidenheit gründen; die Deutschen sollten wirklich der Scham einen Altar errichten.

627.

Wer die Arbeiterfrage lösen will, soweit dies überhaupt möglich ist, der muß den Arbeitern zeigen, daß er ein Herz für sie hat. Ostentativ zur Schau getragene christliche Grundsätze helfen dazu so wenig wie die in junkerlichem Tone hervorgestoßene Erklärung: „für euch wird gesorgt; im übrigen habt ihr das Maul zu halten; tut ihr es nicht, so bekommt ihr Prügel." Das ist wahrhaftig keine deutsche und keine menschliche Art, mit Notleidenden und Irregeführten umzugehen; und politisch ist dies rüde Verfahren noch weniger; eher ist es kopflos zu nennen. Nur ein Herz kann Herzen gewinnen!

So wird in dieser kaleidoskopartigen Schrift fortwährend für „Nationalität, Poesie und Seele" geworben. Allen Ständen wird das Gewissen geschärft, der steigende Materialismus der Zeit durch Bilder und Beispiele blitzartig beleuchtet, die kommende Revolution als sicher verkündet, „wenn die höheren Klassen eine Reformation nicht wollen". Kraftvoll wird das Herz aufwärts geleitet, sobald der Autor teilnehmen läßt an dem Ringen seiner eigenen Seele zum Himmelslicht. Hier erklingen erhabene Akkorde. Im Respekt vor dem Heiligen, heißt es da, sollen sich alle Deutschen zusammenfinden. „Ein blutbeströmtes Bild Christi, in der freien Natur aufgestellt, — das ist die einzige Wahrheit, welche wert ist, gewußt zu werden." Wenn das Rembrandtbuch auch nicht auf spezifisch konfessionellem Boden stehe, auf die Frage „für oder gegen Christus" würde die Antwort des Rembrandtdeutschen sicherlich lauten: „Christus, heute und morgen und in Ewigkeit." Laut wird echtes Gefühl, Pietät, Glaube gefordert, einer „Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche" das Wort geredet. Man sollte darüber die protestantischen Laien befragen, sollte in diesem Falle das Laienpriestertum, das Luther verkündet habe, geltend machen. Es wird die Frage aufgeworfen, ob sich die Deutschen nicht auf dem Wege über Shakespeare zu einem gesunden Katholizismus zurückfinden könnten. Mit den Worten: „Ein Katholizismus, wie er sich in der gemütlichen und geistigen Richtung des Benediktinerordens offenbart, würde gewiß vielen Protestanten zusagen, — wenn sie ihn kennten", wird deren Hinwendung zur katholischen Liturgie vorausgeahnt. Ehrlich erstaunt hebt Langbehn hervor, wie er bei seiner jüngsten Durchmusterung Deutsch-

lands und dessen Zukunftsaussichten seine erfreulichsten Entdeckungen im Bereiche der katholischen Lebenswelt gemacht habe:

264.

Der Rembrandtdeutsche rühmt in seinem Buch das „weite Herz" der Katholiken; dasselbe hat sich bewährt, indem Katholiken sein Werk nicht nur tolerierten, sondern auch anerkannten, und nicht nur anerkannten, sondern auch verstanden. Und das wiegt um so schwerer, als seine Haltung gegenüber dem Katholizismus eine ablehnende war. Die Katholiken setzten also ihr Gewissen über den Parteistandpunkt. Wer tut dies heute sonst noch?

289.

Es gehört zu dem anmuts- und hoheitsvollen Wesen der katholischen Kirche, daß sie dem Gläubigen wie dem Ungläubigen jederzeit Zutritt gewährt; ihre Gotteshäuser stehen offen wie die Natur; sie sind nicht sekten- und insektenhaft abgeschlossen. So hat das katholische Pantheon denn auch dem großäugigen Wanderer, der der Rembrandtdeutsche heißt, sich freundlich geöffnet.

467.

...Der Katholizismus will nicht von der hohen Warte der innern oder äußern Politik studiert sein. In der Kapelle am Wege, im Herzen des deutschen Bauern, auf den alten Schlössern des deutschen Reichsadels, in den musik- und bilderreichen Domen, aus dem grauen Haar des Priesters lernt man ihn kennen. Dort sieht man, daß er nicht nur eine Charakter- sondern auch eine Bildungsmacht ist; daß viel Urdeutsches in ihm ist; und daß man ihn nicht ungestraft ignoriert....

448.

...Die gegenwärtige Zeit, welche Hunderttausende von deutschen Arbeitern langsam zu Tode quält und Zehntausende von deutschen Frauen und Mädchen rasch dem Elend wie der Schande überliefert... hat keinen Grund, sich heuchlerisch über das Mittelalter zu erheben, das durchweg gesund, tapfer, fromm — wenn auch hie und da noch roh und gewalttätig war....

Der germanische Geist des letzteren muß wieder erweckt werden! Die Schlagkraft und Frömmigkeit von damals müssen neu geboren werden! Das deutsche Blut muß wieder groß und kindlich pulsieren wie damals!

Man braucht deshalb die guten Errungenschaften der Neuzeit nicht aufzugeben; man braucht deshalb keine Butzenscheibenzimmer einzurichten — weder wirklich noch geistig; man soll, man kann modern und fromm sein; im heutigen Nordamerika, im heutigen England, im heutigen Vatikan und anderswo sieht man das....

Noch mannigfach bezieht Langbehn in dieser Flugschrift das Katholische mit hinein in das Adelige, Sittliche, Deutsche, setzt es in Beziehung zur Reinheit des Blutes und der Gesinnung, d. h. zu den Grundlagen seiner damaligen Reform. Mit freudiger Zuversicht verkündet er uns einen bevorstehenden

„großen Akt des Wachstums", eine Wiedergeburt des deutschen Volkes, die er der Auferweckung des Lazarus vergleicht:

„Ein Toter wird sich zuerst langsam regen; die Binden werden ihm abgenommen werden; die Umstehenden werden sich die Nasen zuhalten vor dem Leichen- und Verwesungsgeruch, doch am Ende wird nur Jubel und Freude sein. Und Martha und Maria werden dem Herrn dienen."

Alles ist frisch und elementar gesagt. Zwischendurch fallen Worte, so mutwillig lustig, als wenn ein Junge seine Mütze in die Luft wirft. Doch auch herzliches Mitgefühl für die Entrechteten und Notleidenden gibt sich kund. Gegen Schluß gedenkt der Rembrandtdeutsche des vollen Ernstes und der praktischen Förderung seines Lebensberufes; da wendet er sich als „der bedrängte deutsche sittliche Adel", Beistand suchend und fragend, an das deutsche Volk:

642.

In Holland, Dänemark, Norwegen ist das Publikum vernünftig genug, geistig hervorragenden Männern von nationalem Verdienst wenn nötig auch materiell beizuspringen. Und zwar geschieht dies im Interesse des Volkes selbst und in der ehrenvollsten Form. Werden es die Deutschen in der Kultur einmal ebensoweit bringen?

657.

Dem „Deutschen" sind Mitarbeiter jederzeit willkommen. Aber sie müssen dreien Forderungen entsprechen: sie müssen durchaus ehrlich, durchaus bescheiden und durchaus rein sein. Kommt ein wenig Verstand und Poesie dazu, so ist's desto besser!

663.

Zweifellos wird es bedeutende materielle Mittel erfordern, um eine Reform des deutschen Geisteslebens, wie sie in „Rembrandt als Erzieher" vorerst negativ angebahnt wird, wirklich positiv ins Werk zu setzen; zweifellos trägt sich der Rembrandtdeutsche mit solchen Absichten. Aber wer wird sein Bundesgenosse sein? Wer wird ihm den Aktionsfonds liefern? Wer wird die Kriegskosten zeichnen?

Abschließend heißt es, in dieser Schrift sei dem unbefangenen Leser „ein fester Kompaß für die Beurteilung der Persönlichkeit des Verfassers von ‚Rembrandt als Erzieher' in die Hand gegeben". Wenn er eine Persönlichkeit sei, dürfe er nicht nachbeten, was Zeitungen und Professoren sagten, sondern solle „selbst fühlen und denken — Auge in Auge mit dem Rembrandtdeutschen", und so seinen Standpunkt wählen. Denen aber, die nicht fühlten und dächten, sei nun die Entschuldigung genommen, „sie hätten nicht wissen können, wer der Rembrandtdeutsche war".

10. Reinliche Scheidung.

Man soll die Geister scheiden, statt sie zu verschmieren. Reinliche Scheidung ist göttliches Leben. Reformieren ist das Gegenteil von verschmieren. L. 1900.

Von Jugend auf hielt Langbehn Distanz von seiner Umgebung, richtete er Schranken auf, mied die Berührung mit dem, was seiner Adamsseele geistig unwert oder sittlich unebenbürtig erschien. Je weiter er fortschritt, desto größeres Ausmaß gewann diese seine Lebenshaltung. Es erfolgte ein zunehmendes Auseinanderstreben seiner Edelingnatur, die überall Gliederung und Abstufung wollte, und jener unadeligen weltunterjochenden Zeitströmung, welche die Persönlichkeitsgrade verwischte und alle Menschheit in eine gesinnungsarme, von Tagesanforderungen bestimmte Modernität vermischte. Um seine ureigene Lebensform innerlich und äußerlich festzuhalten, löste er sich los von einer Lebenspraxis, die ihm grundverfehlt erschien. Er schied sich von seiner Umwelt als Gelehrter, als Publizist und als Staatsbürger.

Als Gelehrtem genügte ihm nicht seine frühzeitige Abtrennung von den Fachwissenschaftlern, noch die Gegenstellung, die er zu dem Geist führender Hochschulkreise in seinem Erzieherbuch eingenommen hatte. Auch jeden Schein der Zugehörigkeit zu der von ihm bekämpften Professorenrichtung wollte er vermeiden. Bereits 1884 schrieb er an Vorländer, und ähnlich an Thoma, sie möchten auf der Anschrift seinen Titel weglassen. Der „Doktor" sei ihm wider Willen durch die Verhältnisse aufgezwungen; er denke ihn mit der Zeit abzulegen, vielleicht sogar das Diplom zurückzuschicken. Ob die Professoren über diesen Standpunkt ihre Perücken schütteln würden, sei ihm gleichgültig; er denke sie noch durch einige andere Dinge in Verwunderung, wo nicht in Schrecken zu versetzen. Im Februar 1891 schritt er zur Ausführung seines alten Vorhabens. Er schrieb der philosophischen Fakultät der Universität München, er wolle von seinem Doktortitel nicht nur fernerhin keinen Gebrauch mehr machen, sondern ihn ablegen. Er ersuche um eine gefällige Mitteilung, ob dies in amtlicher Weise geschehen könne. Sollten entsprechende Formen nicht vorgesehen sein, so ersuche er seinen Namen aus der Liste der Promovierten zu streichen und ihm eine amtliche Bescheinigung darüber zustellen zu wollen. Die Fakultät entsprach seinem Wunsche in keiner Weise. Da erwiderte Langbehn, wegen dieser Ablehnung sehe er sich genötigt, selbst eine Form für die Ablegung des Doktortitels zu wählen. Er tue dies, indem er das Diplom hiebei, in Fetzen zerrissen, zurücksende. Eine Tat, die er ohne jede Animosität gegen Münchener Persönlichkeiten weniger deswegen vollzog, weil nach seinem Urteil unter heutigen Verhältnissen der Doktortitel „keinen innern Wert" mehr darstellte, als weil er seine Weste ganz weiß halten wollte durch restlose Lösung einer offiziellen Bindung, die gegen seine Neigung erfolgt war.

Als Publizist schied er sich nicht nur durch die Zielrichtung seines Geisteskampfes, mehr noch durch seine Kampfesweise von der Zeit. Die oft erörterte Frage, warum er sein Buch ohne Namensnennung hinaussandte, hat er selbst in den „Schlußbemerkungen" dahin beantwortet: „Die Anonymi-

tät des Rembrandtbuches bezeichnet den rein sachlichen Standpunkt des Verfassers; er ist und will nichts sein als eine Stimme aus dem Volke." Ebendort sagt er: „Der Deutsche macht seine Politik wie Shakespeare in der Poesie; er läßt sich selbst völlig verschwinden." Persönlich wollte er „nicht bemerkt sein", sachlich schien es ihm für die Wirkung seines Weckrufs richtiger, die Person des Weckenden ganz aus dem Spiele zu lassen, um die Leser zu unbeeinflußter Aufnahme der vorgetragenen Gedanken zu veranlassen. „Die Person tut nichts zur Sache, wenn nur der Geist erkannt wird" (Bewer). Seidlitz sagte mir, auch er sei ganz dafür gewesen, daß Langbehn namenlos auftrat. Er wies öffentlich darauf hin, daß man früher über die heute nicht beliebte Anonymität ganz anders geurteilt habe; ein Herder, Hamann, Goethe hätten gerade bei ihren feurigsten Jugendschriften, die zugleich Streitschriften waren, sich nicht als Verfasser genannt. Keppler wie Bode wie andere berufene Kritiker des Rembrandtbuches erklärten dessen Namenlosigkeit gleichfalls für „innerlich gerechtfertigt", weil hier eine sich nirgends vordrängende Persönlichkeit nur für die gute Sache und fürs Wohl des Ganzen wirke. Langbehns Angriffe auf gelehrte Häupter galten offensichtlich diesen nur als typischen Vertretern einer Geistesrichtung, die er für verderblich hielt. Mit guten Gründen, in berechtigter Wahrung wertvoller Volksgüter trat er gegen sie auf.

Doch er wollte nicht nur Anonymität für sein Buch, sondern für seine ganze Person. Er wollte für die Öffentlichkeit „nicht existieren", von ihr nicht behelligt sein. Schon um 1884 schrieb er Freunden, daß er die Anerkennung der Menge grundsätzlich für nichts achte, daß er „mit der heutzutage herrschenden Seichtigkeit, Oberflächlichkeit, Unehrlichkeit nichts zu tun haben" wolle und daher „abgetrennt von der Welt wie Robinson auf seiner Insel" lebe, fest überzeugt, dies sei das Beste, was man in solchen Zeiten tun könne. Nach dem Erscheinen seines Buches äußerte er, die öffentliche Meinung sei eine öffentliche Dirne. Das heutige Unheil der allgemeinen Öffentlichkeit führe bei der Ziellosigkeit unserer Zeit zu einer allgemeinen geistigen Unkeuschheit; deswegen sei die erste Vorbedingung einer gesunden Geistespolitik in dem Abschluß gegen jene ehrlose und schmutzige Öffentlichkeit gegeben. Diese seine Haltung beschrieb er 1900 wie folgt: „Ich bin weder ein ‚Schriftsteller', noch ein Mensch im gewöhnlichen Format; — ich bin keine Figur für den Pöbel, kein Futter für den Pöbel, auch nicht für den Lesepöbel, der ja immer noch verhältnismäßig harmlos ist. Ich halte mich zurück — öffentlich —, weil die Feindschaft wie Huldigung der Leute mich nur stören kann.... Bis sich Leute für mich finden, die ich anziehe, nicht abstoße, ziehe ich mich geistig in die Einöde zurück, wie die alten ägyptischen Einsiedler es wirklich einst taten. Und zwar tue ich es aus demselben Grunde wie sie: um der geistigen Öde, dem geistigen Gestank zu entgehen, die das heutige deutsche wie das einstige römische Kaiserreich erfüllen. Einsamkeit führt zu Gott. In ihr und bei ihm ist mir wohl. Ich bin dann fern von der ‚Bildung' wie der Gaunermoral der Gegenwart, die ich beide herzlich verabscheue. Wie und wann ich dann wieder hervortrete — und ob überhaupt —, bleibt der Zukunft überlassen."

Als Staatsbürger hatte Langbehn im Geiste Altschleswigholsteins als „Mußpreuße", bei aller Hochschätzung preußischer Führer, immer die Kluft empfunden, die zwischen der Berliner kaiserlichen Reichsentwicklung und seinem geistigen Deutschtum bestand. Seine staatsbürgerliche Abseitsstellung verstärkte sich beträchtlich nach 1890, als er das oft betonte parvenuartig-protzenhafte, lärmend-rohe Benehmen reisender Deutscher, die zunehmende Hinwendung der großen Masse zu leiblichen Genüssen und Ausschweifungen sowie alles, was dahinter stand, kennen lernte. Er schied sich von Preußen-Deutschland um jene Zeit, wo das neue Kaiserreich die altpreußischen Staatswerte, die schlichte Zucht Wilhelms I. und Moltkes preisgab, um von spartanischen Traditionen in die „gesteigerte Lebensführung", wo nicht Üppigkeit, unter Wilhelm II. überzugleiten. Auf den jungen Kaiser setzte er anfangs hohe Erwartungen und trat in den ersten Auflagen seines Buches für ihn ein. Vor seinem Regierungsantritt hatte er ihn einmal Unter den Linden genau beobachtet und geurteilt: „Der hat einen noch härteren Kopf als Bismarck!" Nachdem er jedoch bald nach des Altkanzlers Entlassung innegeworden war, wie dieser „härtere Kopf" sich geltend machte, da strich er in seinem Werke die Lobesworte über ihn. Statt dessen empfahl er dem regierenden Kaiser eine — von einer durchgebildeten und feinsinnigen Aristokratie sekundierte — „venetianische Politik", die sich freilich nicht in „Quisquilien der Repräsentation" verlieren dürfe, die nicht im Korporalsgeist, sondern im Dogengeist zu führen sei, die auf großen tatsächlichen politischen Leistungen beruhen solle. Denn: „Fanfaren müssen etwas verkünden." Ferner sagte er in den „Schlußbemerkungen": „Bescheidenheit und Ruhe hat der Rembrandtdeutsche für die ersten kaiserlichen Pflichten erklärt. Das sollte den heutigen Deutschen und insbesondere einem heutigen Deutschen zu denken geben."

Durch dies entschiedene öffentliche Auftreten gegen den jungen Kaiser fand Langbehns alter Gönner Woldemar von Seidlitz sein „monarchisches Gefühl" verletzt, während der Rembrandtdeutsche ohne jede Spitze gegen das monarchische Prinzip nur monarchische Mißstände abgestellt wissen wollte; das war der Anlaß zum schiedlich-friedlichen Beschluß ihres Zusammenwirkens. In diesen Dingen war Langbehn unnachgiebig. Da er die zunehmende innere „Verpreußung" Reichsdeutschlands nicht mitmachen wollte und gerade auch im Königreich Sachsen reines deutsches Seelenleben schmerzlich entbehrte, drängte es ihn zu den von Preußen unbeeinflußten Deutschen hinüber. Schon seit seinem Besuch bei Peez 1890, noch mehr nachdem er 1891 zur Sommerzeit im Wiener Wald geweilt hatte, trug er sich mit dem Gedanken, nach Österreich überzusiedeln. Im Herbst dieses Jahres war er fest entschlossen dazu.

Um jene Zeit sprach man viel von der bekannten Rede Wilhelms II., worin dieser die mit dem neuen Kurs unzufriedenen Journalisten aufforderte, den Staub von den Pantoffeln zu schütteln und das Land zu verlassen. Als Langbehn nun mit einem Nachtzuge von Dresden nach Wien fuhr, sich's nach seiner Gewohnheit bequem machte und seine Hausschuhe herausholte, sagten zwei gegenübersitzende Wiener zu ihm: „Sie gehören wohl auch zu denen,

die den Staub von ihren Pantoffeln schütteln?" Er lächelte still und leugnete es nicht. Er hatte in seinem Herzen die Lostrennung vollzogen.

Diese sachlichen Scheidungen Langbehns geschahen absichtlich und freiwillig. Die persönlichen Trennungen gingen zum Teil daraus hervor, zum Teil erfolgten sie unfreiwillig, weil seine Umwelt, von sich aus Gegenstellung gegen den kühnen Kämpen nehmend, ihn Schlag um Schlag zurücktrieb.

Noch geringeren Widerhall als die „40 Lieder" fanden die „Schlußbemerkungen". Die Presse ließ sie links liegen. Wer hätte dem ganz allein stehenden Führer die gewünschten „Kriegskosten" auch anbieten, wer sich ihm im damaligen Deutschland zur Verfügung stellen sollen? Sein Gönner Seidlitz hatte das erstere nach dem Erfolg des Rembrandtbuches allerdings getan, sogar versichert, er wolle Langbehn zur Durchführung seiner Reformpläne Geld „in jeder Höhe" beschaffen. Doch dieser durfte nicht erfahren, woher es käme; deswegen lehnte er es ab. Ein badischer Staatsanwalt bot sich zum Helfer an; als er aber aus der Antwort des Rembrandtdeutschen vernahm, daß dieser zunächst ganz persönlichen Beistand im Hause brauche, erklärte er, für solch „präparative" Tätigkeit nicht dienen zu können.

Nach dem Erscheinen der 37. Auflage von „Rembrandt als Erzieher" hüllte sich die tonangebende Presse darüber in Schweigen. Man stempelte es nun als „Modeerscheinung" ab und ließ es fallen. Auch der Leipziger Verleger, der bisher Langbehns Anweisungen gefolgt war, versagte jetzt. Im Sommer 1891 gab er eine „fälschende Nachahmung", so sagte der Rembrandtdeutsche, seines Buches heraus. Sie erschien gleichfalls anonym, unter dem Titel „Katechismus der Moral und Politik", in gleicher Ausstattung, und machte den Eindruck, als ob sie von Langbehn stamme. Dieser erließ sofort eine gegen den Verlag Hirschfeld gerichtete öffentliche Erklärung, daß er nicht der Verfasser dieser Schrift sei. Darauf brach die Firma jeden Verkehr mit ihm ab, verweigerte die fernere Vermittlung von Briefen für ihn und — auf Grund einer Vertragsklausel, die dem Autor „als unverfänglich und bloße Formalität" hingestellt worden war — vom nächsten Jahre an jede Honorarzahlung. Dies hatte zur Folge, daß der Rembrandtdeutsche von da an bis zu seinem Lebensende ohne jeden Einfluß auf den Vertrieb seines Buches blieb[1].

Persönliche Widrigkeiten kamen hinzu. Langbehns zwanglose Art des Umgangs mit den Studenten Kiels war dort öfter verkannt und mißdeutet worden. Als die jungen Teutonen dann noch eine Karte von ihm aus Wörishofen erhielten, worin er mitteilte, daß er sich in die Behandlung des Pfarrers

[1] Zu Gunsten der Propaganda seines Werkes hatte Langbehn sich verpflichtet, künftige Bücher von sich in erster Linie dem Leipziger Verleger vorzulegen, im Fall einer Nichtannahme aber ihm ein Jahr nach der Ablehnung dreitausend Mark auszuzahlen. Hirschfeld lehnte nun — ob mit Recht war strittig — künftige Werke Langbehns von vornherein ab, rechnete die erwähnte Summe gegen die Honorarforderungen des Autors auf und strengte in dieser Sache auch noch einen Prozeß gegen ihn an. Nach mehrjährigem Hin und Her verlief alles im Sande, weil mit dem damaligen Leiter der Firma weder Langbehn noch ich als sein Vertreter ein Ergebnis erzielen konnten. Als im Jahre 1907 der Verlag in andere Hände überging, hörten die nichtigen Tribulationen, die nahezu in steckbriefliche Verfolgung ausarteten, sofort auf.

Kneipp begeben habe, war der Respekt vollends dahin. Im Sommer 1892 erklärte er „wegen Meinungsverschiedenheit mit dem Burschenkonvent in einer nicht persönlichen Angelegenheit" seinen Austritt aus der Teutonia. Er schrieb darüber an Professor Lamp: „Ursache meines Austritts ist das schlechte, ja unverschämte Betragen eines der jüngeren Leute gegen mich, das die andern nicht offiziell rügen wollten. Der Betreffende hat mein Vertrauen arg mißbraucht und mich finanziell geradezu ausgeplündert.... Mein Enthusiasmus hat mir wieder einmal einen kleinen Streich gespielt. Was die Teutonen überhaupt anbelangt, so machten sie mir ja damals — es war wohl ein guter Jahrgang — einen sehr günstigen Eindruck. Du erinnerst Dich wohl, daß ich sie für „reine Toren" erklärte. Jetzt ist die Torheit geblieben, und mit der Reinheit hapert es." Obwohl er den zunehmenden Einfluß übler Zeitströmungen auf die damaligen Studenten tief empfand, brach er jedoch nicht mit allen seinen studentischen Freunden.

Mancherorts schadeten seinem Ansehen auch die „40 Lieder", deren Mißachtung er der Mißachtung seiner Person gleichsetzte. Das hat er deutlich gegenüber Sophie Sömmerring bekundet. Auf ihren Wunsch empfing diese sein Liederbuch, dem er liebenswürdige Begleitworte beifügte. Sie aber gab ihm unverhüllt ihre Enttäuschung und Ablehnung kund. Darauf verteidigte Langbehn in gewohnter Weise seine Dichtungen eingehend und sprach die Hoffnung aus, die Dame werde nun ihr Urteil zurückziehen; sollte das jedoch wider Erwarten nicht der Fall sein, so sei es mit der Freundschaft aus: sie müsse sich hierin bescheiden. Das faßte die temperamentvolle Frau als Beleidigung auf und schrieb ihm ab. Nun bat Langbehn die „Verehrte Frau" — nicht mehr „Verehrte Freundin" — um Rücksendung seiner Briefe an sie. Nicht Mißtrauen, sondern andere Gründe bestimmten ihn zu dieser Bitte. Er hat sie auch sonst häufig vorgebracht, denn seine Briefe waren immer ein Stück seines Selbst, das er nicht umhergezeigt wissen wollte. Als daraufhin Frau Sömmerring dem „Geehrten Herrn" das Gewünschte „Achtungsvoll grüßend" zurücksandte, ließ er ihr durch die Druckerei Glöß schreiben, ihre Anrede und Unterschrift habe ihn in seiner Meinung, daß sie unbescheiden sei, nur bestärkt. So entrüstet die Dichterin dies aufgenommen und geschildert hat, so kühl äußerte Langbehn, im Hinblick auf diese und andere Begebenheiten, ein rein sachliches, entschiedenes Vorgehen werde von Frauen leicht als persönliche Beleidigung aufgefaßt. Übrigens ist er sehr selten schroff gegen eine Dame geworden. Fast alle vornehmen Frauen, denen er nahe trat, bewahrten ihm ein vorzugsweise gutes Andenken, wo nicht echte Verehrung. Selbst Sophie Sömmerring gestand im Alter, sie habe Langbehn immer noch gern behalten und sich später geärgert, ihm damals so abfällig über seine Lieder geschrieben zu haben.

Von zweifelhaftem Wert für die Wirkung des Rembrandtdeutschen war sein Bündnis mit dem draufgängerischen Bewer und dem antisemitischen Verleger Glöß. Weil jene beiden Männer ihn als führenden Geist anerkannten, ihm in seinem titanenhaften Kampf tatkräftig halfen, war diese Verbindung für ihn von Wert. Glöß besorgte den Vertrieb seiner bei ihm gedruckten Schriften

und seinen Briefverkehr mit dem Publikum so willfährig, daß Langbehn ihm weitgehendes Vertrauen schenkte. Jener studierte ihn gleichsam, um bei seiner schnellenden Geistesart — die sich übrigens um diese Zeit gegenüber allen Widerständen elementarer kundgab als je in seinem Leben — gut mit ihm auszukommen. Während des Prozesses wegen Anzeige der „40 Lieder" gegen Glöß wurde Langbehn eines Tages unvermutet persönlich vorgeladen. Er wollte jedoch weder das Verlangen der Richter, den merkwürdigen Rembrandtdeutschen in Augenschein zu nehmen, befriedigen, noch sich der nach Meinung des Verlegers tatsächlich vorliegenden Möglichkeit einer Verhaftung aussetzen. Deshalb entschloß er sich, es war im Frühjahr 1892, seinen längst bestehenden Plan der endgültigen Übersiedelung nach Wien stehenden Fußes auszuführen. In wenigen Stunden hatte er alle seine Habseligkeiten gepackt; spät abends brachte ihn Glöß durch den Großen Garten zur nächsten Bahnstation. Zum Dank für seine freundliche Hilfe überreichte ihm Langbehn beim Abschied eine weiße Lilie, — wie er denn überhaupt seine Gunst durch Blumengeschenke zu bezeugen liebte. Er blieb vorläufig mit dem Verleger noch in Verbindung und kam im folgenden Jahre vorübergehend wieder nach Dresden, um mit ihm geschäftlich zu verhandeln. Auch mit Bewer blieb er in der ersten Wiener Zeit noch in freundschaftlichem Briefwechsel, obwohl seine Bedenken gegen ihn zunahmen. Er sagte mir, es sei ihm aufgefallen, daß jener, der leidenschaftliche Rasseantisemit, öfter ein stark jüdisches Aussehen zeige; Bewer habe allerdings, als er es ihm offen vorhielt, jede jüdische Abstammung geleugnet. In Wien erfuhr Langbehn nun, daß Bewers Mutter einer israelitischen Prager Familie angehörte. Danach brach er für immer mit ihm und hat andere vor ihm gewarnt. Unter diesem Bruch hat Bewer sein Leben lang schwer gelitten. Ob er, der edle und fromme Züge aufwies, obwohl er in einer merkwürdigen Einzelstellung zwischen den Konfessionen verharrte, sich dem Rembrandtdeutschen gegenüber schwer verfehlt hat, wie dieser es darstellte, ob dessen „Hochmut", wie Bewer sagte, ungehörige Ansprüche an ihn stellte, — wir möchten darüber nicht aburteilen.

Nach vertraulichen Mitteilungen Langbehns über die Lösung seiner Beziehungen ließe sich mancherlei anführen, was seine Trennung im *Einzelnen* klar begründet, deren tiefere Berechtigung von seinem Standpunkte aus nachweist, aber dies würde Tote und Lebende belasten, und ich weiß nicht, ob allen Tatsachen, die er anführte, objektiv betrachtet soviel Gewicht zukommt, wie sein scharfes Urteil ihnen beimaß. Im *Ganzen* gesehen ist Langbehns Scheidung von seiner Umwelt, obwohl bedeutsame Ausnahmen vorliegen, so radikal, daß sie bei einem Durchschnittsmenschen unverständlich wäre. Glücklicherweise hat dieser ungewöhnliche Mensch seine Lebensgrundsätze vom Beginn seiner Bahn an bis zu ihrem Beschluß Freunden mündlich und schriftlich so deutlich dargelegt, daß sein Rückzug auf der ganzen Linie als naturgemäße Folge seiner Grundeinstellung klar erkennbar wird.

„*Reinliche Scheidung*" — war für Langbehn das Prinzip, mit dem sein Leben und sein Lebensberuf stand und fiel. Hinter allen seinen Los-

lösungen steht der eine große Leitgedanke der Reinerhaltung seiner Person und seiner Reform von jeder unlauteren Beimischung. „Sich unbefleckt bewahren durch Abwendung vom herrschenden Weltgeist" nennt Jakobus, der Apostel, im ersten Stück seines Briefes „einen reinen und makellosen Gottesdienst"; unser Reformator faßte seinen ebendahin gerichteten Drang 1892 in diese Worte: „Aus dem öden Jahrmarktstreiben der modernen Kultur in den stillen heiligen Tempel des deutschen Geistes zu flüchten, — das war das Bestreben des Rembrandtdeutschen." Er wollte — vor und nach Erscheinen seines Buches — durch Absonderung ausgesprochen sich selbst reformieren, um durch Reinerhaltung fähig zu werden, andere zu reformieren. Als er sich um 1892 vor seiner Übersiedelung nach Wien von einem Freunde verabschiedete, sagte er: „Ich tauche jetzt sieben Jahre unter." Und im Jahre 1899 legte er in folgender Ausführung eine Art Rechenschaft über seine langjährige völlige Zurückhaltung ab:

„Mein Wert, soweit ich einen habe, beruht nur auf meiner Persönlichkeit. Die Wurzel meines Wesens ist Reinlichkeit. Sie ist das punctum saliens in allem, was ich bin und will. Daraus erklärt sich alles, was etwa andern an mir unerklärlich scheint. Vorbedingung einer jeden Reform — und Reformator bin ich einmal — ist die unbedingte Reinlichkeit, will sagen die unbedingte Scheidung der Reinlichen, d. h. derer, die sich reinigen wollen, von den Unreinlichen, d. h. denen, die sich nicht reinigen wollen. Meines Erachtens kann diese Scheidung gar nicht scharf genug durchgeführt werden. Verschmierung, sittliche wie geistige, ist das Ende alles Lebens. Mein Schweigen während der letztvergangenen Jahre beruht teilweise auf Reinlichkeit, oder auch gänzlich....

Ich summierte oder subtrahierte immer entschieden. Das ist der Grund meiner geistigen Stärkung — und vieler Feindschaften, die ich mir zugezogen habe. Maulwurfspolitik, Vertuschungspolitik, Beschwichtigungspolitik war nie meine Sache."

Durch klare Ablösung von einer unreinen Masse wollte Langbehn den Keim zu einer reingesinnten edlen Minderheit legen. „Der Keim einer Sache", so urteilte er, „muß mathematisch genau ausstrahlen, sonst wird die ganze Sache schief um Meilen." Sonst ginge das Kristallinische, das die Neubildung brauche, verloren. Um den Grund zu einer kerngesunden Bildung zu legen, müsse er geistig und ethisch und sozial ganz reine Konturen ziehen, — wie es künstlerisch Palladio und sein Landsmann Carstens getan hätten. Reinheit der Struktur sei alles bei einem Bau, danach müsse er seinen Baustoff auswählen. Dabei sei der Keim, der hier gelegt werden solle, so zart, daß eine Berührung durch Unberufene seiner Schädigung gleichkomme. Um diese Sachlage einleuchtend zu machen, wies er auf eine bezeichnende Stelle in Goethes Gesprächen mit Eckermann hin: „Jenes ungestörte, unschuldige, nachtwandlerische Schaffen, wodurch allein etwas Großes gedeihen kann, ist gar nicht mehr möglich. Unsere Talente liegen alle auf dem Präsentierteller der Öffentlichkeit. Die täglich an fünfzig Orten erscheinenden kritischen Blätter und der dadurch im Publikum bewirkte Klatsch lassen nichts Gesundes

aufkommen. Wer sich heutzutage nicht ganz davon zurückhält und sich nicht mit Gewalt isoliert, ist verloren. Es kommt zwar durch das... Zeitungswesen eine Art Halbkultur in die Massen; allein dem hervorbringenden Talent ist es ein böser Nebel, ein fallendes Gift, das den Baum seiner Schöpfungskraft zerstört vom grünen Schmuck der Blätter bis in das tiefste Mark und die verborgenste Faser." Diese Gefahr und dieses Gift, fügte Langbehn bei, sei seitdem hundertmal ärger vorhanden, darum verlahme, verseuche, verkrüppele alles — in Deutschland wie anderswo, darum löse sich alles in „geistige Hurerei" auf. Ohne die verlorene „Keuschheit des Denkens" in der Stille zu pflegen, sei an Besserung nicht zu denken.

Diese und ähnliche Darlegungen erweisen den ausschlaggebenden Beweggrund für Langbehns Scheidungen zwar als hoch gegriffen, aber als rein, gesund, vernünftig. Mängel finden wir nicht aufseiten seines heroischen Zieles, wohl aber zuweilen bei der Wahl seiner Mittel. Es liegt allerdings auf der Hand, daß sein wurzeltiefer Gegensatz zu der die Gesamtheit fortreißenden Zeitströmung ohne eine gewisse Gewaltsamkeit des Vorgehens nicht durchzuführen war — wo Goethe schon in den idyllischen Zeiten vor hundert Jahren „Gewalt" des Schaffenden zu seiner Einkehr für notwendig hielt —, aber er hat seiner guten Sache durch die dabei bloßgelegten Scharten seiner Natur doch empfindlich geschadet. Zumal wenn er Achtung vor sich und seiner Mission vermißte, ging seine Hochherzigkeit leicht in ein verletzendes, stolzes Benehmen über. Dadurch verdunkelte er die höhere Moral, die er seiner Umgebung gegenüber vertrat, setzte sich in Einzelfällen ins Unrecht gegenüber einer loyalen bürgerlichen Verkehrsgewohnheit, erschwerte er das Verständnis seiner Lebenshaltung und seiner Absichten. Auch die edle Reserve, welche Anonymität doch auferlegt, hat er in heftigen Angriffen seiner „Schlußbemerkungen" mitunter überschritten. Wohl konnte er sehr sanftmütig handeln, und er meinte 1899, es entspreche durchaus seinem politischen Denken wie seinem persönlichen Empfinden, daß „Sanftmut die beste Politik" sei, aber er wäre dieser Erkenntnis leider nicht immer gefolgt. Während die meisten Menschen durch wahllose „Kollegialität" ausarten — ihm schien das ein Hauptübel der Zeit zu sein —, ging er zu weit nach der entgegengesetzten Seite, zum Teil aus ungebändigter Leidenschaftlichkeit, zum Teil aus irriger Auffassung. So hielt er die Tugendhaftigkeit, den Grad der Vollkommenheit bei Mitmenschen, nicht die in jeder Seele ruhende Weihe und Gottähnlichkeit, für das ausschlaggebende Prinzip der Nächstenliebe auf Erden und sich daher für berechtigt, Freundschaften ohne weiteres aufzulösen, wenn er bei Freunden Charakterfehler wahrnahm. Infolgedessen fehlte bei seiner Lösung von Beziehungen nie der edle moralische Affekt, aber er verletzte dabei oft ganz empfindlich die Liebe wie die Dankbarkeit wie die Achtung vor der anders gearteten Persönlichkeit. Dadurch hat er schweres Ärgernis gegeben, tiefes Weh in Menschenherzen gesenkt.

Doch jetzt gilt es zu melden, wie Langbehns abgeschiedenes Leben tatsächlich verlief. War seine Zurückgezogenheit vor 1890 auch sonderlingartig erschienen,

damals war sie nicht weiter aufgefallen. Aber nachdem er berühmt geworden war, traten für ihre Fortführung ernste Schwierigkeiten auf. Nun heftete sich Neugier und Nachforschung aus ganz Deutschland an seine Sohlen. Wer und wo ist der Rembrandtdeutsche? Wie lebt er? was treibt er? Sein Name hatte sich bald herumgesprochen. Als er in einer großen Stadt ein paar Mal bei einer Familie eingekehrt war, wurde dieser fast das Haus gestürmt, als man hörte, daß er dorthin komme. Auf der Dresdener Staatsbibliothek hielt man Nachfrage, welche Bücher er dort benutzt habe; auf der Münchener Universität forschte man, welche Vorlesungen er als Student besucht habe; bei Buchhändlern fragte man, ob er seine Rechnungen bezahlt habe und wieviel er noch schuldig sei usw. Das Schnüffeln und Klatschen, das ihn verfolgte, war ihm in tiefster Seele zuwider. Es trieb ihn zu Gegenmaßregeln, die ihn noch auffallender und geheimnisvoller erscheinen ließen. Um seinen Briefwechsel von den Hausleuten nicht durchstöbern zu lassen, um daheim ungestört zu sein, gab er lange Zeit hindurch als seine Adresse „Dresden, hauptpostlagernd" an. Auch auf Reisen holte er seine Korrespondenz regelmäßig auf der Post ab. Er erreichte mit diesen und ähnlichen an sich belanglosen Mitteln seinen Zweck, der Beobachtung zu entgehen, ganz gut, erntete jedoch das Odium, ein krankhaft scheuer, halb verrückter Mensch zu sein. Stellenweis wurde er auch als eine Art Industrieritter, sein Buch als Marktschreierei hingestellt. Er meinte, das sei ein Auskunftsmittel solcher, die sich sachlich keinen Rat wüßten, oder gar heuchlerisch einen wohlerkannten Wert hinabdrücken wollten. Teilweise kam es freilich daher, daß manche seiner harmlosen Schutzmaßnahmen eine verzweifelte äußere Ähnlichkeit mit dem Verfahren zweifelhafter Subjekte aufwiesen, ihr Dasein im Dunkel zu halten. Die Welt wußte nicht, oder wollte nicht wissen, daß sein Klausnertum nicht aus niedrigen, sondern aus hohen Motiven erfloß.

Langbehn war durchaus nicht menschenfeindlich, aber von seiner Anlage wie von seinen Zwecken gleichmäßig angetrieben, hielt er überaus wählerisch auf reine Auslese im Umgang und in der Einzelfreundschaft. Er äußerte einmal zu Hans Thoma, nicht nur mit ihm möchte er allein zu tun haben, mit jedem Menschen, mit dem er zu tun haben wolle oder könne, sei es gerade so; man könne nur in ein Paar Augen zu gleicher Zeit sehen. Menschen tiefer Mitempfindung suchte er bis an den Tod. Vor hundert Jahren, meinte er, da gab es doch noch schöngeistige Zirkel in Deutschland, in denen Geist, Grazie, Reinheit, Vornehmheit, Frische, Natürlichkeit blühte, — wo sie jetzt finden? Er beklagte tief, daß Erfahrung vieler Jahre ihn, den Frohgeselligen, dazu geführt habe „wie eine Auster" zu leben, ihm ein geschlossenes System von Maßregeln zur Sicherung seiner Lebens- und Schaffensruhe aufgezwungen habe.

Als ich in Langbehns Leben eintrat, gewährte er mir ohne Umstände vollen Einblick in seine fertig vorliegende Lebensmethode. Ich fand sie klug erdacht, und in ihren Hauptzügen erschien sie mir für seine hier geschilderte Ausnahmestellung ein Gebot der Notwendigkeit. Ich wußte ihm wirklich nur einzelne Besserungen und Milderungen anzuraten, z. B. die auffallende „post-

lagernde" Adresse möglichst zu meiden, manches lieber hingehen zu lassen, als dagegen einzuschreiten, und dergleichen mehr. Ich habe ihm weder eine Grundänderung seiner Lebensführung jemals vorgeschlagen noch ihn zum Hervortreten ermuntert. Für diese Seele in dieser Zeit, wo war da Erfolg zu hoffen? Ich suchte nur zu befördern, daß er im verborgenen sein Korn sammeln und es still in die Erde säen konnte. Zum Praktiker im öffentlichen Leben fehlte ihm außer der dicken Haut auch die Durchschulung eines in der Gesellschaft verankerten bürgerlichen Berufslebens. In alten Zeiten, wo bei aristokratischer Gliederung des Volkes die Masse sich beugte vor dem überragenden Mann, wäre diese überentschiedene autistische Persönlichkeit vermutlich ein großer Volksführer geworden, — in der Neuzeit mit ihrer Demokratisierung nach der guten wie nach der schlechten Seite erschien sie wenig geeignet, ihre hohe Ideenwelt selbst in die Volksmasse zu tragen. Der Gegensatz war zu groß, die Übergänge fehlten. Versuchte Langbehn zeitweilig, seine Persönlichkeit unverhüllt in die Gegenwart hineinzusetzen, so ward er doppelt auf seine Adamsnatur zurückgetrieben.

Dieser Mann, der sich von innen nach außen konstruierte, wurde ungewollt zu einer auffallend fremden Erscheinung auf dem Korso der modernen Welt, um wieviel auffallender erst dort, wo man erfuhr: Das ist der Rembrandtdeutsche! Nicht unrichtig nannte er sich „einen Griechen unter seidenumrauschten Chinesen"; diesen fehle außer der Liebe auch die Grazie, eine Natur wie die seine zu dulden und zu verstehen. Er sagte einmal: „Ich falle gerade dadurch auf, daß ich mich völlig einfach, natürlich, ungeschminkt, wenn man will huronenhaft, benehme, und auch in meiner äußern Gestalt, meinen Bedürfnissen, jeder meiner Bewegungen so wirke, — was in den tausendfachen Fexereien und Barbareien des täglichen Lebens der heutigen Deutschen, einerlei ob in Groß- oder Kleinstadt, gar nicht paßt." Dabei war er keineswegs „verbittert". Als wir im Herbst 1891 bei Hamburg, ein Jahr später in Marienbad und Dresden, wo ich ihn sehr freundlich mit Glöß verhandeln sah, zusammen waren, sprach er wenig von seinen üblen Erfahrungen, aber frisch und fröhlich von seinen großen Problemen wie von seinen kleinen Freuden.

Ich fand ihn seiner überaus schwierigen Lage geistig vollauf gewachsen. Seine Haltung gegen das Spießbürgertum faßte er mit Goethe in die Worte: „Lessing haben sie's Ende verbittert — Mir sollen sie's nicht!" Gegen Hohn und Spott in Schriften und Zeitungen war er ziemlich gleichgültig. Es schmerzte ihn allerdings, als selbst der Dichter Wilhelm Jordan ihn in einem Poem öffentlich als „Rembrandtfasler" und als „dreisten Charlatan" brandmarkte. Auch tat es ihm weh, gerade da, wo er Wohltaten erwiesen hatte, verkannt und verleumdet worden zu sein. Doch er besiegte sein Schicksal, — bald durch Zurückhaltung, bald durch Humor, bald durch kraftvolles Auftreten, das für den Augenblick fast immer seine Wirkung tat. Mitunter freilich fühlte er sich der Natur der Sache nach hilflos gegenüber all den Widerwärtigkeiten, die er erdulden mußte. „Winkelried zählte die Speere nicht, die er in seine Brust drückte; so habe auch ich", sagte er, „die Gemeinheiten nicht gezählt,

die mir auf meinem Wege von Menschen widerfahren sind." Als Antwort auf allerlei Schmähungen, gegenüber denen er sich nicht Rat wußte, ließ er 1893 durch mich in die Leipziger Illustrierte Zeitung vornean als Inserat einrücken:

„Wer zu Gemeinheiten schweigt, gibt sie nicht zu.

Der Rembrandtdeutsche."

Hat Langbehn seine Absonderung auch etwas zu radikal betätigt, ihre Schattenseiten, wie sie die Welt sah, wurden weit überwogen durch ihre Lichtseiten: Er hat dadurch in der Tat die Basis gewonnen, um unbeirrt durch „Rücksichten und Verhältnisse" seine Ideenkreise weiter auszubauen. Er ist dadurch all den Nichtigkeiten und Förmlichkeiten heutiger Oberflächenkultur entgangen. Er hat dadurch seine Armut und Anspruchslosigkeit vor Verhöhnung geschützt. Er hat sich dadurch große Freiheit, Beweglichkeit, Frische, ja Lieblichkeit des Geistes und Aufnahmefähigkeit für alles Edle erhalten. Er hat seine Psyche dadurch vor tausend Störungen bewahrt und sich so selbsttätig dem tragischen Schicksal ihm verwandter Naturen — die ins Irrenhaus wanderten, vor Gram starben oder ihr Leben selbst endeten — zu entziehen gewußt. Er hat dadurch das brennende Problem: „Wie soll sich der genial veranlagte Mensch gegenüber dem Unverständnis der Mitwelt verhalten?" für seinen Fall gelöst. Er hat dadurch sein Innerstes vor Entweihung gehütet — und dem Ewigen nachgelebt.

Einst waren Großgestalten, die ihr Leben in entschlossener Abwendung von der Korruption den höchsten Fragen der Menschheit weihten, die hellsichtig in die Zukunft schauten und verborgen an ihr bauten, eine stehende Erscheinung, heute sind sie weiße Raben. Gerade diejenige Zeit, welche die überragenden konstruktiven Geister — einen Kleist, einen Friedrich List, einen Langbehn — am nötigsten braucht, erkennt sie bei ihren Lebzeiten am schwersten. Und wie wenige sind leider geneigt, an solchen dem Volksganzen unentbehrlichen Erneuerern auch die Temperamentsteigerungen, die bei ihrer Anlage und sozialen Kampfstellung fast naturgegeben sind, mit in den Kauf zu nehmen. Bei allen Sonderlichkeiten und Schroffheiten, die wir an Langbehn wahrnehmen, darf nie vergessen werden: es sind Auserlesene der Nation, die sich aus der Tiefenwelt entfernen, um ungestört die Güter der Seele zu pflegen, um mit der in Abgeschiedenheit erlangten Sammlung und dort unternommenen Geistesarbeit neubildend auf ihr Volk zurückwirken und es so seiner höchsten Bestimmung entgegen zu führen. Zutreffend hat Kretschmer darauf hingewiesen, daß die reinen Idealisten und Moralisten durch das einfache Aussprechen der Gedanken monumentale Tatwirkungen zu erzielen vermögen, die an Größe und Dauer die geschichtlichen Leistungen praktischer Rechner vom Schlage eines Erasmus, Voltaire, Metternich weit überragen: „Das autistische Denken wird hier zum starkwirkenden Ferment bei der Umsetzung einer historischen Realität in eine andere."

Den Ausblick auf ein späteres öffentliches Auftreten hat Langbehn übrigens nie unterlassen. Er war bereit, gegebenenfalls seine natürliche Scheu vor der

Öffentlichkeit beiseite zu setzen, um auch das Heiligste seines Herzens laut zu verkünden. Tatsächlich blieb der berühmte Erzieher von 1893 an bis zu seinem Tode für die Welt verschollen. Von diesem Zeitraum gilt es jetzt, Bericht zu geben. Er war verborgener, doch unermüdlicher Geistestätigkeit gewidmet. Galt die erste Hälfte mehr der innern Bewältigung der größten Lebensprobleme, so die zweite mehr der Lösung ganz bestimmter künstlerischer und religiöser Aufgaben, welche Vaterland und Zeit vor ihn hinstellten.

11. Stab Wehe.

Man glaubt ja doch nicht der Kassandra, — ehe nicht Troja brennt! L. 1901.

Als Langbehn sich in Österreichs lindere Luft zurückzog, wollte er zuerst die von ihm begonnene deutsche Bildungsreform keineswegs aufgeben. Er blieb mit Bothmer und andern Freunden in Verbindung; er sandte von dort seine geharnischten „Schlußbemerkungen" hinaus. Es war seine Absicht, „auf das Rembrandtbuch — welches Individualität, Freiheit, Charakter auf geistigem und künstlerischem Gebiet fordert und verherrlicht — ein zweites Werk folgen zu lassen, das die selbstverständliche Ergänzung dazu: Stil, Gebundenheit, Maß auf demselben Gebiet fordern und verherrlichen sollte". „Ich dachte", sagte er, „dabei einen Griechen (wie Polyklet, Sophokles, Pindar) als Paradigma zu nehmen. Es hatte sich darum gehandelt, die gegenseitige Zusammengehörigkeit von Individualität und Stil — auf geistig-schöpferischem Gebiet — aufzuweisen." Diese Absicht gab er wegen der „Unempfänglichkeit der Deutschen" auf. Auch lehnte er ab, eine Zeitschrift zu gründen, um darum seine Gesinnungsgenossen zu gruppieren, wie ich ihm anfangs unserer Bekanntschaft vorschlug; denn ein Zusammenschluß in seinem Sinne ließe sich nur auf Erde, auf originale bodenständige Mannschaft, gründen. Um das Deutschtum in seiner Wurzelkraft zu stärken, plante er ein Werk über arisches Volkstum, im Anschluß an altfriesische Urkunden wie an seine eigenen Entdeckungen auf dem Gebiete der Stammeskunde, worüber er außer mit Peez und dem Franzosen de Lapouge mit mehreren deutschen Rassen- und Sprachforschern, ich meine mit Otto Ammon und Kurt Abel, verhandelt und in Holland wie Nordfriesland Studien gemacht hat. Es sollte heißen: „Adam und Eva."

Allmählich stand er ab von solchen dem Rembrandtbuch verwandten Mitteln. Sie schienen ihm zu schwach gegenüber dem vordringenden Brutalismus der Zeit. Im Lauf der Neunziger Jahre fragte er sich öfter: Soll ich meine deutsche Bildungsreform ganz aufgeben? Soll ich sie fortsetzen? Und ich sah, wie der deutsche Volksherold sich langsam wandelte in den stillen Wächter, der von hoher Turmwarte aus unablässig hinauslugte, wieweit die Nacht vorgeschritten. Ich sah den Seher erwachsen, der über Reichsdeutschland und die gesamte Zeitenverderbnis den Stab Wehe zu schwingen begann.

War Langbehn ein Prophet? Nicht in dem Sinne, daß er von Gott eine übernatürlich unfehlbare Erleuchtung über Verborgenes und Zukünftiges

gehabt hätte. Wohl aber hatte er die Gabe der natürlichen Prophetie: scharf- und hellsichtig sah er den Zeiterscheinungen auf den Grund, sein Geist verknüpfte sie. Er kannte die schleichenden Übel, erschaute und kündete ihre Wirkung im voraus, wo fast alle andern stumpf und sorglos daran vorübergingen. Und auch das war ihm eigen vom Propheten, daß er, ganz unbekümmert um sich selbst, die Wahrheit sagte, sie aussprach und die letzten Schlüsse daraus zog. „Sofern ich die Wahrheit liebe und sage, halte ich mich und gehöre ich zu den Propheten", sagte er. In frohen Dingen unglaublich froh, wurde er in ernsten unglaublich ernst; da war er kein Kind mehr, sondern schnellte zu Riesengröße empor, als mahnender, strafender Richter der Zeit. Die Kraft, die Zeichen der Gegenwart auf die Zukunft zu deuten, die wir in seinem früheren Leben bereits auftauchen sahen, nahm in späteren Jahren andauernd zu. Nicht immer traf er das Rechte, ging oftmals zu weit, aber die großen Linien seiner Fernschau künden erschütternde Wahrheit. „Die minderen Klassen", sagte er 1892 in seinen Schlußbemerkungen, „werden bei uns täglich frecher und die höheren täglich verlogener. Wie wird das enden? Mit einer Revolution oder Reformation. Die niederen Klassen wollen eine Revolution und werden sie bekommen, wenn die höheren Klassen eine Reformation nicht wollen. Danach richte man sich." Und ebendort betonte er: „Viele Anzeichen im heutigen Deutschland erinnern an die Zustände unmittelbar vor der französischen Revolution. Der täglich zunehmende Niedergang des Bauernstandes; die täglich abnehmende Ehrlichkeit in Handel und Wandel; die Genußsucht der höheren Klassen sowie einzelner Offizierskreise; der Hochmut und die Unwahrhaftigkeit der Gelehrten; die stellenweis völlige Verzweiflung der minderen Klassen.... alles das zeigt, wie völlig unterhöhlt der Boden bei uns ist."

Mit Freund Bothmer, der das rasche Sinken des gesellschaftlichen und sittlichen Niveaus des preußischen Richterstandes öffentlich gebrandmarkt hat, sprach er sich offen über den reichsdeutschen Niedergang aus. Ihm schrieb er noch von Dresden aus: „Ich setze meine Hoffnung auf die nächste oder nächstfolgende Generation; die jetzige ist allzusehr in Dummheit und Gemeinheit versunken. Deutsche Ehrlichkeit und deutsche Bescheidenheit muß man jetzt mit der Laterne suchen."

Offen schüttete er ebenfalls sein Herz aus gegenüber dem alten Jörg: „Das heutige Deutschland ist, wie jeder nur halbwegs scharfe Beobachter weiß, einer täglich zunehmenden innern Fäulnis verfallen. Dieser letzteren entgegenzuwirken, fühle ich weder Neigung noch Beruf in mir. Gewisse geschichtliche Prozesse sind in sich nicht aufzuhalten. Und in einem Sumpfe zu fischen, war niemals meine Art. Mag sich also der verdiente Fluch ruhig vollenden" (1896).

„Augenblicklich könnten es doch nur Kassandrarufe sein, die ich hören ließe; und die werden bekanntlich nie beachtet. Ich sehe das deutsche Volk auf einer schiefen Ebene, und kann sein Gleiten nicht aufhalten; wie arg es damit ist, erfahren Sie auf Ihrer stillen Burg wohl nur annähernd. Nach meiner Ansicht... liegt in allen Gesellschaftsklassen der moralische Bankerott vor. Aus-

nahmen davon bestätigen nur die Regel.... Das heutige Deutsche Reich gleicht den übertünchten Gräbern des Evangeliums" (1899).

Den sogenannten „Alldeutschen" mit ihren verstiegenen Machtansprüchen für Hohenzollern- und Wotangeist, wollte er das Recht, diesen Namen zu führen, nicht zubilligen. Auch in Bismarcks Gestalt und Tat sah er keinen genügenden Halt mehr für Deutschlands Gesamtentwickelung. Er prüfte seine ganze Wirksamkeit nach und fand ihn nun nicht mehr so edel und heldenhaft, wie vordem in einem „gewissen jugendlichen Enthusiasmus". Bei weiterem Abstand sah er mehr den klugen Gründer, den starken „Russen" in ihm, der aber gegenüber Siegfriedsgeist und rein moralischer Wertung stumpf erschien. Die „höfische Komödie", die er während seiner Verbannung aufführte, und anderes, was er damals tat, mißfiel ihm gänzlich. Dreiviertel Jahre vor Bismarcks Tod eröffnete und begründete er ihm in einem längeren Schreiben, daß und warum er von ihm abgerückt sei. Das hinderte ihn allerdings nicht, den „Mann aus dem Ganzen" zeitlebens hoch zu schätzen; er wies öfter auf die „große Leere" hin, die er hinterlassen habe, und zog ihn Wilhelm II. unbedingt vor.

In diesem hätten seine reichsdeutschen Zeitgenossen, meinte er, einen ihrem eigenen Durchschnittscharakter völlig entsprechenden Kaiser, dessen unglücklich veranlagter Mischtypus, genährt von den unguten Trieben der Zeit, den derzeitigen Abbau des feinen, des adeligen deutschen Geistes besiegelt habe. Nachdem er seine Regierungsweise und sein Gebaren ein paar Jahre lang beobachtet hatte, zählte er ihn zu jenen Nepoten, die das Erbe ihres Herrscherhauses vergeuden und durch Handlungen voll Willkür die Leibgarde ihres Staates selber auflösen. Wie bekannt geworden, hätte ja Wilhelm II. bald nach Regierungsbeginn gesagt: „Ich will meinen Willen durchsetzen und wenn Deutschland darüber zu Grunde ginge." Diese Herrschrichtung sah er in seinem: „Pardon wird nicht gegeben", in seiner „schauspielerischen Eitelkeit", in all den Majestätsbeleidigungsprozessen, in den „vielen offiziellen Geschichtsfälschungen", in seiner „Gleisnerei gegenüber katholischen Geistlichen", kurz in seinem Gesamtauftreten weiterwirken. Durch sein vordringlich ordinäres Benehmen, durch sein Zotenreißen im Verein mit seinen Schiffspredigten mache er die höchste Herrscherwürde des Deutschen Reiches vor aller Welt verächtlich. Im November 1900 schrieb Langbehn:

„Heute lese ich, daß der Kaiser abgelehnt hat, und zwar in beleidigendster höhnischer Weise, den Präsidenten Krüger zu empfangen, — einen redlichen, frommen, tapferen Mann.

Als Krüger das vorige Mal in Berlin war — und damals von Bismarck wie Wilhelm I. stark kajoliert wurde —, aß ich zu Mittag bei dem Generaldirektor der preußischen Museen, Schöne. Ich sprach meine Freude über den Empfang der Buren aus. ‚Ja sie sollen gut behandelt werden', äußerte Schöne korrigierend und vielsagend. Oft habe ich mir seitdem diesen Ausspruch wiederholt. Er kennzeichnet denkbarst die Seelen-, Skrupel- und Morallosigkeit des Preußentums. ‚Er soll gut behandelt werden; er soll schlecht behandelt werden', wird als Parole ausgegeben. Von Recht

und Ehre und Gewissen ist keine Rede. Es gilt nur der Vorteil. Suum cuique — rapit.

Gleichzeitig mit obiger Mitteilung liest man, daß Wilhelm II. vor einigen Tagen auf der Jagd, an einem Vormittag 750 Stück Wild erlegte!... Es waren richtiger 751 Stück Wild, denn das edelste, Krüger, — ist bei dieser Aufzeichnung vergessen worden. Fluch über solche Zustände!

Kennen Sie irgend einen deutschen „Gebildeten", der dieser Persönlichkeit, die jetzt Deutschland radikal beherrscht, kräftig und ernstlich opponiert? Ich nicht. Und können Sie die Tragweite hievon einsehen? Ich wohl. Das Volk wird demoralisiert und brutalisiert, soweit es dies nicht schon ist."

Aufs schärfste verurteilte Langbehn das entsetzliche Vorgehen der Engländer gegen die Burenrepublik; aber er meinte, nur die Rückendeckung, die ihnen dabei Wilhelm II. geboten, habe es ihnen ermöglicht. Dazu rufe dann dieser, mit frommen Augenaufschlag und theatralischer Pose, sein „Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter". „Auch an Etzels Hof", meinte er ein ander Mal, „dienten deutsche Helden", aber er diene dort nicht, denn solches Dienen führe nie zu Gutem; einmal käme das Blutgericht. Im Jahre 1900 schrieb er:

„Auf den Voltairekultus und Joseph II. folgte der Zusammenbruch des Heiligen Römischen Reiches; auf den Zolakultus und Wilhelm II. folgt zweifellos etwas Ähnliches. Für jeden faulen Apfel kommt der Tag, wo er berstet."

Wohl führte die Entrüstung den zürnenden Rembrandtdeutschen manchmal zu maßloser Schärfe, stets war aber sein Urteil auf exakte, nahezu tägliche Beobachtung gebaut und fest in Tatsachenkenntnis verankert[1]. Als er im Jahre 1900 monatelang in Berlin weilte, schrieb er von dort, jedesmal wenn er wieder dorthin komme, sei es schlimmer als das letzte Mal; die geistige, sittliche und leibliche Verkommenheit der dortigen gebildeten Klassen übersteige alles. Zwei Jahre später meldete er aus der Reichshauptstadt, sie amerikanisiere sich täglich mehr, es sei eigentlich nur noch eine Vorstadt von New-York — „mit etwas höfisch-militärischem Lack darüber." Wer auf das Einfache, Natürliche, Menschliche gehe — vom Religiösen rede er nicht einmal —, der sei verraten und verkauft. „Man kann gewissermaßen nur existieren, indem man sich totstellt, d. h. sich völlig laut- und tonlos verhält. Diese Politik befolge ich vorläufig und vielleicht immer." Ein anderes Mal berichtete er von dem Verfall der Herzensgeradheit und Herzensfreudigkeit, den „die preußische Knute und die preußische Großmannssucht" bewirkt hätten, um dann fortzufahren: „Deutschland wird zwischen Amerika und Rußland langsam zermalmt.... Jeder Geschichtskundige muß bestätigen, daß eine Fäulnis wie die heutige noch nicht da war. Babylon und Kaiserrom sind geschlagen. Wie die ägyptischen Einsiedler wirklich, muß man jetzt geistig in die Wüste gehen — und Gott leben. Darin besteht meine ganze „Politik" (1900).

[1] Langbehn fällte seine Urteile über geschichtliche Persönlichkeiten als Typen. Das Schlußurteil über die Seelen als solche und den Grad ihrer persönlichen Verschuldung wollte er Gott anheimgestellt wissen. Ohne in eine Kritik einzugehen, übergeben wir das Urteil Langbehns, dieses durchaus kulturkonservativen Geistes, über Wilhelm II. und seine Zeit den Historikern zur Nachprüfung.

Bestehen könne das Deutsche Reich nur, meinte Langbehn um die Jahrhundertwende, weil seine Nachbarn innerlich ebenso und äußerlich noch verfaulter seien. Bezüglich Rußland brauche er das nicht zu erweisen; die Verderbnis in Frankreich, Italien, Österreich aber kenne er aus langer Erfahrung.

Im letzten Winter seines Lebens, als es von 1906 auf 1907 ging, drängte es Langbehn, öffentlich zu bekunden, wie ungünstig er von der damaligen Entwicklung des Deutschen Reiches dachte. In eine von uns gemeinsam verfaßte, von mir herauszugebende Abhandlung über deutsche Kunsterneuerung, deren Vollendung sein Tod vereitelt hat, wollte er ein größeres Zitat, als namentlich von ihm stammend, einfügen. Seinem dafür niedergeschriebenen Entwurf sind folgende — von mir aneinandergereihte — Sätze entnommen:

„Ich für meine Person halte von den heutigen Deutschen nicht viel. Denn sie haben sich durchweg in Talmideutsche verwandelt. Ihre geschäftliche Tüchtigkeit wird nur allzuoft auf Kosten des Charakters gewonnen. Ihre Bildung wurzelt im Kopfe, nicht im Herzen. Ihr Heimatgeist verliert sich schneller, als man ihn anfachen kann. Das jetzt speziell sogenannte deutsche Volk verwandelt sich, unter dem Einfluß der neueren politischen, sozialen, industriellen usw. Strömungen in eine Kautschukmasse von unbestimmter Kohärenz. Hierzu kommt der offen angestrebte und teilweis schon erreichte Verfall des Familienlebens. An Stelle des einstigen deutschen Idealismus ist ein weit verbreitetes Augurentum in Kunst, Geschäft, Politik, Sittlichkeit getreten. Heeresdienst, Hochschule, Lehrzeit sind für den heutigen jungen Menschen vielfach eine Schule der Gemeinheit: corrumpere et corrumpi saeculum vocatur. Eine deutsche Jugend im früheren Sinne gibt's nicht mehr; die jetzige junge Generation ist blasiert, altklug, kennt weder Frische noch Pietät. Das Geld ist bei neun Zehntel der heutigen Deutschen der Maßstab für die Beurteilung des Menschen geworden. Unter ihnen nimmt stetig die Menschensorte zu, die äußerste Gerissenheit in den kleinen mit äußerster Borniertheit in den großen Fragen des Lebens verbindet.

Der heutige landläufige Deutsche, ein wahrer Hans im Unglück, nimmt ständig an Geld zu, an Behagen ab. Man spricht fort und fort von der Macht des deutschen Volkes, aber fast nie von dessen Glück und Zufriedenheit. Kein Wunder, daß es nicht mehr lacht und singt.

Das Volk in Deutschland singt nicht mehr, o weh!
Wo käm' die Lust zum Singen her? o weh!

Die Hand ist ihm zerschunden, o weh!
Die Fröhlichkeit verschwunden, o weh!

Dem Manne schlägt so laut sein Herz, o weh!
Es seufzt die Frau in stummem Schmerz, o weh!

Die Kinder, die Kinder, sie rufen leis: o weh![1]

[1] Dies Lied mit der Überschrift „O weh!", das an die Zeit von 1920 gemahnt, hat Langbehn im Jahre 1900 gedichtet.

Ästhetentum, Hurrapatriotismus, Fingotum der äußern wie innern Politik können den früheren Idealismus nicht ersetzen. Man feierte geschwätzig Schillers und Rembrandts Jubiläum (1905 und 1906), aber wer behauptet heute, wie jene, kompromißlos seinen Charakter? Diese Männer kann man an den Fingern herzählen. Darin liegt die rechtskräftige Verurteilung unserer kulturfüchtigen Gegenwart. Die Masse der Kärrner, die schöne Parole tut's nicht.

Man arbeitet mit allen möglichen politischen usw. Programmen; aber für das allein Wertvolle im Leben, für Charakteradel, hat man weder Bedarf noch Verständnis. Man schwärmt gegenwärtig theoretisch mehr als je für Persönlichkeit und leistet sie praktisch weniger als je. Man schwindelt mit diesem Arkanum. Das Kulturniveau sinkt infolgedessen, trotzdem man krampfhaft das Gegenteil behauptet. Unsere Zeit ahnt nicht mehr, was stille Größe, Schlichtheit des Fühlens ist. Vulgäre Dicktuerei tritt an die Stelle des einstigen edlen Bescheidens; der raffinierte Ästhet, der rüde Amerikanist sind diesem gleich fern. Leibl erklärte Bescheidenheit für die höchste menschliche und künstlerische Eigenschaft; wenig fehlt, daß man sie heutzutage für die niedrigste hält. Sie gilt fast für ein Laster. Gehetztheit, Geschwollenheit charakterisieren die jetzige Zeit wie den jetzigen Deutschen. Dieser Bovist wird einmal platzen. Man kann's ruhig abwarten.

...Wo die Pietät fort ist, da ist alles fort. Deutschland war noch nie so arm an großen Männern und bedeutenden Charakteren wie jetzt. Gewimmel von Erdflöhen, nach Nietzsche. Lasse man sie hüpfen! Ein fröhliches Herz bekümmert sich um sie nicht; es ist mehr wert als irgend eine wahre oder falsche Kultur. Die Deutschen besitzen das Juwel der Juwelen nicht mehr.

Es gibt aber noch Räume, wohin der Schmauch nicht dringt. Dort wird das Palladium aufbewahrt, von dem die Zischler, Späher, Schmunzler nichts wissen. Sie merken die geistige Oberschicht nicht, weil sie stets nach unten schielen. Bezeichnend ist dabei, daß die Inferioren sich nachträglich immer auf die Superioren berufen; die Pharisäer leben von den Propheten. Erstere wissen das und leugnen es; daher die ewige Feindschaft zwischen beiden.

Jedenfalls sind Männer wie Stein, Carlyle, Dahlmann, die auf Charakter drangen, dem Volke nötiger als alle ästhetischen Neuerer. Die Verblendung, umgekehrt zu meinen, wird sich schwer rächen. Der Parvenugeist der heutigen Deutschen, der Triumph der Halbbildung zeigt sich am stärksten in den modernen Kunsttheorien; diese sind aus Unkenntnis geschichtlicher Entwicklung, aus Verständnislosigkeit für tiefere geistige Interessen erwachsen und können darum zu nichts führen. Kulturverfeinerung, auf Charakterlosigkeit und Schlimmeres gegründet, führt nach Capua, Jena. Was ist ein Mann ohne Charakter, ein Weib ohne Scham? Nur Kulturkot; aus dem läßt sich nichts formen. Aller Schönheitskult, Schönheitsdusel ist dem gegenüber umsonst. Die, denen dergleichen imponiert, sind zu bedauern; sie halten sich für vorgeschritten und sind verschroben.

Es lohnt sich nicht, den Deutschen große Gedanken, Direktiven zu geben; sie können sie, wie die Dinge liegen, nur verhunzen. Ihr jetziger materieller

Reichtum steigert nur die weitverbreitete Herzlosigkeit, Üppigkeit und erstickt die Geisteskraft. Eine Entfettungskur, nach Art der Schwedenzeit, Franzosenzeit würde einmal wieder guttun. Bachs, Goethes hoher Flug aus dürrem Neste wird solcher Zeit verdankt. Not tut den Deutschen not. Die könnte ihnen möglicherweise Charakter, Frohsinn, Bescheidenheit zurückgeben, auch gegen ihren Willen. Hochmut kommt vor, Bescheidenheit nach dem Fall. Die Deutschen können nicht zur Vernunft kommen, ehe sie gehörig auf die Nase gefallen sind. Ihnen jene früher predigen zu wollen, wäre lächerlich.

Eine Besserung der deutschen Zustände ist nur möglich, wenn alles auf Charakterbildung gegründet, nicht aber auf Züchtung von Brutalität, Fachsimpelei, Parteigeist zugeschnitten wird: also Wissenschaft, Kunst, Religion, Politik, Erziehung, kurz alles, alles. Das ist die Pointe des weltgeschichtlichen Berufes der Deutschen."

Im Lichte dieser Auffassung Langbehns erscheinen die ersten Jahre des deutschen Kampfesmutes im Weltkrieg als ein letztes heldisches Aufflackern der neudeutschen Kaiserzeit, die er wegen innerer Zerbröckelung im Staate *schon vorher dem Untergang geweiht* sah. Bereits 1899 hat er geschrieben:

„Es ist betrübend genug, daß diese Leute (lies: viele deutsche Fürsten) mit ihren Vermögen von 70—100 Millionen Mark — natürlich von Juden verwaltet — ein völlig unfruchtbares und nichtssagendes Leben führen, wie die indischen Rajahs. Denn viel mehr bedeutet ein deutscher Fürst heutzutage nicht. Daß diese Fürsten Uniform tragen, Paraden und Empfänge abhalten, auf die Jagd und zur Kirche gehen, ihre Zinsen überschlagen, auch Unterschriften erteilen usw., rechne ich für nichts. Sie sitzen wie die Hamster auf ihrem Gelde und haben nicht einmal soviel Gemeinsinn, wie der erste beste amerikanische Schuhfabrikant, — der Millionen für Bibliotheken stiftet. Das ungescheut auszusprechen ist meine Pflicht.

Israel wurde einst durch seine Fürsten ruiniert, und seine Propheten wurden durch sie gesteinigt. Sind die deutschen Fürsten für eine heilige Sache nicht zu haben, so taugen sie nichts und wird Gottes Strafgericht sie treffen. Der Henker — der Sozialist — wartet ja schon."

Langbehns natürliche Prophetie bot aber mehr als ein Kulturbild aus der nun verklungenen Kaiserzeit, mit dem Seherblick auf das, was wir in Erfüllung gehen sahen; er sah vorzugsweise auf die — von der Revolution leider nicht hinweggefegten — *Grundübel* des moderndeutschen Volkskörpers hin. Als solche betrachtete er die moralische Liederlichkeit und die gottfremde Bildung.

Gerade die höheren Stände, Offiziere wie Akademiker, sanktionierten nach seiner Meinung durch verpflichtenden Comment das den Deutschen anhaftende Laster der Trunksucht, das man nur am gemeinen Mann verachte; haben doch große deutsche Restaurants abseits eigene Vorrichtungen für solche, die sich — übergeben müssen. In der Schilderung einer Schiffsverbrüderung von Deutschen und Schweden las er mit Abscheu die bezeichnenden Worte: „Alles

schwamm im Sekt." Keuschheit sei diejenige Tugend, die fast verachtet sei, jedenfalls ihren Inhaber verächtlich mache. Es sei gerade, als ob Christus seine Worte von dem „sündigen, ehebrecherischen Geschlecht" auf die heutigen Deutschen gemünzt habe. Norddeutsche Großstädte erschienen ihm manchmal als „gut vernietete Kloaken", süddeutsche mehr offensichtlich locker. Er erinnerte an die Worte der Kaiserin Elisabeth über die österreichischen Adeligen ihres Hofes: „Wenn sie eine halbe Stunde nicht vom Cancan sprechen können, so meinen sie zu sterben." Die Mehrzahl moderner Maleratelliers seien ausstaffiert wie Bordelle, und, nach Künstlerberichten, seien sie auch oft solche. In so manchen deutschen Universitätsstädten lebe die niedere Bevölkerung von der Schande ihrer Töchter; in Berlin trete fast keine Jungfrau zum Altare; — um von den widernatürlichen Lastern und den heimlichen, die bereits das Mark der Jugend verzehrten, nicht zu reden.

Ward dem Rembrandtdeutschen vorgehalten: „Du siehst zu schwarz, du übertreibst", so brachte er flugs aus allen Teilen Deutschlands Zeitungsberichte bei, welche die Überhandnahme der Verrohung und Unzucht und der damit verbundenen scheußlichen Verbrechen unwiderleglich illustrierten. Aber er fand keinen, der die Tragweite ermaß, keinen insonderheit, der erkannte und offen bekannte, daß das Hauptübel der Neuzeit *die Gottlosigkeit der tonangebenden Bildung* sei. Diese mache die Menschheit nicht nur stumpf gegen Immoralität, sondern empfehle diese häufig noch, immer auf Grund „wissenschaftlicher" Studien und Ergebnisse. Bei der riesenhaften Anhäufung weltlichen Wissens verdecke oder verwerfe die landläufige Hochschullehrweise Glauben wie Moral wie alles andere, was sich nicht auf ihre Formeln und Fächer zurückführen ließe. Deshalb sei die heute allgemein gangbare Bildung gegenüber der Seelenbildung in Hinsicht auf das Wesentliche nur Afterbildung und Halbbildung. Bildung ohne Gott, möge sie noch so gefirnißt und übergoldet sein, bleibe Barbarei. Die heutigen Gelehrten, die das Übernatürliche leugneten, lebten in der größten Finsternis. Ihr Leben sei nur ein Phosphoreszieren, das aus der Fäulnis stamme, kein Leuchten. Und sie nähmen außer dem Licht auch alle Farbe aus der Welt fort. Nur ein bleiches Totengesicht bleibe dieser dann übrig. Solche Seichtlinge schlügen und spien nach Gott, nach dem Wunder, nach allem Lebendigen, allem Großen; sie geißelten und verhöhnten es, wo es ihnen entgegentrete, wie die Kriegsknechte es mit Jesus machten. Die innere Lüge der sogenannten modernen Wissenschaft beruhe darauf, daß sie angeblich auf Kritik gegründet sei, in Wirklichkeit aber gerade der Kritik, d. h. der Fähigkeit, überhaupt Wesentliches und Unwesentliches in der Welt zu unterscheiden, entbehre. Diese moderne Bildung, die seit 1870 durch die Zeitungen bis in die letzte Hütte des letzten Dorfes getragen werde, morde die Seele nicht nur in religiöser, sondern auch in menschlicher Hinsicht. Sie sei ebenso unkindlich wie unadelig, sie sei greisen- und pöbelhaft. So mancher auf der „Höhe der Zeit" stehender moderner Gebildeter, der die Kahlheit seiner Seele mit der blendenden Weiße seines Stehkragens verdeckt, war ihm nur „ein Papagei, der tanzen, singen und fluchen kann".

Diese seine Urteilssprüche, und hunderte ähnlicher Art, über die Wegrichtung der ganz subjektivistischen ungebundenen Bildungsflut bezeichnete Langbehn als das „Ergebnis einer mehr als dreißigjährigen täglichen unparteiischen schärfsten Beobachtung". Er spreche das alles nicht, wie viele andere, ohne, sondern mit voller Kenntnis und Beherrschung der modernen Bildung aus, und übrigens ganz unabhängig von seiner religiösen Entwicklung. Er sprach es aus, weil er durch falsche Bildung die Menschheit ins Verderben stürzen, weil er, in Auswirkung materialistischer Universitätsdoktrinen, statt Vollmenschen immer mehr „Halbmenschen" und „Tiermenschen" auftauchen sah. Obwohl er den Bolschewismus nicht mehr erlebte, behauptete er, die jetzige sogenannte Kultur würde — wenn sie sich nicht wieder zu Gott wende — in völliger „Vertierung" enden.

Langbehns Hauptsorge und Endreim war immer: Um das Volk tut es mir leid; die Jugend und das Volk müssen die Zeche bezahlen! Wieviel Gottesfeinde und Selbstmörder haben die modernen Gelehrten, wieviel Dirnen die modernen Literaten und Künstler auf dem Gewissen! Bei all den wohlgemeinten offiziellen Bestrebungen zu Gunsten des vierten Standes fehlte ihm das Notwendigste: die Fürsorge und Liebe von Mensch zu Mensch. Wenig Wert habe all das Schwatzen und Schreiben über die „soziale Frage", da hier nicht Feder und Katheder, sondern Herz und Hand nottue. Obwohl er für den österreichischen Kaiser (Franz Joseph) nicht schwärme, er gebe doch mehr auf seine jährliche Fußwaschung der Armen, als auf sämtliche salbungstriefenden Reden des reichsdeutschen Rex Imperator. Wenn jeder deutsche Fürst jeden Freitag zwölf armen Leuten die Füße wasche, — dann wäre die Lösung der sozialen Frage leicht. Versicherungs- und Unfallrenten täten es nicht. Durch eine gottlose Bildung aber, die dem Volke Steine statt Brot gäbe, würde es betrogen — um seine Seligkeit.

Wie tief es den Rembrandtdeutschen ergriff, als er sah, wie sich in seiner Manneszeit die Bewohnerschaft Reichsdeutschlands, mit nicht allzuvielen Ausnahmen, „aus Volk in Pöbel" verwandelte, zeigen die nachfolgenden Zeilen, über die er die Überschrift „Apokalyptisch" gesetzt hat:

Ich sah ein sehr großes Tier ohne Kopf; es hieß „Volk".

Da wo es einen Kopf haben sollte, hatte es zahllose Warzen.

Viele davon spritzten Gift.

Das Tier keuchte und zappelte über die Maßen.

Von Zeit zu Zeit kam ein Harlekin und zog es hin und her.

Dies bewerkstelligte er mit einem Strick, Politik genannt.

Sehr schwitzte und stank das Tier.

Einige Engel, die von ferne standen, legten die Hände zusammen und weinten.

O weh, wie traurig sah das aus!

*

„Wie kommen Sie nur über den Ekel hinweg?" fragte den jungen Langbehn teilnahmsvoll einst einer seiner alten Lehrer, als er diesem seine Ideen klarlegte. „Ich weiß nichts davon", konnte er damals erwidern. Später aber fühlte er den Überdruß, empfand er „von edlem Schmerz durchzittert ob seiner Brüder Schuld" Scham und Reue über Germanien. Er sah die Verschuldung der Zeit gespiegelt in dem bleichen und verdrossenen Antlitz jedes Sozialisten, der ihm begegnete, und die Hellsichtigkeit brannte wie ein Mal in seiner Seele:

Zwischen Säulen,
Die gestürzt sind,
Zwischen Tempeln,
Die entweiht sind,
Zwischen Menschen,
Die „gebildet" sind,
Zwischen Mädchen,
Die verführt sind —
Wandle ich dahin und finde keine Ruhe.

Aber derartige elegische Stimmungsausbrüche wurden weit überwogen durch eine Tatkraft, für die das steigende Seelenelend der Zeit nur ein weiterer Ansporn war, Eiland und Neuland zu suchen und zu finden, um sich und tausend andere aus dem Kotmeer herauszuheben. Gerade durch die äußere Abwendung wahrte er im tiefsten Sinne den Geist seines Volkes, weil er auf solche Art lebte und wirkte aus urdeutscher Seele heraus. Hier war mehr als romantische Seelenklage und moderner Verzweiflungsschrei, mehr als Hölderlin und Nietzsche, hier stand ein *realer* und die deutsche Vergangenheit *bejahender* Denker. In dem herben, manchmal allzu herben Urteil dieses Edelmannes am Jahrhundertbeginn spricht sich der Geist der Nemesis und bei ungebrochener Seelenhoheit teilnahmsvolle Liebe aus. Langbehn bekannte einem Freunde, er könne der Welt den Stoß ins Herz nicht geben, ohne sich selbst den Stoß ins Herz zu geben. Er ziehe durchaus den „Stab Sanft" dem „Stab Wehe" vor, aber sein Beruf wäre, diesen zuweilen zu brauchen, — der Geschlagene dürfe sich den „Stab Sanft" dazu denken. Das „Terribile", wie Michelangelo es zeigt, so sprach er, das man den Propheten nachsagt, „erschreckt, aber es erhebt auch; es droht, aber es heilt auch". Und auch auf ihn als Mahner in Deutschlands sittlicher Nacht trifft sein eigener Sinnspruch zu:

„*Propheten sind Morgenröte.*"

*

Dritter Teil

Der Gottesfreund

1. Meister und Gehilfe.

Momme Nissen ist zwar eine ganz andere Natur wie ich, paßt aber vollständig zu mir; wie die Schale einer Walnuß, innen, zum Kern derselben. Dies drückt unser beiderseitiges Verhältnis genau aus. Gott hat ihn mir gerade gegeben, wie ich ihn brauche. Er schafft auch Werkzeuge für seine Werkzeuge. L. 1902

Vom Jahre 1893 an fließt mein Leben mit dem des Rembrandtdeutschen in eins zusammen. Natur wie Erziehung hatten mich für den Anschluß an ihn vorbereitet. Neunzehn Jahre nach Langbehn geboren, war ich ein Sproß der Nordmark und stammte von Bauern wie er. Zwei Brüder meiner Mutter waren in der Welt gewesen und Maler geworden; durch sie ward ich schon in der Jugend mit Kunst und Poesie vertraut. Ich hatte das Glück, auf dem Lande heranzuwachsen. Ein Ergänzungsschuljahr in der Sekunda zu Flensburg, drei Kunsthochschuljahre zu Weimar ließen mich innerlich unbefriedigt; schon mit neunzehn Jahren kehrte ich in die friesische Heimat zurück. Hier malte ich auf der Väterscholle in der Art, wie es das Rembrandtbuch nachmals empfahl. Mein Studium hatte mich in die Welt der Antike, in die des Rembrandt, und auch in die Geistesströmungen der Zeit hineingeführt. Lokal verankert im Niederdeutschtum und gleichzeitig Ausschau haltend in der Zeit, war ich wie vorherbestimmt, Langbehns Geisteswelt rasch zu erfassen und ihm herzliche Zuneigung entgegenzubringen. Der deutsche Sucher und Seher wiederum war erfreut, für seine bildliche Anschauung wie sogar für seine Dichtungen bei mir ein bescheidenes Echo zu finden. Als ich im Herbst 1891 von Nordfriesland nach München ging, um dort den Winter zu verbringen, gab er mir brieflich gute Ratschläge mit; abends möchte ich öfter in das gemütliche Eberlbräu, Sonntags zur Hochamtmusik in die Allerheiligenhofkirche gehen. Er hieß mich Ernst te Peerdt aufsuchen, um dem damals noch verkannten Künstler die Wertschätzung seiner Werke durch den Rembrandtdeutschen auszusprechen. Wie einst Thoma, schickte er auch mich zu Bayersdorfer, um den verschollenen Maler Juncker, dessen Schicksal ihm noch immer keine Ruhe ließ, zu erfragen. Als ich ihm von der Not meines Freundes Charles Tooby, des bekannten Tiermalers, schrieb, schickte er mir Geld für ihn, und er suchte auch unserem damals noch schwer ringenden Landsmann Christian Rohlfs aufzuhelfen, ohne wissen zu lassen, woher solche Hilfe kam.

Wie spielend griff Langbehn zuerst in mein Leben ein. Dann aber kam durch das Bekenntnis meiner jugendlichen Seelenkämpfe plötzlich tiefer Ernst

in unser Verhältnis. Den modernen Künstlerkreisen, in denen ich mich bis dahin bewegt hatte, waren sittliche Grundsätze fremd. Der revolutionäre Zeitgeist, wie er sich in Zola, Haeckel, Dühring, Nietzsche aussprach, hatte auch mich erfaßt. Obwohl ich menschlich und künstlerisch noch in der schleswigschen Heimat wurzelte, so stand ich doch bereits im Begriff, mit vollen Segeln der „Freien Bühne" der Moderne zuzusteuern, — als das Rembrandtbuch mir gleich vielen andern mit vollem Nachdruck den Wert des Vätererbes mahnend vor die Seele führte. Noch mehr tat es sein Autor. In jenem Münchener Winter kämpfte mein Leichtsinn mit den edlen Regungen, die eine sittenrein verlebte Knabenzeit in mir wachhielt, den Entscheidungskampf. Langbehn hatte meinen Geist bereits wirksam abgelenkt von dem trüben Zeitstrom. Als er nun aus meinen Briefen ersah, daß ich auch sittlich steuerlos vor einem Mahlstrom stand, riß er mich mit aller Kraft davon zurück. Meine Seele stöhnte auf dem Scheidewege zwischen Sinnengier und Lauterkeit; er hörte es und forderte bei unserer jungen Freundschaft, ich solle schmutzigen Trieben ein für allemal absagen. „Man ist Mensch, um sich zu beherrschen", dies sein Wort ist mir haften geblieben. Ob der ungewohnten Sprache seiner Briefe faßte ich mich erst allerdings erstaunt und zweifelnd an den Kopf und schrieb ihm meine Bedenken. Da gab er seiner Mahnung stärkeren Nachdruck und nähere Begründung. Nun sah ich, der ich — zur Schande unserer Zeit sei es gesagt — niemals in meinen Jünglingsjahren einen moralischen Weckruf vernommen hatte, in voller Klarheit das hohe sittliche Prinzip vor mir aufleuchten, das der Rembrandtdeutsche verkündete. Sein Wort und sein Vorbild entsprach der Stimme meines Gewissens. Das hat mir die Kraft gegeben, von Stund an mit den Grundsätzen einer modernen Schmutzwelt gänzlich zu brechen. Ich segne noch heute den Tag der Entscheidung. Langbehn hat mich dabei wirklich „wie einen Hund aus dem Wasser gezogen". Der tiefe Einblick, den ich bei dieser sittlichen Umwandlung in die Reinheit und Selbstlosigkeit der Seele gewonnen habe, ist nie wieder erloschen. Auch dann, als mich bisher vom Glück Verwöhnten erst in der Fremde, danach durch den Tod meines Vaters daheim schweres Leid überkam, hielt seine starke Hand mich aufrecht, und leise, leise wachte wieder ein Hauch verlorener Gottesliebe in mir auf.

Wenn wir uns begegneten, wenn wir uns schrieben, merkte ich bald, mein Landsmann brauchte, um nicht aufgerieben zu werden, persönlichen Beistand. Mehrere Versuche, einen Helfer zu gewinnen, waren mißlungen. Da bot ich mich an. Er ging darauf ein, sagte jedoch ohne Umschweife, wenn es etwas Rechtes werden sollte damit, so müsse ich mich ihm ganz anvertrauen und im Glauben an seine Persönlichkeit ihm völligen Gehorsam geloben. Das habe ich getan. War es zuviel, was der eine forderte, was der andere gab? In diesem Falle wohl nicht. Daß Langbehn den Vorrang über mich in Anspruch nahm, war angemessen. Er hatte erfahren, daß ihm nur solche Hilfe nützen könnte, bei welcher der ganze Mensch dem ganzen Menschen diente, wie einst der Knappe dem Ritter. Denn seine Reform stand und fiel mit seiner Persönlichkeit. Nahm sein Helfer diese nicht als feste Richtschnur, so gab's nur ein Markten und Kritisieren, fruchtloses Abmühen hier wie dort. Der Einzel-

schwimmer gegen den Zeitstrom konnte nur den in der Brandung halten, der sich willig von ihm führen ließ.

Und von mir aus lag es einfach genug. Ich stand als Jüngling einem gereiften Manne gegenüber, dessen Geist und Moral, dessen Willens- und Tatkraft mir zehnfach überlegen waren, der mir bereits feste Beweise echter Freundschaft gegeben hatte. Keine Lebensstellung band mich. Künstlerische und literarische Erfolge, die Gunst des Weimarer Großherzogs, den Umgang mit modernen Größen und auch die stille Heimat opferte ich gern um dessentwillen, was mir der Rembrandtdeutsche bedeutete und geworden war. Ich hatte mich bisher von Zeitideen treiben lassen. Mir fehlte noch der Halt einer klaren Weltanschauung. Halb triebmäßig, halb bewußt folgte ich der Erkenntnis: ein Mann von minderem Geiste geht sicherer, wenn er einem höheren Geiste folgt als dem eigenen. Denn das ist die Ordnung der Natur, daß für den Lernenden die Unterwerfung unter Autoritäten der innern Einsicht vorausgeht. „Wer lernen will, muß zuerst glauben." Wie Feuer an Feuer entzündet sich Geist an Geist. Ein fühlendes Herz lehrt andere fühlen; erst die Beugung unter den überragenden Leiter führt hinaus über die engen Schranken des Ich — zu höheren Welten. Und die wundersame Kraft des mit Begeisterung und Liebe gesprochenen Wortes fließt nur in denjenigen erleuchtend und fortzeugend über, der sich als Schüler und Kind fühlt.

Dies alles erfuhr ich mit steigender Herzensbefriedigung. Heischte Langbehn mitunter auch ein Gutheißen von Anschauungen und Handlungen, denen ich innerlich nicht beipflichten konnte, zuckte ich zuweilen auch zage zurück vor rauhen Wegen, die er wies, — unser Bündnis blieb unauflöslich verankert in gegenseitiger Treue und Idealität, bis der Tod uns trennte. Ich hatte einen guten Herrn. Kein Vater hätte mit mehr Sorgfalt und Umsicht über mich wachen können, als er es tat. Er hat mich gehütet wie seinen Augapfel und hat einen großen Teil seines Lebens meinem innern und äußern Gedeihen geopfert. Seine Gesinnung und Handlungsweise mir gegenüber liegt ausgedrückt in seinen Worten: „Ich würde eher meinen Kopf als einen Menschen mir nehmen lassen, der sich mir vertrauensvoll hingegeben hat. Von dem bin ich nicht zu trennen. Ich gehöre zu den guten Hirten, nicht zu den Mietlingen. Wer und wen meine Hand faßt, der und den hält sie" (1900). Obwohl er Gebieter, ich Untergebener war, lebten wir in wahrer Freundschaft. Langbehn bezeichnete mich als seinen „Gehilfen, Sekretär, Diener, geschworenen Freund". Um zu große Vertraulichkeit und Burschikosität unseres Verhältnisses zu verhüten, hat er mir vollbedacht das „Du" niemals angeboten. Nach üblen Erfahrungen mit jungen Kameraden, bei denen er Vertraulichkeit in Frechheit übergehen sah, hatte er dies, schien es, verschworen. Und es war gut so. Daraus erwuchs für unsern Umgang jene in Schranken gehaltene, edle Familiarität, wie man sie z. B. noch im österreichischen Volke findet, wo alte Eltern von armen Kindern mit dem „Sie" in der Anrede pietätvoll geehrt und voller Liebe gepflegt werden. Wie unter Verwandten von ganz verschiedenem Altersgrad stand unter uns eine feste doch herzliche Form. Brieflich sprach mich Langbehn mit „Liebster Momme" an, und ich machte es ähnlich.

Als Landsleute waren wir uns in manchem verwandt. Die gleiche Größe und das Nebeneinander zweier, von kurzen, blonden Bärten umrahmten Gesichter ließ uns oft als Brüder erscheinen. Wir nahmen beide die Welt vorwiegend mit den Augen auf, waren, jeder in seiner Art, mit der Kunst vertraut und beide an keinerlei Genossenschaften gefesselt. Allerdings lag meine weit kühlere Friesenart dem sassischen Blut Langbehns innerlich nicht; die warme, weiche Freundesseele, die er für sich ersehnte, die konnte ich ihm nicht bieten. Wiederholt hat er mich vor das Behagen ausströmende Bild der beiden Schachspieler von Paris Bordone im Berliner Museum geführt — auf dem ein venetianischer Edelmann seinen breiten Kopf stützt und mit vollen dunkeln Augen den Beschauer anblickt — und gesagt: „Solchen Freund möcht' ich haben! Das ist ein Mensch, wie ich ihn liebe!" Doch gerade dadurch, daß ich erfuhr, es kostete Langbehn Überwindung, sich im täglichen Umgang mit meiner dürftigen Natur zu begnügen, an meiner Geburtsanlage hatte er wenig Wohlgefallen, ward unsere Freundschaft um so geistiger. Als er nach und nach den Edelgehalt seines Geistes vor mir ausbreitete, trank meine Seele willig die Fülle der seinigen. Er vernahm den Widerhall in mir; und ohne ständigen Gedankenaustausch, ob mündlich oder schriftlich, lebten wir bald nicht mehr. Mein Geist und Gemüt fand stete Pflege durch ihn, und oft war es, als wenn eine Seele zwei Körper belebte. In dem gemeinsamen Ziel, unsere Naturen rein zu halten und immer mehr zu veredeln, waren wir unverbrüchlich vereint. Wir schminkten und schmeichelten nicht voreinander; Langbehn hat mir bittere Wahrheiten zu kosten gegeben, aber auch meine Ausbrüche zu ertragen gewußt. Darüber hinaus, als Liebhaber des Ewigen, standen wir zusammen. Nur wer selbst solche Seelenfreundschaft gewann, weiß, was sie für des Menschen Leben bedeutet.

*

„Wo der Rembrandtdeutsche anfängt zu erziehen, da erzieht er gründlich", gestand Max Bewer. Mehr als andere habe ich es erfahren. An mir hat er praktisch Rembrandtbucherziehung geübt, mit größter pädagogischer Entschiedenheit, mit der „Eisenfaust im Sammethandschuh". Seine Ganzerziehung von Mann durch Mann stand von der modernen Universitätenbildung noch weiter ab als die Werkstattschulung alter Meister vom kunstakademischen Unterricht der Neuzeit. Die letzte Instanz seiner Erziehung, bis wir beide katholisch wurden, war immer er selbst. Klagte ich über Schwierigkeiten auf meinem Weg unter seiner Führung, so hieß es einfach: „Richten Sie sich nach mir."

Diese Erziehung Langbehns war nicht an Stunden gebunden; sie ging durch den ganzen Tag. Es war mehr Geistesernährung als Unterweisung. Die Art, wie er sich selbst erzogen hat, durch stetes reiches Erleben, Umsichschauen, überall das Beste suchen, die übertrug er mit sicherer Hand auf seinen Zögling. Er ließ dabei die Fülle seines erfahrenen Geistes so lustig und vielseitig sprudeln, daß die Schulung ganz unmethodisch erschien. Blicke ich aber zurück auf jene Zeit, so gewahre ich jetzt, wie umsichtig und allseitig er dabei mein Gemüt wie meinen Geist, meinen Willen wie meine Tatkraft zu bilden gewußt

hat, nicht zwar nach äußerlich klar formulierten, aber nach innerlich festliegenden Grundsätzen. Ich will versuchen, einen Einblick in seine Art zu bieten.

Seine größte und bleibende Sorge war, alle Unnatur, Verbildung, Klügelei, — das Rechnerische, Kalte aus mir herauszutreiben. Er erschrak und schalt, auch wenn unwillens der ererbte Rationalismus der nordischen Zone in mir zum Vorschein kam. Ich hatte ihm zuviel „Hinterkopf", war ihm zu hohl, zu nüchtern, zu frostig, allzu verwandt noch der modernen seelenleeren Verstandesmenschheit. Er drang nachdrücklich — indem er hierbei wie oft einen künstlerischen Begriff aufs Seelengebiet übertrug — auf innere Abtönung. Im Dämmer brüte die Seele. Sie brauche Abstand vom elektrischen Lichte der Gegenwart, sie brauche warmes Dunkel, um auszureifen. Schattige Parks und verborgene Gastlokale waren ihm liebe Orte für sich und mich. Das Untertauchen in abendlich fröhliches Volk, wie es der Süden noch bietet, ward Labung für unser Gemüt. Natürlichkeit und Behaglichkeit, Milde, Fülle, Kindlichkeit lehrte er mich sehen und fassen. Den Schmelz des Lebens, die Breite des Daseins, die quellende Frische, die das wissenschaftliche wie politische wie geschäftliche Deutschland verlor, die er in Venedig noch voll, im bayerischen und niederdeutschen Bereich zuweilen noch gefunden hatte, die suchte er nun im Vereine mit mir auf, wohin wir kamen.

Auf dem prachtvollen Gemälde der heiligen Drei Könige von Paul Veronese in Dresden zeigte er mir jenen goldgelockten rundköpfigen Pagen mit dem leichtgeneigten Haupt, der dort anmutsvoll die Schleppe hält: So sollte ich werden! Sah ich nun auch an solchem Beispiel deutlich, daß ich nicht heraus konnte aus meiner ganz anders gebildeten Haut, derartige Hinweise auf quellende, aus vollen Kulturen geborene Menschentypen waren dennoch äußerst hilfreich zur Erkenntnis dessen, was mir innerlich abging, zur Ausbildung meiner Seele nach dem Vollmenschlichen hin.

Alles Sichtbare in der Welt um uns war für Langbehn das erste Erziehungsfeld. Meisterhaft wußte er das Beste zu wählen aus dem, was durch die Sinne eingeht. Die Auslese, welche die Kunst aller Zeiten aus der Natur getroffen hat, nutzte er gründlich, um die Schöpfung tiefer und edler zu fassen. Auf diesem Wege klärte und befruchtete er meine Phantasie. Ich fühlte, wie unlautere Sinneseindrücke bei seiner Erziehungsart schwanden und allmählich reine an deren Stelle traten. Er füllte geläuterte seelisch-künstlerische Vorstellungen und Werte in mich hinein. Er, der Laie, hat mich, den Maler, gelehrt, Kunstwerke in einem ganz neuen Lichte zu betrachten. Was seinen geschulten Blick entzündete, das beleuchtete sofort sein Geist, das erwärmte sein Herz. Kunstgeschichte als Geistesgeschichte zu nehmen, wovon man jetzt viel Wesens macht, war ihm so natürlich, daß er darüber kein Wort verlor. Er nahm jene auch als Stammesgeschichte, als Spiegel der Völker und als Scheinwerfer des Göttlichen. Immerfort lehrend und schulend hat er mich durch die deutschen Galerien geleitet. Hier nur ein wenig von dem, was er einmal bei einem Weg durchs Berliner Museum vor mir entfaltete.

Vor den verlassenen Antiken hielt er die erste Einkehr. Da wies er auf das Urleben in den großäugig-glupenden Köpfen der ältesten griechischen Kunst

hin, er verglich sie mit den Seemenschen Böcklins. Da ging er zu den klassischen Häuptern des Plato und Perikles und erläuterte deren Verwandtschaft mit niedersächsischen Typen. Da verweilte er bei der fürstlichen Muse Polyhymnia — die von Feuerbachs Iphigenie nicht erreicht wird —, da bei einem Athenekopf von seltener Linienfeinheit und Beseeltheit, in dem er Phidiasarbeit vermutete. Mitfühlend betrachtete er Anakreons erglühtes, singendes Haupt, mit Bewunderung das sprühende Jünglingsantlitz des Welteroberers Alexander. Fand er bei den Hellenen seelische Wärme, Balsam und Öl, Poesie in der Kunst wie in den Charakteren, so in den Römerköpfen das Kühle, Herbe, Eiserne, Prosaische. Nachdenklich blieb er vor Cäsars festgeformtem Schädel stehen, den er in feinerem Schnitt bei Leo XIII. wiederfand. Bei den von den Römern plastisch dargestellten gallischen und germanischen Barbaren zeigte er einerseits auf struppige, deutsche Schulmeisterköpfe hin, anderseits auf die bei den Alten schon vorgebildeten Beethoven-, Kleist- und Molièretypen, auf die genialen Naturen, die aus dem nordalpinen Spießbürgertum emporgelodert sind.

In den Bilderräumen schritt er eilig zu seinen alten Lieblingen. Da war die adelige „Verlobung aus der Schule von Ferrara", die altgermanische Art in italischer Gewandung und Technik zeigt, da der eherne Jünglingskopf von Giorgione, in dem sich Mannes- und Kindergeist paart. Ob es ein Selbstbildnis des von Langbehn über alle Maler gesetzten Meisters war? In einem Liede hat er den großen Sohn Venedigs als „Helden und Künstler" besungen, bereit, ihm den Lorbeer, „der sie alle beide schmückt", in die dunkle Lockenpracht zu drücken. Weitergehend führte er mich zu dem schwermütigen Bildnis Friedrichs des Weisen von Dürers Hand, von dort zu den braunen langbärtigen Einsiedlergestalten auf dem Seitenflügel des Altarbilds der Brüder van Eyck, deren Ernst und Seelenfreude, Würde und Urweltlichkeit ihn im Rahmen des ganzen himmlisch-irdischen Schauspiels besonders entzückten. Im Rembrandtsaal lehrte er mich das feenhafte Strahlenbüschel von Gold und Bernstein, Purpur und Edelgestein bei diesem Großmeister, seine weich verdämmernde Glut und seine Porträtierung der menschlichen Empfindungen als Niederschlag der aufgebrochenen niederdeutschen Seele verstehen. Einen lustigen Abglanz von dieser sah er in dem sonnenverklärten holländischen Hof des Esaias Bourssе, auf dem ein Bursche der Seifenblase, wie sie von seinem Rohr eben hinaufliegt, voll Fröhlichkeit nachblickt. Schmerzlich ergriff ihn, wie zart Lorenzo Lotto den Abschied Jesu von seiner Mutter zu gestalten wußte. Die größte Ehrfurcht und Andacht aber weckte in ihm das schlichte Antlitz Christi aus der „Mailänder Schule", jenes Schweißtuchbild, das er im Rembrandtbuch preist. Dieser Jesuskopf war ihm der liebste der großen Kunst: hier sah er die Sanftmut und Liebe des Heilandes wie in einem metallenen Spiegel aufgefangen, den göttlich-menschlichen Blick milde und voll auf sich gerichtet.

Bei jeder Kunstbetrachtung stellte Langbehn die Klarheit und Echtheit der Seelensprache in den Mittelpunkt. Den Ausdruck des Innenlebens in den Gestalten und Stimmungswerten des Kunstwerkes sah er als das Herz der bildenden Kunst an. Er lehrte so eine vertiefte und weit stabilere Wertung

künsterischer Qualität, als die moderne Kennerschaft es tut. Wirkt doch der innere Zusammenhang zwischen der Beseelung und Formvollendung einer Materie, die wir in der Natur gewahren, auch in die Kunst hinüber; sie bestimmt deren Blütezeiten. Nur eine feine, durchgegliederte, geniale Technik — bekannte der Rembrandtdeutsche —, die auf der vollen Höhe des Gegenstandes stehe, vermöge ein tiefes Seelenleben ebenbürtig auszudrücken. Wert erlange alles Technische erst dann, wenn es an Seele gebunden sei. Nichts war ihm Marmor und Bronze, nichts Ölfarben- oder Temperaschönheit, wenn sie nicht *Leben* hervorzauberten, Fleisch und Blut mit darin eingebetteten Seelen, wie Gott sie schuf und wie sie zum Himmel ringen.

Langbehn schulte auch den schaffenden Maler und Schriftsteller in mir, erzog aber stets auch mich weniger zur Kunst als durch Kunst — zur höheren Weltauffassung. Weil er nur auf dieses Ziel schaute, umfaßte er alle schönen Künste mit gleicher Seelenwärme und fast dem gleichen Verständnis. Wo immer Natürlichkeit und Unschuld, Größe und Reife künstlerischen Ausdruck gefunden hatten, ob in klingenden Tönen oder melodischem Versmaß, ob im Bauwerk oder in Umrißzeichnungen, — da setzte seine Liebe und Lehre ein. Den Schmelz der Technik, wie er ihn in den Bildern eines Schiavone und Ruysdael, in den Liedern eines Burns und Bellman bewunderte, sah und dachte er in eins mit dem Schmelz der Seele. So baute er aus dem, was den sinnlichen Menschen rein und edel erfaßt, Heiltränke für den Geist. Er war schier unerschöpflich darin, Mittelglieder zu finden zwischen moderner Geistesöde und einem vollen reichen Dasein der Seele.

Im täglichen Leben lehrte Langbehn mich, die Menschen zu bewerten ohne Rücksicht auf Kleidung, Stand und Besitz, allein auf ihren Seelenwert hin, wobei er die Unscheinbarkeit des Äußern als günstiges Vorurteil nahm. Indem er die echten Vertreter der Stämme und Rassen heute vorzugsweise in den alten Adelsgeschlechtern und im einfachen Landvolk suchte und fand, führte er auch mich hinein in die Betrachtung des Urgrundes der Völker. Nie unterließ er, sich und mir große Vorbilder vor Augen zu halten. Fehlten sie in der Gegenwart, er wußte die der Vorzeit zu vergegenwärtigen. Dazu nahm er Bilder zu Hilfe. Er forschte nach den getreuesten Bildnissen eines Shakespeare, Mozart, Hölderlin und hatte sie um sich. Sein Leben lang sammelte er „Seelenköpfe", d. h. solche Porträts „historischer Ideale", in denen Schönheit, Geradheit, Wahrheit, Güte, Liebe ihm am deutlichsten verkörpert waren, denen seine Seele innerlichst hold war. Ich half ihm dabei. So gewannen wir eine Fundgrube echter Menschlichkeit in graphischen Niederschlägen[1].

Vom Kleinsten wußte Langbehn auf das Größte, vom Niedrigsten auf das Erhabenste hinzulenken. In den allerverschiedensten Gebilden der Natur und der Menschenhand gewahrte er Abspiegelungen und Analogien ursprünglicher Schöpferkraft. Wie Jakob Böhme durch den Lichtreflex auf einer Zinnschüssel zu tiefsinnigen Bemerkungen über das Wesen Gottes angeregt wurde (ein seelengeschichtlicher Vorgang im Leben des Schuhmacher-Mystikers, der sein

[1] Es ist beabsichtigt, die *Bilderwelt des Rembrandtdeutschen* an der Hand von Reproduktionen aus dieser Sammlung in einem eigenen Buche zu beleuchten.

volles Verständnis fand), so gewahrte er vielfältig in reinen Form-, Licht- und Farbengebilden — sei es in den geradlinigen Kryſtallanſätzen des frierenden Waſſers, sei es in den konzentriſchen Kreiſen einer durchgeſchnittenen Zwiebel, sei es im Tautropfen, sei es in einem Schmetterlingsflügel — die wiederkehrende Ordnung von Konſtruktionsgeſetzen im Weltall, die alles Geſchöpfliche durchdringend von einer oberſten Künſtlerhand herſtammen mußten. An der Hand zahlloſer Beiſpiele erkannte ich die hohe Bedeutung deſſen, was er über die Harmonie im Weltall wie über „Tektonik der Natur“ in ſeinem Buch geſagt hat. Obwohl dem Wort „Gottesbeweis“ etwas abhold, weil er ein gefühlloſes „Errechnen“ Gottes nicht wollte, brachte er ſelbſt auf ſolchem Wege alles im Weltall, was offenſichtlich Konſtruktion aufweiſt, in einen ſo geſchloſſenen Zuſammenhang, daß daraus eine klare Erleuchtung über das Vorhandenſein eines allgeſtaltenden Schöpfers und ſeiner Urkunſt, ja gleichſam ein künſtleriſcher Gottesbeweis erfloß. Denn „jedes Haus wird von jemand gebaut, der aber alles geſchaffen hat, iſt Gott“ (Hebr. 3, 4).

So führte Langbehn, der Erfahrungsdenker, als Lehrender immer zugleich ein Lernender, mich vorwiegend auf induktivem Wege voran. So wurden aus Natur- und Kunſtbetrachtung wie aus unſern Erlebniſſen fortlaufend praktiſche Grundſätze und zunehmend feſtere Gedankenreihen gewonnen, die bis an die letzten Rätſel des Lebens führten[1].

Neben meiner geiſtigen Entfaltung forderte und förderte Langbehn meine Willenszucht. Hier lehrte er vor allem durch ſein eigenes Beiſpiel unbeugſamer Entſchloſſenheit und zielſicherer Durchführung des einmal als recht Erkannten, durch Furchtloſigkeit gegenüber jedermann, durch unermüdliche Tatkraft und unabläſſige Geiſtesanſpannung. Als oberſte Pflicht für uns „Brüder vom gemeinſamen Leben“ betonte er ſtets die klare Abſcheidung von Gemeinheit und Fäulnis. Reinheit war ſeine erſte Lebensſorge. Gerade deswegen verlangte er von mir mutiges, entſchloſſenes Auftreten in einer moraliſch verſeuchten oder erſchlafften Umwelt. Jedes Zittern und Winſeln im Umgang, das Verwiſchen der Standesunterſchiede aus Feigheit und Schwäche, das molluskenhafte Weſen überfeinerter Kulturmenſchen und deren übertriebener Feminismus waren ihm in der Seele zuwider. Auch ich mußte lernen,

[1] Daß Langbehns Lehrprinzip, wenn auch in der Auswirkung mit Irrtümern durchſetzt, in der Grundlage ſtreng logiſch war, erkannte ich klar nach ſeinem Tode bei methodiſchem philoſophiſchem Studium. Ariſtoteles ſchon ſagt: „Ohne Phantaſiebilder erkennt die Seele nichts.“ Denn weil der naturgemäße Erkenntnisgegenſtand in ſeiner Form immer der Eigenart der Erkenntniskraft entſpricht, können wir Menſchen, deren vernünftige Seele an den Körper gebunden iſt, mit unſerem Verſtande die Natur in ihrem Weſen nur erkennen, ſoweit dies ihr Weſen uns in körperlichen Objekten entgegentritt. Thomas von Aquin macht darauf aufmerkſam, daß die Natur des Steines nur in dieſem Steine, die Natur des Pferdes nur in dieſem Pferde exiſtiere — Langbehn ſagte im Rembrandtbuch ohne Kenntnis davon, daß es keinen Baum an ſich, ſondern nur Eichbäume, Apfelbäume uſw. gäbe. Weil wir nun das Einzelobjekt nur mittelſt der Sinne und der Einbildungskraft erkennen können, ſo haben wir die Phantaſiebilder und deren Klärung, die Langbehns Erziehung grundſätzlich pflegte, unbedingt nötig, um von der Betrachtung der Naturtatſächlichkeit, um vom Beſonderen zur Erkenntnis der natura universalis und der allgemeinen Wahrheiten aufzuſteigen. Freilich nahm der Rembrandtdeutſche bei ſeiner Erziehung die Phantaſie- und Kunſtgebilde in ungewöhnlich hohem Grade zu Hilfe.

meinen gegenüber eingebürgerten Gewohnheiten schwachen Willen im Umgang nach dieser Seite hin kräftig zu betätigen.

Was er befahl, hatte ich aufs Wort zu befolgen. Einst fuhr er von Hamburg nach Lübeck, wo ich ihn am Bahnhof abholen sollte. Ich kam von anderswoher mit einem Zuge, der eine Minute später einlief. Er tadelte mich scharf, daß ich nicht pünktlich an seinem Bahnsteig stand, gleichviel, daß ich deswegen einen halben Tag früher aus Lauenburg hätte abfahren müssen. Er selbst war sehr prompt und forderte Genauigkeit wie in jedem Dienst, so auch in allen Geldsachen. Zuweilen gab er Anweisungen für Hausarbeiten, Briefe, Besuche und Reisen bis ins kleinste; dabei bedachte er alles. Zuweilen, bei Aufgaben auf weitere Sicht, hieß es summarisch: „Ich gebe die Direktive, Sie haben die Exekutive." Dann stellte er nur Richtlinien auf, so für den Verkehr mit verschiedenen Gesellschaftskreisen, — formulierte Grundsätze, die bei seiner guten Kenntnis der Stände und Zustände oft höchst dienlich, manchmal aber bei seiner absolutistischen Richtung wörtlich nicht durchführbar waren. Langbehns hochgespannter Gemeinsinn zur Hebung der menschlichen Gesellschaft, der alle seine Handlungen durchdrang, riß auch mich in seiner Gefolgschaft mit fort, — führte jedoch auch mich mit ihm zuweilen zu Ungehörigkeiten und Übertriebenheiten durch mancherlei Rücksichtslosigkeiten, die dabei unterliefen. Er hat meinen Willen für immer veredelt und gekräftigt, ihn aber bei einzelnen Anlässen allzu stark und etwas gewaltsam unter den seinen gebeugt. Das starke, stählende Ethos seiner Natur allein stellte dann das Gleichgewicht wieder her.

Es gab keine Arbeit, für die der Rembrandtdeutsche mich nicht erzog. Ehe ich zu ihm kam, schrieb er: „Sie werden hundertmal an jedem Tage vom Olymp in die Küche hinabsteigen müssen." Meine Aufgaben in seinem Dienste umfaßten den gesamten Bereich des Tätigseins für ihn, vom Ordnen seines Lagers bis zu seiner Vertretung gegenüber der Öffentlichkeit. „Ich bin ein Ei ohne Schale. Sie müssen mein Schutz in der Welt sein", so sagte er oft. Er wandte auf sich an, was er im Rembrandtbuche in die Worte faßte: „Der eiförmige Schädel Shakespeares gebar eine Welt; das Adlerprofil Moltkes muß darauf gerichtet sein, sie zu schützen." Nämlich der kühlere, bedächtigere Friesengeist sollte den warmblütigen schöpferischen Sachsengeist vor dem Schicksal der Rembrandt- und Kleistnaturen bewahren, die, innerlich hilflos gegenüber einem das Beste zermalmenden egoistischen Spießbürgertum, elend zu Grunde gingen. Trotz der unbeugsamen Willenskraft Langbehns bedurfte seine zarte Seele solcher Umhegung sehr. Man ahne nicht, schrieb er mir einst, als ich fern von ihm weilte, wie dem zu Mute sei, der aufs feinste organisiert, täglich auf tausenderlei Art durch äußere Umstände geschunden und gepeinigt werde, dabei aber niemanden um sich habe, der ihm nur ein Glas Wasser reiche, wenn er es brauche.

Ganz ungezwungen, wie das Bedürfnis des Tages es heischte, schulte Langbehn mich für die Dienste bei ihm — am wirksamsten dadurch, daß er soviel für meine Person tat, nicht nur für meine Seelenbildung. Auch für meine Unterkunft, Kleidung, Ausrüstung war er, auf vielfachen Wegen, bis zum

Schneider und Schuster, ebenso bedacht und tätig, als wenn es ihn selber betraf. Seine Güte, ja seine Barmherzigkeit gegen mich überwog seine Strenge bei weitem. Trotz aller Daseinsmühen waren wir stets fröhlich beisammen. Langbehn, innerlichst gestimmt wie „Johann, der muntere Seifensieder", lehrte auch mich diese Lebensart. Unsere Unterhaltung war trotz des tiefsten Ernstes unserer gemeinsamen Strebung stets durch Scherze gewürzt. Alles, was uns bewegte — Welt- und Glaubens-, Kunst- und Geschäftsfragen —, sprachen wir in unermüdlicher Wechselrede durch. Manchmal berieten wir so lange, daß über den Unterredungen und anschließenden Niederschriften die Mahlzeiten völlig verschoben oder gar vergessen wurden, so daß die Kellner in den Gasthöfen, wo wir abstiegen, oft höchlich erstaunten über die sonderbaren Männer, die, ohne sie in Anspruch zu nehmen, vom Morgengrauen an bis über Mittag auf ihren Zimmern verhandelten.

Bis zuletzt blieb die völlige Überlegenheit des Langbehnschen Geistes über den meinigen bestehen. Das Gottbegnadete, von innen Belebte seines Seelengrundes, aus dem ein unversieglicher Reichtum von Geist und Empfindung spielend aufquoll, das war etwas, was er bei aller Vertrautheit in mich nicht überleiten konnte, — und dennoch ward ich, nicht durch Nachahmung, sondern Nachbildung, in manchen Dingen sein anderes Ich. Es wurde kein Unterschied gemacht zwischen dem, was der eine oder andere tat, wenn nur das, was geschah, recht geschah. Ich lebte mich so sehr in seine Welt hinein, daß er im Jahre 1900 über seine und seines Gehilfen Wegrichtung zu schreiben wagte: „Persönliche Interessen hat er, wie ich, nicht; und wird sie nie haben. Wir haben uns beide Gott geweiht, ohne Gelübde, aber mit demselben Ernste, als ob wir ein zehnfaches Gelübde geleistet hätten. Darin bürge ich für ihn wie für mich."

Langbehns Beispiel lehrte mich, wie er es auch forderte, selbstvergessen für hohe Ziele zu wirken. Deutlicher als damals sehe ich heute die Mängel, die von mir wie von ihm aus in unser Seelenbündnis hineinwirkten, aber ich habe es niemals bereut, dem Rembrandtdeutschen gefolgt zu sein. Meinem Vater verdanke ich das natürliche Leben, — Dir, meinem Freunde, verdanke ich das sittliche Leben und die Führung zu Gott!

2. Zu zweit in Wien.

In Österreich findet sich noch: Gott, Adel, Volk. S. 1905.

Wenn schaffende Geister durch ein bedeutendes Werk die Welt auf ein bestimmtes Gebiet hingelenkt haben, richten sie selbst häufig ihre eigenen Blicke schon auf andere Ziele. So ging es auch beim Rembrandtdeutschen. War seine Wendung nach Österreich hin ein innerer Abfall vom Niederdeutschtum, das er gepredigt hatte? So wenig wie bei Hebbel, Semper und Brahms. Er hat den Heimatgeist niemals verleugnet, er fand ihn daheim nur niedergehalten durch seelentötende Zivilisation. Wien erschien ihm dem niederdeutschen Seelengrund verwandter zu sein als Berlin. Die Innigkeit des

Empfindens, die Rembrandt wie Beethoven krönt, die suchte er wie dieser im Herzen Österreichs auf.

Wollte er den Wiener Geist verdeutlichen, so wies er gern auf das „Nannerl" hin. Diese historische Gestalt hat einst Spindler nach dem Leben geschildert. Es war eine blindgeborene Wiener Bürgerstochter, die Ursprünglichkeit und Unschuld selbst. Um ihr Trost und Zeitvertreib zu bieten, hatte der Vater ihr von der Versteigerung ein Spinett heimgebracht; nun lehrte die Jungfer Reinhardin das Madl darauf spielen. Als ihre Meisterin aber ehelichte, schickte sie ihren Bruder, den Musiker vom Kärtnertor, an ihrer Statt, — und der hat das blinde Nannerl verführt und ist auf und davon. Nun lebte die arme Betrogene mit ihrem Kindlein bei den elterlichen Greißlersleuten als der Engel des Hauses, sanft ergeben und von den Ihrigen auf den Händen getragen. Am Tisch erhielt sie den Ehrenplatz; Vater und Mutter legten ihr abwechselnd die Lieblingsbissen vor. Den Freund ihres Bruders, der diese gebrochene Blüte schilderte, entzückte sie durch die unnachahmliche Sanftmut, Liebe und Frömmigkeit ihres Wesens.

Solch poesievolle Seelenschöne entzückte auch Langbehn, lehrte ihn durch die leichtfertige schillernde Außenseite des Wienertums vorzudringen bis auf dessen köstlichen Kern. Lange genug hatte er Deutschland von der preußischen Schattenseite aus betrachtet, — nun sah er auf die österreichische Sonnenseite hin. Hatte der Reichsdeutsche bisher seinen Gesichtskreis nach Großniederdeutschland bis über den Ozean erweitert, es geschah nicht von ungefähr, daß er ihn jetzt in Altoberdeutschland, im geschichtlichen Mittelpunkt der germanischen Vergangenheit, vertiefte.

Als ich im Frühjahr 1893 von Nordfriesland zu ihm nach Nieder-Österreich kam, fühlte ich mich zuerst wie auf einen andern Stern versetzt. Ich erstaunte, wie fest und sicher mein weltkundiger Landsmann sich in das Eigenleben des Habsburgerreiches hineinzufügen wußte. Er hatte sich seinem Beruf nach als Komponist bezeichnet; das sollte von seiner literarischen Stellung ablenken und zeigte an, daß er als Poet, der schon in München Freunden selbstkomponierte Lieder vorsang, sich in Wien musikalisch durchzubilden gedachte. Er wohnte im Grenzbereich von Groß-Wien, in Ober-Sankt-Veit, am Fuße des Wiener Waldes, in einem gemieteten Landhaus. Es war einfach eingerichtet, von einem großen verwilderten Garten umgeben. Im Nachbarhäuschen an der Mauer wohnte eine brave Hausmeisterin, die samt ihrem täppischen Gustl den Mietsherrn bediente. Sie sorgte für seine Ziege, deren Milch er trank; sie bereitete die Morgensuppe von dem Weizenschrotmehl, das wir aus der Heimat erhielten; sie kochte uns tagsüber schmackhafte Pflanzenkost. Mitunter half bei Hausarbeiten ihr rüstiger Neffe, der „Weingärtner", aus, ein prächtiger gerader junger Mann, der in den Diensten des berühmten Radierers Unger stand. Der war so offen und anhänglich, daß Langbehn ihn für immer ins Herz schloß. Und auf den rotwangigen Weinbauern wiederum machten der Ernst und die Güte des „Herrn von Langbehn" einen solchen Eindruck, daß er bereit war, sein Leben für ihn zu lassen.

Es hatte den Rembrandtdeutschen viel Mühe gekostet, sich in Wien nach seiner Art wohnlich einzurichten. Er war angegriffen, als ich eintraf, — wie wund von innerer und äußerer Anspannung, zuweilen so leicht gereizt, wie weder vor- noch nachher. Eine heftige Influenza warf ihn aufs Lager. Nicht ohne Besorgnis legte ich ihm auf sein Geheiß den Eisbeutel auf die erhitzte Stirn. Er behandelte sich im übrigen nach Kneipp, durch Schwitzpackungen und kalte Waschungen vom Bett aus, wobei ich als Krankenwärter mich zuerst ungeschickt genug anstellte. Aber die beharrlich durchgeführte Kur tat gute Wirkung. Der Körper reinigte sich, und auf der rechten Schulter entlud sich ein riesiger Karbunkel. Der Kranke erholte sich völlig, und ich hatte das Gefühl, daß Langbehns ganzer Organismus damit eine schwere Krise glücklich überwunden hatte.

Nun gab's im Hause zu bedienen, zu beraten, Briefschaften zu erledigen, Bücher zu ordnen und zu ergänzen. Wir standen in steter Verbindung mit Wiener und Leipziger Antiquaren, um — damals vorwiegend an schöngeistiger und volkskundlicher Literatur — solche Erwerbungen zu machen, die Langbehn ein Studium in voller Unabhängigkeit von Bibliotheken ermöglichten. Zu geschäftlichen Besorgungen mußten wir oft in die innere Stadt, und nicht der geringste Teil unseres Tuns bestand darin, die Gestalt wie die Seele der Kaiserstadt kennen zu lernen.

Oft wanderten wir zu Fuß nach Wien hinein. Über Hietzing ging's durch den Park von Schönbrunn, diese majestätisch-melodische Einheit von Bau- und Gartenkunst. Der Omnibus führte uns dann durch die lange Mariahilfer Linie mitten hinein ins brodelnde Leben der Weltstadt, an den breiten eleganten Ring. Durch die kaiserliche Burg pilgerten wir bis an den Graben. Da thronte das Prachtwerk Fischers von Erlach, die Pestsäule, mit der allerheiligsten Dreifaltigkeit hoch oben auf den Wolkenballen. Wenige Minuten später standen wir vor dem himmelragenden Stephansdom, der Herzkammer der Residenz. Und sein geistiger Blutstrom durchdrang auch uns.

Damals war Wien noch blau und heiter. Ungebrochen flutete hier die Lebenswelle aus alter Zeit fort bis ins Heute; ein deutsches Jahrtausend hallte in der Gegenwart nach. Ein frohes Volk war der sich immer verjüngende Unterboden einer warm und geistvoll pulsierenden Kultur. Eine universale Menschenbildung war hier von Thron und Altar ausgegangen: diese beiden Mächte gaben dem Wiener Dasein Ordnung und Stil, dem Bürgertum Ganzheit, Schmiegsamkeit, Rundung, — jene Freude und Fülle und Farbigkeit, die der deutsche Norden seit den Tagen der Hansa entbehrt. Der Schmelz des Lebens rief den Schmelz der Töne hervor. Hier waren Nutzwerte und Geldgewinn noch nicht des Lebens Zweck geworden. Hier hatte man sich noch gern, war noch aus innerem Antrieb natürlich und vornehm, zeigte dem Fremden durchs gute Beispiel, daß Geruhsamkeit und frommes wie frohes Beieinandersein auch zum menschenwürdigen Dasein gehören. Hier war der Deutsche durchgereift, war saftig und weich an der Seele geworden.

Wir empfanden den einstigen deutschen Wanderburschen nach, für die das „in Wien gewest" der Höhepunkt ihrer Ausbildung und ihres Glückes war.

„Was Volk ist, habe ich erst in Wien gesehen", sagte der greise Exkanzler Bismarck, als er auf der Fahrt zur Hochzeit seines Sohnes in den Prater gekommen war. Auch wir suchten mit Vorliebe das Wiener Volkstum auf, gingen aber dem Schlaffen, Weichlichen, Giftigen, das die dortige Hochkultur mit sich führt, möglichst aus dem Wege. Wir sind zwar auch ins Burgtheater gegangen, aber Langbehn lebte hier wie stets nach dem Worte Hebbels: „An einem Hoftheater komm' ich leicht vorbei, doch eine Bude bleibt mir ewig neu." Wir freuten uns an den blauen Augen eines Zwerges, der im Prater die Leute zu sich lud, an einem alten Harfenisten und überall an dem Kronschatz von Witz und Behagen, von guter Laune und Poesie, über den der Urwiener verfügt. Wie schön war es am Sommerabend in den Gasthausgärten zu Lainz, wo die Wiener sich beim Heurigen vergnügten: Feine leichte Geigenmusik erklang, fröhlicher Gesang wehte hindurch, und es war eine Harmonie in der Luft wie in den Herzen, die in tiefster Seele erquickte.

Waren wir müde von vielen Gängen durch die innere Stadt, so kehrten wir in alten Gastlokalen, in der „Großen Tabakspfeife" oder der „Goldenen Birn" ein, wo uns das Wiener Bürgertum grüßte, oder wir rasteten in kleinen Kaffeehäusern, wo uns gar freundlich der Guglhupf vorgesetzt wurde. Waren wir zum Mittagstisch nicht daheim, dann gingen wir öfter in die Volksküche, nicht nur weil es dort am billigsten war, sondern auch, weil uns das einfache nahrhafte Essen, ein Linsengericht und ein Rahmstrudel, trefflich mundete.

Wenn wir in der Bürgerschaft den guten Geist des echten Wien von Fäulnis und Schlampigkeit überwuchert sahen, dann half uns die Kunst, das Urwienertum wieder zu finden. Wie durchweg im Süden war es für Langbehn gerade auch hier eine dauernde Freude, daß sich der gute Geist des Landes und Volkes stärker im Bilde spiegelte, als im kahleren Norden. Er wußte stets neue Schönheiten in der Kunst auf der Straße zu finden: dort standen zwei prächtige eiserne Ritter an der Hausecke, ein Haus der Sonnenfelsgasse war geziert mit einer großen holzgeschnitzten, prachtvollen roten Rose, auf einem Prellstein war ein gemeißelter Kopf „wie von Schlüter", und ein Schildermaler hatte am „Gasthaus zur goldenen Sense" dieses Wahrzeichen, mit blauem Band über dem Kornfeld schwebend, so meisterhaft vor die Türe gemalt, daß es ein Genuß war, diese Poesie in Farben zu betrachten.

Und dann die Galerien Wiens! Dort überraschen den Reichsdeutschen unbekannte Meisterwerke. Es tut wohl, daß die Gemäldeauswahl mehr von Kunstliebe als von Kunstkennerschaft getroffen erscheint. Gleich auf den ersten Gängen nach Wien führte mich Langbehn zu der verborgenen Bildersammlung der Akademie mit ihrer Fülle von meisterhaften Venetianern. Hier und in der Belvedere-Galerie hat er mich sein Venedig sehen gelehrt. Da standen die weisen Dogen, die mannhaften Senatoren und die Bruderschaftsglieder Tintorettos in der schwarzpurpurnen Tracht, voll Würde und schlichter Kraft,— da mischten sich Gotenköpfe mit goldigem Haar hinein, — da traten die breiten blonden germanischen Frauen Altvenedigs vor uns hin, mit der südlichen Weichheit der Züge und der Morbidezza des Teints. Da sahen wir auf den Hafen und über die Lagunen von San Marco, blickten ins idyllische Hinter-

land der adeligen Republik, — immer mit den Augen großer Meister, die technisch und seelisch wie mit Honig und balsamischen Harzen malten. Doch hier war mehr als Augenweide, hier war auch eine lebensvolle, kerngesunde Welt voll seelischer Ruhe und seelischer Sicherheit und seelischen Frohsinns, ein leibhaftig Gegenspiel unserer Zeitungs- und Maschinenkultur, vollaufgebrochene Menschlichkeit, die einst heimisch war auf unserer Erde. Auch der hochgemute Giorgione hatte gelebt: solche Ritterlichkeit und Reinheit, solche Festigkeit und Lieblichkeit, stammten von unserem Planeten! Und diese Volksoberhäupter, Patrizierfamilien, fürstliche Seeleute knieten ganz unbefangen im Gebet vor Gott, vor dem Jesuskind, — da schwebte gar Gottvater selbst über der Markusstadt! Da griff uns die glückliche Einigkeit von aufgeblühter Menschennatur und kindlicher Gläubigkeit ans Herz, die Venedigs Malerei vom strengen Carpaccio bis zum heiteren Tiepolo zu künden nicht abläßt.

Langbehn zeigte mir auch den Widerglanz der venetianischen Welt und ihr Weiterwirken am Ufer der Donau, das ihm zu jener Zeit, als er die „Venetianisierung" der reichsdeutschen Kultur forderte, noch kaum bewußt gewesen war. Hat Wien zum Teil doch erfüllt, was er hierin von Preußen forderte. Dies sahen wir schön illustriert durch Canaletto, der außer den architektonischen Fluchten der Barockzeit auch ihre Seele gemalt hat. In diesem Zeitalter ward hier Mittelalter und Neuzeit lebendig zusammengeschmolzen. Den leidigen Spalt zwischen Zitra- und Ultramontan, über den auch wir im Norden nicht hinweggekommen waren, hier sahen wir ihn geschlossen. Wir sahen hier aufs deutlichste, daß „Deutsch" und „Katholisch", beide Welten rein gefaßt, sich gegenseitig stützten und steigerten. Hier war die genuine Verbindung mit der großen Vergangenheit ganz Europas gewahrt geblieben und mit Lokalgeist durchsättigt worden. Deshalb war hier das Deutschtum nicht rationalistisch zerbrochen, in geistige Kantone zerschellt, sondern hier hatte es musischen Fluß gewonnen. Aus der Ungebrochenheit geschichtlicher Lebensgemeinschaft geboren, konnte von hier aus die Musik zur Versöhnung der Herzen über die ganze Welt erklingen, um zur einzigen Freistatt für alle im Geisteshader der Neuzeit zu werden. Denn hier hat sie Heimatrecht.

Das empfanden wir als Gäste Wiens sowohl bei den Schrammlern wie in Bösendorfers Kammerkonzerten, eindringlicher noch, wenn Hans Richter die Neunte Symphonie dirigierte. Den tiefsten Eindruck von Tonkunst empfing ich aber, als mich mein Führer an einem Sonntag zum ersten Mal in die Hofburgkapelle leitete. In dem weihevollen Kirchenraum erklang über die andächtige Menge hin eine Musik, die als Sphärenlaut in uns einklang, — nicht etwa berauschte, sondern die Seele hob und trug, die herübergeholt erschien aus der Zeit vor dem Turmbau zu Babel, wo noch einerlei Laute die Menschheit vereinten.

In seinen „Schlußbemerkungen" schrieb Langbehn: „Es gibt eine goldene Brücke, welche vom Protestantismus zum Katholizismus hinüberführt; — das ist die Kirchenmusik." Dies Wort ist Wiener Erlebnis. Jeden Samstag musterten wir die Neue Freie Presse, um nachzusehen, in welchem Tempel Wiens die beste sakrale Musik zu erhoffen sei. So kamen wir oft in die Karls-

und Augustinerkirche, hörten mit Vorliebe die Messen von Haydn und Mozart und gewannen fast unmerklich innere Fühlung mit der Glaubenswelt, der diese Töne entquollen waren.

Die offenen Kirchen luden auch werktags zum Beten ein, am meisten die Stephanskirche. Das heilige Dunkel des Doms beherbergt immer knieende Gestalten, die entweder still verweilen oder beim Durchgang eine Minute Halt machen vor Gott, ehe sie wieder ins unruhvolle Treiben der Millionenstadt hinauswandern. Da traten auch wir oft ein, knieten und sammelten uns vor den Altären. Eines Tages, als Langbehn allein im innern Wien gewesen war, kam er ganz ergriffen heim: „Ich habe etwas Wunderbares gefunden." Betrachtend war er um den Stephansdom herumgegangen und hatte dort unter andern plastischen Meisterwerken den „Großen Christus", wie er ihn fortan nannte, entdeckt: eine lebensgroße, gemeißelte Heilandsgestalt am Kreuze, — streng, gerade, echt deutsch, eine Kunst- und Seelenschöpfung ersten Ranges. Wie sie da neben der Kapistranskanzel in einem eigenen Vorbau hinter dem Gitter verlassen stand, war sie ihm ganz wie der verlassene Heiland selber erschienen. Ungescheut bekundete hier der Rembrandtdeutsche, in Gebet und Betrachtung, seine Gottesverehrung. Bis an seinen Tod gedachte er des Gottmenschen liebend gern gerade in dieser feierlichen Darstellung. Wenn er in Wien war, legte er hier durchs Gitterwerk zu Füßen des Gekreuzigten Kränze oder Blumen nieder.

Fast ebenso teuer war ihm die große Gruppe Jesu mit seinen Jüngern am Ölberg, die in der Grotte am Michaeler Durchgang steht, — ein lebendiger Rest des gläubigen Mittelalters und ein Zeuge zur Ehre des Christentums mitten in neuer Zeit. Ein paar Schritte hinter dem Torbogen der weltlichste Korso, — hier eine Betbank vor dem Drama der Leidensnacht, wo jeder, der wollte, unbehelligt niederknien konnte zur Gemütsvertiefung vor Gott. Viele taten es, und wir taten es auch.

Halb bewußt, halb unbewußt vollzog sich in uns eine innere Umbildung von dem stummen, vereinzelten Innenleben der Männer im Norden zu einer sich frei kundgebenden, das ganze Tagewerk erleuchtenden und erwärmenden Glaubenswelt, — bei der Langbehn mir allerdings um Riesenschritte voraus war. Diese Umwandlung vollzog sich völlig auf dem Boden des deutschen Gemütes und Volkstums. Bei der poesievollen Bekundung der Frömmigkeit in den Andachten des Volkes, bei den Kreuzen und Kapellen am Wege lockte uns immer die echtgermanische Durchseelung des Göttlichen. Gern nahmen wir die „kräftigen Gebetter", gedruckt bei Michael Haas in Steyr, mit den guten alten Holzschnitten, in die Hand. Auch wir lernten auf solch ungeschminkte Art mit Gott sprechen. Es war der gleiche Grundgeist, den wir als Kinder aus evangelischen Liedern kennen gelernt hatten, hier nur noch treuherziger, urtümlicher dargeboten. Und gleicher Geist umfing uns bei Österreichs Heldenadel, — bei Kaiser Rudolf von Habsburg, dem das Kruzifix sein Zepter war, mit dem er regieren wollte, bei Prinz Eugen, bei General Radetzky, bei Andreas Hofer, der die „schnede Welt" als frommer Christ so gern verließ, daß ihm „nit die Augen naß" wurden, bei Haydn, dem Muttergottesfreund, bei dem

kindlichen Mozart und Bruckner, dem Rosenkranzbeter. Alle, auch die weniger frommen österreichischen Geisteshelden und Musiker waren doch gespeist aus gleichem Garten, standen stets mit einem Fuß in der Glaubenskultur, die hier Kaiser, Künstler, Bauer umschlungen hielt. Veilchenduft und Liebeshauch ging von hier aus, grüßte von der Donau und den kaisertreuen Alplern her. Das artikulierte Herzensleben der Ost- und Südmark, wie es sich einst in Walter von der Vogelweide und Oswald von Wolkenstein, neuerdings in Stifter, Raimund und Schubert kundgab, schwang in Langbehn weiter. Die deutsche christliche Minne, der Sangesreigen, der sich seit den Babenbergern lust- und liebevoll bis zum Himmel emporrang, und daneben die Verehrungsstätten des leidenden Gottmenschen, — die haben unsere Seele gelabt in Wien.

Ehe Langbehn dorthin zog, schrieb er an Alexander von Peez, er wolle in der Kaiserstadt als „unbeachteter Beschauer der Weltbegebenheiten" weilen, aber nicht als Schauspieler auf der Bühne stehen. Er setzte die Besuche bei Peez in Wien nicht fort, obwohl er noch nach Jahren mit ihm im Briefverkehr stand, weil er die moderne Wiener Gesellschaft umgehen wollte. Wiederholt aber traf er sich mit dem von der österreichischen Aristokratie zuerst umschwärmten, dann im Stich gelassenen Maler Karl Wilhelm Diefenbach, dem Münchener „Kohlrabiapostel", sowohl aus Mitgefühl, wie auch deshalb, weil er einige seiner Bilder für „so gut wie von Böcklin" hielt. Aus Pietät gegen Hebbel besuchte er einige Male seine Witwe, um sich mit ihr lebhaft über den Dichter wie über die gemeinsame niederdeutsche Heimat zu unterhalten. Sie erzählte ihm, Hebbel habe schon vor vielen Jahren, wenn er auf Bildungmache stieß, ein „Fort, fort —, Bildung, Bildung!" ausgerufen. Das war seinem Geistesvetter aus der Seele gesprochen. Frau Hebbel freilich faßte nicht, daß der Rembrandtdeutsche vor ihr den Parlamentarier Karl Lueger lobte und viel von dem erwartete, den die oberen Zehntausend Wiens damals noch belächelten. Er aber schätzte sogleich einen jener immer seltener werdenden deutschen Geister in ihm, die wirklich für das Volk fühlen, denken, arbeiten. So sehr Langbehn übrigens das reine Deutschtum der Ostmark liebte, so gut verstand er, daß die Monarchie auch ihren slavischen Volkselementen gerecht werden mußte. Und ihm selber war der arbeitsame und bescheidene tschechische Handwerker der Millionenstadt, der seine Kleider und Schuhe flickte, ein weit wertvollerer Mensch als der verlotterte deutschwienerische Gigerl.

Anton Bruckner, den Spielmann Gottes, erkannte Langbehn unumwunden als Musikgenie ersten Ranges an und ging wiederholt zu seinen Vorlesungen in der Universität. Als er mich einmal mitnahm, erbauten wir uns nicht wenig an der Einfalt des greisen Komponisten, der so schlicht sprach, als wäre er noch Dorfschulmeister. Wir ahnten damals freilich nicht, daß gerade Bruckners Tongewalt ein Mittel werden sollte, um die ganze musikalische Welt noch einmal an einer gottgeweihten österreichischen Seele genesen zu lassen. Was aber Langbehn von einer Hochamtmusik in der Hofburgkapelle sagte: „Das ist der höchste Kunstgenuß, den ich je erlebt habe", das enthielt, wie ich heute vermute, eine unbewußte Huldigung an — Meister Bruckner, den Hofkapellmeister.

Während wir uns dergestalt in Wien vertieften und unsere Tage zu Ober-Sankt-Veit mit geistiger und körperlicher Arbeit vollbesetzt waren, erfuhr unser dortiges Idyll eine unerwartete Störung. Es war Langbehns Absicht, sich in dem stillen Landhaus dauernd einzurichten. Er hatte sich deswegen ausbedungen, daß ihm fünf Jahre lang nicht gekündigt werden konnte. Er hatte das Recht, im Hause auf seine Kosten Veränderungen vorzunehmen und bereits Verbesserungen angebracht. Nun ging's an den Garten. Das bisher fast nur in den Sommermonaten benützte Gebäude war feucht; um diesem Übelstand zu begegnen, wollte er es zunächst nach der Sonnenseite hin, von wo es überschattet wurde, freilegen. Er ließ deshalb in der parkartigen Wildnis eine Anzahl durchaus nicht schöner oder alter Bäume — durchweg geringwertige falsche Akazien — fällen. Wir freuten uns der nun ungehindert hereinflutenden Sonne. Doch die Rechnung war ohne den Wirt gemacht. Im September 1893 kam eine Klage der Eigentümer, eines Ehepaares in Wien, wegen „gestörten Besitzes". Der Mietvertrag erlaubte seinem Wortlaut nach Veränderungen im Garten nicht. Langbehn war zu weit gegangen, indem er wähnte, das Recht dazu aus der ihm obliegenden Pflege des Besitztums herleiten zu dürfen. Das Gericht erkannte, daß, wenn auch die Absicht der Besitzstörung nicht vorläge, diese doch tatsächlich erfolgt sei. Das Anerbieten des Mieters, vergleichsweise eine Entschädigung zu zahlen, ward abgewiesen. Die Vermieter klagten auf gerichtliche Feststellung des Schadens, und nun begann, mit allen österreichischen Umständlichkeiten, ein langwieriger Zivilrechtsstreit[1].

Langbehns Versuch, sich in Wien ein wohnliches Asyl zu gründen, war damit mißlungen. Im Februar 1894 lieferten wir das Anwesen in aller Ordnung zurück und zogen fort von Ober-Sankt-Veit. Es mochte gut sein so, denn als Jahreswohnung war die Villa doch nicht geeignet. Es tat Langbehn im Herzen leid, die treubesorgte Hausmeisterin und seinen Freund, den Weingärtner, verlassen zu müssen. Dieser war beim Abschied dankbar gerührt und lachte unter Tränen, als Langbehn ihm zum Andenken seine schneeweiße Ziege schenkte.

Wohl und Wehe war uns in der alten Kaiserstadt zuteil geworden. Aus dem weltlichen Wien nahmen wir jene Prozeßlast mit, — aus dem katholischen Wien, zu dem wir wiederholt zurückgekehrt sind, einen göttlichen Liebesstachel, der unsere Seele für ewig verwundet hat. Das arglose und durchheiligte Österreich ließen wir nun nicht mehr aus den Augen, und unsere Stimmung ihm gegenüber ist ausgesprochen in Langbehns Strophe:

Ich sah von weitem
Die Früchte leuchten
In Gottes Garten —
Wie war das schön!

[1] Merkwürdig genug findet sich in Beethovens Leben ein ähnliches, noch krasseres Beispiel, wie „sich ein Genie in der starken Empfindung einer subjektiven Notwendigkeit über zivilrechtliche Schranken hinwegsetzte" (Tippmann). Als dieser in seiner Wohnung auf der Mölkerbastei plötzlich das Bedürfnis nach Aussicht in die freie Natur empfand, ließ er einfach einen Maurer kommen und in die Wand eine Fensteröffnung freilegen, so daß er einen bösen Konflikt mit dem Hausherrn bekam und ausziehen mußte.

3. Gesonntheit.

Schwarzbrot und Bewegung —
Dafür lobe Gott.

Ich bin und liebe Sonnenschein. L. um 1900.

Die Liebe des Menschen soll sich außer Gott, dem Nächsten und seiner Seele in der rechten Ordnung auch seinem zur Seligkeit mitbestimmten Leibe zuwenden. Verstumpft und versumpft der Körper, so erlahmt auch die Geistes- und Willenskraft, so sinkt der Mensch hinab zum Sklaven grobsinnlicher Triebe. Mit Recht forderte Langbehn in einer Zeit, die in Millionenstädten und Kohlenrevieren, in Bureaus und Fabriken eine immer minderwertiger werdende Leibesbeschaffenheit erzeugt, „Gesundheit, Maß, Blüte" nicht nur für die Seele, sondern auch für den Leib.

Er selbst war trotz seiner kräftigen Natur auf eine sorgsame Gesundheitspflege angewiesen. Dem Jüngling hatte der Feldzug zugesetzt; in Schwabing traten Gelenkrheumatismus und langwierige Herzleiden, später auch Magenbeschwerden hinzu. Der Mann, der sich auf seiner Lebensbahn so ungewöhnliche Anstrengungen zumutete, suchte, als geistiger Hochtourist, seinen Körper durch methodische Pflege elastisch und leistungsfähig zu erhalten. Er musterte die ärztliche Wissenschaft nicht nur auf ihren Wert für seine Volksreform hin, sondern auch ganz praktisch, inwieweit sie seine eigene Gesundheit und Spannkraft mehren könnte. Er lobte einen bedeutenden Münchener Arzt — zu dem er gegangen war, weil er für saugrob galt —; der hatte ihm einen Privatvortrag gehalten, wie er sein Herz vorwiegend durch gymnastische Übungen kurieren sollte. Im übrigen aber ging er auch zu Ärzten, die er als Persönlichkeiten schätzte, ungern als Patient, aus Abneigung gegen das vorherrschende System, welches auch den klardenkenden und gebildeten Kranken nach einer Methode zu „behandeln" pflegte, die seine geistige Persönlichkeit und seine eigene Mitwirkung beim Heilprozeß kaltstellte, die ein für ihn undurchsichtiges Heilverfahren einschlug, ja ihn oft zum Gegenstande fragwürdigen Experimentierens mit gefährlichen Mitteln machte. Dazu kamen Zweifel an der Richtigkeit der akademischen Heilgrundsätze, wie er sie bekanntlich schon in den weitblickenden Ausführungen seines Buches über „Heilkunde" ausgesprochen hat. Ähnliche Anschauungen, weiter entwickelt, gab er mir um 1900 kund. Ich fasse sie sinngemäß zusammen:

„Die ärztliche Kunst ist zu künstlich geworden. Die immer weiter ausgedehnten Kenntnisse biologischer Einzelvorgänge und eine übertriebene Spezialisierung führten hier wie anderswo vielfach zur Preisgabe der einfachen, gesunden Grundsätze. In den Gesellschaftskreisen, die sich aller Errungenschaften der differenziertesten Medizin bedienen, gewahrt man eher Minderung als Mehrung der Nervenkraft, Wangenröte, Lebensenergie. Bekennt sich die Hochschulheilkunde theoretisch auch zu der Auffassung, daß die Heilkräfte der Natur die Hauptmittel zur Erzielung der Wiedergesundung bleiben, praktisch handelt sie ungenügend danach, weil die natürlichen Heilfaktoren nicht in genügendem Maße als prima ratio eingesetzt und deshalb ihr

Gebrauch weder in vollem Umfang gelehrt noch voll ausgenutzt wird. Die Kraft des Organismus, durch einen auf rein natürlichem Wege gesteigerten Stoffwechsel Krankheitsstoffe auszuscheiden, wird durchweg unterschätzt. Es fehlt eine gründliche, streng philosophische Nachprüfung der medizinischen Heilprinzipien. Deshalb folgt man schematisch mehr manch unklaren Grundsätzen eines Paracelsus und der Abart des Kurierens mit Giften, welche der Naturkraft entgegenstehen, als den klaren Grundbegriffen eines Hippokrates und seiner Schule, die des Arztes Aufgabe darin sahen, der Natur weise zu Hilfe zu kommen. Die Anwendung immer neuer Zusammenstellungen medizinischer Spezifika und immer neuer Einspritzungsmethoden ist von um so zweifelhafterem Wert, als die langwirkende Schädlichkeit der Einbettung von Giftstoffen in den wunderfeinen Bau des Leibes dabei durchweg allzu wenig beachtet wird. Mikroskopische Zellenforschungen und die Auffassung des Menschen als eines Zellenkomplexes bilden eine durchaus ungenügende Grundlage, um einen schwererkrankten Organismus zur Genesung zu führen.

Man unterschätzt den unlöslichen funktionellen Zusammenhang aller menschlichen Organe, erfaßt zu wenig die Einheit und Ganzheit des beseelten Körpers als eines unteilbaren Gesundheits- und Krankheitsträgers, wendet zu wenig Umsicht auf, seine volle Spannkraft und Unverletztheit zu erhalten. Größere operative Eingriffe sind natürlich oftmals allein lebenrettend, sollten jedoch stets nur als ultima ratio gelten. Greift aber die beispiellos erfolgreiche Chirurgie unserer Zeit nicht auch ohne Notwendigkeit zur Narkose und zum Messer?

Mehr noch als das maßlose Experimentieren bei einem unaufhörlichen Wechsel und Widerstreit der medizinischen Lehren ist die leider eingebürgerte Gegnerschaft akademischer Heilwissenschaft zu einer praktisch bewährten volkstümlichen Heilkunst zu bedauern. Nichts hat wohl mehr das Vertrauen zu den Ärzten in den weitesten Kreisen gemindert, als daß diese nicht genügend unterschieden haben zwischen wirklicher Kurpfuscherei und den immer wieder auftauchenden Ansätzen zu naturgegründeter Heilkunst von Männern ohne akademische Grade. Mag die voreingenommene Abweisung von Fortschritten, die nicht vom Hochschulkatheder ausgehen, in jeder Disziplin als schleichendes Übel wuchern, sie ist vielleicht nirgends so schroff erfolgt, ist vielleicht nirgends so verhängnisvoll in ihrer Wirkung geworden als in der Medizin."

Diese Umstände und Erwägungen führten Langbehn von selbst zur genauen Beobachtung der großen naturheilkundlichen, vorwiegend von Laien ausgegangenen Bewegung, die trotz ihrer offenbaren Mängel Tausenden Gesundheit und Lebensmut wiedergegeben hat, weil sie jene weiten Felder bestellte, welche der Spezialismus brachliegen ließ, weil sie auf mannigfache Art die im Körper ruhenden Energien ausnutzen lehrte, dabei gute Grundsätze so offen und klar vorlegte, daß denkende Laien an ihrer Gesundung wirksam mitarbeiten konnten. Hier waren teils neue geniale Anregungen, teils alte überlieferte Heilfaktoren ersten Ranges wirksam. Da stand der schwedische Dichter Ling, der Begründer der Heilgymnastik, der österreichische Bauer Prießnitz, der bayerische Pfarrer Kneipp, der Apotheker Julius Hensel, dessen Nährsalz-

theorie Dr. Lahmann mit so großem Erfolge verwertet hat, da der große Orthopäde Friedrich von Heſſing, da der Schweizer Arnold Rikli, der Begründer der atmoſphäriſchen Kuren und Heilſonnenbäder, da der Däne Jens Peter Müller mit ſeinem praktiſchen Kräftigungsſyſtem. Das ſind nur einige Namen aus einer neuerdings fern von Univerſitäten erwachſenen Welt univerſal gerichteter Heilkunſt, die ihm gebieteriſch geſteigerte Beachtung zu fordern ſchien zur Neugeſundung des Volkes. Wir ſahen wohl, daß dieſe Bewegung viele laienhafte Irrtümer, Einſeitigkeiten, Übertriebenheiten mit ſich führte, auch daß der damit verknüpfte Dilettantismus eine ernſte Gefahr bedeute, — dennoch hat ſie gleich vielen andern Langbehn wie mir während unſeres Zuſammenlebens die größten Dienſte geleiſtet. Sie führte uns nachdrücklich hin auf Grundbedingungen des Geſundwerdens und der Kraftſteigerung, die neuerdings auch von der mediziniſchen Schule mehr als früher betont werden. Reden doch heute Wiener und Berliner Autoritäten gegenüber einer vorwiegenden Lokalbehandlung der Patienten ihrer naturgemäßen Ganzbehandlung, wie ſie Langbehn empfohlen hat, offen das Wort. Die Chirurgie iſt inzwiſchen in ſeinem Sinne zu einer weiſeren Beſchränkung gelangt, nicht nur in Bezug auf Blinddarmoperationen. Sie umgeht Narkoſen möglichſt durch Lokalanäſtheſie und ſieht ihr Hauptziel in einer „Wiederherſtellungschirurgie“. Die Medizin wird langſam hellſichtiger für heilkundliche Reformen, die außerhalb ihrer Lehrſtühle erwuchſen. Sie ſcheut ſich heute weniger, naturgemäße Heilpraktiken zu übernehmen, wenn ſie auch von ihren Theorien aus die Einzelſtufen des Heilverlaufs noch nicht zu erläutern oder zu begründen vermag. Bei dem Lernen von den Erfahrungstatſachen einer primitiven Heilkunſt dämmert die Erkenntnis, daß die Gifttherapie in ihrer bisherigen Ausdehnung auf einer mangelhaften Ausdeutung der Lebensvorgänge im menſchlichen Organismus beruht. Nach vielen Anzeichen iſt von dem Boden einer ſtreng wiſſenſchaftlichen Konſtitutionslehre aus eine gründliche Reviſion und Reform der Heilkunſt im Anmarſch, die den tatſächlich gegebenen Einzelmenſchen in ſeiner vollen ſinnlich-geiſtigen Beſchaffenheit zu erfaſſen beſtrebt iſt. Bei dieſer Neuformung der Heilgrundſätze dürften alle oben erwähnten heilkundlichen Laienbeſtrebungen, dürften auch Homöopathie und Vegetarismus, Augendiagnoſtik und Kräuterkur, kosmiſche und pſychiſche Faktoren, ſoweit letztere hier in Betracht kommen, nicht mehr als unſichere Außenpoſten betrachtet, ſondern ihr Wert muß am rechten Ort feſt eingeſetzt und unparteiiſch abgewogen werden — ebenſo gut wie derjenige überkommener ärztlicher Traditionen.

Da Langbehn zu ſeiner Zeit die wünſchenswerte Vereinigung von naturgemäßer Univerſal- und kunſtgerechter Spezialbehandlung für ſich nicht erreichen konnte, zog er gleich ſo vielen andern den ſpezifiſch wirkenden und toxiſchen Heilmitteln die allgemeinen diätetiſch-phyſikaliſch-kosmiſchen Heilfaktoren durchaus vor. Überſpannungen des Prinzips und gelegentliche Unterſchätzungen der gewaltigen mediziniſchen Fortſchritte auf dem Gebiete der Diagnoſtik, Bakteriologie, Hygiene, der klimatiſchen Kuren uſw. blieben dabei nicht aus. Auch wertete Langbehn vielleicht nicht genügend, daß doch wohl

die Mehrzahl der Ärzte als kluge und gewissenhafte Empiriker in der Praxis einen maßvollen Ausgleich zu schaffen bemüht sind. Aber es dürfte für die heutige gebildete Welt, auch für die Ärztewelt, immerhin eine gewisse typische Bedeutung haben, daß Langbehn gerade durch seine rücksichtslose Grundsätzlichkeit ein urwüchsiger Protest gegen die Verkümmerung des Natürlichen in der Lebensführung und Kurmethodik seiner Zeit geworden ist. Seine Haltung hierin ist um so lehrreicher, als sie von ihm, einem geistigen Führer, trotz großer Schwierigkeiten folgerichtig durchgeführt wurde. Sie stellt brennende Fragen deutscher, ja menschlicher Wiedergesundung unverschleiert ans Licht. Sie liefert Beiträge zu den noch ungelösten Problemen: Wie sollen die genialen Menschen gepflegt, — wie sollen die Forderungen der Natur innerhalb der Kultur besser erfüllt, — wie sollen die Menschen wieder lebensfrischer, kräftiger, fröhlicher gemacht werden?

Mit Recht nannte Thoma den Rembrandtdeutschen einen Körperaristokraten. Das erfuhr ich schon in Wien, nachher noch mehr. Bei ihm gab es keine Schablone, sondern jede Einzelheit war den Lebensbedingungen gerade dieser Persönlichkeit genau angepaßt, um diesen Körper diesem Geiste dienstbar zu machen. Aus langer Erfahrung heraus hatte er sich ein Lebenssystem gebildet, das seinen Zwecken genau angepaßt war. Ich will es kurz schildern.

Die moderne Herrenkleidung war ihm zu einschnürend, zu sackartig. Gesteifte Stehkragen trug er nie, sondern am freien Hals ungestärkte weißleinene Umlegekragen, eine weite Joppe und so weitgeschnittene Beinkleider, als zulässig war, ohne auffallend zu werden, dazu braune Lederschuhe, welche elastisch die sehnigen Füße umschlossen. Alle Maße wurden mit Schneider und Schuster genau vereinbart, zu dem Zwecke, dem Körper volle Beweglichkeit zu gewähren, ohne den Eindruck eines heutigen Herrenanzuges preiszugeben. In dieser ungezwungenen, doch gut geschnittenen Tracht, mit leichtem weichen Hut bedeckt, im Winter von einem stattlichen braunen Lodenmantel umhüllt, schritt Langbehn so behende aus, daß ich zuweilen kaum folgen konnte, zumal wenn er, was ihm nichts ausmachte, im freien Gelände um Ober-Sankt-Veit zum Dauerlauf überging, um den Vorortzug nach Wien noch zu erreichen. Auf Reisen nahm er zwar nicht, wie Goethe nach Italien, seine Bettstatt mit, führte aber stets mehrere Wolldecken und zwei Bettlaken aus kräftigem Bauernleinen, die seiner Leibwäsche entsprachen, bei sich. Dadurch hielt er sich in allen Gasthöfen von Federbetten und üblen Gerüchen unabhängig. Auch in Privatquartieren ließ er immer zuerst das Bett von allem fremden Zubehör entledigen, um sich mit seinem eigenen Vorrat ebenso praktisch wie sauber einzurichten.

Gleich bedacht sorgte Langbehn für seine Ernährung. Schon in München kannte man seine „vegetarisierenden Neigungen". Das Erhitzende und Aufreizende häufigen Fleischgenusses schien ihm die Seelenentwicklung ungünstig zu beeinflussen, den „Geist des Fleisches" zu nähren. Pflanzenkost gäbe reineres Blut, mildere die seelische wie sinnliche Reizbarkeit, erhalte den Geist frischer, klarer, ausdauernder. Dabei dachte er vorerst nicht an Aszese; er

fand vegetarische Nahrung besser, schmackhafter und — im letzten Sinn — menschenwürdiger. Die von ihm erprobte günstige Einwirkung der Pflanzenkost auf das Gemütsleben kleidete er in die Worte: „Wenn man von Buchweizengrütze lebt, so kehrt Frieden in die Seele ein." Der Rembrandtdeutsche war nicht ausschließlich Vegetarier, er aß aber während der ganzen Zeit unseres Zusammenlebens nur wenig Fleisch, selten anderes als leichtes, weißes Fleisch — eigentlich nur als „Gewürz", wie er sich ausdrückte. Pflanzenkost schien ihm gerade für Geistesarbeiter von hohem Werte zu sein.

Die Speisen der vegetarischen Kosthäuser in den Großstädten waren ihm allerdings durchweg zu flau, zu weichlich, zu süßlich. Wo immer möglich, richtete er sich zu Haus seine „eigene Küche" ein, und zwar mit kerniger Pflanzenkost. Die Grundlage bildete kräftig gebackenes Vollkorn- und Weizenbrot. Dazu kommen Gersten- und Hafergrütze, Milchreis, Hirse, Linsen, Bohnen, frische Gemüse und reichlich Salat. Oft kaufte er seinen Bedarf selbst ein; dabei fahndete er immer nach reinen, hochwertigen und würzigen Nahrungsstoffen. Er hielt auf leim- und eisenhaltige Speisen, und ließ es sich Mühe kosten, unverfälschten Honig vorrätig zu halten. Der Hauswirtin gab er genaue Anweisung für die Zubereitung der Speisen, nach dem Grundsatz: „Es ist keine Kunst, gut zu kochen; es ist eine Kunst, schlecht zu kochen. Läßt man die Erdfrüchte möglichst wie sie sind, dann werden sie gut zubereitet; macht man viel daran, dann werden sie schlecht." Die Kost sollte bei voller Erhaltung der Nährsalze durchaus nahrhaft und aromatisch sein. Beim Haferbrei durften die Rosinen nicht fehlen; auch das schlichteste Mahl wollte er durch Behagen gewürzt wissen. Hatte er sich häuslich eingerichtet, so aß er am liebsten mit eigenem Holzbesteck und mit Vorliebe aus glasierten irdenen Schüsseln; das war seine „Burenkultur". Es schmeckte gut so, wie er es machte. Man aß bei ihm, als wenn man in einem bescheidenen Bauernhause Holsteins oder auf dem Lande in Italien zu Gast war. Abends in Gasthäusern trank er nicht ungern, wo es sich darbot, ein reines, leichtes Glas Wein, seltener Bier. Im allgemeinen zog er alkoholfreie Getränke vor, — freilich nicht die flauen Limonaden, die unter diesem Titel oft vorgesetzt werden, sondern kräftige, im Haus bereitete Fruchtsäfte. Der Mangel vollwertiger aromatischer Nährtränke ohne Spiritusgehalt in den Gasthöfen empfand er als Hauptmangel der Antialkoholbewegung. Besonders gern genoß er den eingekochten, ungezuckerten Saft der heimischen Heidelbeere; deswegen schrieb er einmal humorvoll: „Male mich, male mich — Mit einem Glas voll Bickbeersaft — In meiner rechten Hand."

„Die meisten Menschen", meinte Langbehn, „leiden an Selbstvergiftung"; viele Reichsdeutsche würden nicht zu Unrecht von den Holländern als „Muffen" bezeichnet. Seine eigene Körperpflege bestand in häufigen Ganzwaschungen mit einem groben Handtuch, und täglichen Märschen in frischer Luft. Sein Sport war Schwimmen. Dies nannte er sein „einziges irdisches Vergnügen". Es sei die beste Bewegung, die er kenne — besser als Reiten, Rudern, Radeln, Gehen —, weil es den ganzen Körper umfasse. Auch ging er gern barfuß. Er sagte: „Nackte Füße sind die besten Schuhe." Wir

haben manche Wege auf sonniger Landstraße mit eingepacktem Schuhzeug gemacht, sind auch öfter bloßfüßig morgens durch das tauige Gras geschritten, worauf dann ein Warmlauf folgte. Bei anstrengender Kopfarbeit tat uns das Barfußgehen außerordentlich wohl; leider war es oft schwer durchzuführen, ohne Anstoß zu erregen. Als wir einmal auf einer Reise in Kassel weilten, lockten uns die saftigen Wiesen hinter Wilhelmshöhe dazu. Wir gingen fröhlich mit nackten Füßen im Grase auf und ab, bis ein Parkwärter herbeieilte und mit den drohenden Worten: „Was würde die Regierung dazu sagen?" uns dringlich mahnte, wieder in die Schuhe zu schlüpfen.

Langbehn fand die von Sebastian Kneipp nicht zuerst aufgestellte, aber vorzüglich belegte Behauptung, daß das Wasser zum „Auflösen, Ausleiten, Kräftigen" unersetzlich sei, vollauf bestätigt. Grundsätzlich höher stand ihm als Gesundheitsquell mit Rikli die Luft und noch höher als diese das Licht. Den Quell des Lichtes, die Sonne, dies „vornehmste Lebenselement" des Kosmos, nutzte er allseitig aus, sowohl zur Stärkung seines Körpers, wie zur Erheiterung seines Gemütes. Er sagte geradezu: „Gesonnt heißt gesund." Er freute sich der Sonne wie ein Kind, wie Sankt Franziskus. Sein Künstlerauge ruhte mit Vorliebe auf jenen glänzenden „Sonnensternen", welche eine Scheibe oder ein feuchtes Blatt oder eine Pflugschar ins Auge wirft, wenn sich darin ein Sonnenstrahl spiegelt, und so das Licht in der Natur zu strahlen beginnt. Wir konnten beide, merkwürdig genug, mit offenen Augen in die Sonne sehen, ohne daß unser Blick geblendet ward.

Bei der Wahl eines Zimmers war seine erste Sorge: „Hat es auch Sonne?" Oft gab's einen Kampf mit den Hauswirtinnen; diese zogen die Vorhänge zu, um die Möbel zu schonen, er wollte die Sonnenstrahlen ungehindert hereinfluten lassen. Da dichtete er:

Sie spannen Tücher aus,
Um die Sonne fern zu halten.
Törichte Menschen!
Gott verachten sie.

Denn: „Wer Gott leugnet, ist wie einer, der die Sonne leugnet, es nützt ihm nichts; sie scheint doch!" So war seinem schauenden Seelenblick das Leuchten der irdischen Sonne, ohne welche kein Leben der Natur gedeiht, geradezu die Gewähr des übernatürlichen Lebensquells: Gottes.

Er ließ, wo immer nur möglich, die Sonne auf sich, seine Gewänder, in seine Wohnung scheinen. Durchsonnte Früchte waren ihm die besten Früchte. Als ich zu ihm kam, mußte er wegen eines in jüngeren Jahren erlittenen Sonnenstichs bei heißem Sonnenschein noch einen dicken Schirm tragen; bei allmählicher Gewöhnung an die Sonne konnte er ihn durch einen leichten ersetzen oder ganz entbehren. Grundsätzlich meinte er, die großen ausgedehnten Köpfe von Landkindern, alten Griechen und Rittern, Landsknechten und Kapuzinermönchen kämen zweifellos vom vielen Aufenthalt in der Sonne. Der Kopf, überhaupt der Mensch, gehe unter der Sonne auf, wie ein Semmel im Backofen. Wir nahmen öfter Sonnenschwitzbäder in den umzäumten

Plätzen und Glashallen süddeutscher Luft- und Lichtbadeanstalten, die ganz der Körpergesundung, nicht dem Körperkultus dienten, wobei völlige Trennung der Geschlechter selbstverständlich war. Auch sandte Langbehn mich einmal, als ich eine Auffrischung brauchte, zu Rikli nach Veldes in Krain, wo ich die abgestufte Anwendung der atmosphärischen Kur und besonders auch die uns beiden sehr dienliche nervenstärkende Wirkung kühler Luftbäder kennen lernte.

Mitten in der heutigen Kulturwelt eine in vielem von ihr losgelöste Lebensart durchzuführen, war oft recht mühsam. Aber Langbehn ließ nicht nach. „Ich stehe früh auf", schrieb er mir einst, „was mir sehr wohl, und den Hausknechten, die mich wecken, sehr wehe tut." Seine grobleinenen Hemden waren eine vortreffliche Leibwäsche, aber sie waren zuweilen geflickt. Da sie dann zu wenig salonfähig erschienen für die Abgabe im Hotel, kam es wohl vor, daß er sie zum Badeplatz mitnahm und selber auswusch. Einmal klagte er: „Ich verliere zwei Drittel meiner Zeit für die allereinfachsten Lebensbedürfnisse! Je einfacher sie sind, desto schwieriger sind sie zu erfüllen — jetzt, wo alles schwelgt." Und ein ander Mal heißt es: „Meine Einfachheit leuchtet niemandem ein. Die materiellen Nahrungsmittel sind heutzutage ebenso oft verfälscht wie die geistigen, und die Küchen oft ebenso reformbedürftig wie die Universitäten." Kam er zu Leuten, die auf ihn hörten und ihn respektierten, dann fanden die Grundzüge seiner Lebensführung zauberhaft schnell Anwendung, dann war er im Handumdrehen gemütlich eingerichtet. Denn er hatte eine ungewöhnliche Gabe des Umganges. Sein ebenso festes wie gewandtes Auftreten veranlaßte viele Menschen, von denen man es nicht erwartete, bereitwillig auf seine Sonderwünsche einzugehen[1]. Einfache, natürlich empfindende Hausleute verstanden eben leicht, was er wollte, nahmen ihn gut auf. Wo aber moderne Bildungsgewohnheit den Ton angab, da ward der stattliche Fremde manchmal zuerst als verkappter Prinz, nachher, wenn die Simplizität seiner Lebensweise hervortrat, als Landstreicher angesehen, dann verächtlich behandelt und zum Fortgehen genötigt. In solchen Fällen gab Langbehn entschieden heraus, verlor aber nicht den Humor. Wir lachten oft herzlich über die ungewollten Mißverständnisse und die erstaunten Gesichter, die er hervorrief. Er vermehrte die Schwierigkeiten dadurch, daß er sich oft kindlich und vertraulich Menschen eröffnete, wo es verderblich war. Seine vielen Gasthof- und Hauserlebnisse gaben vielfach dem Frohsinn Nahrung, in ihrem Kern verkörperten sie jedoch die erschütternde Tragik eines Geisteshelden, den eine aufs Materielle gerichtete Umgebung nicht erfaßt, der als Komet in ihr erscheint und verschwindet, der sich aufreibt im Kampf um

[1] Von seiner Geistesgegenwart ein Beispiel: Als wir 1903 in Rom waren, wies ihm bei einer Einzahlung am Postschalter ein Beamter ein Fünfliresstück als falsch zurück. Etwas widerstrebend reichte er anderes Geld hin. Der Postbeamte aber hatte vom Abschnitt seiner Postanweisung seine römische Adresse abgelesen und schickte ihm zwei Polizisten ins Haus, um ihn wegen Ausgabe falscher Münze vor Gericht zu ziehen. Da machte Langbehn diesen den Standpunkt klar: „Was, erst wird man hier als Fremder mit falschem Geld betrogen, und dann soll man noch dafür eingesteckt werden? Das ist eine Schande! Damit vertreibt man ja die Fremden." Durch sein ebenso energisches wie gentiles Auftreten bewirkte er, daß die Wächter des Gesetzes begossen abzogen.

einen geruhsamen Erdenwinkel, wo er ungestört denken und dichten, singen und — beten kann.

Vor all den Daseinsschwierigkeiten Langbehns sagte ich mir zuweilen im stillen: So strikt brauchtest du deine Lebensweise doch nicht durchzuführen. Dann erfuhr ich aber immer wieder, daß dieser feingestimmte Organismus auf seiner Einzelbahn gerade diese unschuldigen Anregungen und Spannkräfte brauchte, die er nicht launenhaft, sondern planmäßig suchte. Ziehe ich einige Übertriebenheiten ab, so steht Langbehn vor mir als ein Lebensreformer, der die rechte Mitte hielt zwischen der Verkümmerung des menschlichen Körpers in vielen Bevölkerungsschichten gerade der nördlichen Zone und der dort neuerdings einreißenden „Nacktkultur", die den Segen der rechten Pflege und Heilighaltung des Leibes als des wunderbarsten Gebildes der sichtbaren Schöpfung durch Ertötung des Schamgefühls in Fluch verkehrt, — in einen Fluch, an dem neuere Vertreter der Naturheilmethode nicht schuldlos sind. Der sichtbare Erfolg von Langbehns Körperpflege war der, daß er mancher chronischer Übel, so seines alten Rheumatismus, Herr ward, daß andere sich linderten, daß er sich außerdem bis ins letzte Lebensjahr eine jugendliche Straffheit und Behendigkeit des Körpers, dazu eine erstaunliche, nie erlahmende Geistesfrische erhielt.

Gesonntheit des leiblichen Organismus war für Langbehn an sich ohne Bedeutung. Es war ihm nur Mittel für die Durchsonnung der Seele. Gesunder Leib um des gesunden Geistes willen! Natürlich kann Leibeszucht niemals direkt Steigerung der Moralität bewirken; Langbehns Beispiel zeigte mir aber, welch wirksamer Hebel sie werden kann für die Veredelung zumal des männlichen Geschlechtes, wenn sie zielbewußt geübt wird von einer dem Moralischen zustrebenden Willenskraft. Weil er rein leben wollte, diente ihm seine treffliche Trainierung des Körpers dazu, die Laster des modernen Lebemannes: Unmäßigkeit, Unzucht, Trägheit des Geistes wie ein Schaum von sich zu blasen. Höchst verwerflich aber erschien ihm: „die Leiber zur Sünde gesund zu machen".

Langbehn lebte von innen heraus rhythmisch, ohne jede Parade und ohne jeden Überschwang. Bei seinem großen Harmoniegefühl leuchtete er vor Freude, wenn er Menschengestalten fand, bei denen die Sonnigkeit des Blutes und die Sonnigkeit der Seele als Einheit ins Auge sprang. So geschah es uns einmal auf einer Fußwanderung durch die Lüneburger Heide. Im goldigen Abendgluten kamen wir an einen Ort, an die erste Hütte. Da stand in der Tür eine behäbige rotbackige Bauernfrau, von der Sonne beschienen, die uns so freudig und glücklich ansah und so anteilvoll Bescheid über den Weg gab, daß Langbehn noch lange der „Sonnigen Frau von Fallingbostel" gedachte. In seiner schon erwähnten Sammlung von „Seelenköpfen" hatten die durchsonnten Charaktere, der Bruyningh von Rembrandt und das umlockte liebe Antlitz eines Bernardin Saint-Pierre, die Mozart- und Molièregesichter einen bevorzugten Platz. Da lag auch der farbige Steindruck eines jungen apollinischen Helgoländers, „der Geist des Optimismus in Person", voll „Licht und Behagen und Fülle und Ruhe" — wie Langbehn sich inner-

lichst selber fühlte. Wenn er in der Wirklichkeit Wesen fand, welche eine ungetrübte Seele, jenen Zusammenhang von reiner Natur und reinem Geist, aufwiesen, den er meist nur bei Kindern fand, dann schien sich sein Wesen zu wandeln. Dann wurde er selbst ein großes, sonniges, freudeglühendes Kind, erschien als eine so ursprüngliche Naturpflanze, daß ich deutlich sah, er war wirklich Sonnenschein, strahlte ihn aus und war im Grunde ein Urquell des Behagens. Immer wieder erstaunte mich, wie ganz ungezwungen sich in ihm kindlich einfältige Reinheit, mit zarter Lebenslust verband. Hämische, ironische Äußerungen erschienen ihm als „Sprache des Teufels". Auch eine künstlich vorgetragene Burschikosität unterschied er scharf von jener harmlosen Lustigkeit, „bei der Gott ist".

Es gehörte durchaus in Langbehns Selbsterziehung hinein, reine, reife, runde, aufgeblühte Lichtgestalten zu suchen, mit ihnen umzugehen, sich mit ihnen zu befreunden. Diese seine Seelenkost gab ihm freien Blick und klares Urteil gegenüber all den seelenlosen „Rennern und Nennern" der modernen Welt. So stand unser gemeinsames Leben, fielen auch manche Schatten hinein, gleich zu seinem Beginn im Zeichen einer dreifachen Sonne: der natürlichen am Firmament, der Sonne in dem unverwüstlichen Frohsinn Langbehns — und im Zeichen der Herzenssonne kindlicher und genialer Naturen, denen er in der Wirklichkeit, in ihren Werken oder in ihren Bildnissen, Verehrung zollte. Annoch stand die göttliche Sonne im Hintergrund.

4. Atlantisch-baskische Fahrt.

Auf die Felsen tritt mein Fuß
Aber auch auf weiche Erde
Und auf blütenreiche Wiesen,
Und ich sage: „Gott zum Gruß",
Wenn die Lerchen lieblich singen — L. um 1900.

Langbehns Lebensführung erlaubte ihm eine leichte, fast nomadische Beweglichkeit von Ort zu Ort. Ozanam hat das Reisen als „literarische Gewissenssache" für den Geisteslehrer bezeichnet; auch der Rembrandtdeutsche reiste in erster Linie des Studiums wegen. Keine seiner Gedankengänge sind am Schreibtisch ausgeheckt, es sind vielmehr Erfahrungen eines Weltwanderers, es sind Folgerungen aus einem ständigen Betrachten, das er übte gemäß seinem Leitspruch: „Nur die Anschauung, zunächst die äußere und dann die innere, ermöglicht ein wirkliches Verständnis der Dinge." Er durfte sagen: „Was ich erlernt, hab ich erwandert." In zweiter Linie reiste er, um Menschen zu finden — Menschen, aus denen noch Natürlichkeit, Güte, Einfalt zu ihm sprach, mit denen er leben, an denen er sich freuen, bei denen er vielleicht Widerhall finden konnte. Denn immer tönte seine Herzensklage: „Für wen soll ich in dieser Zeit ohne Treue denn eigentlich sagen, singen, schaffen?" Und in dritter Linie reiste er oft um seiner seelischen und leiblichen Gesundheit alias Gesonntheit willen, um dem „Kulturkot" zu entgehen, um sich in den Pausen zwischen seiner Geistesarbeit, die vorwiegend in großen Städten lag, in Wald, Wiese, Heide oder am Meer zu erquicken.

Als wir Wien verließen, lautete die Frage: „Wohin nun?“ Er fühlte sich nach diesem Fehlschlag, was die äußern Verhältnisse anging, völlig entwurzelt, mehr noch als nach dem freiwilligen Verlassen Deutschlands. „Wenn es möglich wäre, ein Land zu finden, wo es noch Leute gibt, die Seele haben, so würde ich dahin gehen, aber ich weiß kein solches Land“, sagte er. Wir schauten aus nach dem Süden, nicht für immer, sondern um dort wenigstens eine Zeit lang bukolischen Frieden zu atmen. Langbehn war sichtlich erschöpft von dem gigantischen Geisteskampf, den er bei heftigem Gegenwind jahrelang geführt hatte; er brauchte ausgiebige Entspannung fern von der unruhvollen Zeit. Da ich die Mittel flüssig machen konnte, so beschlossen wir, an südliche See und Sonne zu gehen. Vielleicht fänden sich dort noch naive, harmlose Menschenkinder, vielleicht wartete dort ein Obdach, das zur Geistessammlung und zu stillem Bücherstudium geeignet wäre.

Wir gingen zunächst nach dem lieblichen Kärnten, in die Nähe von Villach, um das dortige Warmbad zu benutzen. Wir fühlten alsbald mit Hilty, daß ganz katholische Gegenden für abgespannte Menschen etwas Beruhigendes haben: Man sieht dort nicht die beständige Arbeitshetze, „den Stecken des Treibers, sondern ein Leben, das für den Geringsten des Volkes noch über der bloßen Arbeitsleistung steht“. Über Triest mit seinem sonnigen Hafen kamen wir nach Fiume. Hier führte mich Langbehn in rauchgeschwärzte Garküchen mit Ölgeruch und Kupferkesseln, wo lustige Südländer tranken und sangen. Zu unserer Freude fanden wir auch eine abgelegene felsige Bucht, in der man baden und schwimmen konnte; herrliches tiefblaues Wasser der Adria, mit einem Hauch von odysseischer Schönheit. Das benachbarte Abbazia hielt uns mehrere Wochen lang fest, und wir zweifelten, ob wir von dort nach Korfu gehen sollten. Langbehns alte Sehnsucht nach Griechenland wurde wieder lebendig, auch die Neugriechen lagen ihm am Herzen, aber schließlich wählten wir doch einen andern Reiseweg. Dazu bestimmten ihn damalige volkskundliche Studien. Von allen südeuropäischen Stämmen fesselten ihn am meisten die Basken; diese wollte er aufsuchen. Außerdem hatte ihn ein Buch des Geschichtschreibers Franz von Löher „Nach den Glücklichen Inseln“ auf die alten Guanchen, die Urbewohner der Kanarischen Inselgruppe, aufmerksam gemacht. Was der gelehrte Westfale von der Geschichte und dem Charakter dieses edlen Stammes erzählte, war überaus anziehend, auch malte er die Schönheit Teneriffas in den leuchtendsten Farben. Die Atlantis hatte für Langbehn von jeher eine starke Anziehungskraft; da nun eine Fahrt dorthin See und Sonne in Fülle versprach und die Basken auf dem Wege lagen, so ging's nach dem Südwesten. Von den Hauptstationen dieser Reise und ihrer Bedeutung für uns ist mir Nachfolgendes haften geblieben.

In Südfrankreich. Langbehns alte Liebe für den Wärme- und Troubadourgeist dieses Landes wurde vor der Wirklichkeit nicht zu Schanden. Südfranzösische Naturpoesie zeigte sich uns einmal in denkwürdiger Weise: wir saßen abends spät im Zuge unter munteren Menschen, als bei einer Station ein Vogel zum Fenster hereinflog. Langbehn konnte ihn haschen: es war eine Nachtigall! Er hielt sie fest und trug sie hernach auf eine dunkle, schöne

Wiese, mit Knicks umstanden wie in Ostholstein, um sie dort wieder fliegen und singen zu lassen. Dies Zeichen erfreute ihn um so mehr, als er es liebte zum Dank gegen Gott für ein frohes Ereignis Singvögel zu kaufen und ihnen die goldene Freiheit wiederzugeben. Langbehn beherrschte die Landessprache, und die Südfranzosen waren uns freundlich gesinnt. Bei einem Wortwechsel mit einem Droschkenkutscher wegen einer Preisüberforderung nahmen Einheimische für den Fremden Partei, was Langbehn höchlich erstaunte; das sei ihm, sagte er, noch niemals vorgekommen.

Des nahen Meeres wegen blieben wir einige Zeit in Bayonne, an den schönen Ufern der Adour. Dort hatten wir uns bei einer Madame in einem hohen Häuschen eingemietet, wo jeder in einem Stockwerk, das kaum mehr als ein Zimmer faßte, wie in einem Vogelbauer saß. Von hier aus nahm Langbehn Bäder am Strande von Biarritz. Was wir vom Markte heimbrachten, kochte unsere Wirtin gut und gern. Einst aber erlitt unsere Küchenweisheit einen Stoß. Langbehn fand eine schöne rote Schotenfrucht, kaufte eine größere Portion davon ein und ordnete wie gewöhnlich die Art der Zubereitung an. Als die Speise aber auf den Tisch kam, ließen wir's beim ersten Biß bewenden, — es war spanischer Pfeffer!

Von Bayonne ging's nach Bordeaux. Während wir für unsere Seefahrt auf den passenden Dampfer warteten, lernten wir diese Hafenstadt kennen und lieben. Schon andere haben berichtet, daß Südfrankreich das moderne Kanaan sei, in dem Milch und Honig flössen, das erkenne man am besten in Bordeaux. Wenn man dort einen Frucht- oder Gemüsemarkt sehe, müsse man an die Kundschafter denken, die zu zwei Mann an einer Weintraube schleppten. Langbehn sang dann auch gleich ein Lied von den riesigen, durchsonnten Früchten dieses gesegneten Landstrichs:

Pflaumen fand ich in Bordeaux,
Niemals fand ich Pflaumen so —
Wurzeln fand ich in Bordeaux,
Niemals fand ich Wurzeln so —

und so weiter in infinitum. Wir fanden ein nettes Bürgerquartier, prachtvolles Brot, den besten Wein, kleine Kosthäuser, wo wir uns an Reis in Milch mit frischen Feigen gütlich taten, sowie behagliche Cafés, wo auch Skandinaven einkehrten. Die royalistische Gesinnung der Bürger — welche bei einem Aufzug eine Spottpuppe auf einem Esel durch die Stadt führten, die einen liberalen Minister darstellte — offenbarte den Geist des alten Frankreich.

Langbehns Bewunderung für den ritterlichen „Schwarzen Prinzen" führte uns nach dem alten Schloß Blanquefort hinaus. Ein prächtiger Tag im Herzen Südfrankreichs, im Lande der Trauben. Ein Paradies von tiefschwarzen Brombeeren umrankte die feste Burg, beides zeigte den Stil des Helden, der dort einst Hof hielt. Dieses Frankreich, voll Sonne, Ruhe, Leben und Frohmut, von Gott begnadet und Gott zugewandt, das liebte Langbehn. Das besang er, der Deutsche, in den Versen:

Bon pays
Bel pays
Doux pays de France —

Pays de foi
Pays d'amour
Pays d'espérance!

Auf Teneriffa. Vor dem Kiel unseres Schiffes sahen wir tagelang „die leichten Spiele der Delphine kreisen", da erstand aus den Fluten die üppige Tropenküste von Madeira. Wir verweilten auf der schwermütig anmutenden Insel, bis wir ein Fahrzeug nach den kanarischen Inseln fanden. Alsbald tauchte der Pik von Teneriffa, mit seinem „Schnee im Antlitz, Feuer im Herzen" vor uns auf. Wir landeten in Santa Cruz, in der wundervoll durchsichtigen Sonnenluft dieses Eilandes, die schon Humboldt entzückte. Aus der geschäftigen Hafenstadt wanderten wir zu Fuß über Hügelrücken, mit Lorbeeren bewaldet, durch das schwachbevölkerte Land. In einfachen Häusern fanden wir Lehmdielen mit getrockneten Feigen bedeckt, Webstühle, bäuerliche Einrichtungen, die, wenn auch der Gesamteindruck, mit dem „Viva Jesus" über der Tür der Hütte, spanisch blieb, an niederdeutsche Heimat denken ließen. In Laguna sahen wir Abkömmlinge der alten Guanchen, gerade hohe Gestalten von Landleuten mit der frei übergeworfenen wollenen Manta, adelig daherschreitende Frauen, — und auch Totenschädel von Helden dieses Geschlechtes, die Langbehn durch ihr Ebenmaß in Erstaunen setzten. Löhers angefochtene Vermutung, daß die „Wandschen" Volksreste der in Nordafrika aufgeriebenen Vandalen seien, schien ihm nach dem unverkennbar edelgermanischen Einschlag der alten Kanarier wie nach mancher Ähnlichkeit in ihrem Aussehen und in ihrer Sprache mit dem deutschen Norden wohl begründet zu sein.

An einem Sonntagabend, nach langer Tageswanderung, erlebten wir einen wundervollen Sonnenuntergang über dem Weltmeer. Der Mond stieg auf, beleuchtete geisterhaft die alte Kirche von Takoronte und das lustige Volk, das auf dem Platze davor Kirmeß feierte. Schon war es Nacht, als wir nach Matanza kamen. Dieser Name bedeutet „Gemetzel". So heißt der Ort zum Andenken an die schreckliche Niederlage, welche spanische Eroberer hier den Eingeborenen beigebracht haben. Auch uns blieb der Name ein Symbol — der Heimatlosigkeit, weil wir dort unter betrunkenen Burschen hin- und herwandelnd in den Gasthäusern mit unserer Bitte um Nachtquartier glatt abgewiesen wurden. Ratlos gingen wir um Mitternacht auf der öden Landstraße weiter. Da überholte uns ein Wagen; wir hielten ihn an; er war leer. Der Kutscher hatte einen Fremden von Orotava nach Santa Cruz gebracht und fuhr nun heim, gerne bereit, uns mitzunehmen. Wie erlöst setzten wir uns in das Gefährt, das erst vor dem Portal eines „Grand Hotel" anhielt. Nur mit Mühe ließ sich der Wagenführer bewegen, uns nicht dort, sondern in einem guten spanischen Gasthof unten im Städtchen abzuladen. Hier kamen wir zur Ruhe, — um im Morgenlicht des paradiesischen Tales von Orotava zu er-

wachen. Ist auch seine Vegetation heute vernachlässigt, mit seinen Palmen und Drachenbäumen, mit seinen Früchten und Düften und hundert üppigen Tropengewächsen bewahrt es immer noch den Abglanz vom Garten der Hesperiden.

Ungestört konnten wir an der Küste des unendlichen Meeres baden. Langbehn schwamm in die See hinein. Als er sich einmal recht weit hinausgewagt hatte, faßte ihn eine Welle des tückischen Ozeans und machte ihm so zu schaffen, daß er nur bei Aufbietung seiner letzten Kraft mit genauer Not ans Land zurückkommen konnte. Ich hatte am Strande gesessen, nichts ahnend den glitzernden Silberkämmen auf der wunderbaren Bläue nachgeschaut, und ward aufs höchste erschreckt, als der Freund mir ermattet und blaß von der Todesgefahr berichtete, der er soeben entronnen war.

Viel Schönes sahen wir noch auf Teneriffa; es war eine rechte Sommer- und Sonnenfrische für uns, aber die ganze Insel stand doch unter der Hochmacht der Geschäfts- und Hotelwelt. Die Reste des alten Volkstums bedeuteten wenig im Rahmen des Ganzen; unter ihnen konnte der Fremde nicht Fuß fassen. Als Langbehn dies erkannt hatte, zog es ihn nach Europa zurück.

Im Baskenland. Während ich noch mehrere Wochen auf Teneriffa zurückblieb, fuhr Langbehn über Madrid und Granada nach dem Städtchen Tolosa in der baskischen Provinz Guipuzcoa, wo er sich bereits von Bayonne aus ein einfaches Quartier gemietet hatte. Hier hat er eine Zeit lang gewohnt.

Seine Hinneigung zu den Basken hatte tiefen Grund. Bei seinen anthropologischen Forschungen in Geschichte, Kunst und Leben fand er im Ariertum den Grund- und Zusammenklang zweier Typen, die am einfachsten als Längs- und Rundnaturen zu bezeichnen sind. Jene hochwüchsig, herrenhaft, geistvoll, blond, symmetrisch, Vertreter des Geraden und Kantigen, „Profil-Menschen", — diese breit und voll, weich, herzvoll, dunkel, rhythmisch, „Enface-Menschen". Diesen Doppelklang verfolgte er in all seinen Abwandlungen und Überschneidungen: im einzelnen Menschen (der manchmal wie er selbst an beiden Wesenheiten teilhat) und in den Völkern, so bei den Römern gegenüber den Griechen, bei den Friesen gegenüber den Sachsen, bei den Norddeutschen gegenüber den Süddeutschen, und noch in zahlreichen mehr oder minder deutlichen Gegensätzen innerhalb der Völkerfamilien. Am klarsten erschien ihm dieser Doppelklang zum Ausdruck zu kommen bei den Goten gegenüber den Basken. Jene waren ihm „Knochen", diese „Mark". Die überaus geschmeidige und elastische, spiel- und sangeslustige, allem Steifen abholde Nation der Basken zählt bekanntlich zu den ältesten Europas. „Man muß sich durchkugeln, nicht sich durchhauen", war ihm eine baskische Weisheit. Seine Mutter mit ihrem französischen Einschlag im Blute sprach er als „baskische" Natur an; er fand in Bayonne eine Antiquarin, die ihr in Aussehen und Benehmen sehr ähnlich war, mit der er in ihrem Geiste verkehrte und scherzte. Mit leuchtenden Augen sah er einem auswandernden baskischen Jüngling zu, der während unserer Seefahrt auf dem Deck zur allgemeinen Erheiterung tanzte. In San Sebastian sahen wir einen berühmten Basken: den Stierkämpfer Guerrita, bewunderten seine Geschicklichkeit, seine Grazie,

die siegende Macht des Menschen in diesem behenden Leib über die animalische Stoßkraft der wütenden Stiere, — aber das ganze Schauspiel war doch so grausig und grausam, daß wir es vor dem Abschluß verließen. Weit besser gefiel uns ein baskisches Volksfest, das wir im französischen Grenzort Saint Jean de Luz besuchten, wo die vier Haimonskinder von Bauernburschen vortrefflich gespielt wurden. Immer, wenn diese auf der freien Bühne hin und her schritten oder tanzten, stand neben dem Anführer ein Knäbchen in weichen Schuhen, das alle Gänge und Bewegungen der Großen rhythmisch mitmachte und kindlich mittanzte. Hier fand sich Kunst und Einfalt lieblich vereint.

Als einen genialen Basken betrachtete Langbehn den nordspanischen Meister Goya, dessen innere Glut und Schaffenslebendigkeit ihm als „Gegenpol des ledernen Geistes moderner Professoren" erschien, wie der Geist der ganzen Rasse als der Gegenpol errechneter Bildung, weil hier Herzenswärme den Ton angab und das ganze Leben durchdrang. Die Basken waren ihm ein grundkatholischer Volksstamm. Schon beim ersten Aufenthalt in Tolosa hatte ihm eine Prozession sehr gefallen, bei der vier junge Männer ein Marienbild trugen; er sah darin ein prachtvolles Motiv für christliche Plastik. Von seinem baskischen Wohnort aus besuchte er auf einer Tageswanderung nach Azpeitia das jetzt von einem Kolleg umschlossene Stammschloß derer von Loyola. Er bewunderte nicht nur die herrliche Kirche, sondern kam bereits mit einer gewissen Verehrung für den großen Mann dorthin, der die „Kompagnie Jesu" gegründet hat. Gleich den meisten norddeutschen Akatholiken mit schweren Vorurteilen gegen den Jesuitenorden erfüllt, war er in seiner Berichtigung der unzutreffenden protestantischen Volksvorstellung doch schon so weit vorgeschritten, daß er seine Liebe zu den Basken auch auf den Edelmann und Krieger aus ihrer Mitte übertrug, der sich restlos zu Christus bekehrte. Dieser vielverleumdete, ebenso adelige wie demütige Charakter, als Jüngling munter und sangeslustig wie seine Landsleute, hat auch später sein Geblüt nicht verleugnet. Als er einst zu Monte Cassino einem Theologen seine „Geistlichen Exerzitien" hielt und der tiefe Ernst der langen Betrachtungen diesen zu ermüden drohte, da legte er einen Ruhetag ein, an dem er seinen geistlichen Freund dadurch erfreute und aufheiterte, daß er ihm in eigener Person baskische Nationaltänze vorführte. Den baskischen Geist fanden wir auch in der hl. Theresia wieder, den gotischen dagegen im Helden Cid; hier ein harmonisches Gegeneinander, — während Don Quichote und Sancho Pansa treffliche Karikaturen der beiden großen Rassengegensätze boten.

Auch die Natur war schön im Lande der Basken. Langbehn durchzog die Landschaft bis ans Meer. Ohne sein Wissen hatte schon ein anderer kerndeutscher Schriftsteller, Alban Stolz, gerade bei Tolosa gleiche Gedanken gehegt wie er. Jener kam dort an ein Dorf, das „war so grün, so saftig und die Bächlein rauschten so zierig wie silberschuppige Eidechsen vom Felsen herab am Haus vorbei, daß ein genügsames, ruhesehnsüchtiges Herz gern dort wohnen könnte, bis die große allerletzte Ruhe einmal angeht.... Und vom Meer her aus dem reichen Buschwerk haucht eine Luft, die wie Lebensessenz

Leib und Seele miteinander zur Frische und Freudigkeit anfacht." Genau so war die Stimmung um Langbehns kleine Wohnung. Er freute sich dort an der ernsten Güte der einfachen Spanier. Er ehrte einen riesenhaften Bettler, der in großartiger Würde der Erscheinung an König Lear gemahnte. Er fand edle Uneigennützigkeit in Handwerkern, die für eine Gefälligkeit ein Trinkgeld anzunehmen sich weigerten.

Hätten wir über reichlichere Gelder verfügt, so wäre Langbehn längere Zeit zu stiller Arbeit dort unten geblieben. So mußte er im Dezember 1894 das Baskenland wieder verlassen. Wir sicherten uns sein Quartier durch Vorauszahlung der Miete bis in den Sommer des nächsten Jahres und hofften auf Rückkehr. Doch diese hat sich nicht durchführen lassen.

Auf der Heimreise weilte Langbehn außer in Bordeaux noch kurze Zeit in Paris, hauptsächlich um das Louvre kennen zu lernen. Sein persönlicher Eindruck von dem Pariser Leben kam überein mit dem Urteil, das er öffentlich darüber gefällt hatte. Paris, so meinte er, sei derjenige Ort, wo sich die größte geistige Reibung und infolgedessen in gewisser Hinsicht das feinste Aroma der Neuzeit entwickele, aber es vertrete das Prinzip des Unsteten im Staats-, im Geistes-, im Kunstleben. Es sei die „Unruhe" in der europäischen Uhr, da es einen unaufhörlichen Wechsel von Moden und Konventionen bewirke. Das moderne Paris bedeute die Propaganda einer Kultur ohne Gott und ohne Sittlichkeit, — den Geist von Babylon; es sei Gift insonderheit für das echte Deutschtum. Er sah auch, daß zwischen dem grundsatzlosen, abgeschliffenen Modeparis und dem katholisch-gläubigen Frankreich — das ja zu Paris nur eben geduldet wird — ein fast noch größerer Gegensatz besteht als zwischen dem Geist des modernen Berlin und dem des guten alten Deutschland. Der Franzosenhaß der Deutschen sollte dem „Bauch von Paris" und seinen Lastern gelten, durch die mehr deutsche Seelen und Körper, schon im Mutterleibe, gemordet worden sind, als durch französische Granaten, — ihre Liebe einem gesunden, reinen, heiligen Frankreich, das auch heute noch mehr Lebenskraft und Umfang hat, als man diesseits der Vogesen in Rechnung zieht.

Mit diesem Lebensstrom hat Langbehn sich in Frankreich vertraut gemacht. Eine Brücke dafür war ihm, neben der altfranzösischen Kunst und Dichtung, neben Bayard und der Jungfrau von Orleans, der große provenzalische Dichter Frideri Mistral, der, auf dem Grund des Glaubens und der Vätersitte fußend, mit feuriger Seele die Sonnigkeit, die Liebe und das Volkstum seiner Heimat besungen hat. Geister wie ihn, sagte er, suche man in der innern Rohheit des modernen Literaturtreibens, wo der „Kultus des Kotes" die gangbare Nummer sei, vergebens. Mit einer solchen Neubelebung des Geistes der lateinischen Rasse, wie Mistral sie als Führer der Feliber im Süden Frankreichs tatkräftig ins Werk zu setzen begann, konnte sich auch der Deutsche befreunden.

Unsere Südfahrt wirkte in der Liebe zu noch einer Poetengestalt nach, in der zu Mistrals Freund, dem katholischen Priesterdichter Jacinto Verdaguer. Dessen „Atlantis" und „Eucharistikum" vereinen Seelenreinheit und

dichterische Meisterschaft. Hier wirken aus altem katholischen Boden und Blut heraus Natur und Gnade zusammen, fließen rhythmisch ineinander. Auch hier im weiteren Sinne baskischer Geist, der uns — wie die ganzen spanisch-südfranzösischen Eindrücke — zur Erweiterung des Horizonts über die nur-germanische Vorstellungswelt hinaus wirksam gedient hat.

Die Erholungsfahrt war eine ergiebige Studienfahrt geworden, da Langbehns Geist und Griffel niemals rastete. „Wieviel Stunden arbeiten Sie am Tage?" fragte ihn einst Else Gurlitt. Er antwortete wahrheitsgemäß: „Ich arbeite immer", — wenn seines Kopfes rastloses Schaffen Handwerkerseelen auch als nutzloses Spiel erscheinen mochte. Die herzerwärmenden geistigen Sonnenstrahlen, die neben den natürlichen im Süden in uns eingedrungen waren, fanden einen Niederschlag in der „Tafel des Edlen", die Langbehn um jene Zeit gestaltet hat. Diese beginnt mit den Strophen:

Edel ist — Wer die Kinder schützt
Vor Gewalt und Gift.

Edel ist — Wer dem Besseren dient
Rasch und mit frohem Sinn.

Edel ist — Wer die Reinheit liebt
Über alles.

Edel ist — Wer den Kampf
Mit dem gierigen Pöbel nicht scheut.

Edel ist — Wer sein Herz
In das eines Freundes legt....

Dies poetische Wappenschild, das im Rahmen vorliegender Form die Sittenlehre eines Heldengeistes vorführt, offenbart mit kristallener Klarheit Langbehns Seelenverfassung zur Zeit seiner „Reinlichen Scheidung".

Es wurde dem Rembrandtdeutschen nicht leicht, im Winter 1895 ins reichsdeutsche Gebiet zurückzukehren. Gleich beim Grenzübergang grüßten die Tafeln mit dem preußischen: „Verboten ist..." „Wo immer", schrieb er, „ich im Auslande war, und ich war dort in den verschiedensten Gegenden und zu den verschiedensten Zeiten, ward ich fast immer zehnmal anständiger behandelt als in Deutschland." Die Verständnislosigkeit für geistigen Schwung und unverhüllte Gefühlslaute, der ungraziöse, nicht selten brutale Zug im damals überstark vordringenden geistigen Preußentum erinnerte ihn daran, wie die ersten Jünger des hl. Franziskus bei ihrem Eintritt in Deutschland so grob abgewiesen wurden, daß der Orden die Bitte: „O Gott, behüte uns vor der Wildheit der Deutschen", in seine Gebete aufnahm. Er hat ähnliches erfahren. Doch täuschte er sich nicht in der Erwartung, in der Südwestecke des Reiches eine Zeit lang stille Unterkunft finden zu können.

5. Heide oder Christ?

Vergänglich ist die Lust der Welt,
Die Liebe Gottes wunderbar;
Der Sarkophag des Heidentums
Dient gern den Christen zum Altar. L. um 1900.

Von Jugend an, bis sein Haar grau zu werden begann, ließ der Rembrandtdeutsche nicht nach, die Quellen des Lebens und der Wahrheit zu erforschen. Als Knabe beneidete er seinen Religionslehrer, weil dieser so genau wisse, was gut und böse sei. Unmittelbar nachdem der Jüngling im lutherischen Bekenntnis konfirmiert worden war, trat er lachenden Angesichts auf seine Mutter zu, um sie wie immer freudig zu begrüßen. Doch diese tadelte ihn; nach der feierlichen Handlung sollte er ernster sein. Da empfand er einen innern Gegensatz zu ihr, die sich als Witwe von Pastoren beraten ließ, einen Widerstreit zwischen ihrem strenggläubig protestantischen Standpunkt und seiner ungebundeneren Glaubensauffassung. In der Prima dachte er gar daran, „das Christentum auszurotten". Das hatte in dem sittenreinen Julius die freihumanistische Erziehung bewirkt. Wie vielen von uns, wohl den meisten studierenden jungen Nordländern, ist es ähnlich ergangen wie ihm. Soweit sie nicht im Elternhaus durch religiöse Zucht gehalten werden, pflegen sie in den oberen Klassen höherer Schulen ihren Glauben zu verlieren, fast unmerklich, — sehr oft, um ihn zeitlebens nicht wiederzufinden. „Religion" wird ihnen ein lästiges „Fach", die Klassiker sind ihnen vertrauter und werden gründlicher behandelt als die Heilige Schrift. Der Gottesdienst, auf den niemand verpflichtet ist, fesselt die jungen Geister selten, die Geistlichen imponieren durchweg weit weniger als die Vertreter der andern Fakultäten. Die moderne Wissenschaft, Literatur, Philosophie trägt Lehren vor, die dem Vaterunser und den Zehn Geboten ins Gesicht schlagen, — da ist über Nacht der Freigeist fertig.

Als Student besiegelte Langbehn seine Loslösung von jeder religiösen Gesellschaft durch den Austritt aus der evangelischen Landeskirche. Aber die Freigeistigkeit dieses Jungmannes war von eigener Art. Er paktierte durchaus nicht mit dem Materialismus; sein Geist blieb zu Hause in Sphären, die über dem Alltag liegen. Er wollte selbständig sein, nicht als Gottesleugner, sondern als Gottsucher, von seinem ganz persönlichen Boden aus. Er begann alles Religiöse nach seinem Gehalt an echtem, edlem Menschentum zu bemessen, vom Gesichtspunkt der Natürlichkeit und vom Harmoniegefühl aus. Es lag ihm nicht, sich eine Weltanschauung auf dem Wege der Spekulation zu bilden; er fußte stets auf den Ergebnissen der geschichtlichen und seiner persönlichen Erfahrung. Er suchte das Lichteste im Diesseits, ohne dabei einem Hinaufragen des Geistes in die höchsten Gefilde aus dem Wege zu gehen. Es war folgerichtig, daß er sich dabei „ganz auf eigene Füße" stellte, um „die Verantwortung für sein eigenes Tun selbst tragen" zu können. Denn eine streng bindende Glaubenslehre war ihm als Protestanten nicht vorgelegt worden; so mußte das durch eigenes Urteil orientierte Gewissen ihm zur entscheidenden Instanz werden. Da er neben der Wahrheitsliebe die Pietät zu den höchsten

menschlichen Eigenschaften zählte, so bietet er uns nun das Bild eines zwar öfter irrenden, aber ernsten und empfindungstiefen Suchens, das nur zum Lichte der Wahrheit empor will und auf dem zur Sonne gerichteten Flug nichts Verehrungswürdiges abweist. In seinem Blick lag immer ein spähendes Sehnen nach dem Quell der Weisheit, nach dem höchsten Gut, wie das sich kündet in seinem Vers:

Irgendwo muß Glück doch sein,
Irgendwo ein Paradies!

Wo es ihm nötig schien, trat er der protestantisch-positiven Richtung seiner Freunde mit Freimut entgegen, wußte aber mit ungewöhnlicher Zartheit deren Glaubensüberzeugungen zu schonen. Seine eigene originale Auffassung zeigen wir am besten durch seine eigenen Worte. Im April 1880 schrieb ihm Muhl, er wolle sich jetzt in pauliniſche Weisheit vertiefen; da antwortete ihm Langbehn:

„Auch ich bewundere den Paulus von Herzen; es gehört schon lange zu meinen Lieblingsplänen, ihn einmal con amore zu lesen. Hoffentlich kommt es dazu. In keiner Philosophie der Welt findet man Sätze von einer Tiefe und Grundwahrheit, wie z. B. ‚Alle Kreatur seufzet nach Erlösung.‘ Es ist mir dies fast als das Größte erschienen, was jemals gesagt wurde; besonders da und weil es über die Gattung Mensch hinausgreift, ohne sie auszuschließen. Hier ist mehr als Darwinismus. Hic Rhodus, hic salta. Ich sehe gar nicht ein, warum man nicht solche Sätze kommentieren sollte, vom rein menschlichen Standpunkt natürlich. Das gäbe die schönste Predigt.“

Ein ganz klares Bekenntnis legte Langbehn drei Jahre später gegenüber Vorländer ab, der ihm in steigendem Maße als strenggläubiger Protestant entgegentrat:

„Einer Verteidigung bedarf der evangelische Glaube bei mir an sich nicht; ich respektiere ihn schon so, wo und wie er sich auf seinen richtigen Kreis beschränkt. Aber daß er etwas sei, was das ganze Leben beherrschen und bedingen müsse, bestreite ich freilich — als Mensch und als Deutscher — aus innerster Überzeugung. Und darin kann mich nichts wankend machen.... Im übrigen stehe ich insofern allerdings durchaus auf christlicher Seite, als ich Christus als den besten und edelsten Vertreter — wenigstens in einer gewissen, mehr duldenden Art — ansehe derjenigen Richtung des menschlichen Lebens, respektive derjenigen Partei unter den Menschen, welcher auch ich angehöre! Das sind die Leute, welchen die Sache höher steht als die Person, welche für Recht und Wahrheit, für Treue und Liebe eintreten gegenüber dem Pharisäertum — verschiedenster Art — und der Perfidie, dem Egoismus und den, im üblen Sinn des Worts, weltlichen, irdischen, sinnlichen Bestrebungen! ... Eines ist sicher: um das goldene Kalb tanze ich nicht! Insofern sehe auch ich mein Heil allein in Christus; will sagen: in der Übereinstimmung mit seiner Gesinnung.... Da ich ein so außerordentlicher Freund der Deutlichkeit bin, so will ich ... meinen Standpunkt kurz dahin zusammenfassen: ich trete nicht in die Fußstapfen Christi; aber ich gehe parallel mit ihm,

auf meinem Wege und nach meinen Kräften, vorwärts." Ein ander Mal betonte er, er sei „mehr Mensch als Christ", er betrachte Christus als „des Menschen Sohn". Damals gewahrte er eben noch keinen Wesens-, nur einen Gradunterschied zwischen Christus und sich selber. Obwohl er immer wieder auf Christus hinsah als höchstes Vorbild im Kampf gegen alles Träge, Niedrige und Bauchdienerische im Menschen, verhehlte er keineswegs seinen großen Abstand vom gläubigen Christentum. Seine eigenen Anschauungen und Absichten hätten „ihren Schwerpunkt in dieser Welt, nicht in jener". Er hielt die Menschen für „von Haus aus gut"; zu ihren Erbärmlichkeiten, wähnte er, kämen sie erst durch den Einfluß der Erziehung und Umgebung. Zeitweilig hielt, wie gesagt, seine Adamsnatur Blut und Rasse für die höchste Wahrheit, träumte von einer Art Selbsterlösung der Menschheit und sah auf die deutschen Klassiker als bestimmende Lebensführer hin. Die Gesinnung eines Goethe und Lessing wollte Langbehn als „das Höchste und Beste, was wir Deutsche haben", erscheinen. Und da diese Gesinnung unzweifelhaft eine heidnische, im besten Sinne des Worts „weltliche" sei, so neigte er dazu, sich mit ihnen als Heiden zu bekennen. Als er 1888 bei Thoma weilte, meinte er, das Kreuz habe viel „verdorben", führte er den bekannten Ausspruch von Goethe an, wodurch dieser seinen Abscheu vor dem Wahrzeichen des Christentums mit dem vor Knoblauch und Wanzen zusammenstellt. Es verdroß ihn, daß die sonst so stille Schwester Thomas daraufhin ihm beherzt entgegentrat und Goethes Wort als „gemein" brandmarkte.

Obwohl er um jene Zeit, mehr oder minder entschieden, die göttliche Gnade ablehnte, stellte er sich doch ganz aufseiten des „Glaubens", wenn er zu dem „Wissen" in Widerstreit trat. Das, was er unter Glauben verstehe, habe er von niemandem gelernt. Zweifel oder Abgründe in seinem Innern habe er dabei nie gehabt. „Die zwei Seelen in einer Brust", über die so viele Leute klagten, kenne er gar nicht. „Gott hat mir", so sagte er, „in dieser Hinsicht einen einfachen, klaren Blick gegeben, für den ich ihm — beinahe hätte ich aus übergroßer Gewissenhaftigkeit nach meiner Art hinzugefügt: wenn er existiert — von Herzen dankbar bin."

Bei seiner autodidaktischen Glaubenssuche führte Langbehn die Evangelien häufig bei sich und las mit seinen „heidnischen Augen" viel in der Bibel. Deren „große menschliche Weisheit" fand er auf Schritt und Tritt bestätigt. An Thoma schrieb er:

„Das Buch, welches Sie (auf Ihrem Selbstbildnis) halten, ist wohl die Bibel? Auch ich muß gestehen, daß — wenn ich mich mit irgend einem Buche abbilden lassen sollte — es die Bibel sein müßte; denn sie bleibt einmal das Buch der Bücher..., hier ist die eigentlichste, tatsächlichste, tiefste Poesie zu holen. Eine Stelle, die ich immer ganz besonders bewundert habe und die wohl nicht ihresgleichen findet, ist folgende: ‚Siehe, es kam ein Gewitter, und Gott war nicht darin; und es kam ein Erdbeben, und Gott war nicht darin; und es kam ein stilles, sanftes Sausen — und darin war Gott.'[1] Ich

[1] Frei zitiert nach 3 Kön. 19, 11 u. 12.

schreibe es nur nach dem Gedächtnis auf, da mir die Bibelstelle selbst nicht einfällt; aber kann es etwas Schöneres geben? Und was wirklich wie ein Griff ins Herz der Welt ist? Ich glaube nicht."

Als Langbehn in den dreißiger Jahren stand, sprudelte aus seinen Sprüchen und Liedern bereits ein starkes „Hin zu Gott" empor. „Die Welt ist keine Bibliothek, sondern ein Tempel des Höchsten", heißt es da, — und „das ganze Leben des Menschen soll Gottesdienst sein. Auf, laßt die Gesänge erschallen!" Indem er um diese Zeit dem Christlichen das Menschliche entnahm und das Heidnische mit christlichem Geiste durchtränkte, nahm er eine zuwartende und erwartungsvolle Mittelstellung ein. Einen „Psalm" begann er mit den Worten:

Sie haben einen Nebel vor Deinem Hause gemacht,
Daß man die Türe nicht finden kann,

um fortzufahren:

Aber die Sonne wird kommen
Und den Nebel zerstreuen.
Und Deine Heiligen werden eingehen
Zu dem Hause des Herrn.

In diesem ahnungsvollen Geiste suchte er nach seinem gottersehnenden „Tasten im Nebel" beharrlich eine ganz durchsonnte Lebens- und Glaubenswelt, — so in der Wiener Zeit, so auf der Südfahrt. Als ich zu ihm kam, war die Frage: „Heide oder Christ?" für ihn noch nicht ganz gelöst; aber in dem Gegeneinander: „Grieche oder Katholik?" war sie bereits auf ein leichter vergleichbares Gebiet begrenzt, das die Kernfrage konkret faßte. Denn die höchste Blüte des Heidentums sah Langbehn im hellenischen, die reinste Blüte des Christentums im katholischen Mittelaltergeist.

Man wundere sich nicht, daß bei diesen letzten Problemen das Heimatliche, das Niederdeutsche, wesentlich zurücktrat. Das war ihm hier lediglich der Unterboden, auf dem die Frage nach den letzten Dingen nur aufgeworfen, noch nicht gelöst war. Ich sah bald, daß Langbehn für seine eigene Seelenentwicklung gar nicht an „Rembrandt" hing. Er hatte den deutschen Zeitgenossen aus geistespolitischen Gründen den großen Holländer als künstlerischen Mahner zur Seelenvertiefung empfohlen, gleichsam als Arznei, aber beim Jubiläum des Meisters warnte er ausdrücklich vor „Rembrandtverzückungen". Er brauchte sich als Deutscher und Mensch nicht zu finden durch Rembrandt; ging er doch in seinem Geiste von sich selbst und vom niederdeutschen Wesen aus, — will sagen von dem Erdhaften, Tiefwurzelnden und Gemütvollen, das sich im Nordwesten in den großartig durchorganisierten Künstlerpersönlichkeiten eines Rembrandt und Shakespeare kristallisiert hat. In der niederdeutschen Masse aber fehlte ihm durchaus das klare menschheitformende Prinzip. „Rembrandt" konnte wohl dazu dienen, Menschen in sich hinein zu führen, was der entseelten Zeit vorerst not tat, aber nicht, was dann folgen sollte, sie von der Individualisierung zur Konsolidierung über sich hinaus in abgestufte Lebensgemeinschaft zu führen. Der Rembrandtdeutsche hat seinen Plan, in diesem

Sinne die Deutschen durch ein zweites Werk über „Stil, Gebundenheit, Maß" weiter zu leiten, nicht ausgeführt; aber das, was er darin zeigen wollte, hat er jahrzehntelang durchdacht und durchlebt. Hier finden wir eine äußerst bedeutsame Vorstufe seiner religiösen Entwicklung.

Zum Erdhaften gehörte für ihn das Gesonnte, zum Individuellen das Generische, zum Durchgefurchten das Runde, zum in sich Abgewandelten das untereinander Verbundene. Da er klar empfand, gerade der „profillose" Niederdeutsche bedürfe grundsätzlich der Formung, erkannte er für sich, den formsuchenden Niederdeutschen, als bestes ihm bekanntes Bildungsmittel das Griechische. Er meinte von seiner eigenen Anlage, daß sie gerader, offener, knabenhafter sei als der Durchschnitt des niederdeutschen Wesens. Und er wanderte frühzeitig von der nächtlichen Ofenecke Niflheims in den Sonnentag der hellenischen Welt hinaus, ohne sich durch dessen schwarze Schatten stören zu lassen. Er sah in ihr Jugend und Harmonie, Gesundheit und Fülle, Würde und Besonnenheit in glücklichem Verein, eine Welt der Schönheit und eine geschlossene staatliche Ordnung. Er sah hier adamitische Lebensart wenigstens bei einer Höhengruppe zur Reife gediehen. Er sah hier objektive Lebens- und Schaffensnormen, eine melodische Ausgeglichenheit des Geistes, die er in der Neuzeit vermißte, — hier neben dem schönen und kunstvollen auch den weisen Menschen in hoher Entfaltung. Hier sah er klarere Denkgesetze walten als bei Kant und Schopenhauer. Hier fand er Kindergeist und Milde, die sich ehrfürchtig neigten vor der Gottheit. Also höchste Diesseitskultur, die dennoch den Blick frei ließ auf eine Welt über der Erde. Schon Langbehns Jugend war bestrahlt von griechischen Sternen; als Student sagte er gar: „Die Antike genügt mir", und noch als Mann beteuerte er: „Von den Griechen lasse ich nicht." Jede echte Bildung müsse von der griechischen etwas in sich tragen und der Niederdeutsche brauche sie insonderheit, um seine exzentrische Anlage zu harmonisieren. So fragte er sich ernstlich: Ist die griechische Lebensauffassung nicht die rechte? Ist griechische Lebensführung nicht überhaupt das gegebene Vorbild für das Genus Mensch? Läßt sich nicht durch Anwendung und vertiefte Abwandlung der bei ihnen sichtbaren Grundsätze der Mensch seiner höchsten Bestimmung entgegenzuführen?

Jedenfalls lag in Hellas ein Höhepunkt, und ein anderer war — das katholische Mittelalter. Geschichtliche, volkskundliche und künstlerische Ausschau lenkten Langbehn immer wieder auf jene Jungzeit Europas. Im Rittertum blühten Mut und Minne. Rittergeist schuf im Verein mit der Kirche starke Stände, errichtete mit ihr der Kathedralen und der Reichsstädte, der Burgen und der Klöster eherne Schönheit, ohne deren Wesenheit und Form unser Vaterland auch heute noch wüste wäre. Wenn er das preußische Deutschtum mit dem Sankt Michaelsgeist des Mittelalters verglich, fahl und stumpf erschien ihm da das Heute. Jenes war eine Zeit von Lebensfülle, die aus der Seele quoll, von einer Lebensmusik erfüllt, die in den Renaissancegenies — ja bis Rembrandt und bis Shakespeare hin — brausend aus- und nachklang. Es war ihm ein knabenhaftes, aufblühendes, durchwärmtes Zeitalter, wo Glaube und Wissen sich noch die Hände reichten, wo Religion und heilige

Kunst zusammengingen, wo Geisteskraft die Geisteseinfalt noch nicht erschlagen hatte. Eine ganz Europa durchdringende Seelenkultur voll Innigkeit, Kraft und Zartheit, die er in der Blüte der Ordensgenossenschaften, in der alten Plastik und Malerei von Italien bis Flandern genau verfolgte. Ihm stand das Mittelalter an grundsätzlichem und teilweis auch an faktischem Kulturwert deshalb weit höher als die neueste Zeit, weil es auf Gliederung von Kirche, Staat, Gesellschaft, Kunst, Persönlichkeit aufgebaut war, jene dagegen auf Egalisierung, Schablonisierung, Atomisierung dieser Faktoren. Dort viel Adels-, hier viel Pöbelgeist. Wenn jene Zeit auch Roheit mit sich führte, diese sei objektiv und moralisch besser als die feine Falschheit der Neuzeit. Im Mittelalter stand, wie wissenschaftlich nachgewiesen sei, das Bürgervolk auf einer bedeutend höheren Stufe der Lebensführung, des persönlichen Behagens und des sittlichen Wertes als jetzt.

Das letztere sei ausschlaggebend. Die Kirche war die Seele jener Zeit. Sah Langbehn im Niederdeutschtum vorwiegend Persönlichkeitskultur, im Griechentum Stammeskultur, so im Mittelalter Weltkultur. Diese war von ihrem Anfang an christlich-organisatorisch gestaltet, wollte die gesamte Menschheit durch alle Völker vom höchsten Genius bis zum Buschmann zu einer Familie zusammenschweißen. Und die Tat erwies, daß sie es konnte. Es war das Mittelalter, das Langbehn auf den Katholizismus als gestaltende Seelenmacht gestoßen hat, aber er sah bald, daß sie über jenes Zeitalter hinaus noch andere in ihrem Schoße trug. Hier war Aktion aus dem Ganzen bei verzweigtester Wechselwirkung aller Glieder, ein von innen heraus lebendiger, anscheinend unzerstörbarer, auch durch die Neuzeit nicht gebrochener Organismus, — ein volles lebenbergendes, kein in tausend Sekten und Philosophien „ausgelaufenes Ei". Der modernen Welt Unglück und Fluch sei es, immer wieder alles von vorne anfangen zu wollen, deshalb bleibe sie immer fragmentarisch. Im Katholizismus fand Langbehn seine alten Leitsätze: „Die Zukunft muß sich über der Vergangenheit aufbauen", und „Kontinuität ist Leben", auf Schritt und Tritt überraschend belegt. Im Bereich des katholischen Glaubens fand er auch die grundsätzliche Pflege gerade jener Geisteseigenschaften vor, die er selber empfohlen hatte: Bescheidenheit, Ruhe, Charakter, Einkehr, Frömmigkeit — und im christlichen Rom sittliche Grundsätze, die allein unverrückt geblieben waren.

Wie aber verhielt sich die Kirche zum Griechentum? War eine innere Verknüpfung, eine fortlaufende und gleichzeitige Verehrung christlicher und heidnischer Ideale möglich? Der Künstler neigte dazu, es zu bejahen. Langbehn konnte gleichzeitig „Zeus im Kranz des dunkeln Haares", das „heiße Herz" seines Lieblings Achill und das schwermutsvolle Haupt Jesu Christi besingen. Zur Zeit seiner Gottsuche fand er einmal im Schwarzwald ein Bildstöckl auf, mit einer Christusgestalt, die wie ein „gequälter Zeus" aussah; das gab ihm lange zu denken. Auch das attische und das mittelalterliche Heldentum reichten sich in vielem die Hand. Als er seine „Tafel des Edlen" formte, sah der Rembrandtdeutsche sowohl auf das Altertum wie auf die Ritterzeit hin.

Und doch: eins von beiden, entweder der Stuhl Petri oder der Olymp,

mußte das Höhere sein. Christus stand gegen Dionysos. Wer hatte recht? Zur Lösung dieser Schwierigkeit diente Langbehn seine Betrachtung der Kunstdokumente. Lange hat er verglichen zwischen antiker und gotischer Kunst, um dann daran festzuhalten, daß diese — wenn sie auch rein formal von der griechischen oft übertroffen werde — sie an Tiefe der Vorwürfe wie der Auffassung, wie auch an Seelenernst, bei weitem überrage. Der Griechen Lebensspiel reiche nicht hinein ins Innerste des Menschen. Schon aus der Kunst erkannte er: wo es um die höchsten Seelenwerte ging, da war das Griechentum so blind wie ihr Sänger Homer, dabei Leidenschaften wie Lastern schutzlos preisgegeben. Es sei ein „unbefruchtetes Ei". Er sah zunehmend deutlicher, der Idealismus des Plato sei eine halbphantastische Konstruktion von der Erde in die Wolken, der Olymp sei nicht Wirklichkeit, sondern Fata Morgana. Es ward ihm klar, daß die Götter der Griechen nur eine Abspiegelung der griechischen Volkseigenschaften waren, im besten Fall eine schöne Wölbung des Menschlichen zum Göttlichen hin, daß aber die Kirche eine reine Strahlung vom Göttlichen aus in die Menschheit hinein bedeute. „Der Olymp verhält sich zum christlichen Himmel", sagte er in diesem Zusammenhang, „wie eine Seifenblase zum Kölner Dom." Allmählich ward der Wahrheitssucher inne, daß der Grieche, der den Menschen als „das Maß aller Dinge" nahm, zurücktreten müsse vor der Kirche, die Gott als Maß alles Seins und Geschehens kündete und dadurch erst das Erdenschicksal geistig bändigte und band. Auf Christus blickend sagte er:

Leid ist mehr als Lust,
Kreuz ist mehr als Kranz.

Doch fand er auch innere Übergänge von der Höhenkultur weniger im Griechentum zu der Himmelsbereitschaft aller in der Kirche. Wie Thomas von Aquino das gesunde Denken der Griechen, vornehmlich das des Aristoteles, so hoch bewertete, daß er es zur Grundlage der christlichen Philosophie machte, so fand der Rembrandtdeutsche in der Gesinnung der lautersten Griechen, in ihrer ihm so lieben Sprache wie in ihrer Kunst, vielfach „Johannesgeist". Und dieser half ihm zur Kirche hin, entsprechend dem Wort des Augustinus, daß, wenn Plato und seine echten Schüler auf die Erde zurückkehrten, sie nur wenige Worte und Meinungen zu ändern brauchten, und sie wären Christen. Seine einstigen — persönlichen — griechischen Studien hielt er für die beste Vorbereitung für seine künftige — sachliche — christliche Bildung. So gesehen, verdankte er dem Griechentum, das ihn gelehrt hatte, seine Anlagen und Kräfte nicht nach Willkür, sondern den Gesetzen der Weltharmonie gemäß in schöner Ordnung zu entfalten, eine Klärung, Milderung und Ausreifung seines Geistes, die ihn aufnahmefähig machte für den Kern der Kirche, den der Nordländer sonst so schwer erkennt.

Es mag merkwürdig scheinen, daß Langbehn bei seiner großen innern Wendung gar nicht daran dachte, sich wieder dem Protestantismus zuzuwenden. Er ging, nachdem er die katholische Mittelalterblüte, die geschichtliche und grundsätzliche Überlegenheit der Mutterkirche über das Heidentum

einmal erkannt hatte, wie immer geradewegs aufs Ziel zu. Er kontroversierte und disputierte nicht. „Ich freue mich über jedes Herz, das für Christus schlägt", sagte er, und: „Von Glaubensdifferenzen verstehe ich nichts." Mit größter Unbefangenheit verglich er die Konfessionen nur in ihrer Ganzerscheinung und auf ihren Seelengehalt hin. Das „gut Protestantische", wie es in dem Liede: „Üb immer Treu und Redlichkeit" in alten Gesangbüchern, in Claudius, Krummacher, Novalis, Franklin, August Hermann Francke, bei den Herrnhutern, im Rauhen Haus und in Bethel sowie in vielen frommen Männern und Frauen zum Ausdruck kommt, das hielt er hoch, das ließ sein Herz nicht los. Bei geschichtlicher Würdigung des Mittelalters, einschließlich des sechzehnten Jahrhunderts, bedauerte er allerdings lebhaft, daß der starke Luther sich zu der unheilvoll nachwirkenden Lostrennung vom Kirchenganzen hatte hinreißen lassen, statt innerhalb der katholischen Kirche zu reformieren. Was vom evangelischen Erbgut seines Hauses an Liebe zur Heiligen Schrift und an Verehrung Christi noch glomm, das ward neu angefacht, das ward um so tiefer in ihn eingesenkt, je näher er der alten Kirche trat. Hier sah er die Welt der Bibel in der Lehre, in der Liturgie, im Priester- wie im Laiengebet plastisch vor sich hintreten. Und der Heiland selbst wurde durch tausend seelenvolle Verbildlichungen aus allen Jahrhunderten in Kirchen und Häusern, an Wegen und Stegen dem katholischen Erdenpilger so fest ins Herz geprägt, wie das Schriftwort allein es nicht konnte. Nachdem er gelernt hatte, über den liberalen Scheinkatholizismus vieler Münchener Bekannten seiner Studienzeit hinweg, ins Innere der Kirche hineinzublicken, da fand er dort das Glaubensgut des Evangeliums so zwingend, so überwältigend, so schlicht vor sich hingestellt, daß gar kein Widerspruch eintrat zu dem in ihm schlummernden religiösen Jugendgut. Da war kein Bruch, war keine Verleugnung. Die als Student von ihm vollzogene Lösung vom protestantischen System jedoch hat er niemals bereut. „Die protestantische Gemeinde", meinte er einmal, „ist ein Klub, die katholische Kirche eine Gefolgschaft. Der wahre Geist der Gefolgschaft heißt: Recht um Recht. Treue um Treue. Liebe um Liebe." Zwei weitere Umstände bestärkten ihn sehr in seiner katholikenfreundlichen Haltung: erstens, daß er sah, in der modernen Welt sei keine Materie so mißhandelt und von Grund aus mißverstanden worden als der Katholizismus, — zweitens, daß er gerade da, wo wahrhaft treue Katholiken wohnten, und vielleicht nur da, kerngesunde Zustände und ein Bollwerk gegen Niedergangskultur fand. Trotz aller Abspaltungen schien ihm die an die Apostel angeschlossene, greifbare römisch-katholische Kirche auch heute noch der Träger des Christentums der ganzen Welt zu sein, da jeder Christ, geschichtlich und seelisch, nach ihr gravitiert.

Man kann Langbehn, den Pastorenenkel, mit Nietzsche und Hölderlin, den Pastorensöhnen, als „Wahlerbe des hellenischen, aber Bluterbe des nordisch-christlichen Wesens" bezeichnen. Er aber, wirklichkeitskräftiger, klarblickender und glücklicher als diese beiden geistig Erblindeten, fand, daß es ein drittes Geisterreich gab, das alles Gute aus jenen beiden Gebieten in seine himmlisch-irdische Weltharmonie hineinzuschmelzen vermochte: die katholische Kirche. Sie

bot Lebensgrund für alle, nicht nur für eine Auslese, deren Aufstieg mit der Versklavung oder Unterdrückung der Masse erkauft werden mußte, wie bei den Griechen. Sie stellte eine geschlossene Einheit der Individuen her, während im Reiche der neuzeitlichen Genien lauter Einzelstrebungen unverbunden nebeneinanderstanden. In diesem Goldschacht zweier Jahrtausende war, wenn auch zum Teil von Schmutz verschüttet, mehr Reinheit, Güte, Liebe, Seeleninnigkeit aufgespeichert als irgendwo auf Erden.

Ob aber auch die Weltauffassung der Kirche völlig wahr, ob ihre Lehrverkündigung verpflichtend sei, — diese Fragen standen um die Zeit der großen Südfahrt vor unserer Seele, blieben damals jedoch für uns noch ungelöst.

6. Den Heiligen zu.

Menschen verstehen
Nie, was sie treiben —
Helden vergehen,
Heilige bleiben. L. um 1900

Im Jahre 1895 weilte Langbehn zuerst in Colmar im Elsaß, wo er sich in den Grünewaldaltar vertiefte, danach in Basel. Von hier fuhr er an einem schönen Sommertag nach Konstanz zu, um das südbadische Rheinufer kennen zu lernen. Da kam er an Laufenburg vorbei und sah auf die schäumenden Wasserschnellen hin, die Thoma im Bilde gemeistert hat. Der Zug hielt dort nicht, in der Sekunde aber, wo er vorüberfuhr, gewahrte der Rembrandtdeutsche, wie der auf der Brücke angelnde Ortspfarrer einen großen silberglänzenden Hecht aus dem Wasser zog. Der lustige Eindruck dieses Schauspiels und die Annehmlichkeit der dortigen Landschaft bewogen ihn, dahin zurückzukehren und bei einer dienstwilligen, bäuerlichen Wirtin in Rhina für längere Zeit Wohnung zu nehmen. Ich war mittlerweile bei den Meinen gewesen und stieß hier wieder zu ihm. Im Herbst führte uns eine mehrtägige Fußwanderung vom Rhein aufwärts durch den Schwarzwald an St. Blasien vorbei nach dem Titisee; von dort ging's nach Freiburg. Hier verlebte Langbehn einen Teil des folgenden Winters.

Das gemütvolle, sinnige Wesen des Alemannen, das melodisch zusammenklingt mit den dunkeln Tannen und den sprudelnden Quellen des Schwarzwalds, uns schon durch Thoma vertraut — wir fanden es im Lande selbst und vornehmlich auch in Hansjakob wieder, hier mit katholischem Glaubensgeist innig vermählt. Von diesem Sohn Badens, der in seinem großen Schlapphut zu Freiburg im Herderschen Buchladen saß, als Langbehn dort einkaufte, sagte er: „Es läßt sich viel gegen ihn einwenden, aber das wird ihm immer Ehre und Nachruhm sein, daß er der einzige ist, der dem verstorbenen — dem durch ‚Bildung' gemordeten — deutschen Volkstum eine Träne nachgeweint hat. Es ist ein schreckliches Zeichen der Zeit, daß man sonst keinen findet, der es tut." Auch dem Priester in Hansjakob ging Langbehn nach. Als ihn am Neujahrsmorgen 1896 der vom Freiburger Münster herab geblasene Choral aus dem Schlafe geweckt hatte, wanderte er nach St. Martin und hörte dort von dem

Stadtpfarrer eine der ersten katholischen Predigten, die ihm Eindruck machten. Er schrieb mir darüber:

„Hansjakobs Predigt war weder bedeutend noch naiv; aber außerordentlich ruhig, klar, gesund, rein, wohlmeinend, bescheiden. Ihr Inhalt war, daß man sich zum Neuen Jahr nicht Glück, sondern Mut wünschen solle. Gleich zu Anfang seiner Predigt führte er ohne alle Affektation und wörtlich an drei Verse ‚von unserem großen deutschen Dichter Schiller'. Er schloß die Predigt mit einem Verse ‚von einem alten deutschen Weltweisen'.... Ich hörte nie eine Predigt und sah noch nie einen Prediger, der so ohne allen muckerischen, obskurantischen Beigeschmack war. Ihr einziger Fehler war, daß sie etwas zu verständig war, etwas zu abgeklärt; es fehlte an Leidenschaft. Aber sie war gut, und er war gut. Seine Stimme ist ganz merkwürdig sanft und rein und fein, aber nicht schwach; es ist eine Stimme voll von wirklicher innerer Bildung."

Den gleichen Geist fanden wir in den von Hansjakob herausgegebenen Vorträgen über Christus und die Gottesmutter, über Kirche und Meßopfer. Deren innerlich klare, dabei künstlerisch abgewogene Darstellung hat uns für das Verständnis der katholischen Glaubenswelt gute Dienste geleistet. Und seine Schwarzwaldgeschichten gewährten uns als Norddeutschen einen willkommenen Einblick in das süddeutsche Volksleben unter der Obhut der katholischen Kirche; sie führten uns vor Augen, wie das reine Gemütsleben des Volkes untrennbar verbunden ist mit der Innigkeit des christlichen Lebens, wie unser Volkstum den lieben Gott grüßt. Die freimütig-frohäugige, lieblich geschlossene Natur der Alemannen, geschichtlich und seelisch mit Wien verbunden, zog uns innerlich an. Um die gleiche Zeit, da Langbehn in die Schwarzwaldwelt eindrang, schrieb sein Landsmann Friedrich Paulsen, daß Deutschland in der katholischen Bauernwelt Westfalens und des Rheins, Bayerns und der Alpen einen Schatz von unverbrauchter Volkskraft besäße, der in kommenden schweren Zeiten mehr ins Gewicht fallen möge als die „allgemeine Bildung höherer Töchter und Söhne". Langbehn fand nicht nur viel mehr Unverdorbenheit, Geradheit, Lieblichkeit in der katholischen Volkswelt als in den grauen Großstädten, sondern er fand, über Paulsen hinausgehend, dort auch tiefere Erkenntnis des Ewigen als in der heutigen Hochschulwelt, — Erkenntnis auf einem Wege erlangt und bewahrt, der nicht so leicht täuscht wie derjenige der freien Spekulation: auf dem Wege der Einfalt. Alle Weltbetrachtung, die diese Seeleneigenschaft ausschaltete, lehnte er ab mit den Worten: „Klugheit, die sich nicht auf Einfalt gründet, ist keinen Groschen wert."

Erst nach und nach ist mir aufgegangen, welch grundsätzlichen Wert die „Einfalt" für Langbehn hatte. Weit mehr als Herzensfreude an Ursprünglichkeit, war sie für ihn ein Weisheitsgrund, der seine Seelenentwicklung bestimmte. In ihm wirkte die Erkenntnis, daß am Anfang der Dinge Gott als das durchaus einfache Sein steht, daß alles Geschaffene zusammengesetzt, daß das Vielfältige, als vom Einfältigen abgeleitet, in sich niedern Ranges ist und daß das Zwiespältige die Zerstörung des Einfältigen bedeutet. Weil unsere moderne Kultur in ihrer sich täglich steigernden Vielfältigkeit zugleich zwiespältig ist,

entsteht die heillose geistige Verworrenheit unserer Tage. Dadurch wird der einzig feste Pol in der wilden Erscheinungen Flucht: die Simplizität, völlig ausgeschaltet. Das erkannte Langbehn und daher erschien ihm seine größte persönliche und die Hauptaufgabe der Zeit zu sein, den Weg zur wahren Einfalt zurückzufinden, diese wieder in ihre Rechte einzusetzen. Dabei betonte er, daß Einfalt durchaus keinen Verzicht auf echte und hohe Bildung bedeute, sondern sehr wohl mit dieser vereinbar sei, wie es zum Teil bei den Griechen und bei genialen Naturen oftmals der Fall wäre.

Eine Hauptfrage für den Rembrandtdeutschen bei seiner Seelenentwicklung lautete demnach: „Wo lebt noch Einfalt?" Er fand sie im unverdorbenen gläubigen Volk, sah sie in den leuchtend blauen Augen badischer Bauernburschen, in Frauen, die festen Schrittes mit Gebetbuch und Rosenkranz zur Kirche wanderten, in vielen Kinderherzen. Er überzeugte sich mehr und mehr, daß diese Frucht unverdorbener Natürlichkeit nur in einem Geistesreich grundsätzlich genährt und ausgebildet worden sei: im Christentum, in der Torheit des Kreuzes. Er nannte sie deren A und O. Warnte doch der Völkerapostel die Korinther, sie sollten sich der Einfalt nicht entfremden lassen, „die in Christus ist". Es schien ihm höchst bedeutsam, daß Christus selber Zimmermann war und in einem dem unsern an Verderbnis gleichen Zeitalter einfältige Fischer zu Aposteln wählte. Einen ununterbrochenen Fluß christlicher Einfalt fand er in dem „naiven Katholizismus", der im Süden und Westen unseres Vaterlandes neben dem Glauben deutsche Volks- und Seelenkraft frisch erhalten hatte. Langbehn nahm teil am ungeschminkten Glaubensleben des katholischen Volkes; er liebte seine Kapellen, seine Kunstwelt, seine Andachtsbücher, die ihm, wie Pater Cochems „Goldener Himmelsschlüssel", gehaltvoller schienen als zahlreiche moderne Gebetbücher. Dabei steigerte sich seine Frömmigkeit, und es wuchs das Empfinden, daß der Einfaltsgrund des katholischen Volkes Wahrheitsgrund biete. Nur fehlte ihm hierbei noch das Element, das seinen Geist, der sich „immer in den besten Regionen der besten Bildung bewegt" hatte, über die letzten Fragen wirklich erleuchtete. Er sah instinktiv aus nach einer Lebensform, in der tatsächlich die wenig gegliederte Einfalt des Volkstums mit den weltweiten geistigen Tiefen des Christentums innerlichst verknüpft war. Diese fand der unermüdliche Gottsucher in jenen großen Gestalten, die aus allen Volksschichten, vom König bis zum Bettler, als Heilige in den Bestand der Kirche eingegangen sind.

Als Langbehn zu Beginn des Jahres 1896 bei Herder in Freiburg viel herzkatholische Bücher fand, gewann er zum ersten Mal tieferen Einblick in die Heiligenwelt. Zunächst fesselte ihn eine noch nicht heiliggesprochene, aber durch Volksverehrung unter Billigung der Kirche in den Kreis der Heiligen bereits hineinverwobene Jungfrau: Anna Katharina Emmerick.

Wer ist diese? — werden nicht wenige fragen. Ein Däne besang sie als „Deutschlands Sonne", Holland sandte Prozessionen an ihr Grab, berühmte Prediger und Künstler Frankreichs bildeten sich an ihr; dem religiösen Italien gilt sie als auserwähltes Gnadengefäß, in Amerika ist sie „bekannter als Napoleon", — aber ihrer norddeutschen Heimat wurde sie, außerhalb katho-

lischer Kreise, noch gar nicht oder nur im Zerrbild bekannt. Deshalb bedarf sie hier einer näheren Behandlung. Jungfer Emmerick, die merkwürdigste Deutsche ihrer Zeit, eines armen westfälischen Bauern Kind, wurde geboren im Jahre 1774 bei Coesfeld. Erst Magd und Näherin, dann Augustinernonne, lebte sie nach Aufhebung ihres Klosters durch die Franzosen, seit 1813 beständig an ihren Bettkorb gefesselt, zu Dülmen, wo sie im fünfzigsten Lebensjahre verschieden ist. Dreierlei zeichnete die Dulderin aus: sie führte ein überaus frommes Leben; ihr waren am Herzen, an Händen und Füßen blutende Wundmale eingeprägt (natürlicherweise unerklärbar, von der gleichen Art, wie sie der Heiland am Kreuze trug); sie war, in Bezug auf Menschliches wie Göttliches, — hellsichtig. Hauptzeuge für das heilig Wunderbare an ihr, die drei Jahre lang von bloßem Brunnenwasser lebte, ist ihr Arzt, Kreisphysikus Wesener, der sie durch elf Jahre peinlich untersucht, beobachtet und über sie Tagebuch geführt hat. Die Tatsächlichkeit ihrer Stigmatisation ist außerdem durch eine preußische Untersuchungskommission, der es nicht gelang, sie als „Betrügerin" zu „entlarven", so sicher beglaubigt, wie in kaum einem zweiten Fall. Ihre Sehergabe erinnert auf den ersten Blick an das manchen Westfalen eigentümliche „zweite Gesicht", aber sie reicht weit darüber hinaus. „Glaube mir, wer zu mir kommt, dem sehe ich auf den Grund des Herzens; das hat mir Gott gegeben", sagte sie zu Luise Hensel. Und das bewies sie ihr wie allen, die ihr nahe traten, Hohen wie Niedrigen, durch die Kenntnis ihrer verborgensten Geheimnisse, die sie ihnen kündete, nicht um der Neugier zu dienen, sondern um die Seelen heilsam zu erschüttern. Nichts weniger als hysterisch oder überreizt, zeigte sie ihren Besuchern klarsten Geist, liebreichste Güte und eine Fröhlichkeit, die bis zu kindlichem Mutwillen ansteigen konnte. Stolberg, Overberg, Sailer, Diepenbrock beugten sich vor ihrer Unschuld und Heiligkeit; skeptische Ärzte wurden gläubig durch sie.

Als Clemens Brentano in Berlin von ihr hörte, rief er aus: „Wenn das eine so heilige Person ist, wie können wir denn hier sitzen und trinken?" Er kam nach Dülmen, er sah „des Heilands Wunden in der Jungfrau weißer Hand"; sie drückte die seine, und das „zu gleicher Zeit hilfloseste und hilfreichste Geschöpf" plauderte „unendlich menschlich, flüchtig, leicht, tief, einfältig, herzlich leis, gefühlich und verstehend" mit ihm. „Denke Dir ein Wesen", so schilderte er sie vor Luise Hensel, „das unbeweglich auf elendem Krankenlager liegt, unter beständigen heftigen Schmerzen, die sie nie verhehlt, immer so heiter und freundlich mit beständiger Begierde, für fremde Schuld zu büßen und alles Elend der Welt allein zu tragen ..., kann nicht einmal mehr ins Grüne sehen, das ihr ganzes Zimmer umgibt, ohne ohnmächtig zu werden, und doch sagt sie lächelnd und freudig in ihrem Bett: ‚Ich liege auf einem Thron, werft alles Elend auf mich, gebt mir alles zu tragen, laßt mich nur helfen, ich bin glückselig.' ... Es geht durch Mark und Bein, diesen elenden Leib so wunderbar versiegelt zu sehen, diesen Leib, der sich nur mit den Händen und Füßen bewegen kann, aber sich weder emporzurichten noch sitzend zu erhalten vermag, und darauf einen Kopf voll Geist, Liebe, Innigkeit, Seligkeit und Freude, eine schnelle, hüpfende, freudige Rede, in beständigem Fluß und

ununterbrochener Begierde zu trösten und wohl zu tun." Als nun Brentano die große Welt, die ihn feierte, des Spottes nicht achtend, verließ und bis an ihren Tod an der Seite der Nonne von Dülmen verblieb, da stellte sich die große deutsche Literaturepoche mit einer ihrer reichsten Begabungen in den Dienst des Christentums.

Durch etwa fünf Jahre hörte Brentano Tag um Tag die Berichte der Seherin über ihre fortlaufenden Visionen aus dem Leben Christi und der Heilsgeschichte an. Er notierte sie morgens bei ihr, schrieb sie zu Hause ausführlicher auf und las sie ihr abends zur Berichtigung vor. Durch seine tiefe Empfindung, seine Fähigkeit, die feinsten Seelenregungen zu fassen, durch eine Sprachkraft, die Einfachheit mit Fülle vereinigt, war er wie kaum ein zweiter für diese Aufgabe geeignet. Was er aufzeichnete, stimmt im Geiste wie im Hauptinhalt durchaus überein mit dem, was die ganze Umgebung der Emmerick, vor allem Dr. Wesener durch seine Tagebücher, von ihren Gesichten mitgeteilt haben. Aber der phantasievolle und vielleſende Romantiker hat leider das Gehörte aus Eigenem ausgeschmückt, hat öfter seine einem ähnlichen Effekt zugängliche poetische Gestaltung in das visionäre Schauen jener hineinverwoben, hat auf Grund eigener Studien die mitgeteilten heilsgeschichtlichen Vorgänge und Geheimnisse legendarisch ergänzt. Wie weit seine Zutaten gehen, ist noch nicht festgestellt und wird sich kaum je genau umgrenzen lassen. Dennoch steht in den nach seinen Tagebüchern erfolgten Veröffentlichungen eine Welt vor uns auf, die an geistigem Umfang, innerer Größe und minutiöser Durchbildung — so in der Schilderung von der Enthauptung des Täufers, vom Ölbergleiden Christi — Brentanos dichterisches Schaffen weit überragt und, rein künstlerisch betrachtet, durch Tiefe des Inhalts und elementare Darstellung die größten Niederdeutschen hinter sich läßt. Die Idee der Romantik, auf philosophisch-theologisch-poetischem Wege selbsttätig ein Gesamtweltbild zu formen, ist durch Brentano freilich mit dem aufnehmenden Schauen der Emmerick unliebsam verquickt worden; anderseits hat seine Universalität und Kunstkraft gut gedient, den Gesichten — was zu ihrer Nutzbarwerdung bis zu gewissem Grad erforderlich war — eine geschlossene Buchgestalt zu geben. Nicht umsonst sind die Werke, die wir seiner Niederschrift verdanken, in der ganzen katholischen Welt berühmt geworden. Sie bieten, wenn auch nicht für jedermann, eine in ihrer Art einzige Seelennahrung. Ihr Hauptwert liegt in der überaus lebendigen Veranschaulichung der christlichen Urgeschichte. Nachforschungen im Orient haben ergeben, daß Brentano großenteils sehr genaue Seherberichte gab, denen keinerlei Literatur zu Grunde liegt. Es bleibt bestehen, daß Katharina Emmerick klarer und realer und mehr geschaut hat als irgend eine andere Heilige der Kirchengeschichte. Was die nach ihren Gesichten herausgegebenen Bücher bieten, hat Görres mit folgenden Worten umrissen: „Nicht bloß auf die Passion haben ihre Gesichte sich beschränkt, sondern drei Jahre hindurch folgen sie dem Herrn durch alle seine Wege Schritt vor Schritt, über alles Palästina; die Natur des Landes, Ströme, Berge, Wälder, bewohnte Orte, die Einwohner, ihre Wohnstätten, Sitten und Gebräuche, Kleidung und Lebensweise. Alles geht in den klarsten und anschaulichsten

Bildern an ihr vorüber. Episodisch knüpfen sich dann an Menschen und Örtlichkeiten, und die dazwischenlaufenden Festbilder des Kirchenjahrs, Rückblicke in die noch frühere Vergangenheit, so daß auch diese bis zum ersten Ursprung der Dinge in einer großen umfassenden Anschauung vor ihr liegt und das Ganze sich in ein gewaltiges, religiöses Weltepos zusammenschließt, das,... durchsichtig bis zum Grunde den Blick in die Wunderwelt der Tiefe und den innern verborgenen Zusammenhang der Dinge öffnend, im ganzen das wunderbarste, reichste, umfassendste, tiefinnigste und ergreifendste Gesicht, das sich irgend je in dieser Art mystischer Auffassungsweise gebildet, vor dem anschauenden Sinn heraufführt."

Doch nun zurück zu unserem Lebensbild. Bei erster Lesung der Emmerickschen Gesichte gewann Langbehn den Eindruck, diese seien „das Geistigste und Konkreteste", was er bisher erlebt habe. Hier fand er das Weltall und jede Stiefelschnur mit gleicher Ruhe und Deutlichkeit und Tiefe des Blicks umfaßt, das Leben Jesu und Mariä mit der Treue und Genauigkeit einer farbigen Photographie abgespiegelt, — im Prinzip wie auf Memlings ihm so lieben Bild vom Leben Jesu in München, doch hier war in der Ausführung weit mehr geboten. Nicht Traumwelt sah er hier, nein Wirklichkeit. In den Briefen, die er mir alsbald nach dieser seiner Entdeckung nach Wien schrieb, heißt es:

„Die Gesichte der Katharina Emmerick erinnern mich, in Form und Inhalt, ganz auffallend an meinen väterlichen Großvater, den „frommen Daniel", und an die Frömmigkeit meines Vaters. Es ist wie aus einer Familie. Auch an den Wandsbeker Boten und Rembrandts Bibelbilder, zuweilen ganz wörtlich, erinnern sie stark.... Ebenfalls an das Bild Carpaccios, mit den bärtigen Eremiten, in Wien. Ebenso stark, wahr, real, ur- und überkräftig, altchristlich ist, was sie schildert. Dabei ist alles von einer Zartheit, Lieblichkeit, Heiligkeit, Reinheit innerlich erfüllt, die nicht beschrieben werden kann. Sachliche Einzelheiten und Neuheiten — gegenüber der Bibel — sind zahllose darin. Ich staune, daß es so etwas gibt und geben kann. Hier ist Wunder Wirklichkeit und Wirklichkeit Wunder! Freuen Sie sich! Freuen Sie sich!

Feiern Sie den Tag und streichen ihn für Ihr ganzes Leben rot an, wo Sie diesen meinen Brief erhalten haben. Ich las heute morgen die Leidensgeschichte, von Katharina Emmerick gesehen, und mein Herz zittert mir noch davon, buchstäblich. Sie wissen, daß das Kindliche das Höchste in der Welt ist; hier erscheint es in konkretester Form.... Gehen Sie geradeswegs zum Großen Christus (d. h. dem früher erwähnten Standbild am Stephansdom) und bitten ihn — für mich und Sie — um seinen Beistand in allem Vergangenen und Gegenwärtigen und Künftigen, das zu tun ist. Denken Sie an ihn und danken Sie ihm von Herzen für alles das, was er ausgestanden. Ganz besonders herzlich aber danken Sie ihm noch dafür, daß er sich der Katharina Emmerick offenbart hat."

In dieser Weise hat der Rembrandtdeutsche nach innern Kriterien die Seherin von Dülmen als Organ höherer Kräfte, himmlischer Mächte, als Mundstück Gottes gefaßt, die nur weitergab, was ihr gegeben wurde. Nicht

das im engeren Sinne „Mystische", sondern das überaus Anschauliche, Bildhafte, Überzeugende in ihren Visionen war es, was ihn packte. „Was ist ein Seher?" fragte er, und erwiderte: „Einer, der den innern Zusammenhang der Dinge in greifbaren Bildern sieht." Er, der natürlicherweise weit schaute, sah hier nachschauend in einem himmlisch-irdischen Zeugungsprozeß die Welt spiritualisiert, frei und durchsichtig geworden, durch ein Hinübergreifen des himmlischen Gebiets auf und über das irdische. Bei der innern Wahrheit der Darstellung, bei der klärenden Wirkung auf seinen Seelenblick blieb es nebensächlich, ob jede Einzelheit von der Emmerick objektiv wirklich gesehen war, ob Brentano hie und da weiter gesponnen hatte. Gottesfurcht und der Geist der Heiligen Schrift trugen das Gebilde, Gottesehre und Gottesliebe loderten darin auf, das Göttliche war vergegenwärtigt. Sind doch echte „Privatoffenbarungen" niemals gegeben, um eine neue Lehre zu verkündigen, wohl aber, um sie, für bestimmte Menschengruppen, ins Leben zu überführen. Es sind Quellen, aus Gott geflossen, um die Seelen zu stärken. Die darin wirkende, von allen niedrigen Absichten losgelöste Heiligkeit des Sehens und Wollens ergreift oft empfängliche Seelen, freilich nur diese, stärker als theologische Gelehrsamkeit. Die Kirche verpflichtet niemand darauf, aber sie warnt allerdings vor jeder Mißachtung wahrer Erweise der Liebe Gottes zu den Menschen in seinen Heiligen.

Im Beginn seiner Beschäftigung mit der Emmerick spielte noch manche heidnische Anschauung Langbehns in seine Auffassung des Christentums hinein. Wie durch ein Fernrohr zogen nun ihre Gesichte in erster Linie Christus ganz nahe vor sein Auge, als ganz historische, zu bestimmter Zeit an einem bestimmten Orte geborene Lichtgestalt. Und, was noch mehr war, sein tiefstes Fühlen ward stärker als je zuvor von Jesus ergriffen. Er schrieb über die Gesichte der Emmerick: „Veleda steht wieder auf. Christus wird wieder lebendig, das heißt sichtbar. Es ist gar nicht zu beschreiben — und kaum zu empfinden —, welche Liebe, Güte, Vernunft, Nachsicht, Geduld Christus gegen alle ehrlichen Leute zeigt, die zu ihm kommen. Ganz besonders rührend und erstaunlich ist es, wie eingehend er dabei jedermann, der ihn um Auskunft fragt, Rede und Antwort steht; und das alles bei dem vollen und vollsten Bewußtsein seiner eigenen Herrlichkeit. Man wird ganz außer sich, nur von Begierde, ihm etwas zu Liebe zu tun." An der Hand der Seherin ging er wie ein Kind mit dem Heiland durch die Lande, nahm teil an seiner Art zu lehren, freute sich, wie er nach ihrer Schilderung armen Leuten einen Weinberg pflanzte, ihnen Boden und Reben dafür aussuchte, dies alles zugleich im bildlichen Sinne tat, es mit Reden über das Seelenleben und Seelenheil der Leute begleitete. Indem er Christi Bild nach diesen Büchern einfältig betrachtend in sich aufgenommen hatte, ging es lebendig in seinem Bewußtsein auf. War es mehr ein Wiedererwachen des christlichen Glaubens der Kindheit, war es mehr eine neue Erleuchtung durch diese lieblich-innige Illustration der Evangelien — ich weiß es nicht. Ich bezeuge nur, daß Langbehns Meinung über Christus und Christentum wesentlich dadurch eine andere, reinere zu werden begann. Bald nach ihm hat auch mich diese Anschauungswelt aufs tiefste betroffen

und ergriffen. Und der Glaube, daß Christus Mensch und Gott ist, faßte allmählich wieder Wurzel in uns.

Von ihren Gesichten wandten wir uns der Seherin selbst zu. Es sei nicht möglich, meinte Langbehn, seherhafter auszusehen als sie; sie sei, nach ihrem Bildnis von Steinle, wie das reinste, geistigste, energischeste Rückenmark. Als er ihr Lebensbild von Schmöger las, befestigte sich dieser Eindruck noch mehr. Und zu nicht geringer Verwunderung fand er hier urniederdeutsches Blut, eine ehrliche, treue Bauernmagdseele, die auf plattdeutsch mitgeteilt hatte, was durch Brentano verhochdeutsch worden war. Er begriff sie ganz, als er las, wie Luise Hensel sie schildert, als einfältig bei durchdringendstem Verstande, als ganz ursprünglich, — so in jenen Worten, die sie dem Dichter entgegenschleuderte, als dieser, unwillig über die Störung in der Aufzeichnung ihrer Gesichte, ihre Freundin vom Krankenbett vertreiben wollte: „Un ick willt nu hebben, sie blift hi. Ick will auk ens 'n Fründin bi mich hebben und nich alltid met Mannslüe küren." Wie ihr Leben sich vor ihm ausbreitete, erkannte er sie als Fixstern in einem Nachthimmel, der ihm ganz vertraut war. In seiner Abhandlung über die Niederdeutschen verwies er bereits auf den mystischen Sinn der Nordmenschen, der da blühe, wo die Erika blüht. Zwischen Heide und Nebel, von Westfalen bis nach Schottland, von Sylt bis übers Meer breche sich dieser in mannigfachsten Reflexen; ein ahnendes, schweigendes Seelengesicht, ein Senken vom Sinnen- ins Seelenleben, von der tätigen in die beschauliche Welt sei da deutlich wahrnehmbar. Daß er nun plötzlich höchste niederdeutsche Seelenreife in einer Erzkatholikin fand, wunderte ihn kaum; waren doch unweit von ihr die Droste, Thomas von Kempen und der Heliand zu Hause. Aber eine große Überraschung wurde es ihm, daß er gerade bei dieser seiner ärmsten Landsmännin dem Katholizismus tiefer ins Herz sehen konnte, als irgendwo. Ihr Charakter stand und fiel mit der römischen Kirche; wie mit Ketten war sie an diese geschmiedet, dem Priestertum bedingungslos vertrauend, bei leisestem Anruf ihres Gehorsams durch den Beichtvater aus der Ekstase gerufen, in allem nur Glied des Leibes Christi, ganz von ihm gespeist, ganz für ihn sich opfernd. In ihrer absolut christlichen Gestalt schien ihm das Wesen der Kirche eine Vertiefung und zugleich Befreiung, eine Verdeutlichung und Durchsichtigkeit gewonnen zu haben, stärker als in früheren Zeiten und Heiligen. Sie erschien ihm als „klärendes Eiweiß" für das Christentum. Noch nie war uns dies so kraftvoll gepredigt worden wie in der unlösbaren Einheit ihrer Gesichte, ihrer Leiden, ihrer Wundmale, ihres Gehorsams und ihrer hingebenden Liebe.

Kaum weniger bedeutsam für uns als die geschilderte war eine zweite Freiburger Buchentdeckung Langbehns: die der Schriften der hl. Birgitta von Schweden. In den vorhergehenden Jahren weltlichen Geistern nordischer Vorzeit wie Snorre Sturluson und Olaus Magnus zugewandt, stieß er nun auf die große Seherin, deren Revelationen dem Priester- und Laienstand ihrer Zeit den Spiegel vorhielten und selbst den Päpsten ins Gewissen redeten. Diesem Werk, das zum eisernen Bestand des besten Mittelalters zählt, verdankt Meister Grünewald einen Teil seiner grandiosen Bildgedanken. Im

gleichen Jahrhundert entstanden wie Dantes Göttliche Komödie, klarer noch in der Formulierung und Bildlichkeit als diese, tritt es mit dem Anspruch auf, geoffenbarte Worte Gottes und der Seligen zu bieten. Jedenfalls stellt es die katholische Glaubens- und Tugendlehre in dramatischer Rede mit lichtvoller Erläuterung, strenger Ermahnung, schlußkräftiger Begründung ungemein deutlich vor die Seele. Nachdem Langbehn gelesen hatte, wie dort das Urteil Gottes über Lebende und Abgeschiedene dargelegt, wie dort des Menschen Gewissen über sich selber erleuchtet wird, sagte er: „Es ist, als wenn man dem Weltgericht beiwohnt." Eine so unendlich schwierige, tiefe, subtile Frage wie die der Dreieinigkeit Gottes fand er hier „auf die klarste, rundeste, einfachste Weise von der Welt" erörtert. Nicht nur Überfülle von Gottesweisheit und Liebe, auch höchste Kunst, wie bei einem vielseitig geschliffenen Diamanten, tat sich uns in diesem von der Neuzeit vergrabenen Kronschatz eingegossener Wissenschaft auf. Auch hier sprach eine katholische Christin durch und durch, ein stilles Gefäß der Gnade, das in Rom mit dem Geiste der Prophetie gefüllt worden war.

Wir bewunderten die Harmonie des gläubigen Universums in der prachtvollen Entsprechung und Wechselwirkung, die wir zwischen St. Birgitta und der Emmerick fanden. Dort eine Gott hörende, lehrende Witwe — hier eine Gott schauende, leidenverzehrte Jungfrau, dort die nordisch-gotische Fürstin — hier die niedersächsische Magd; dort Höhe, hier Tiefe. Dort fand Langbehn väterliches, hier mütterliches Bluterbe wieder. Dort ward sein Geist erleuchtet, hier sein Herz verwundet vom Widerschein des katholischen Glaubens im Lebensbereiche der Heimat.

Höchst ungewöhnlich ist es, daß Langbehn gerade durch Seherinnen dem Glauben näher kam. Viele Männer gleicher Zielstrebung lehnen alle „Privatoffenbarungen" unbedingt ab, — oft freilich aus Vorurteil, ohne sie recht zu kennen, und spötteln darüber. Das erstere zu tun verwehrt ihnen niemand, beim letzteren verkennen sie sowohl den unergründlichen Reichtum göttlicher Herrlichkeit und Güte, wie auch die Mannigfaltigkeit der Menschenseelen, deren jede nur bei d e r Sphärenmusik in Schwingung kommt und erhoben wird, die ihrem Innersten völlig entspricht. Klare Mystik, ausgehend von ganz reinen Persönlichkeiten, die mit deutlichen Bildern Auge, Hirn und Herz erfüllt, die war der Natur des Rembrandtdeutschen angepaßt.

Wir nahmen sie nicht ohne ernste Prüfung an. Jahrelang haben wir sie durchgesprochen, in uns durchlebt. Wir haben uns bemüht, Einsicht in die Tagebücher Brentanos über die Gesichte der Emmerick zu erlangen, konnten aber nur in Erfahrung bringen, daß sie wegen der beantragten Seligsprechung in Rom ruhten. Wir sind nach Dülmen gereist, um ihre Sterbekammer und ihr Grab zu besuchen. Eine ebenso unscheinbare wie beredte Welt! Da sah man eine Wallfahrt von Nähmädchen und andern schlichten Frauen, die von Holland hergekommen waren: niedrige, arme Leute, wie von der Landstraße aufgelesen, ganz im Geiste der Emmerick. Wir haben auch das Coesfelder Kreuz, die Strohhütte, die kleine Kammer neben dem Kuhstall in Flamske aufgesucht, wo sie zur Welt kam. Alles, was wir an Gedenkzeichen ihres

Erdenwandels fanden, trug den Stempel der Echtheit und Güte, ließ jede Spur von Mache vermissen. Knechtsgestalt des Christentums! Da prägte Langbehn den Ausdruck: „Niederdeutsch-katholisch“ als Wortzeichen für das, was Katharina Emmerick und ihre Umwelt uns aufgetan hatte. Als Symbol dieser Welt erschien ihm ein Muttergottesaltar in der von ihm besuchten holländischen Grenzlandschaft Drenthe, zu dem Stufen von Torfsoden hinaufführten. Die alte Kunst der Roten Erde, des Niederrheins und der Niederlande bot viele Belege für den Einklang tiefsten katholischen Geistes mit dem tiefsten niederdeutschen Volksgrund. Hatte er früher den Gegensatz von Raffael, Dante, Palestrina zu Rembrandt, Shakespeare, Beethoven betont, — seit Erfassung des katholischen Geistes in seinem vollen Umfang sah er hier weit mehr ein sich ergänzendes Nebeneinander, sah er in den großen niederdeutschen Genien außer ihrer Rasse- und Persönlichkeitskraft auch die ganze europäisch-katholische Kultur mit- und nachwirken. Das schlug Brücken zwischen Heimat und Rom. Das schmolz unser bisheriges Empfinden in das neuerwachende ein.

Nach und nach kamen wir der ganzen Heiligenwelt nahe. Von Jugend auf abgestoßen von der Verstumpfung der modernen Menschenmasse hatte Langbehn zeitlebens nach edlen Seelen gesucht, nach Menschen, in denen das Ideale Wirklichkeit geworden war, nach faßbaren Lichtgestalten, denen man folgen und sich zugesellen könnte. Heldenverehrung im weitesten Sinne des Wortes zog sich durch sein ganzes früheres Leben. An Carstens und Giorgione, an Mozart und Hölderlin, um nur wenige Namen zu nennen, rankte er sich empor. Die Lebenspraxis, die er mit Rembrandt empfahl: „men not measures“ (Männer, nicht Regeln), übte er selber. Bei den weltlichen Heroen ward er jedoch oft enttäuscht. Bei ihrer näheren Betrachtung sah er, daß seine Auffassung meist edler war als sein Objekt, daß er oft nur „Schatten gesehen, vom eigenen Feuer beleuchtet“. Auch boten die heldenhaften und poetischen Charaktere aus Altertum wie Neuzeit weder einen festen Richtpunkt noch klare sittliche Normen. Soviel Köpfe, soviel Welten. Hier lag das Ziel im Höchstmaß der Eigenentwicklung. Selbst die, welche sich für das Edle opferten, kreisten doch um Erde und Menschheit und ihre eigene Seelenanlage, der sie nicht Herr wurden. Sie verblühten wie Blumen, die der Tod mäht, — und dann ist die Herrlichkeit aus.

Als Langbehn auf seiner Seelensuche an die katholischen Heiligen kam, da entdeckte er bald, diese seien die reinsten und edelsten Seelen der Weltgeschichte. Sie ließen die schönsten Heldengeister an Güte, Liebe, Opfersinn, innerer Größe weit hinter sich zurück. „Was sind die Kämpfe des Herakles, was die Leiden des Prometheus gegen die Kämpfe und Leiden des ersten besten Heiligen?“ — so rief er aus, als er diese Lebenswelt kennen gelernt hatte. Menschen von gleicher Spannkraft wie die Heroen bauten hier auf anderem Grund. Hier war mehr als menschlicher Aufschwung zu Heldentaten und Harmoniegebilden; hier war mehr als ideal beleuchtete Naturordnung. Hier war von Grund aus das ganze Leben auf übernatürliche Ordnung gerichtet und war durch diese bestimmt. Hier stand statt des Menschen Gott im Mittelpunkt des Geschehens.

Hier hieß es: der Mensch ist nicht um eines kurzen Erdentraumes willen da, sondern für einen über diesem Leben liegenden Sinn und Zweck, — damit Gott sich an ihm, er sich an Gott erfreue. In den Heiligen fand sich nachweisbare Einwirkung des Schöpfers auf die Geschöpfe. Bei größerer Mannigfaltigkeit der Persönlichkeiten als im Heldenreich war hier geschlossenes Zusammenstehen in einem, dem heiligen Geiste: wundervolle Vereinigung zahlloser Vielheiten durch und in Gott. Die Heiligen bestanden auch vor Langbehns Prüfstein, der Einfalt. Diese herrschte unter ihnen, über sie, seit zweitausend Jahren in unzähligen Kristallisationen, bei Aposteln wie Laien, bei Greisen der Wüste wie bei Kindern der Weltstadt, an Fürstenhöfen des Mittelalters wie bei Gelehrten der Neuzeit, in der Klosterzelle wie im Kampfgewühl. In ihnen war die Heilige Schrift und der Christusglaube verkörpert, restlos zu Leben und Tat geworden.

Langbehn erkannte, daß Schopenhauer „an der Schwelle" stand, als er in einem lichten Moment sagte, wenn man das Leben der Heiligen lese, so falle es einem wie Schuppen von den Augen, — daß Lagarde recht hatte, wenn er die „Gemeinschaft der Heiligen" als das eigentliche Grundgerüst des katholischen Kirchenbaues ansah. Die Kirchengeschichte sei oft Kehrichtgeschichte, die wahre Kirchengeschichte sei die Geschichte der Heiligen, und diese sei ein „Himmel auf Erden". Wenn man die vielen Dimensionen der Persönlichkeit eines einzigen Heiligen betrachte und erwäge, daß dieser doch nur einen einzigen kubischen Grundstein im Himmelreich darstelle, so erkenne man die „Multidimensionalität" im Reiche Gottes. „Die Heiligen Gottes", sagte er, „sind die Jakobsleiter zum Himmel. Wem das Beispiel Jesu zu hoch ist, der kann sich nach Maria richten; wem das Beispiel dieser zu hoch ist, der kann sich nach dem hl. Franziskus richten, und so fort von der untersten bis zur höchsten Stufe der Himmelsleiter."

Für die ihm liebsten Heiligen erklärte der Rembrandtdeutsche St. Franziskus mit seiner Abkehr und St. Bernhard mit seiner — streitbaren — Hinkehr zur Welt, sowie die hl. Katharina von Siena, diesen „Demant vom reinsten Wasser", welche jene beiden Geistesrichtungen in sich vereinige. Immer wieder sah er hin auf den Armen von Assisi als seinen Liebling und sein Vorbild, auf seinen „Kindersinn" und sein „Kinderreich", auf seine „einfältige Reform". Von ihm sagte er: „Es ist, als wenn er mein Herz wäre." Franz von Sales, der heilige Bischof, war ihm schönstes Vorbild wegen seiner Sanftmut, durch die er so viele zur Kircheneinheit zurückführte. Aloysius, der Knabenheilige, ergriff ihn als Engel der Reinheit. In die Seelen dieser und noch vieler Diener Gottes blickte er hinein wie in ebenso viele goldene Becher, voll Jubel im Herzen, daß Gott uns so reich beschenkt habe. Denn wir hatten nicht geahnt, daß er in seiner überfließenden Fülle in seinem Heilsplan so weit ging, willige Geschöpfe zur instrumentalen Teilnahme an seiner Allwirksamkeit zu berufen und zu erheben.

Dem seligen Alemannen Heinrich Seuse fühlte Langbehn sich so verwandt, als ob er sich „jetzt erst gefunden oder wiedergefunden" hätte. Dessen klare, schlichte, starke und süße Minne zum Heiland entzündete auch sein liebend Herz. In ihm sah er Himmelsfeuer brennen, bei ihm den Unterschied göttlicher von

menschlicher Liebe ebenso tief durchfühlt wie erhaben formuliert. Las er bei diesem feinsten deutschen Geist von der Natur, die Natur minnt und sich selber meint, da sprach er mit dem dominikanischen Gottesfreund klagenden Herzens: „O weh meiner großen Blindheit, in der ich bisher gestanden bin", und ward angeeifert, sich wieder mit Ernst zu der Ewigen Wahrheit zu kehren. Mit ritterlich reiner Verehrung sah sein Knabengeist auf Germaniens heilige Frauen hin. Sie, die vergessenen, erschienen ihm als Gegen- und Heilmittel gegen das heutige Dirnentum und den Mietlingsgeist jeglicher Art. Hildegard, die Rheinländerin, Gertrud die Große und Elisabeth, die Blüte Thüringens, Lidwina, die leidende Holländerin, klangen ihm wie „Nachtigallgesang im Dunkel".

Die Geschichte zeigte uns, daß solche Heilige — als Gottes treueste Diener — Herren, die Unheiligen Sklaven ihrer Natur waren. Allerdings wogte es in Langbehn jahrelang hin und her, ehe er die „Freiheit" nach moderner Auffassung, die Willkürbestimmung des Ich, als irrig und alles Egozentrische auch in seiner besten Form als unzureichend erkannte, — ehe er überzeugt ward, daß die wahre Freiheit der Seele in der Lösung vom Selbstwillen, in der festen Bindung an Gott besteht, der allein volle Freiheit ist und geben kann. Aber die wunderbare Vereinigung der Seele mit Gott, die er in dem Leben und den Schriften der Heiligen fand, legten ihm zunehmend nahe: wer ihr Ziel will, muß auch ihre, d. h. die von Gott zur Heiligung an die Hand gegebenen Mittel wollen und anwenden. Alle Heiligen lebten und starben dafür, daß die katholische Kirche die von Gott gegründete Heil- und Heiligungsanstalt der Seelen sei, daß sie jene Kräfte beherberge, die, nach Paulus, die Heiligen laut Gottes Ratschluß dem „Erstgeborenen unter vielen Brüdern" gleichförmig machten. Und wir konnten nicht leugnen, daß die katholische Religion allen, die ihr getreu nachlebten, seien es Glaubensboten oder Barmherzige Schwestern, eine nirgends überbotene Kraft und Lust und Liebe zum Werke gab.

Im Rembrandtbuch heißt es: Wenn man die Welt an einem Zipfel faßt, so hat man sie ganz. Langbehn faßte die kirchliche Welt am Zipfel der Heiligen, und von da faßte er sie ganz. Seine Entwicklung vom Kultus der unreinen Persönlichkeit zu dem der reinen hin nannte er mit Recht folgerichtig und organisch. „Persönlichkeit, chemisch rein, ist Heiligkeit", so sagte er. Persönlichkeit hat er gepredigt und Persönlichkeit hat ihn zur Kirche geführt: die Wendung von der Helden- zur Heiligenverehrung wurde für ihn entscheidend. Wie immer schloß er vom Besondern auf das Allgemeine, von der vollendeten Heiligkeit einzelner Kirchenglieder auf die Heiligkeit des Kirchenganzen in seiner Wesenheit. Die Wirkung der Übernatur, Wunderkraft und Prophetie in den kirchlichen Großgestalten mußten dem Lebenszentrum entstammen, an das sie durch Sakrament und Lehre unlöslich gekettet waren, — dessen Haupt, Christus, ihr ein und alles war.

Was die Heiligen über Ursprung und Ziel des Lebens, über den Tag der Vergeltung lehrten, wofür sie den letzten Blutstropfen hingaben, das haben wir beide ernst genommen. Ihr leuchtendes Vorbild vor Augen, begannen wir eifriger als bisher katholische Kirchen zu besuchen. Nun war uns das

Verständnis für katholische Lebensformen aufgegangen. Die Verehrung der Heiligen — von ihrer „Anbetung", diesem argen Mißverständnis der Unkenntnis, war natürlich keine Rede — ergab sich uns von selbst aus der Erkenntnis der Heiligen. Wir übten sie, ohne viel Worte darüber zu verlieren. Wir als gottfernere Seelen flehten gerne die gottnäheren um Hilfe an, im vollen Vertrauen, sie würden sich um so lieber und wirksamer für uns einsetzen, je näher sie Gott standen. Marienverehrung erschien uns so lieblich und hilfreich, daß wir, nachdem wir einmal davon gekostet hatten, ihre Unterlassung als Entbehrung empfanden. Wir begannen ihre Altäre mit Blumen zu schmücken und begannen sie alltäglich im Gebete zu grüßen: Ave Maria!

Langbehn hat sich niemals gescheut, aus neugewonnenen Erkenntnissen alle Folgerungen zu ziehen; doch dies geschah sehr bedachtsam. Ganz freiwillig wollte er Gott dienen, den St. Christophorusweg nur nach voller Überzeugtheit gehen. Als ich den ganzen Umfang katholischer Vorstellungen, den ich hier darlegte, durch ihn, mit ihm, aber großenteils abwesend von ihm, kennen gelernt und selbständig in mich aufgenommen hatte, schrieb ich ihm: „Da muß man ja katholisch werden!" Darauf meinte er noch, das sei vielleicht nicht nötig, man könne „die Kirche in sich aufnehmen, in sich eintreten lassen". Und an Jörg schrieb er im Frühjahr 1896, wo wir vorübergehend in Linz weilten, eine Kirche, die nicht katholisch sei, erscheine ihm allerdings als ein Unding; ob es aber überhaupt nötig sei, einer Kirche anzugehören, darüber möchte er noch nicht urteilen. Eine mit dem alten Herrn geplante Besprechung unterblieb, weil dieser erkrankt war. Johannes Janssen war tot; so fand Langbehn im früheren Umgangskreis keinen, den er vertraulich befragen, dem er unsere Herzensgeheimnisse offenbaren mochte. Niemand ahnte, welch gewaltige Wandlung in uns vorging. Einzig und allein die unwiderstehlichen Zeugnisse des Überirdischen in der katholischen Kirche und ihrer Geschichte haben uns an ihre Pforten geführt.

7. Verborgen im Heimatland.

> Soviel Unruhe und äußere Sorge, wie in den letztvergangenen Monaten, hatte ich zeitlebens noch nicht. Meine gegenwärtige Lage ist die des Dichters Camões, für den sein alter Neger bettelte, bis jener im Spital starb. L. 1899.

Von 1896 an kamen schwere Zeiten über uns, weil es an Geld mangelte. Bei unserem kommunistischen Zusammenleben bestand meine Hauptarbeit als Gehilfe in der Beschaffung des gemeinsamen Unterhalts. Obwohl Langbehn ganz einfach lebte und keine „Vergnügungen" kannte, auch jede Ausgabe genau abwog, brauchte er doch nicht wenig Geld für das nötigste Rüstzeug in seinem reformatorischen Beruf, dem er denkend, schreibend, planend auch während seiner Gott suchenden Einkehr immerfort oblag. Für sein „Arbeitsgeschirr", für unsere Bücher- und Vorbildersammlung sowie für Orientierungsfahrten legte er zuweilen das Letzte an. Sein Grundsatz war: Wer zu geistiger Führung da ist und sich ohne allen Eigennutz dem Gesamtwohl

widmet, der soll nicht — in gewissem Sinne darf nicht — seine Talente mit Geldverdienst verbrauchen; für dessen Unterhalt muß gesorgt werden, damit seine ganze Kraft der menschlichen Gesellschaft zunutze kommt. Mochte er diesen Standpunkt im einzelnen etwas zu stark herauskehren, er schien mir bei diesem Manne berechtigt. Die Amerikaner, meinte er, wären vernünftig genug, Aragos Erklärung: „Ich habe keine Zeit, Geld zu verdienen", gelten zu lassen und hätten es ihm daraufhin gegeben, die Deutschen seien hierin durchweg zu engherzig gesinnt.

Die Geldfrage bildete eine Hauptschwierigkeit für Langbehns persönliche Beziehungen. Schon dem Gymnasiasten hatte ein Kieler Gönner gesagt: „Sie kommen nur, wenn Sie Geld brauchen", — und auch später erschien er oft nur bei alten Freunden wie das Edelwild, das des Winters Frost und Not aus Waldeinsamkeit an die menschlichen Wohnungen treibt. Er kannte die Notwendigkeit und Unentbehrlichkeit des Geldes so gut wie jeder andere, beurteilte es aber reinweg als — Dünger, als ein Etwas, das die Gefühle des Menschen nicht im geringsten beeinflussen dürfe. Die Gefühle der meisten „Gebildeten" sänken aber unter Null, wenn man vor ihnen zwanglos und sachlich vom Gelde spräche und auch demgemäß handle, ja es mache sie mehr oder minder respektlos. „In Geldsachen hört die Freundschaft auf", hieße es, — wo sie doch gerade erst anfangen sollte. Sonst ganz vernünftige Leute würden verdreht bei einem Geldverlangen; das habe er oft erlebt. Auch in diesem Punkte hatte der Rembrandtdeutsche etwas zugleich Kindliches und ungemein Starkes, Absolutes. Man höre seinen Ausspruch: „Wer den Wert eines Menschen oder seines Wollens auch nur im geringsten, pro oder contra, nach Geldrücksichten bemißt, existiert für mich persönlich nicht. Ich bin durch eine Kluft von ihm getrennt, die nicht überbrückt werden kann — und die, nebenbei gesagt, mich von fast der gesamten modernen Welt trennt."

Dabei trug und führte ihn ein so großartiges inneres Vertrauen, bei treuem Verfolg seiner Lebensbahn und bei Opferung aller Kräfte dafür die nötigen Mittel zu erlangen, daß er mich in seinem Dienste auch nach dieser Seite hin mit fortriß, mich leicht bewog, auch an irdischen Gütern alles für seine Lebensmission dranzugeben, was ich hatte und was mir erreichbar war. Ich hätte ein Herz von Stein haben müssen, wenn mich der täglich vor Augen tretende, durch keine Widerwärtigkeit erschütterte heroische Kampf des Meisters nicht angefeuert hätte, auch meine letzte Zinnschüssel in seinen Glockenguß zu werfen.

Unsere Lebensschwierigkeiten wurden durch die Mühen und Kosten des erwähnten langwierigen Ober-Sankt-Veiter Baumprozesses beträchtlich vermehrt. Dieser führte uns eine Zeit lang inkognito nach Wien zurück, wo erst im Frühjahr 1896 ein rechtskräftiges Urteil erfolgte. Das Gericht bewertete das Verschulden des Mieters „als geringeres Versehen, nicht aber als böse Absicht oder als auffallende Sorglosigkeit". Es gab den Eigentümern jedoch anheim, jeder an seinem Teile dürfe einen Schätzungseid ablegen über den Schaden, den er erlitten zu haben glaube, bis zu einer Höhe von je 3000 Gulden. Beide Eheleute legten diesen Schätzungseid ab. Damit war

Langbehn verurteilt, ihnen bare 6000 Gulden nebst beträchtlichen Gerichtskosten und Zinsen auszukehren. Er ließ nun den Prozeßgegnern durch mich schriftlich erklären, er sei zur Zeit außerstande, von der Schadenersatzsumme, die ihm zehnfach zu hoch erschiene, auch nur einen Kreuzer zu zahlen. Die Entschädigung, die er bei Beginn des Prozesses angeboten und damals hätte zahlen können, sei leider abgelehnt worden. Obwohl er sich nur „formell und juristisch genommen, keineswegs aber vom Standpunkt der Moral und Billigkeit aus" verpflichtet halte, die jetzt gerichtlich festgelegte Entschädigung zu zahlen, so wolle er sich doch augenblicks für sich und seine Erben zur Zahlung der ganzen Summe nebst Zinsen usw. notariell verpflichten, wenn man ihn jetzt in Ruhe ließe und ihm die freie Bestimmung über den Termin der Zahlung überließe. Das Anerbieten ward nicht angenommen. Die Auskehrung der Schuld war nicht möglich, und der Verurteilte blieb dadurch bis an seinen Tod bedroht mit der Pfändung seines Studienapparates. Dieser „Wiener Prozeß" ist für Langbehn eine lebenslängliche Kreuzeslast geworden. Es war gut, daß wir zu Zweien waren, um sie zu tragen. Mochte dem Rembrandtdeutschen an dieser Verwicklung einige Mitschuld zufallen durch sein autistisches Auftreten, auch hier zeigte sich, gleich wie im Verhältnis zu seinem Verleger, die tragische Hilflosigkeit des Edlen vor rauh angewandten Gesetzesparagraphen[1].

Wir mußten eine laufende Einnahmequelle suchen. Langbehn urteilte zu Recht, daß man dafür am sichersten im Bereich der „engeren Landsleute" vorgehe. Es ward beschlossen, ich solle mich in Hamburg niederlassen, dort meinen Beruf als Maler fortführen und Porträtaufträge suchen. Für unsere Beratungen und aus Sparsamkeitsgründen war es geboten, daß Langbehn in meine Nähe zog. Vom Herbst 1896 an bis zum Januar 1900 hat er vorwiegend in Ostholstein und in der heimischen Hansastadt an der Trave gelebt. In Lübeck ist Langbehn als ständiger Mieter einer Kammer — wo wir mancherlei eingelagert hatten — bis an seinen Tod als Steuerzahler ansässig geblieben, um aus dieser Hauptstadt der Heimat seiner Väter auch seinen Paß beziehen zu können.

Äußere wie innere Gründe wiesen ihn gleichmäßig an, im Norden verborgen zu bleiben. Wer hätte seine Lebenslage damals auch verstanden? Begegnete er alten Bekannten, so regnete es Fragen: „Was treibst du? Wo und wovon lebst du? Was hast du vor?" — Fragen, auf die der heim-, geld-,

---

[1] Tippmann hat bezeichnende Einzelheiten der Verfolgung Langbehns nach Akten aufgedeckt. Der Wiener Villenbesitzer Fränkel forschte nicht nur privatim nach ihm, sondern ging die Polizeibehörde an, ihn „von Polizei wegen ausfindig zu machen und ihn festzuhalten", damit er ihn belangen könnte. Er ward demzufolge von Wien aus durch Noten bei den Polizeipräsidien in Dresden und Berlin gesucht, hier wie dort vergebens. Schließlich sind seine zwei Wiener Anmeldescheine in dem dortigen neuen Polizeimuseum unter die „Meldezettel berühmter Personen" eingereiht worden!

Übrigens hat der Wiener Millionär später seinen Schaden verschmerzt, persönlich mir gegenüber milde geurteilt und schriftlich ausgesagt, „er sei überzeugt, daß dem Langbehn jede Absicht zu schaden ferngelegen sei". Welches Leid aber wäre diesem, welcher Verdruß seinem Gegenüber erspart geblieben, wenn der schroffe Gegensatz zwischen jüdischer Gesetzesforderung und nordischem Herrenwiderstand, der den dreijährigen Rechtsstreit kennzeichnet, bei seinen Lebzeiten ausgeglichen worden wäre. Ist dem Rembrandtdeutschen infolge davon doch nach seinem Tode noch „Verfolgungswahn" angedichtet worden.

erwerbloſe Geiſtesmann nichts Befriedigendes antworten konnte. Schwang er nun noch den „Stab Wehe“ über Neudeutſchland, ließ er gar ſeine Heiligenliebe und ſeine katholiſche Herzensgeſinnung durchblicken — wer hätte ihn dort oben bei Offenbarung ſeines Innern, und er liebte es auf der Hand zu tragen, nicht für unklug und überſpannt gehalten? Gleichwohl hat er mehrfach alte Freunde aufgeſucht, ſo ſeinen treuen Burſchenſchaftsbruder Hermann Pfaff in Lübeck, der ihm mehrmals aushalf. Wiederholt hat er auch neue Bekanntſchaften angeknüpft, bei denen er ſich herzlich und menſchenfreundlich bewies. Eine Bürgersfrau in Mölln, die ihm bei einem Aufenthalt in der Sterbeſtadt Eulenſpiegels ausnehmend gefiel und ihm vortreffliche Fruchtſäfte bereitete, iſt ſpäter die Freundin meiner Mutter geworden. In Hamburg ſympathiſierte er mit der alten Malerin Friederike Weſtphal, ſeiner feinen frommen Landsmännin, die noch aus der deutſch-däniſchen Kultur vor 1848 ſtammte. Und immerfort pflog er Umgang mit einfachen Leuten.

Welch ein Gegenſatz, wenn ich aus der Hamburger Geſellſchaft oder von den Schlöſſern, in die mich mein Künſtlerberuf führte, zu dem Rembrandtdeutſchen in ſein ſtilles Quartier bei Eutin hinüberkam! Es war mir zu Mute wie Frau Oſe von Sylt, die ihrem flüchtig gewordenen, in den Dünen verborgenen Manne viele Jahre lang die Zehrung zubrachte. Viel Not mußten wir uns klagen. Mich als Maler in Hamburg einzuleben, war überaus mühevoll, Sammlung fürs Schaffen dort ſchwer zu erlangen; Bildnisaufträge liefen ſpärlich ein, freigemalte Bilder erzielten wenig. Es kam ſo weit, daß wir beide, trotz aufopfernder Beihilfe meiner Mutter und meines Bruders, das Leben kaum friſten konnten. Die Bildniſſe Langbehns von Leibl und Thoma hatte längſt ich übernommen. Ein Freund nahm ſie als Sicherheit für ein Darlehen an. So dienten ſie uns zur finanziellen Rückendeckung — und mir ſpäter, nach Langbehns Tod, um die zu ſeinen Gunſten eingegangenen Verpflichtungen damit zu begleichen.

Um 1898 kamen Zeiten, wo ich keinen Bekannten mehr wußte, von dem ich noch zwanzig Mark hätte borgen können, wo wir alles ins Pfandhaus getragen hatten, was nur entbehrlich war. Um jene Zeit wohnte Langbehn abgeſchieden in Niendorf am Oſtſeeſtrand. Ein verlorenes Blatt aus ſeinen vernichteten Briefen zeichnet ſeine dortige Lage mit folgenden Worten: „Ich fühle mich oft recht flau hier, da mein Eſſen ſehr mäßig iſt und ich im Hauſe nur Teewaſſer bekomme. Auch fehlt mir ſehr das Geld, das ich nicht hatte, um am letzten Sonnabend in Lübeck einzukaufen. Am meiſten fehlt mir, zumal abends, ein leichtes, warmes Getränk, gegen die kühle Luft. Warmbier! Ich habe keine Spur von Pflege hier; ich lebe hier wie ein Hund, den man in den Regen hinausſtößt...“ Die friſche Heimatluft, der würzige Wald, der ſandige Strand und die ländliche Ruhe waren keine Wohltat mehr, wenn er tagelang mit naſſen Füßen umhergehen mußte, weil er nicht das Geld hatte, ſeine Stiefel verſohlen zu laſſen. Er ward krank in der feuchten Wohnung, wo er auch im Winter wohnte, weil ihm ſeine Lübecker Kammer zu luftlos war. „Mein Morgenbrot — ſind Tränen“, ſteht in einer Bleiſtiftnotiz aus jener Zeit.

Aber weit entfernt, daß derartige Not Langbehn verzagt werden ließ; sie feuerte ihn nur an, das Äußerste zu tun, um durch Beratschlagung mit mir und Anruf an Freunde den Tiefstand zu überwinden, was auch gottlob immer gelungen ist. Durch ihn und mit ihm habe ich in jenen Leidensjahren den Segen der Armut erfahren. Frau Armut steht wie Sternenglanz bei Winterfrost über Langbehns Leben von der Wiege bis zum Grabe. Thoma sprach aus seiner Seele, als er schrieb: „Die soviel gefürchtete Armut ist gar nicht so übel, wenn man sie zu behandeln versteht. Sie hat treue Augen, so daß man sie lieb bekommen kann, viel lieber als den eiteln Mammon, der in seiner Selbstsucht nicht viel anderes zu tun weiß, als seine Hosen- und andere Taschen voll zu machen." Was bei Isaias (48, 10) steht: „Ich habe dich geläutert im Ofen der Armut", das gilt ganz von Langbehn. Trat sie bei ihm auch nicht in jener Verklärung auf wie bei dem Armen von Assisi, es ruhte ein von Natur franziskanischer Grundzug in ihm, der Gewinnsucht, Völlerei, Geiz mit Abscheu von sich wies, um Armut mit Freude zu paaren. Er wünschte die äußere Repräsentation des Lebens für sich auf die Minimaldosis herabzudrücken und trug „lieber einen Sack als einen Frack". Er sang aus vollem Herzen:

Armut — gibt frohen Mut,
Reichtum — ist ein Ring durch die Nase.

Und er schrieb um jene Zeit: „Ich bin von Haus aus, als Mensch, nicht gerade schlecht angelegt, aber daß Leiden veredeln, und daß man sie braucht zu diesem Zweck, ist mir sonnenklar. Ich nehme sie also gern entgegen ... Ein Leben voll Elend heißt ja ein Leben voll Gnade. Gott sei gelobt in Ewigkeit." Er erfuhr zeitlebens und sein Beispiel lehrte mich, daß Armsein um höherer Ziele willen hellsichtig macht, die Menschen sehen läßt, wie sie sind, Mitgefühl mit fremdem Elend ins Herz gibt, den Geist unabhängig hält, vor tausend Torheiten schützt, die Augen für Gott aber öffnet. Weder verlottert noch verbittert durch die Armut blieb Langbehn ein Edelmann im Auftreten auch im eingesäumten Rock und ausgebesserten Beinkleid. „Ich habe schon viele Rätsel ergründet", meinte er, „aber ein Rätsel konnte ich nicht ergründen, warum man keine geflickten Hosen tragen soll." Im Notfall, notierte er sich einst, könnte man sein Leben fristen mit 1. einem Sack Bohnen, 2. Abfällen vom Gemüsemarkt, 3. Brotresten aus Restaurationen und Cafés. Soweit ist es allerdings, seitdem wir zusammenstanden, nicht gekommen.

Während ich damals den in seiner Zeit arbeitenden Lichtwark über Millionen zu Gunsten seiner Pläne verfügen sah, mußte der über der Zeit stehende Langbehn aufs allermühsamste ringen, um nur nicht zu ertrinken. Das alte Elend: geniale Anreger verzehren sich ihr Leben lang in Dürftigkeit, nur um ihre große Linie — die später oft die Richtlinie einer ganzen Zeit, eines ganzen Volkes wird — einzuhalten, weil ihre Leistung erst dann Marktwert erlangt, wenn sie der Nachwelt auf solche Weise vorgelegt wird, daß größere Menschengruppen sie aufnehmen und fassen können. Wie heroisch Langbehns damalige große Umstellung war, zeigt sich in Folgendem: Je ernster und tiefer

er innerlich mit den letzten Problemen rang, desto mehr verstärkten sich gleichzeitig die äußern Lebensschwierigkeiten, weil solche Geistesleistung nicht um einen Heller Kurswert hatte. Er mußte eine Riesenkraft anwenden, nur um immer wieder der Not zu trotzen, um trotzdem immer wieder, Tag für Tag, seine neugewordenen Erkenntnisse zu klären und zu Papier zu bringen. Seine umfangreichen Aufzeichnungen werden späteren Geschlechtern nicht nur seine großgeistige Führerarbeit, sondern auch seinen nie rastenden Fleiß bezeugen. Aber wieviel mehr hätte er leisten können, wieviel geordneter seine Gedanken fassen und vorlegen können, wenn die Mühsale des Lebens ihn nicht fast erdrückt hätten!

Langbehn bekam in jenen Jahren vollen Anteil an den Wechselfällen eines Künstlers, der mit schwachen Körperkräften auf hartem Boden ackerte, in seinen Erfolgen abhängig von Liebhabergunst. Er gab mir ständig seinen Rat beim Schaffen, war oft bei mir in Hamburg wie auch an andern Studienorten. Eine Zeit lang malte ich unter seinen Augen in Lübeck. Mir lag eine Art Typisierung der Natur; dabei griff Langbehn nicht selten ein, sowohl bei der Wahl und Einstellung des Modells wie bei der besten Fassung im Bildraum. Das war der Fall bei dem hier beigegebenen „Lübecker Schiffer", dessen Urbild ihm bei dieser Gelegenheit persönlich vertraut ward. Für die Hamburger Wochenschrift „Der Lotse" habe ich diesen Kopf als Titelbild und Aushängeschild graphisch formuliert, und es war nun höchst merkwürdig, daß Alexander von Peez, ohne jede Ahnung von der Entstehungsart des Bildes, in einer Zuschrift an die Zeitschrift Ideen aussprach, die sich mit darin hineingelegten Anschauungen Langbehns nahe berührten. Das Gesicht hatte den Germanisten derart angezogen, daß er ausgeschnittene Hüte und Helme darüber deckte, und nun nacheinander einen Frundsberger Landsknecht, einen Tiroler Freiheitskämpfer, den Nibelungenrecken Hildebrand, einen Odysseus daraus herausblicken sah und auf Grund dieses Antlitzes den Zusammenhang zwischen niederdeutscher und altgriechischer Menschenart neuartig beleuchtete.

Die gemeinsam im Norden verlebten Jahre gaben uns neue Einblicke in niederdeutsche Vergangenheit und Gegenwart. Wir sahen tief hinein in die beiden „Augen Schleswigholsteins", in Hamburg und Lübeck. Wir sahen die niedersächsische Bärenkraft Althamburgs in seiner brodelnden Dämmerwelt, gingen dort nach Tagesmühen gerne in dunkle Keller, wo statt befrackter Kellner Männer im Kittel krustige Pfannkuchen auftrugen. In dem „Schmuddeligen und Heftigen, Trüben und Deftigen" des plattdeutschen Hanseaten erkannten wir als Wesenskern die Gutmütigkeit, mit der man auch uns begegnete. Von den urtümlichen Typen, die Langbehn immer zu finden und zu deuten wußte, erwähne ich nur den Jüten Tofting, den er am Hamburger Hafen mit einem großen Sack auf dem Rücken daherkommen sah, ein Bild

uralter Vorzeit. Bei aller Taglöhnerhaftigkeit hatte der Greis ein überaus edles, patriarchalisches Wesen, halb Odins-, halb Apostelcharakter. Da er heimwärts wollte, sandte Langbehn ihn mir nach Flensburg zu, wo ich meine Freude daran fand, ihn zu zeichnen.

Der Jütländer blieb Langbehn neben dem Holländer der liebste deutsche Grenznachbar. Dänemark mit dem schönen Kopenhagen, das wir zusammen besuchten, erschien uns immer als zugehörig zu unserer niederdeutschen Heimatkultur, seine neuzeitliche Malerei als eine sinnige und innige, nicht unebenbürtige Fortsetzung altniederländischer Schilderkunst. Auch in die Harburger und Lüneburger Heide kamen wir, besuchten Wittekinds Grab, Kloster Corvey und — wie einst im Schwabenland die größte süddeutsche Quelle, den klaren tiefen Blautopf — jetzt die mächtigste Quelle Niederdeutschlands, den Rumesprung, dessen gewaltiges, graues, trübes Fluten wie ein Bild oder doch Sinnbild der niederdeutschen Welt anmutet. Ostholsteins einzige Lieblichkeit trat uns entgegen in der tauigen Frische des Morgens am Eutiner, in glutenden Sonnenuntergängen — „Giorgioneabenden" — am Möllner See. Der Rembrandtdeutsche fand im Landstrich seiner Väter vieles arg „verflaut und verpreußt", und er trauerte über das Zurückweichen kerniger Holsteinart vor dem Badebetrieb. Mit seinen Hausleuten kam er auf dem Boden der Landsmannschaft bei ruhiger Zurückhaltung gut aus. Mit Kindern schloß er Freundschaft. Er lachte selbst wie ein Kind, wenn „Fiete Beek" nach einer Beschenkung am nächsten Tag sich ihm am Waldesrand wieder nahte und nach biederer Begrüßung zutunlich fragte: „Heft du hüt wedder Schokolur?"

Am nächsten kamen wir dem Geist des Ortes in Lübeck. Hier waren wir daheim. Hier fanden wir eine Volksküche, wo Damen der Stadt uns wie den Arbeitern gegen geringes Entgelt gute Hausmannskost austeilten; hier kehrten wir, wenn wir bei Kasse waren, abends in den alten Ratskeller ein; hier war im wohlerhaltenen Stadtbild mit seinen klassischen Toren und Backsteingebäuden, mit seinen idyllischen Höfen, in seinem „Dunkelgrünen Gang" und seinem „Petersiliengang" noch wie in früheren Zeiten Monumentalität, Volkspoesie und Geistigkeit glücklich vereinigt. Letztere fand der Rembrandtdeutsche freudig überrascht in zahlreichen Kindergestalten, die er spielend um den Dom und in den Stadtwinkeln antraf. Deren feines, reines, bewegliches Wesen zog ihn so an, daß er diese Gattung noch nicht schulpflichtiger Lübecker Knäbchen als „Wunderkinder", als „Aroma der Menschheit" für immer in sein Goldenes Buch eintrug. Da hättet ihr Langbehn sehen sollen, wie er aufleuchtete in Liebe zu den Kleinen und bei der ihm von den spielenden Gottesgeschöpfen bewiesenen Zuneigung. Nach ihnen fahndete er beim Ausgang aus unsern engen Quartieren, mit ihnen hatte er liebliche Erlebnisse. Einst zog er mit einem Karren, der seine Koffer trug und den ein Dienstmann fuhr, um; da setzte er solch ein Wunderkind, das in Socken herbeigetrippelt kam, auf seine Habseligkeiten, und voll Jubel fuhr es bis zur neuen Wohnung mit. Ein andermal führte ein junger Offizier einen Trupp Soldaten in strammem Schritt am Rathaus entlang; ein Fünglein aber ging vor

ihm her und ahmte die preußischen Allüren so heiter und possierlich nach, daß der Leutnant, ganz außer Fassung gebracht, ihm diese Persiflage gar nicht wehren konnte. Ein drittes Mal stand ein solches Wunderkind vor dem Schaufenster eines Konditorladens und gestikulierte lebhaft, als wenn es durch das Glas all die leckeren Kuchen mit beiden Händchen an sein Mündchen führte, vollbefriedigt von diesem eingebildeten Genuß. Langbehn fand in diesen Heimatengeln mehr als Rassenrohstoff; bei dieser zarten Prägung wirkte sichtlich die Bildung und Geschichte der Ostseehansa mit.

Die Stadt Lübeck, in der katholische Ordnung im Rat und in unverheirateten „evangelischen Bischöfen" bis ins siebzehnte Jahrhundert nachgewirkt hat, in dem kirchliche Denkmäler mittelalterlicher Größe so gut erhalten geblieben sind, als wären sie erst gestern errichtet, trug bei zur Verstärkung unserer katholischen Neigungen. „Wenn ich aus der Tür meines Hauses trete", schrieb Langbehn, „so sieht mich von der gegenüberliegenden Haustür ein holzgeschnitztes, lebensgroßes Haupt des Ecce homo ernst an. Dergleichen findet man sonst in nördlich protestantischen Gegenden nicht. Der Geist der Bevölkerung war hier von jeher ein milder, und man ist darum nicht so bilderstürmerisch vorgegangen wie anderswo. In der Marienkirche, wo einst 96 Altäre standen, hängt seitlich vom Hauptaltar ein in seiner Art einziges altniederdeutsches Gemälde, das in überaus reifer, hellfarbiger Malerei das Wunder des hl. Gregorius darstellt." Hier hielt Langbehn immer Einkehr; es war ihm eines der bedeutendsten diesseits der Alpen entstandenen religiösen Bilder; es zeige nordische, Moltke und ihm selbst verwandte Typen, es sei zugleich das aszetischste Bild, das er kenne, dabei mittelalterlich wie nichts anderes. Während ich eine Studie in der Kirchlichen Halle des Lübecker Museums malte, lernten wir dort altniederdeutsche Plastik in ihrer ganzen Ausdruckskraft kennen; ein Christus am Kreuze schien uns dem am Stephansdom fast ebenbürtig zu sein. Langbehns Überzeugung, „der Niedergang der Stadt wie der ganzen aristokratisch angelegten Hansa" datiere seit den im sechzehnten Jahrhundert aufgekommenen demokratischen Tendenzen, ward auffallend bestätigt, wenn er das grobfleischige Antlitz der Bildnisse Wullenwebers mit den adelig-volkstümlichen Gestalten auf alten Lübecker Grabplatten verglich. Im Mittelalter ragte hier mächtig der Eichbaum der niederdeutschen Sprache empor; wurde hier doch auch, vor den lutherischen, die erste plattdeutsche katholische Bibel gedruckt. Wir freuten uns, wenn wir die urkräftigen Landeslaute mit Frömmigkeit gepaart fanden, wenn im Museum neben pietätvoll aufbewahrten Reliquien unbekannter Heiliger geschrieben stand: „Got kent ere namen wol. De möten alle got den herren jhesum christum vor uns bidden. Amen."

Damit sind wir wieder bei den Heiligen angelangt, die den Auftakt gaben zu Langbehns und meinem Eindringen in die ganze kirchliche Glaubenswelt. „Ich fühle und denke katholisch, wenn ich auch der katholischen Kirche nicht — oder noch nicht — angehöre", sagte Langbehn im Frühjahr 1899. Obwohl es kaum möglich ist, seelische Wandlungen klar zu zergliedern, obwohl das

Herz sich scheut, das Innerste auf den Markt zu tragen, ich will dennoch versuchen, die Hauptlinien der entscheidenden Wendung zu zeichnen.

Die Vorsehung hatte uns in die Jugendgefilde zurückgeschoben, wie um dort den Ernst unserer katholischen Neigungen zu prüfen. Wollten wir dem Geiste der Heimat untreu werden? Es wurde uns klar, daß es nicht geschah. Nachdem wir das Vorurteil gegen das Wort „katholisch" einmal abgelegt hatten, erblickten und erkannten wir den bestimmenden Wert der christkatholischen Vergangenheit für den ganzen Norden. Pietätvolle Kirchenwiederherstellung, Veröffentlichung der alten Kulturdenkmäler, Lichtwarks mittelalterliche Funde und vieles mehr deckten zu jener Zeit den überlegenen künstlerischen Wert der katholischen Heimatperiode für jedermann auf. Wir aber standen damals noch allein damit, daß wir auch den moralischen Wert, der in all den Domen, Klöstern, Schnitzaltären, Bruderschaften und Wallfahrtsorten des Nordlandes ruht, unbefangen würdigten. Uns erschien das, was — undogmatisch betrachtet — dem Gemüt des Nordmenschen als „evangelisch" gilt im Gegensatz zu dem, was ihm in der Neuzeit als „katholisch" vorgemalt ist, als eine nordgermanische Seelentönung innerhalb des weltumspannenden christlichen Geistes. Unsere Heimatkultur zeigte diese schlichte Seelentönung ganz klar schon im Mittelalter, als unsere Väter, nur zwölf Generationen zurück, noch katholisch waren. Es gab nichts im besten Sinne Evangelischeres als des niederdeutschen Mönches Thomas von Kempen „Nachfolge Christi". In Overbecks Bibelbildern, in Luise Hensels Liedern schmolz sich solche Seelentönung restlos rein wieder in die Mutterkirche ein. Ebenso klar wie die neue trat der geschichtlichen Betrachtung Langbehns stets die alte Zeit vor die Seele; hinter der Baukunst, Plastik, Malerei des mittelalterlichen Nordalbingiens sah er deren Erbauer und Beschauer als eine ganz von Christi Geist durchdrungene Menschheit vor sich, die zugleich rassiger, kerniger niederdeutsch war als zu den Zeiten des Pietismus und Rationalismus. Wir teilten die moralische Empörung unverdorbener Nordgermanen über pflichtvergessene Priester bis zu schlechten Päpsten hinauf, über die zahlreichen Mißstände gegen Ende des Mittelalters, begannen aber tief zu bedauern, ein wie großes Mißverstehen und Mißdeuten der Seele wie Lehre der Mutterkirche sich zugleich damit in unserer Heimat eingenistet hatten. Als Langbehn sich von der Unhaltbarkeit der im Norden gangbaren Auffassung des Katholizismus überzeugt hatte, empfand er „die außerordentliche Unwissenheit", in welcher man die geborenen Protestanten über den wahren Katholizismus erhalte, als argen geschichtlichen Betrug. Entsetzlich sei es, zu denken, was hierdurch alles verloren gehe.

Von einer Zerstörung des religiösen Herzenslebens unserer Jugend war bei uns so wenig die Rede, daß es, mit katholischen Grundanschauungen geistig verschmolzen, erst jetzt für uns seinen vollen Wert erlangte, weil es auf den christlichen Urgrund zurückbezogen wurde. Diesem ging Langbehn in den Jahren 1896 bis 1899 nach, soweit er nur konnte. Dabei schaltete er alle theologischen Fachstreitigkeiten, von denen er „nichts verstehe", und alle tagespolitischen Parteifragen, um die er sich „nicht kümmere", aus. Das Leben der

Kirche in ihren Heiligen hatten wir untadelhaft befunden, das verpflichtete uns, nun auch ihre Lehre gewissenhaft zu prüfen. Mehr als die Schulkatechismen bot uns der von dem Österreicher Spirago pädagogisch ausgearbeitete Volkskatechismus, der die katholischen Dogmen durch Beigabe von Belegen und Beispielen anschaulich, konkret, farbig darstellt. Gleich allen evangelisch Erzogenen, die einen katholischen Katechismus in die Hand bekommen, erstaunten auch wir, darin alles viel vernünftiger, uns entsprechender, glaubenswerter zu finden, als wir ahnten. Freilich verlangen die unausweichlichen Lehrsätze Glauben, — mehr Glauben, als vom Protestanten verlangt wird. Nicht von heute auf morgen, aber im Laufe der Jahre haben wir diesen Glauben durch Denken und Lieben, durch Betrachten und Beten erlangt. Dies geschah weniger mittelst eines kritischen Durchklaubens und Nachprüfens der einzelnen Dogmen, vielmehr hauptsächlich durch Erfassung der kirchlichen Wahrheit in ihrer Totalität auf das Lebenszeugnis der heiligsten Glieder der Kirche, auf die Prophetie und die Wunder hin, durch die Gott sich unleugbar in ihnen beglaubigt hatte.

Christus hat gesagt, wer Gottes Willen tun wolle, der würde inne werden, ob seine Lehre aus Gott sei. Je katholischer wir als Nichtkatholiken zu leben begannen, desto innerlicher, desto erleuchteter wurden wir über den Zustand unserer Seelen wie über den Sinn des Lebens. An der Hand katholischer Gebetbücher lebten wir uns ein in das welttiefe Geheimnis des Meßopfers und seine erhabene Liturgie, nahmen fleißig teil am katholischen Gottesdienst, sei es in Eutin oder in Lübeck oder in der kleinen Michaeliskirche zu Hamburg. Denke ich an den Langbehn jener Tage, so steht mir der Spruch vor Augen: „Der Gerechte richtet sein Herz vom frühen Morgen an eifrig zu dem Herrn.“ Denn er betete, betete viel und gern — in der Kammer, auf Wanderwegen, betete in den Kirchen, betete die Psalmen, das Vaterunser, den Englischen Gruß, — diesen mit Trauer darüber, daß Maria dem Norden fremd geworden war. „In allerfrühester Kindheit“, sagte er, „habe ich von ‚Mutter Maria‘ sprechen hören, seitdem in der Heimat nicht mehr.“ Die Kunst allein schlug Brücken: in Lübeck grüßten uns viele Muttergottesbilder, zu Kirchnüchel in Holstein zeigte uns der evangelische Pastor noch das Elfenbeinfigürchen der Madonna und die Marienquelle auf der Höhe, zu der einst Tausende gepilgert waren. Marienliebe formte unsere Seelen christlich, durchwärmte sie. „Woran können sich die schwankenden Schritte eines Kindes besser halten als an der Schürze der Mutter?“ fragte der Rembrandtdeutsche. Das sei doch einfach und so selbstverständlich. Er nahm gar oft den Rosenkranz zur Hand, er liebte diese so vielfach mißverstandene und mißachtete „Kristallisation der Glaubensgeheimnisse“. Er sah hier höchste Fülle in höchste Einfachheit gefaßt und betete die wunderbare Perlenkette andächtig durch.

Maria und die Heiligen waren für Langbehn leicht beschrittene Stufen zu seiner emporlodernden Liebe zu Christus, die in seinem Beten und Sehnen, seinem Denken und Dichten ergreifend zum Ausdruck gekommen ist. Nicht mehr Hölderlin, — Jesus nannte er nun die Seele seiner Seele und bekannte: „Ich wohne und will wohnen zwischen Haupt und Fuß Jesu.... Nichts ist

mir gewisser, als daß er Gottes Sohn, Gott und im heiligen Sakrament wirklich gegenwärtig ist. Schon der bloße Gedanke hieran wirkt erhebend und vergeistigend auf mich." Er fragte sich: „Wie möchtest du zu Christus sein?" und antwortete: „Wie ein goldenes Morgenwölkchen zur aufgehenden Sonne." In Christi Leiden vertiefte er sich so innig, daß er sagte: „Der Kreuzweg ist der Höhepunkt der Existenz Gottes. Denn Gott ist die Liebe, und hier hat er die größte Liebe gezeigt." Im Tiefgang seines Lebens weihte der standhafte Held sich dem Heiland:

Nimm mein Herz,
Du lieber Jesus,
An zum Opfer.
Für dich schlägt es,
Für dich trägt es
Alle Leiden gern.

Liebe führte den Rembrandtdeutschen zu Jesus, Erkenntnis zur heiligen Kirche. Mit dem vollen Glauben an Christus, wie er von Rom gelehrt wird, kam ihm volle Einsicht in die Kirche, wie sie von Rom regiert wird. So sehr er sonst von der Innigkeit des Empfindens getrieben ward, hier folgte er klaren und festen Schlüssen. Sie lauteten wie folgt:

Für einen Organismus ist Einheit erste und eigenste Lebensbedingung. Alles Organische, alles Lebendige, alles Göttliche beruht auf Einheit. Daher steht die Einheit der christlichen Kirche bedingungslos über allen andern Rücksichten. Das ist eine Himmel und Erde bewegende Tatsache. — Einheit erfolgt nur durch Ordnung. Ordnung ist Unterordnung. Diese aber wird hier nur erzielt durch unbedingteste Unterordnung unter den Geist der von Christus gegründeten Kirche und ihre Organe, die nicht der Person, jedoch der „Funktion und Unktion" nach wie Christus wirken.

Man sollte Gott, meinte Langbehn, auf den Knieen dafür danken, daß er die Kirchenfrage so gelöst habe. „Obwohl ich", fügte er diesen Folgerungen hinzu, „die Risse und Schlacken in und an den Katholiken einschließlich der Geistlichen — als Personen — wohl sehe, so erscheint mir doch die katholische Kirche so rein und vollkommen wie ein Tautropfen. Ich kann beim besten Willen keinen Fehler daran entdecken. Es ist eine vollkommene Geburt; es ist eine Gottesgeburt. Und Sie wissen nicht, wie kritisch ich eigentlich bin; ich prüfe, sichte, scheide, ehe ich urteile; aber wenn ich bewährt gefunden habe, halte ich fest. Von der katholischen Kirche bringt mich nichts wieder los."

Wie Langbehn als Mensch sich immer der Naturgesetzlichkeit, unterwarf er sich als Christ, sobald er ihren Ursprung aus dem Quell der Wahrheit erkannte, der Kirchengesetzlichkeit. „Um Christi Liebe willen — Muß ich sein Wort erfüllen." Das kostete ihn nun nichts mehr. Er bekannte 1899: „Wie Gott für meinen wahren Vater, so halte ich die Kirche für meine wahre Mutter; und welchen Mann sollte es entehren, vor seiner Mutter zu knien? Um ihren Segen zu bitten? In ihrem Geiste zu leben? Die Wahrheit ist,

daß gerade von ihr die Kraft seiner Seele, die innerste Art seines Geistes, das Beste seines Ich herkommt. Ich fühle das deutlich."

In der letzten Erkenntnis lag die Entscheidung: das Ich in die göttliche Quelle zu senken, aus der es stammt, bedeutete ihm nicht Verknechtung, sondern Befreiung von Welt und Leidenschaft und ihren Sklavenketten. In seinem Buche sagte Langbehn: „Ein Verzicht auf die eigene Individualität erscheint nur berechtigt, wenn er zu Gunsten einer höheren und wahrhaft seelischen Weltauffassung stattfindet." In diesem Geiste gab er seine heidnisch-natürliche Persönlichkeit hin um die christlich-katholische Weltauffassung. Aber nach dem Spruche: „Wer sein Leben verliert, gewinnt sein Leben", wurde nur eine geklärtere Persönlichkeit daraus. Hatte er früher die Absicht gehabt, als Ergänzung zu „Individualität, Freiheit, Charakter" die Eigenschaften „Stil, Gebundenheit, Maß" zu lehren, so betonte er jetzt: „Zu der Individualität, die ich im Rembrandtbuch predige — in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen — bildet die Autorität — ein Hirt und eine Herde — die ganz notwendige Ergänzung."

Um 1898 stand Langbehns Entschluß, sich der katholischen Kirche einzugliedern, fest. Er machte „keinen Kopfsprung" mit seiner Konversion. Bei diesem Entschluß paarte sich die Feurigkeit seiner Seele mit höchster Besonnenheit in seinem Vorgehen. Der allen Menschen ureigene Wurzeltrieb nach Glückseligkeit entlud sich hier in einem mächtigen Drang nach dem Ewigen, und dabei betätigte sich die Zartheit wie Kraft wie Gesundheit der Adamsseele reiner als je im Leben. Hier war weder romantische Sucht noch ein Mitlaufen mit dem Katholisieren auf ästhetischem Gebiete, gegen das der Rembrandtdeutsche sehr mißtrauisch war, sondern hier tritt das größte Lebensproblem der Menschheit ganz rein und nackt vor uns hin. Es ist fast ein Wunder zu nennen, daß Langbehn sich, natürlich nicht ohne Anstoß von Gott, selbsttätig aus der modernen Seelenfinsternis, die als Alpdruck auf allen Guten lastet, herausgearbeitet hat. Er selber meinte damals, ihm sei dies teilweise gelungen durch Gottes Gnade und seine große Vorurteilslosigkeit, — aber genug verbarrikadiert habe er den Weg gefunden. Er ist herzkatholisch geworden ohne persönliche Rücksicht hüben wie drüben, ohne jede persönliche Gegensätzlichkeit zu frommen Protestanten und ohne jede Unterredung über diese seine größte Lebenswendung mit Katholiken. Allein das nachfolgende Gespräch mit Janssen mag als halbe Ausnahme gelten. Als er fest entschlossen war, in die Kirche einzutreten, wandte er sich brieflich an den neuerwählten Bischof von Rottenburg, Paul Wilhelm von Keppler, der einst sein Buch so verständnisvoll besprochen hatte, und schrieb ihm:

„Früher sagte ich mir, wie viele andere: eine Kirche und ein Priesterstand, die so viele Schurken enthielten und enthalten, können nicht die rechten sein. Johannes Janssen aber, — den ich nicht lange vor seinem Tode besuchte und mit dem ich mich auf den ersten Blick verstand, — berichtigte diese meine Vorstellung in der ersten Viertelstunde unseres Zusammenseins. Als er mir die Vorzüge des Katholizismus rühmte, erwiderte ich ihm sofort: „Ja, aber Alexander VI.?" Er sagte mir dann, daß die Unfehlbarkeit usw. des Papstes nur in dogmaticis,

nicht in moribus (hinsichtlich seiner Person) gelte. Der Papst sei ein Sünder und beichte wie jeder andere. Das leuchtete mir ein und beseitigte schon damals mein einziges ernstliches Bedenken gegen den Katholizismus."

Gerade durch die Verzögerung, die Langbehns Konversion wegen unserer Lebensnöte zu Ende der neunziger Jahre erfuhr, fand sich vorher die nötige Zeit zur völligen innern Auseinandersetzung mit allem, was seinen Geist früher beherrscht hatte, so auch mit den Griechen. Aus Berlin, wo er in jener Zeit mehrmals weilte und Zeit und Kunst und Kirche prüfte, schrieb er im Jahre 1899:

„Heute war ich im Museum, wo eine unvergleichlich herrliche Büste der hl. Katharina von Siena — von Benedetto da Majano — mir das liebste Stück ist. Ihr Antlitz sieht ganz aus wie ein Kelch, gefüllt mit dem Blute Christi. Die griechischen Kunstwerke, wenn ich sie neben und nach solchem Heiligenbild sehe, erscheinen mir noch so schön wie je; aber sie sind doch sehr weit von mir abgerückt. Nicht verdammt und verworfen, aber völlig überwunden liegt diese Lebensschicht hinter mir. Früher war sie mir das Höchste. In einem Sinne ist sie es mir freilich noch jetzt, in dem nämlich, wie das Christentum zuerst zu den Griechen und der griechisch redenden Welt der Heiden einst kam; die Griechenwelt ist der reine — wenn auch noch unbefruchtete — Mutterboden für die christliche Welt. Die griechische Menschlichkeit kommt der christlichen Heiligkeit am nächsten; denn beide atmen Sanftmut, Güte, Bescheidenheit, Seele. Aber viel, viel mehr ist doch immer die Frucht als die Blüte."

Wenn Langbehn nun auch den Olymp als Fata Morgana erkannte, sein einstiges griechisches Lebensziel als Luftschloß wertete — er wußte alles Gesunde aus seinen früheren Anschauungen an dem richtigen Platze seiner katholischen Geisteswelt einzubauen. Aber ohne alle Einschränkung setzte er jedes und alles hintenan vor Christus und sagte: „Vor den Worten Petri: ‚Herr, ich bin ein sündiger Mensch' erblaßt die ganze Herrlichkeit des Heidentums."

Es kam die Zeit, wo ihm als wirkliches Bedenken gegen den Kircheneintritt nur das eine blieb: Bin ich auch rein genug, dem Allerheiligsten mich zu nahen? Aber er tröstete sich mit dem verlorenen Sohn, der doch auch freundlich — und wie freundlich — von seinem Vater aufgenommen worden sei. Die Seelenstimmung Langbehns in den letzten Monaten vor seiner Konversion gibt sich in den nachfolgenden Worten aus seinen vertraulichen Briefen an den Rottenburger Bischof kund:

„Wir sind alle mißratene Söhne; ich will dem lieben Gott nichts vormachen. Das Werk der Reinigung muß gründlich in Angriff genommen werden. Ich weiß wohl, wieviel ich damit zu tun habe. Es ist nicht immer leicht, die Taubeneinfalt mit der Schlangenklugheit, die Sensibilität einer Blume mit der Festigkeit eines Stahlpanzers zu vereinigen — wie es doch für meinen Beruf nötig ist. Man fehlt gelegentlich nach der einen oder andern Seite....

Es gibt also noch Löcher und Lücken genug in meinem Innern; die allergrößte davon ist die mir noch fehlende innige Vereinigung mit Christus durch

das allerheiligste Sakrament. ‚Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben.‘ Der schnellste Eintritt in die katholische Kirche und die dazu gehörige seelische Kur ist für mich eine innere und fast auch äußere Lebensbedingung. Es fehlt mir an Luft, um zu atmen. Mein Herz verzehrt sich in Sehnsucht nach dem Heiland, nach seinem Leibe, der das heiligste Sakrament ist.“

Als dann die Konversion greifbar nahe rückte, fügte er hinzu: „Zu Gott werde ich mich jetzt wenden und ihm innigst danken, daß ich nun in seine heilige Kirche eintreten darf. Mein Herz lechzt schon lange danach. ‚Der einzige Ort, wo ich mich wirklich ruhig fühle, ist eine katholische Kirche‘, sagte ich mir schon vor langer Zeit, noch ehe ich an Katholischwerden dachte. Und jetzt sage ich es mehr als je. Jetzt soll es im schönsten und tiefsten Sinne wahr werden. Nun sollen meine Träume verwirklicht werden; nun soll mein Sehnen gestillt werden! Ich freue mich darauf und mir bangt davor; ich fühle mich feierlich und bedrückt; wie soll ich vor dem ernsten Auge Gottes bestehen? Ich verlasse mich aber auf die unerschöpfliche Gnade des Höchsten. Er wird mir Kraft geben, wenigstens nach dem Guten zu ringen. Ach, wie gern möchte ich ihm meine gereinigte Seele zum Opfer bringen!

Welche Liebe erwartet uns doch, welcher Trost, welche Hoffnung, welche Harmonie — wenn wir uns an den Heiland halten. Aber dazu bedarf es noch viel Selbstarbeit, Selbstbeherrschung, Selbstvernichtung! Ich komme mir äußerst zurückgeblieben vor, um von meiner Schuld gar nicht zu reden, wenn ich bedenke, was ich darin leisten soll und längst hätte leisten sollen. Ich sehe mich wie ein Krümchen Unrat. Es muß noch arg destilliert werden!

Und diese meine Beschaffenheit steht im ärgsten Mißverhältnis zu der Gnade und dem Reichtum, womit mich Gott zeitlebens überschüttet hat. Ich möchte vor Beschämung vergehen; ‚ich möchte mich totschämen‘, wie Katharina Emmerick sagt. Viel Unangenehmes erfuhr ich schon auf diesem Planeten; aber viel, viel mehr Gutes. Für dieses weiß ich nicht genug zu danken, und jenes hat mir nicht geschadet. Ich sehe — innerlich und äußerlich — so frisch und rosig in die Welt, als ob ich eben geboren wäre. Und wie wird mir erst werden, wenn ich jetzt wiedergeboren werde? Mein Herz quillt über vor Dank und Demut.

Ich weiß es, und Sie wissen es, daß ich König bin; aber ich weiß auch als König zu handeln; ich beuge mich nieder zu den Füßen des Herrn; ich nehme den goldenen Reif von meinem Haupt und sage: ‚Hier, süßer Heiland, nimm meine Krone; gib sie den Armen.‘ Das ist es, was ich tun will und tun werde. Das ist der Beruf meines Lebens. Dazu und darin stehen Sie mir bei! ...

Vielleicht kommen Ihnen meine Briefe etwas verwunderlich vor; ‚voll süßen Weines‘, wie es von St. Petrus heißt; aber es ist nur himmlische Begeisterung, die aus jenen spricht. Sie sind wie die Aloe, die über Nacht (nach der Volksmeinung nur alle hundert Jahre) aufschießt und infolgedessen sehr lange Triebe hat. Es ist ein wenig abnorm. Aber Aloe gedeiht gut in Rom; auch mein Geist und meine Briefe kommen dorther und gehen dahin: nicht los von, sondern hin nach Rom ist meine Losung.“

8. In die Kirche hinein.

Mein faktischer Eintritt in die katholische Kirche bedeutet nicht, daß ich mich umkehre, wie man einen Handschuh umkehrt, sondern daß ich aufspringe, wie eine Knospe, die zur Blume wird. L. 1900.

Endlich, im Januar 1900, war Langbehn mit allem ausgerüstet, um irgendwo unbemerkt in katholischer Umgebung, wie er wünschte, seinen Eintritt in die Mutterkirche vollziehen zu können. Aber wo? Lieber nicht in Deutschland, da ließ sich das Aufsehen kaum vermeiden. Auch ohne Berührung mit irgend einer gelehrten Sphäre; denn, so sagte er: „Mein Glaube ist der Glaube der armen Leute." Die Schweiz und Holland standen in Frage. Jenes Land lag etwas fern, und die Holländer, fürchtete er, möchten ihm doch zu nüchtern sein für die Betreibung der heiligsten Seelenangelegenheit. Als ich aber anführte, im südlichen katholischen Holland herrsche ein warmblütigeres Wesen vor, und erzählte, daß ich einst auf der Durchreise in Rotterdam eine alte Frau so recht herzlich und gemütvoll mit Kindern hätte umgehen sehen, da sagte Langbehn: „Gut, ich will dort einen Versuch machen."

Gesagt, getan. In Rotterdam mietete er sich bei Bürgersleuten ein Zimmer und erkundigte sich nach einer Pfarre, die für seinen Zweck geeignet sein möchte. Es wurde ihm die von Dominikanern verwaltete Parochie vom Allerheiligsten Herzen Jesu in der Oldenbarneveltstraat empfohlen. Er fragte nun in einem holländischen Schreiben bei dem Pastor Havekes und, als dieser mit dem Bescheid zögerte, auch bei dem Prior des Klosters an, ob er dort baldigst in die katholische Kirche aufgenommen werden könnte. Er sei schon drei Jahre lang zum Eintritt entschlossen. „Ik heb het rypelyk overlegd en heb mij reeds persoonlyk op voorbereed. Ik neem deze heilige zaak zoo ernstig, als slecht denkbar is." Er drängte; denn nach der langen Behinderung war es ihm Herzenssache, keine Stunde mehr zu verlieren. Auch besorgte er von dem holländischen Phlegma Verschleppung und wollte Rotterdam alsbald wieder verlassen. Beim ersten Besuch legte er seinen Taufschein und die Bestätigung vor, daß er 1875 als Student der Philosophie in München aus der lutherischen Kirchengemeinschaft ausgetreten sei; außerdem zeigte er ein Empfehlungsschreiben des Bischofs von Rottenburg, das seine bereits vorhandene Vertrautheit mit der katholischen Religion bezeugte. Darin war auf Langbehns Wunsch die Bitte nach einem „einfältigen" Priester für die noch nötigen Unterweisungen ausgesprochen und gesagt, er könne alsdann nach dreitägigen geistlichen Übungen getrost in die Kirche aufgenommen werden.

Das ebnete die Wege. Man hatte gezögert, ihm zu willfahren, weil unlängst ein Ansuchen der Konversion um Geldes willen erfolgt war. Der alte Pastor bestimmte nun seinen Adjunkten, den Pater Laurentius Hooning, sich des Falles anzunehmen. Dieser hat geschildert, daß er gerade hinzutrat, als Pastor Havekes sich mit dem holländisch sprechenden Deutschen eifrig unterhielt: „Ich konnte gleich merken, die Unterhaltung war für beide Teile angeregt und angenehm verlaufen. Der Pastor war von dem fremden Herrn so sehr eingenommen, daß er mir unverzüglich sagte: ‚Es liegt gar keine Schwierigkeit

vor. Bringt getrost alles in Ordnung. Das ist ein ehrlicher und vertrauenswerter Mann.' Dieser sein erster Eindruck hat sich später nie im geringsten verändert; er ist eher, wie ich glaube, verstärkt worden. Jedenfalls gab mir das Urteil dieses welterfahrenen Priesters mit seinem hellen Blick für Dinge und Menschen nicht wenig Mut, mit Gottes Hilfe zu tun, was zu tun war." Sicherheitshalber erkundigte sich der Pater noch beim Rottenburger Bischof, der darauf seinem früheren Empfehlungsschreiben hinzufügte, irgend welche verkehrte oder niedere Absichten lägen hier durchaus fern. Man möge Langbehn kurz nachprüfen und auf den Empfang der heiligen Sakramente gut vorbereiten; er freue sich von Herzen, daß Gott sich herablasse, diesen lauteren und hochbegabten Geist in seine Kirche aufzunehmen.

Pater Hooning war nun nicht gerade „einfältig" in dem Sinne wie Langbehn es ersehnt hatte; es war ein gelehrter Herr, der in Nijmegen lange Zeit Kirchengeschichte gelehrt hatte. Aber er bemühte sich um so mehr, einfältigen Unterricht zu geben, als Langbehn ihm die Mitteilung machte, daß er der Verfasser des Rembrandtbuches sei. Doch hören wir des Paters Bericht:

„Ein Katechismus für „een dubbeltje" wurde angeschafft und als Lehrbuch meinem Lehrling übergeben. Da ich damals unpäßlich war, mußte ich Langbehn auf meiner Zelle empfangen. Unvergeßliche Augenblicke! Ich sagte für mich, dieser geistvolle Verfasser eines Buches, voll von den schönsten, kernigsten Aussprüchen, begeistert für Bismarck und Luther und Rembrandt, nicht frei von Übertreibungen und Paradoxen, lauscht jetzt andächtig auf meine Auslegung des Katechismus, von mir so einfältig gegeben wie vor Kindern von neun bis zehn Jahren. Ich sage es: das erbaute ihn! Dann und wann fiel eine Frage, darauf eine kurze Antwort, und ich konnte fortfahren. Auf seinem Gesicht sah ich deutlich, was er mir später sagte: ‚Dieser Unterricht hat mich ergriffen.' Zu Hause dachte er weiter nach, betete und hielt geistliche Lesung.

Ich erläuterte ihm unsere römisch-katholischen Gebräuche und fragte einmal: ‚Stört das Latein bei der heiligen Messe Sie nicht?' Er erwiderte: ‚Nein. Ich verstehe es ja, aber ich folge nicht den einzelnen Worten des Priesters am Altare, sondern trage in diese allererhabenste Opferhandlung mein Herz, meine ganze Empfindung hinein — und lasse den Priester das Seinige tun.'

Sehr häufig hatte ich bei Konvertiten beobachtet, daß äußere Dinge wie eine Mauer waren, die sie nur mit größter Mühe übersteigen konnten, weil ihnen die Art und Bedeutung der kirchlichen Gebräuche als Außenstehenden allzu fremd war. Selten hatte ich einen Konvertiten, dem es weniger schwer fiel, sich darüber hinwegzusetzen. Alt und ehrwürdig war ihm das heilige Kreuzzeichen. Das ‚Ave Maria' faßte er als eine so innige, gottesfürchtige, solide, kindliche Verehrung Mariä auf, daß dessen Wiederholung im heiligen Rosenkranzgebet ihm der deutlichste Ausdruck der ihr schuldigen Hochachtung und Liebe war. Er fand es erhaben, daß beim Beten des ‚Ave Maria' immer wieder das Herz erhoben wird zu Gott, der zum Menschen herabstieg im Geheimnis der Menschwerdung und Erlösung, der den Menschen hinaufführt ins Reich seiner Verherrlichung.

Es war wohl klar, er hatte schon, bevor wir ihn kannten, und zwar mit Vorliebe, seinen Rosenkranz gebetet als Protest gegen eine eingebildete, leichtfertige Welt, die verachtet, was sie nicht kennt, und darum allein schon den Rosenkranz nicht beten kann. Wer in seinem Buch gelesen hat, welche Bedeutung er dem Bilde beilegt, wie hoch er dieses über den „Buchstaben" stellt, wird leicht einsehen, daß er mit Leichtigkeit zum Beten des Kreuzwegs überging. Innige Gottesfurcht zeichnete sich bei dieser Übung auf seinem Gesichte ab und prägte sich in seinem ganzen Wesen aus. Was in seiner reinen und feinfühlenden Seele, dieser anima naturaliter christiana vorging, ist Gott und seinen Engeln bekannt.

Ohne es zu merken kam ich selber unter den Einfluß dieses ausgezeichneten Mannes, der Begeisterung wie dichterisches Kennen und Können mit einfältigem, kindlichem Leben, Sprechen und Beten vereinigte, so daß mein priesterliches Gemüt wie von himmlischer Freude überschüttet ward, als mir das große Glück zuteil wurde, ihm am Abend des 26. Februar bedingungsweise die heilige Taufe erteilen zu dürfen[1]. Innig gerührt war auch P. Havekes, den er sich zum Beichtvater gewählt und mit dem er seinen Seelenzustand öfter durchgesprochen hatte. Nun legte er seine Generalbeichte ab und folgte mit größter Aufmerksamkeit den Zeremonien. Mit klarer und lauter Stimme und männlicher Überzeugung las er das Glaubensbekenntnis des Tridentinischen Konzils vor, und als er das stolze Haupt über den Taufstein beugte, erschauerte ich im Innern beim Aussprechen der Worte: „Wenn du nicht getauft bist, dann taufe ich dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes." Auf seinen Wunsch fügte ich seinem bisherigen Namen den des heiligen Bernhard bei. Noch niemals habe ich die Worte: ‚Vade in pace et Dominus sit tecum' (Gehe hin in Frieden, und der Herr sei mit dir), mit einem solchen festen Vertrauen ausgesprochen, daß dieser Segenswunsch unserer Mutter, der Kirche, in Erfüllung gehen möge, als bei diesem meinem Täufling.

Es blieb mir nur noch übrig, ihn auf die erste heilige Kommunion vorzubereiten. Das Fest des hl. Thomas von Aquino, der 7. März, wurde dazu bestimmt. Das war für ihn ein unvergeßlicher Tag! Welch eine Erbauung auch für unsere Pfarrei, als er zum ersten Mal zum Tische des Herrn hinzutrat. Niemals hat er mit einem Wort davon gesprochen. Es war ihm zu heilig, seine Gefühle waren unaussprechlich. Doch ein jeder ward betroffen von der innigen kindlichen Gottesfurcht, ohne irgendwelche auffallende Zeichen, womit er dieses ehrfurchtgebietende Geheimnis der Liebe stets behandelte. Beim heiligen Meßopfer, besonders wenn er kommunizierte, beim Besuch des Altarssakramentes, während der Andachten, und auch wenn kein Mensch in der Kirche war, — immer konnte man bemerken, wie tief er von Ehrerbietigkeit durchdrungen war gegen das Allerheiligste, den Brennpunkt seines religiösen Lebens."

[1] Die katholische Kirche läßt Konvertiten sub conditione taufen, wenn sie — in Anbetracht der vielen freigeistigen Strömungen in der protestantischen Theologie — keine sichere Gewähr hat, daß der Postulant gültig getauft ist.

Langbehn selbst hat seinen Freunden gegenüber ein wenig durchblicken lassen von der tiefen Ergriffenheit, die ihn in jenen Tagen erfüllte. Erfreut, gerührt und beschämt, daß ihm seine Sünden von einem durch Christus bestellten Priester vergeben seien, wanderte er mit innigstem Dank gegen Gott durch die Straßen der Stadt und hielt Zwiesprach mit Jesus. „Welch eine unendliche Barmherzigkeit und Güte des Heilands", rief er aus, „uns so zu begnaden! Er will uns gerne alle zu Sonntagskindern machen. Und ich fühle mich wirklich als solches, seit ich katholisch bin." Er rief den Segen des Höchsten über das Haupt des Rottenburger Bischofs herab, der ihm liebevoll den Weg zum schnellen Eintritt gebahnt hatte, und meldete ihm:

„Alles ist harmonisch verlaufen. Ich sehe wohl, daß die Herrschaft des süßen Jesus eine sehr milde ist — milder als Menschen gut dünkt —, aber er tut das Rechte. Er ist das Mark, und wir sind das Rohr. Mit seiner Hilfe muß ich sehen, Strenge und Milde gut abzuwägen, also zwischen Johannes dem Täufer und Johannes dem Evangelisten zu wandeln; helfen Sie mir dabei, bitte, soviel wie möglich.... Ich weiß gar nicht, wie ich dem lieben Gott dafür danken soll, daß er mich so wunderbar führt. Was sind alle Dornen der Welt gegen eine einzige Rose? Nichts. Da haben Sie mein Lebensprogramm. Und ich habe die Rose nun gefunden!

Jedes Kind braucht Vater und Mutter; zu meiner Mutter, der Kirche, habe ich nun auch den Vater, den Beichtvater, gewonnen. Endlich habe ich wieder ein Haus und eine Heimat!" [1]

Auch in seinen Briefen an mich, den Berufspflichten fernhielten, frohlockte sein Herz über das heilige Erleben, sprach er seine Freude aus, in der sichtbaren Kirche Christi bei sichtbar würdigen Priestern zu weilen. Er war voller Dank, an dem alten Dominikanerpfarrer einen ganz vortrefflichen Mann und Beichtvater gefunden zu haben. Der sähe so zuverlässig aus, wie er noch nie einen Menschen gesehen hätte, gerade wie der Fels Petri. Bei etwas rauher Außenseite zeigte er sich innerlich sehr zartfühlend. Er sei ganz väterlich zu ihm und rede ihn öfter mit „Lieve Jonge" an. „Dies", meinte er, „ist das beste Lob, das mir in meinem Leben zuteil geworden ist, und das verständnisvollste; es rührte mich zu Tränen. Wie anders hat man mich in Deutschland behandelt!" Als Zeichen der Liebe und Verehrung, die er als Beichtkind zu ihm fühlte, schenkte er ihm zwei Bilder, ein Antlitz Jesu und eine Schmerzensmutter.

Einen erhebenden Eindruck machte ihm der Bischof Bottemanne von Haarlem, der ihn gleich am Tage seiner Erstkommunion zum Streiter Christi firmte, indem er ihn mit dem balsamgemischten geweihten Öl, dem Chrisam, salbte. Tags zuvor hatte er an P. Hooning in jener Besorgnis, die Konvertiten eigen ist, wenn sie zuerst katholischen Würdenträgern gegenüber treten, gesagt: „Drüben an der großen Windmühle steht auf einem Reklameschild zu

[1] Vgl. die fast gleichzeitige Erfahrung von François Coppée: „In der Beichte allein findet das gequälte Menschenherz den Trost, den es anderswo vergebens sucht. Rückhaltlos würde die Welt die Bedeutung der Beichte anerkennen, wenn sich nicht gerade hier größte Unkenntnis und blindes Vorurteil jeder besseren Einsicht entgegenstellten."

lesen: Oprechte Haarlem'sche Olie (Echtes Haarlemer Öl). Werde ich das dort finden?!" Als er zurückkam, frohlockte er: „In der Tat; Oprechtheit und balsamisches Öl hab' ich in Haarlem gefunden. Das ist ein Bischof wie aus der Zeit der ersten Christen! Ein wahrer Seelenhirt; ihm sieht man den Hirten an; der tritt mit voller Macht und Würde vor in seinem Amte." Die hohe und stattliche Erscheinung des greisen Kirchenfürsten, sein großes echtpriesterliches Haupt, sein edles Verhalten prägte sich ihm nicht nur unauslöschlich ein, er fand auch Verständnis und Beratung bei ihm, pries seine Einsicht und hat ihn, außer der schriftlichen Verbindung, von Rotterdam aus, wie ich meine, noch einmal besucht.

Bei der Haarlemer Feier ward der junge Sekretär des Bischofs, van Dam, sein Firmpate. Die geistliche Verwandtschaft, welche diese Patenschaft mit sich führt, wurde hier durch gegenseitige Seelensympathie besiegelt. Der blutjunge Kaplan wies jene unberührt reine Naturhaftigkeit auf, die katholischen Priestern und Ordensleuten nicht selten im Gesichte geschrieben steht. Sein Antlitz schien Langbehn „rund, rein, simpel — wie ein Kindergesicht, er selbst fast wie ein Engel und von der Arglosigkeit eines solchen". Als er sein Lichtbild erhielt, fand er, dieses sähe gerade so aus, wie ein Porträt der Taube des Noah, es fehle nur das Ölblatt im Munde; das passe auch sehr gut zu dessen Eigenschaft als sein Firmpate, denn unter seinem Beistand sei er nach vielen — allerdings nur äußerlichen, aber doch sehr störenden und üblen Wirrnissen in die schützende heilige Arche gekommen, und er hoffe, daß sich nun auch für ihn die Sintflut verlaufen werde.

Mit einem Schlage stand Langbehn mitten in der katholischen Welt — nicht nur mit seinem ganzen Herzen, auch mit seinem ganzen Geiste. Seine ungewöhnliche Gabe des Zusammendenkens und der organischen Verknüpfung aller Geistesvorstellungen trat jetzt mehr hervor als je. Ein paar Schlaglichter auf seine nunmehrige Seelenhaltung mögen das belegen:

Der Rembrandtdeutsche sah seinen Kircheneintritt bei restloser Beugung unter die Glaubensgebote und die Beseligung durch die heiligen Sakramente nicht so sehr als Bekehrung im engeren Sinne, nicht als Conversio gleich Umkehrung oder Umstellung, sondern vornehmlich als Vertiefung und Vollendung seiner bisherigen Lebensauffassung an. Schon vor mehreren Jahren sei er — soweit dies auf ihn zuträfe — aus einem Saulus ein Paulus geworden; aber gottesfreundlich sei er immer gewesen, und die Kirche Gottes habe er nie verfolgt. Er sei wohl Proselyt, nicht eigentlich Konvertit. Alles was neu auf ihn eindrang durch die Kirche, ward ihm Klärung, Bereicherung, Krönung seines seitherigen Seelenlebens. Erfolgten auch zahlreiche Berichtigungen früherer Urteile, fand auch ernste Nachprüfung geschichtlicher Gestalten wie der eines Luther auf ihren letzten Wert hin statt, war er auch in ein Gnadenreich eingetreten, dessen einzige Bedeutung er vordem nicht ahnte, — einen innern Bruch mit den ihn immer beherrschenden Lebensideen empfand er nicht, nur die Notwendigkeit, das Niedrigere dem Höheren, das Natürliche dem Übernatürlichen, sich selbst Christus völlig unterzuordnen. Als er das

Rembrandtbuch seinem Katecheten in Verehrung widmete, schrieb er hinein: „Charakter ist gut — Religion ist besser." Seine Wende zur Kirche fand er einfach und schön symbolisiert durch einige Worte, die sich ihm aus einem Traumgesicht deutlich eingeprägt hatten; darin erblickte er zwei Männer vor einem Rosenstrauch, deren einer sagte: „Aus diesem Rosenstock kann man noch recht gut eine Monstranz machen." Dem Neukatholiken erschien sein ganzes Leben wie ein harmonischer Treppenaufstieg, was er in den Satz faßte: „Auf den Stufen Natur, Kunst, Volk, Kirche stieg ich allmählich empor und würde gern zu Gott gelangen."

Die Kirche als höchste, gerade Stufe zu Gott — diese Einsicht stand kristallklar in ihm. Hatte er vor dem Eintritt schon klar erkannt: Christus hat sie mit seinem und der Heiligen Blut erbaut, er hält sie fest verbunden mit dem Mörtel seiner Liebe, durch ihn hat die Kirche ihre wunderbare Einigkeit in Ordnung und Unterordnung, — nun trat deren zeiten- und seelenumspannende Ganzheit überwältigend vor ihn hin. Diese läge beschlossen in dem griechischen Worte katholon. „Katholik" heiße ganz wörtlich „Vollmensch", heiße voll in sich und voll von Gott sein. Das erkannt zu haben, war ihm „die wichtigste Entdeckung", danach tätig zu sein „das eigentliche Endziel" seines Lebens. Die Totalität, die er immer gesucht und gepredigt hatte, fand er in der Katholizität begrifflich und geschichtlich verdichtet. Sein alter Spruch: „Kontinuität ist Leben" gewann nun volle Wirklichkeit, denn die katholische Kirche verband Altertum, Mittelalter, Neuzeit in einer ungebrochenen Geistigkeit. Das Unglück und der Fluch der von ihr abgesonderten Entwicklung schien ihm zu sein, daß diese völlig davon absähe, auf der vorhandenen Grundlage weiterzubauen, daß sie in Religion, Philosophie, Kunst immer wieder von vorn anfangen wolle. „Die katholische Kirche aber", faßte er zusammen, „baut stets auf dem Vorhandenen weiter. Das ist ihr Glück und ihr Segen. Für jede Entwicklung, zumal die reformatorische, ist Kontinuität — eins und alles. Die Kontinuität von Christus bis heute muß wieder in ihr Recht eingesetzt werden."

Geschichtliche Lebensorientierung — letzten Endes nach dem großen A hin, das am Anfang steht, nach dem Schöpfer — ist die bestimmende Stärke des Langbehnschen Geistes, recht eigentlich sein Erkenntnisquell. Er folgte der biblischen Einsicht: „Der Weise erforscht die Weisheit aller Alten und beschäftigt sich mit den Propheten" (Pred. 39, 1) zeitlebens. Die Bedeutung seines Erzieherbuches beruht auf dem „Befragen des früheren Geschlechtes", auf dem „Forschen im Andenken der Väter". Über den Rationalismus führte er durch Rembrandt hinaus, gegenüber Lessings Skepsis verwies er auf Luthers Glauben zurück, — und sein größter Schritt vom gottabgekehrten Zeitgeist in gotterfüllte Vorzeit kündigte sich in der 37. Auflage seines Werkes an, wo er Luther neben Lessing „als notwendige aber negative Größe" schaut, wo er eine „dritte Reformation" ankündet, die über beide Männer hinaus zum reinsten Geiste des Mittelalters und der frühesten christlich-germanischen Periode zurückführe. Nachdem er die katholische Kirche als Trägerin dieser ganzen Vergangenheit und als in alle Zukunft fortwirkendes Leitprinzip

erkannt hatte, schritt er vor einer mehrhundertjährigen deutsch-protestantischen Kultur weiter zu der mehrtausendjährigen arisch-katholischen Kultur. Großer Geist macht große Schritte. Wie Friedrich Schlegel sagte, Katholischwerden heiße nicht die Religion verändern, sondern sie überhaupt anerkennen, die Rückkehr des Individuums zu Gott dürfe nicht durch Vereinzelung, sondern müsse organisch, allgemein — also katholisch — erfolgen, so kam auch Langbehn durch fortschreitendes inneres Wachstum, in dem er nach und nach das Gerüst seines Wissens und Glaubens logisch ausfüllte und vom göttlichen Liebesstrom durchbluten ließ, zur Kirche zurück. Auf ihn darf man anwenden das Wort des Isaias (45, 14 f.): „Männer hohen Wuchses werden zu dir übergehen und dir angehören ... du Gott Israels, Heiland." Unsere Landsleute Stolberg, Rumohr, Overbeck nannte Langbehn seine Ahnen; sie und er seien — wie viele Nordländer, ohne es zu wissen — „von Natur katholische Seelen". Der Rembrandtdeutsche ordnet sich geschichtlich ein in jene weltverborgene wachsende Schar nordgermanisch-angelsächsischer Männer und Frauen, vorzugsweise aus geistig hochstehenden Kreisen, die nach klarer Erkenntnis in der demütigen Beugung unter Christus — und Petrus — ihr Seelenglück fanden.

„Ich bin froh", schrieb Langbehn am Tage nach seinem Kircheneintritt, „in Holland konvertiert zu haben. Heißt meine Losung doch: niederdeutsch und katholisch; ist hier doch Thomas von Kempen zu Hause; und ist mein früherer, weltlicher Feldzug doch von hier, von Rembrandt, ausgegangen." Er sprach, las und hörte lieber holländisch als hochdeutsch; er verstand sich gut mit den Rotterdamern. Gegen seine erste Absicht weilte er monatelang in der Welthafenstadt. Die Paarung von Pflichtgefühl mit Anspruchslosigkeit und Empfindung bei den Bewohnern sprach ihn heimatlich an. Unter den Kindern gewann er persönliche Freunde, die freudig auf den „hele goedje heere" zueilten. P. Hooning berichtete: „Seine naive offenherzige, gerade, reine Kinderseele fühlte sich hingezogen zum Kinde. Immer hatte er für Kinder etwas bei sich. Er hätte sie so lieb, sagte er, weil sie ja doch das Beste wären, was diese Erde biete." Gern schloß der Deutsche sich dem Pater bei Armen- und Krankenbesuchen an, wobei er herzlich Mitleid, nahezu Verehrung für geduldig ertragenes Kreuz in seinen Seelen kundgab. Die Verbindung ungeschminkter Natur mit tiefer Frömmigkeit ergriff ihn bei der nachdrücklichen Anwendung der holländischen Sprache im Gotteshaus, wo auf dem Altarbehang eingestickt die mahnenden Worte stehen: „De Meester is daar en roept U." Er freute sich, wie er einmal einen Pater Kinder unterrichten und ihn sagen hörte: „Jongens, gij moet dat bedenken, dat onze Heer Jesus Christus voor ons gestorven is!"

Beraten von P. Hooning durchackerte Langbehn in Rotterdam viel gute katholische Literatur; bald hatte er dessen „halbe Bibliothek" auf seinem Zimmer. Durch ihn ward er auch vertraut mit dem Geist und der Geschichte des Dominikanerordens, den wir ehedem auf Grund freigeistiger Geschichtsdarstellung verkannt, vielmehr nicht gekannt hatten. Merkwürdig genug, daß der Zufall, sagen wir lieber die Vorsehung, ihn geradewegs an den Orden

geführt hatte, der sich schon wenige Jahre nach dem Tode seines Gründers Dominikus von Guzman im germanischen Norden, auch in mehreren Städten unserer schleswigschen Heimat, ansiedelte und bereits 1227 ein Kloster in Langbehns Geburtsort Hadersleben gründete, das bis 1527 bestand. Nun verhalfen die noch nach der gleichen Regel lebenden Predigermönche, welche in Holland ununterbrochen bis heute ebenso segensreich wie friedlich fortgewirkt haben und dort viele Pfarreien verwalten, dem Nordschleswiger unvermutet zur Erfüllung seines Herzenswunsches! Es bestehen innere Gründe, daß dessen wählerischer Geist sich leicht und gut mit Dominikanern verstand. Man hat vermutet, daß sein Stifter von nordischer Abstammung war, was mehreren Namen seines Hauses entspricht; man hat betont, das Wesen gerade des Predigerordens sei seinen natürlichen Elementen und seiner Konstruktion nach der Mentalität der deutschen Seele artverwandt. Daß er ihr jedenfalls gut entspricht, zeigte sich gleich nach seiner Gründung durch den auffallend starken Zustrom deutscher Elemente in diesen apostolischen Verband. Der Nachfolger des edlen spanischen Stifters in der Leitung des Ordens war dessen großer Ausbreiter, der Niedersachse Jordanus aus Borgentreich bei Paderborn; der vierte Ordensgeneral Johannes Teutonicus stammte aus Wildeshausen im heutigen Oldenburg. Er war es, der den Grafensohn Thomas von Aquino — in dem von Vater- wie von Mutterseite Germanenblut floß — zu seinem geistesgewaltigen Lehrer Albert dem Großen nach Köln beförderte, worauf der unter deutschen Dominikanern zum größten Denker des Mittelalters gereifte Magister von Paris aus die Welt durch seine Weisheit in Staunen setzte. Noch augenfälliger als in den priesterlichen Männern Eckardt, Tauler, Seuse zeigt sich die Geistesehe zwischen Dominikanertum und Deutschtum in den Tausenden von deutschen Jungfrauen, die den weiblichen Zweig des Ordens zu einer Hochblüte führten. Im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts besaß Deutschland 70 Dominikanerinnenklöster, mehr als alle andern Länder zusammen, und das Seelenleben, das hier gedieh, sucht in unserer Vergangenheit seinesgleichen. Damals erwuchs ungezwungen jene große Synthese zwischen katholischem und germanischem Geist — sowohl nach der Seite klarsten Intellektes wie innigsten Gemütes hin — die, vielleicht mehr als jemals, deutsche Seelenkraft für die ganze Welt fruchtbar machte.

Diese Geistesflut wirkte in Rotterdam auf Langbehn ein. Er gewann eine stille Vorliebe für den hl. Dominikus, den sein erster deutscher Lebensbeschreiber, Dietrich von Apolda, den „milden Mann" nennt. Das sind die gleichen Worte, mit denen Langbehn im Erzieherbuch sein Menschenideal gezeichnet hat. Das reine Ringen nach Wahrheit im Ordo veritatis und deren Verkündigung durch ihn entsprach unserem Gottsucher dort am meisten, wo es mit Einfalt gepaart auftrat. „Wie ist Wahrheit doch so schön — Wenn die Rosen um sie stehn" sang er in seinem Lied auf den „heiligen Gärtner Dominikus", mit dem er seinen Lehrer erfreute.

Dieser hat das große Verdienst, den Rembrandtdeutschen über die Bedeutung der Scholastik aufgeklärt zu haben. Er tat es vonseiten der dominikanischen Mystik her. Ihr stand Langbehn schon nahe, da er die „dunkle, taube,

zerflossene" Mystik ablehnte, aber die eines Seuse als „hell, klar, strahlend" liebte und ohne weiteres einsah, daß eine solche nichts anderes als Lehre und Übung der Vereinigung mit Gott sei. Hooning nahm nun, wie beide an seinen Büchern entlang gingen, das „Buch der Ewigen Weisheit" von Seuse in der Ausgabe von Denifle zur Hand, zeigte seinem Gast dessen Anmerkungen und Fußnoten, in denen fortlaufend Thomas von Aquino zitiert wird, und erläuterte, wie dort der Fürst der Scholastiker als Lehrer der Mystiker auftritt, wie auch bei ihm selbst, dem begeisterten Sänger des Lauda Sion und Tantum ergo, die kindlich-mystische Lebenshaltung auf der festen Grundlage scholastischer Weisheitssuche und Gottesgelehrtheit beruht. Diese Darlegungen brachten Langbehn zu tiefem Nachdenken. Er forschte weiter und erfaßte rasch den Wert der Hochscholastik von ihrer architektonisch-künstlerischen Seite aus; er erkannte, daß sie in der gesamten Gelehrsamkeit etwa das oder noch mehr bedeute als die Gotik in der gesamten Baukunst. Er bekannte, daß er früher, dem landläufigen Urteil fast aller Akatholiken und selbst mancher Katholiken folgend, wegwerfend darüber geurteilt habe, ohne sie zu kennen. Bisher hatte er nur verflogen von gewissen Entartungen und „Spitzfindigkeiten" der Spätscholastik reden hören, ohne zu ahnen, daß diese sich zur scholastischen Blüte verhalten wie etwa öde perspektivische Fluchten des siebzehnten Jahrhunderts zum Petersdom, — daß Leo XIII. nachdrücklichst die Weisheit des hl. Thomas „aus ihren eigenen Quellen" empfahl, aber ausdrücklich vor scholastischen Auswüchsen gewarnt habe. Nachdem er eines Besseren belehrt war, urteilte er, „der knappe, konstruktive, kristallinische, lineare Charakter" der Scholastik als Kunst genommen entspräche seinem eigenen Geistesinnern. Er hatte schon als Schüler gute Aufsätze gemacht, indem er diese zuerst als mathematische Figur entwarf; sein Streben richtete sich immer darauf, von einfachen Prinzipien aus alle seine Gedanken übersichtlich zu formen. Die von ihm geforderte künstlerisch-konstruktive Behandlung der Wissenschaft, sein Hinweis auf den Astronomen Kepler gegenüber Darwin, sein Kapitel über „Tektonik der Natur" und manches andere im Rembrandtbuch sind Tastversuche nach dem hin, was die Hochscholastik im Mittelalter wirklich leistete. Nach seiner nunmehrigen intuitiven Einsicht, welch universales Geistesgebäude der Gedankendom des Aquinaten darstelle, betonte er: Scholastik und Scholastizismus, das Prinzip des Kristallinischen und der spitzfindigen Subtilität, das der Rationalität und des Rationalismus, — das gute der Überlegung und das schlechte der Errechnung in der Weltergründung muß man klar voneinander scheiden. Um die erst heute wieder ans volle Licht des Tages gelangte Denkmethodik der Mittelalterhöhe auch als Wissenschaft ihrem spekulativen geistklärenden Inhalt nach kennen zu lernen, um „das klare Licht, den lieben heiligen Thomas, den Lehrer", wie Seuse ihn nannte, auch nach seinen Schriften zu studieren, — um diese seine Vorsätze auszuführen, war Langbehns Leben leider zu kurz.

Die Hauptfrage für ihn in Rotterdam war: Wie soll ich mein künftiges Leben gestalten? Von innen heraus, in restloser Anwendung des neu gewonnenen Seelengutes, dem Drängen der Gnade zum Höchsten hin folgend, —

das war ihm selbstverständlich. Die durch die Sakramente tief in sein Herz gesenkte Gottesliebe entzündete einen noch mächtigeren Reformeifer in ihm als bisher. Ich will die Seelen retten vor dem Moloch der falschen Bildung, ich will Öl in die Wunden der kranken Zeit gießen, ich will meinen armen Brüdern helfen, so klang es von seinen Lippen. Schon in den Vorjahren, als er erst noch im Herzen Katholik war, drängte es ihn innerlichst, hinfort seine ganzen Geisteskräfte einer Erneuerung und Ausbreitung gläubigen Lebens vom katholischen Boden aus zu widmen; bei seinem Kircheneintritt lag dafür schon ein Gedankenaufriß vor. Natürlich dachte er an nichts weniger als an eine katholische Lehr- und Kirchenreform, vielmehr nur an eine Bildungs- und Lebensreform auf religiösem Gebiete. Seine Hauptschlußfolgerungen hierfür waren folgende:

Das größte Übel der Zeit ist, daß alle Welt sich ins Schlepptau nehmen läßt von einer durchaus erdwärts (kosmozentrisch) gerichteten Gelehrsamkeit, die — ohne Beziehung zu Glauben und Ewigkeit — als selbstherrliche Wissensbildung auf alle Lebensgebiete unheilvoll übergreift, die Seelen auslaugt und tötet. Das einzige Heilmittel dagegen liegt in der Neuanwendung des durch und durch gottwärts (theozentrisch) gerichteten Geistes, wie ihn die alte Kirche ex fundamento bietet. Das heutige „Katholikentum" der gebildeten Stände läßt aber die Gotteskraft des katholischen Grundgeistes vielfach entbehren, entfaltet sich nicht genug aus diesem heraus und unterschätzt durchweg die Verderblichkeit einer Bildung, die nur irdische Objekte kennt und daher fälschlich alles auf diese konzentriert, für das Seelenleben. Es bedarf daher einer Reform nach der Seite der Vollgläubigkeit, des vollchristlichen Charakters und der Einfalt hin, zugleich einer katholischen Geistesbildung aus Eigenem.

Diese von ihm vielfach abgewandelten Leitgedanken waren stark und gut. Denn wie jede menschliche Gesellschaft wird auch die gottgegründete der Kirche in ihren Gliedern und in ihrem Tätigsein andauernd von den Schäden der Zeit betroffen und bedarf deshalb fortlaufend der Reform, d. h. der Zurückführung auf die Urform ihrer Seelenhaltung. Daß diese für das Christentum Apostelgesinnung und Einfalt sind, liegt auf der Hand, ebenfalls, daß es heute an deren impulsiver und großgeistiger Betätigung mangelt. Langbehn war durch seine bisherige Lebenserfahrung, durch einen großen Reichtum an tiefen, neuen, praktischen Ideen zweifellos dafür ausgerüstet, in dem angeführten Sinne zu wirken. Auch war er sich klar darüber, daß, wer reformieren will, zuerst sich selbst reformieren muß. Doch welche Mittel und Wege sollte man wählen für ein solch gewaltiges Unternehmen? Langbehn sprach deutlich aus, daß sich die Praxis solcher Reform durchaus nach den heutigen Verhältnissen zu richten habe, daß eine Anknüpfung an erste Christenzeit und Mittelalter niemals zu einer Wiederholung des Einst führen dürfe. Aber freilich waren zur Gewinnung von Richtlinien konkrete Rückblicke auf kernchristliche Bildung geboten, denn, wie er sagte: „Reformen müssen immer vom Zentrum derjenigen Sache ausgehen, die reformiert werden soll." Um den Geist zu bezeichnen, dessen Neuerweckung er mit modernen Mitteln befördern wollte, verwies er unter anderem auf die Ritterorden, auf die katholische Kultur des alten Venedig

und insonderheit auf die „Brüder vom gemeinsamen Leben", die von dem seelenvollen Ruysbroeck befruchtet waren, die Thomas a Kempis erzogen und bis in die Klöster Holsteins hinein katholische Zucht wirksam erneuert hatten.

Der Bischof von Haarlem und Pastor Havekes billigten es grundsätzlich, daß Langbehn sich im Sinne solcher großen Umrißlinien betätigen wollte, in Bezug auf die näheren Bedingnisse zur Beschreitung einer derartigen Lebensbahn war Langbehn in Holland jedoch auf Beratungen mit Pater Hooning angewiesen. Da regnete es Fragen: „Sollte es geraten sein, bei solchen Absichten in einen Orden einzutreten? Wenn ich Dominikaner würde, wird man mir einige Freiheit lassen?" Sicher würde der Orden, erwiderte der Pater, ein strenges Noviziat auferlegen und strikten Gehorsam verlangen. Ausführbarer erschien, Terziar eines Ordens zu werden und als solcher später hervorzutreten. Er entschloß sich dahin, jedenfalls nur als Laie für die Kirche zu wirken. Denn einerseits fühlte er sich weder zum Priester noch irgendwie zu geistlicher, sondern nur zu geistiger Reform berufen, anderseits urteilte er, gerade das fehle dem Katholizismus in der modernen Welt, daß er von geistesstarken Laien tatkräftig vertreten und verständlich gemacht werde. Würde er nun für solche Wegweisung die genügende materielle Unterlage, Verständnis und Beistand gewinnen? Werde nicht bald eine Entscheidung darüber getroffen, dann reiche seine Lebenskraft nicht aus für seinen Plan. Wenn er aber keine Aussicht ihn durchzuführen sähe, dann möchte er sich dem beschaulichen Leben widmen.

Bei Erörterung all dieser Fragen trat Langbehn sehr impulsiv und selbstbewußt auf, urteilte über vieles Katholische ab, ohne es genügend zu kennen, formulierte seine Grundsätze überscharf, arbeitete mit großen Alternativen und unterschätzte trotz seines Wirklichkeitssinnes als Einsiedlergeist viele heutige Realitäten. Deshalb ward es Pater Hooning bei diesen Verhandlungen mit ihm oft beklommen zu Mute. In solchem ganz außergewöhnlichen Fall hielt er es für das Beste, den Ideen, die er nicht billigte oder die ihm zu hoch gegriffen erschienen, auszuweichen; durch unbefriedigende Entgegnungen fürchtete er bei dem hochstrebenden katholischen Neuling mehr zu verderben als zu fruchten. Aber er beschloß, ihn einem befreundeten Mitbruder zu empfehlen, dem Pater Ceslaus Maria Grafen von Robiano, der damals dem Dominikanerkonvent zu Venlo angehörte. Dieser Mann, ein Enkel des Konvertiten Friedrich zu Stolberg, ein sehr erfahrener Ordensmann, schien ihm wohlgeeignet, hier zu urteilen und zustimmendenfalls zu fördern. Robiano willigte bereitwillig ein, den Rembrandtdeutschen, dem er Verschwiegenheit zusicherte, zu empfangen. Dieser erfreute sich im Kloster zu Venlo der freundlichsten Aufnahme, fand aber seine Vermutung, daß einige Gespräche mit dem greisen Pater Ceslaus kaum genügen dürften, eine tiefere Verständigung anzubahnen, bestätigt. Der sehr in Anspruch genommene Ordensmann konnte seinem verehrten Gast nur eine knapp bemessene Zeit für Unterredungen widmen, die wohl nicht ganz bis zum Kern der Frage führten. Seine gerade in jenen Tagen vollzogene Versetzung nach Brüssel unterbrach das kurze Beisammensein, das auch Langbehn, obwohl er sich in der Liebe zu einfachen Leuten mit dem

frommen und sehr werktätigen Ordensmann gut verstand, leider kein volles Verständnis für ihn vermittelt hat.

So sind die Venloer Tage ohne Nachwirkung für Langbehns Tätigkeit geblieben. Den damaligen Insassen des Klosters hat sich aber das Andenken an den geheimnisvollen Fremden durch dessen stille Andacht und Zurückgezogenheit unvergeßlich eingeprägt. Als die Novizen ihn auf der Orgelbühne knien und beten sahen, bezeichneten sie den Ungenannten, dessen kurzgeschorener, etwas krauser Vollbart damals grau zu werden begann, mit „Dr. Moosbart", bis ein Pater aus allerlei Anzeichen richtig erraten hatte, daß es kein anderer als der vielgesuchte Rembrandtdeutsche war. Dieser bewies dem der deutschen Ordensprovinz zugehörigen Hause seine Zuneigung und Dankbarkeit dadurch, daß er handschriftlich mehrere seiner neuesten Lieder hinterließ, um alsdann nach Rotterdam zurückzukehren.

Entzündet an seinen Seelenerlebnissen hat gerade dort seine Poesie mächtigen Aufschwung genommen. Am Orte seiner Konversion sind eine Reihe seiner schönsten Gedichte entstanden, so die Christusgesänge: „Sag, wer kommt dort vom Gebirge schreitend wie ein Löwe her", und „Die Nachtigall von Golgatha gibt wundersamen Laut". Es war ihm eine wahre Erquickung, daß er — zum ersten Mal in seinem Leben! — für die zarten Blüten seiner Seele verständnisvollen Widerhall fand. Pater Hooning, gerührt durch die Innigkeit seiner poetischen Empfindung, meinte, der Rembrandtdeutsche habe immer die Gefühls- und Gemütswerte, in manchen Fragen allzusehr, betont, es sei eben „ein Dichter, ein Künstler" gewesen. Als solcher verschmähte er es nicht, seine Erkenntlichkeit bei Überreichung von kleinen Geschenken durch Beifügung von Gelegenheitsversen eindringlicher zu gestalten. Seinem Firmpaten sandte er Orangen aus Palästina mit folgenden Strophen:

Blumen, Früchte
Und Gedichte
  Darf man schenken,
    Weil sie wachsen frei auf Gottes lieber Erde.
    Sei gegrüßt! Die Gabe werde
  Dir ein liebliches Gedenken.

Fern im Osten
An bemooften
  Bäumen reifen golddurchglüht
  Diese Äpfel; und es zieht
    Um sie noch der gleiche Wind,
    Wie einst um das Heilandskind.

Seine Worte, gold'ne Gaben,
Die uns oft erleuchtet haben,
  Kamen her aus jenem Land,
  Das auch diese Frucht gesandt —

Wo er selbst geliebt, gelebt
Und im Tode nicht erbebt.

Nimm sie leise in die Hand:
Jesu ist sie anverwandt!

In der Hut des Klosters zu Rotterdam hat Langbehn trotz seiner Zukunftssorgen ein glückliches Vierteljahr verlebt. Er schrieb von dort: „Ich verstehe mich gut mit den Bettelorden, deren wahrer König Christus ist", und ferner: „Klöster sind vorzüglich, beinahe halte ich sie für das einzig Vorzügliche heutzutage. Denn sie sind pestfrei." Dabei hatte er natürlich nur solche Ordenshäuser im Auge, die dem Ordensgeist wirklich Ehre machen. In ihnen, meinte er, wohnten „die heiligen Sozialisten". Er bekannte offen: „Für meine Konversion hätte ich es einfach nicht besser treffen können. Man verstand und behandelte mich richtig. Man war christlich, nicht pharisäisch. Ich danke dem lieben Gott von ganzem Herzen dafür. Seine Wege sind wunderbar und lieblich." Neben der festen und milden Entschlossenheit der holländischen Dominikanerseelsorger, denen jedes Salbadern fernlag, rühmte er ihren unverwüstlichen Frohsinn. „Ich sah", so berichtete er lange nachher noch, „nie so fröhliche und zufriedene Leute. Das paßte auch gut zu mir. Alles war voll Behagen; der Küster stieg singend die Treppe hinauf; kurz, ein Idyll."

Die offenherzige fromme Natur des Deutschen hat auch den Patres, denen er nähertrat, gefallen. Der damalige Prior hat mir von seinem sehr einfachen, etwas sonderlingartigen Leben in Rotterdam erzählt, — wie er morgens zum Bäcker ging, um sein Brot zu kaufen, nachher gleich wieder an der Straßenecke stand, um sich etwas zu notieren, wie er überaus andächtig wöchentlich zweimal die heilige Kommunion empfing. In der ersten Zeit pflegte er aus Ehrerbietigkeit vor dem Allerheiligsten beim Vorübergehen außen vor der Kirche sein Knie zu beugen, bis der Pfarrer ihn hieß, dies zu unterlassen. Dieser hob seine zarte Gottesfurcht und seine feurige Liebe zur Kirche hervor. Auf seinen Wunsch stellte er ihm zur Einführung in kirchliche Kreise gern das schriftliche Zeugnis aus, daß der Konvertit des vollsten Vertrauens würdig sei. Dieser aber hat den in Holland gewonnenen Freunden noch oft seine Anhänglichkeit bezeugt.

Als im Junimonat die Abreise nahte, fügte der Rembrandtdeutsche die drei Blumenarten, die ihm die liebsten waren, zu einem Strauß zusammen, überreichte ihn seinen Wohltätern und schrieb seinen Dank, „daß es in die Seele dringe", in einem Gedichte nieder, dessen Schlußstrophe also lautete:

Rosen, Veilchen und Reseda —
Pastor, Prior und Kaplan —
Lebt denn wohl. Ihr geht voran
Und ich folge — in dem Ringe,
Der die Zeit
Bindet an die Ewigkeit!

9. Katholische Jungzeit.

Ich wandele wie ein Trunkener —
Vor Liebe trunken zu Gott;
Ich scheine ein Wahnversunkener —
Was kümmert mich der Spott? L. um 1900.

Kurz vor seinem Kircheneintritt schrieb Langbehn einem Freunde, es bestehe Gefahr, daß er, vor Entzücken über die Vereinigung mit Christus, nicht genug von seiner Vernunft übrig behalten werde für die Besorgung der irdischen Dinge; es sei kein leichtes Stück, zugleich auf den Himmel und auf die Erde blicken zu müssen. In der Tat bekundete seine tiefe Natur geradezu elementar den sich nie genug tuenden Eifer des Neubekehrten; das paarte sich mit mancher Unüberlegtheit in seinem Verhalten. Als er von Holland nach Deutschland zurückkehrte, stand seine gottentflammte Seele von spießbürgerlicher Lebensauffassung noch beträchtlich weiter ab als bisher. In den nächstfolgenden Jahren weilte er wiederholt auf längeren Besuchen bei mir in Schleswigholstein, auch trafen wir in Berlin zusammen. Abgesehen davon verbrachte er seine katholische Maienzeit in Franken und Schwaben, um in Süddeutschland einen stillen Wohnsitz zu gewinnen. Begleiten wir ihn in seine dortigen Hauptstationen.

Im Juni 1900 begab er sich nach Würzburg. Denn sein Herz verlangte nach vollkatholischer Umwelt, sein Geist nach den Schätzen einer guten katholischen Bücherei. In der St. Kilianstadt, „wo Bernhard von Clairvaux den Kreuzzug predigte, Barbarossa sich vermählte und Walther von der Vogelweide sang", hoffte er einen Ansatzpunkt für seine künftige Arbeit zu finden. Land, Luft und Leute, erst recht die Kirchen, gefielen ihm bei seiner Ankunft gar wohl; der Schloßgarten schien ihm schön wie ein Paradies. Nur die Zimmer, die er musterte, waren ihm zu „gebildet"; ein Dasein ohne Plüschmöbel könne sich niemand mehr denken. Aber bald schrieb er mir erfreut, er habe ein passendes Quartier mit prachtvoller Aussicht — die er mit expressionistischen Federstrichen aufs Briefblatt hinzeichnete — gefunden; für mich stehe ein Nebenzimmer bereit, und ich möchte baldmöglichst zur Beratung herkommen. In Rotterdam hatte er ruhig seine Karte an die Türe genagelt — obwohl er dort nur eben der Neugier eines Bibliothekbeamten entgangen war, der, den Rembrandtdeutschen witternd, sich von ihm einen interessanten Vortragsabend versprach —, hier suchte er der Gefahr, die seinem Inkognito in der deutschen Universitätsstadt unbedingt drohte, durch Vermeidung der Anmeldung und völlige Zurückhaltung zu begegnen. Erfreut, bei einer sehr religiösen katholischen Hauswirtin zu wohnen, gab er sich ihr als eifriger Katholik vertrauensselig mit all seinen Empfindungen kund. Sie ging auf seine Sonderwünsche ein, bediente ihn und kochte ihm ganz nach seinem Wunsche.

Die ersten Würzburger Wochen waren voll Sonnenschein. Gottesdienst war immer sein Erstes. Mit größter Ehrfurcht wohnte er den Hochämtern, den Andachten und auch einer Priesterweihe bei. Mit den einfachsten Bürgersleuten, „Krüppeln und Lahmen Christi", ging er in Prozession dem Allerheiligsten nach durch die Straßen der Stadt und fühlte sich wohl unter solchen

nichtsozialistischen Proletariern. Von der geistigen Hefe, meinte er, müsse das Reich Gottes jetzt wieder zu den geistigen Höhen hinaufsteigen; dazu wolle er mithelfen. Wie Jesus möchte auch er die höchsten und die niedrigsten Nummern des Lebens besetzen. Sein Seelenleiter wurde der Bischof von Würzburg, der alle Samstag und Sonntag seinen Beichtstuhl hielt. „Er sieht aus", so schrieb er, „wie ein balsamierter Heiliger, und er hat auch die Seele eines solchen. Sein Rat ist der weiseste. Er ist die verkörperte Sanftmut Christi. Daher ist er für mich, der ich etwas zur Heftigkeit neige, gerade der rechte Beichtvater, wie eigens vom Himmel gesandt." Er gewann die Zuneigung von Kindern, von alten Frauen, von den Vögeln im Schloßgarten, die auf ihn zuflatterten, wenn er auf Frühwegen seinen Rosenkranz betete. Er fühlte sich schaffensfroh und schaffenskräftig; seine katholischen Studien und Niederschriften nahmen guten Fortgang. Es war ihm freilich eine Enttäuschung, daß er, als er auf die Universitäts-Bibliothek ging, sich dort schon für die Benützung des Lesesaals „dem Oberbibliothekar vorstellen" sollte, was er „weder konnte noch wollte", doch hoffte er statt dessen auf vertraulichem Wege Einführung zur Benützung einer Seminarbibliothek zu bekommen.

Im Hause aber zog sich ein Gewitter über ihm zusammen. Als er wegen knapper Kasse um einstweilige Stundung seines Mietzinses ersuchte, ward die Wirtin argwöhnisch. Beim Einzug hatte ihr Mieter gesagt, er habe auf der Bibliothek zu tun; sie fragte dort nach, — man wußte nichts von ihm. Außerdem hatte er gebeten, von der — später bewirkten — Anmeldung abzusehen; kein Zweifel, es war ein Verbrecher, der in dem für seinen Freund reservierten Zimmer einen Komplicen einquartieren wollte, — um einen Raubmord zu verüben! Diese Vorstellung erfaßte sie so schreckhaft, daß sie einen Verwandten veranlaßte, nachts mit der Waffe zu ihr zu kommen, um Wache zu halten. Man beobachtete den Mietsherrn, wie er im Morgendunkel fortging; man wußte, er ging zur Frühmesse, aber er trug ein verdächtiges Bündel bei sich (das vermutlich Obstabfälle oder dergleichen enthalten hat). Nachdem Langbehn jedoch dem Geheimpolizisten, den man ihm auf den Hals schickte, seine ganz in Ordnung befindlichen Papiere vorgelegt und einen durchaus guten Eindruck hinterlassen hatte, neigte die Wirtin dazu, ihn als einen Irren anzusehen. Wie überaus merkwürdig verhielt sich doch dieser Herr! Er benützte ihr Federbett nicht, sondern richtete sich mit seinen Decken ein eigenes Lager her. Er wollte (aus bestimmten Gründen) nur ihre, der bejahrten Frau, nicht der Tochter und der Magd, Bedienung in seinem Zimmer. Gegen letztere äußerte er schroffe Abneigung: „Sie hat keinen guten Geist; ich sehe es in ihren Augen." Er verlangte peinlich sorgsame Zubereitung der öfter von ihm selbst eingekauften Nahrungsmittel und sprach übertrieben von deren Verfälschung bzw. „Vergiftung" in heutiger Zeit. Er hatte sich einfaches irdenes Eßgeschirr gekauft, das er deswegen gern zu benützen erklärte, weil es ihn an die Armut der heiligen Familie in Nazareth erinnere. Er wusch sich zuweilen (weil es ihn sehr erquickte) den Kopf draußen an fließenden Brunnen im Park. Er sprach von Nachstellungen, denen er ausgesetzt wäre und vor denen er sich hüten müsse. Alle ihre Wahrnehmungen wurden natürlich durch

das Medium altfränkischer Bürgerkonvention und mit ihrer ganz erregten Phantasie gemacht. Sie hatte keine Ahnung, welch ungewöhnlichen Mann sie beherbergte, daß seine ihr kundgegebene innige, aber eigenartige Religiosität und seine aszetischen Übungen die eines eben erst Konvertierten waren, noch wußte sie, daß ihr Mietsherr in der Tat ein vielgesuchter Mann und den von uns geschilderten tatsächlichen hochnotpeinlichen Nachforschungen ausgesetzt war. Es ist erklärlich, daß sie ihn loszuwerden strebte[1].

Eines Abends war die Hauswirtin über ihren Mieter so erregt geworden, daß sie die Türe vor dem Heimkommenden zuschloß und ihn nicht herein ließ. Als Langbehns Mahnung, ihm aufzumachen, nicht fruchtete, rief er zum Fenster hinauf: „Ich gehe jetzt ins Hotel und werde dort auf Ihre Kosten übernachten." Er tat es und trug am nächsten Morgen einem der angesehensten Herren der Stadt, dem bekannten Justizrat Thaler, den Fall vor; der ging gleich mit ihm in die Wohnung, setzte die Wirtin zurecht und verschaffte ihm zunächst wieder Eingang. „Dieser riesige, ehrenwerte Bayer", sagte Langbehn, „war mir sehr sympathisch; er führte meinen Prozeß siegreich durch; die Wirtin mußte alle Kosten bezahlen, und ich kam zu meinem Recht." Obwohl entrüstet über die ihm mitten in katholischen Lebenskreisen widerfahrene Behandlung, zog er jetzt ohne jede Demonstration aus, — um die Stadt zu verlassen.

Die häusliche Erfahrung in Würzburg blieb ihm eine Lebenslehre. Er philosophierte: „Wenn man als Mensch lebt, wird man in deutschen Mittelstädten belauert, beklatscht, beleidigt, auf jede Weise gestört. Dies kommt daher, weil heutzutage jedermann sich auf Grund von ‚Bildung' — richtiger Zeitungsleserei, zur Kritik des ihm Unverständlichen berechtigt, ja verpflichtet fühlt. Der früher häufige Standpunkt: ‚Ich beurteile diese Sache, diesen Menschen nicht; ich weiß nichts von ihm, von ihr', kommt kaum mehr vor. Auch von Katholiken wird über Dinge und Menschen, von deren Beschaffenheit sie keine Ahnung haben, mit der größten Sicherheit abgeurteilt. Gerade das Einfache, Natürliche, Kindliche, Reine erscheint in solcher Umgebung als unsinnig, ja verbrecherisch." Er hatte sich in Rotterdam wie erlöst gefühlt, weil die Leute sich keine „irrsinnigen Hintergedanken" über ihn machten; er wurde sehr behindert dadurch, daß sie in Franken auftraten. Aber seine Seele war weltenweit weg von dem, was man über ihn zischelte. Gerade in jenen letzten Junitagen, als er sich aus den Würzburger Hausverhältnissen löste, schrieb er ohne jeden Zusammenhang mit diesen Geschehnissen Folgendes nieder: „Ich fühle

[1] Das recht abfällige Urteil Langbehns über die längst verschiedene Frau ließ außer Acht, daß ihr jeder Schlüssel zu seiner Person fehlte. In dieser Darstellung folgte ich im wesentlichen den mir mündlich gemachten Mitteilungen ihrer eigenen Tochter. Eine spätere, Gurlitt zugegangene, Schilderung dieser Vorgänge, von ungenannter dritter Seite, ohne persönliche Kenntnis Langbehns und seiner seelisch-körperlichen Lebensrhythmik gemacht, ist eine mit falschen Angaben untermischte Entstellung, die, ungeheuerlich genug, unseren Autisten mit seinem individuell durchgegliederten Lebenssystem als verfolgungswahnsinnig und als Paranoiker bezeichnet. Wie solche grotesken Vorstellungen sich bilden, mag Folgendes illustrieren: An einem andern Orte erzählte mir eine Frau, Langbehn hätte den Apfelwein, den er trank, aus einer benachbarten Wirtschaft — augenscheinlich, weil er ihm besser mundete als der aus dem eigenen Hause geholt haben wollen und fügte an: „Er dachte, wir wollten ihn vergiften." Daraufhin fragte ich: „Sagte er das denn?" Die Frau: „Nein, wir dachten uns das." Im übrigen verweise ich auf das Seite 166 ff. Gesagte.

mich innerlich unglaublich gesund, Gott sei Dank; und ich bemerke das natürlich dreifach und zehnfach gegenüber der heute so allgemein herrschenden Geistes-, Seelen- und Körperkrankheit.... Innerlich bin ich, so lange ich lebe, noch nie aus dem Sonnenschein herausgekommen; und äußerlich, könnte ich hinzufügen, nicht aus dem Unwetter; aber auch letzteres ist vielleicht mit Ursache meiner Gesundheit."

Des Rembrandtdeutschen Gesamteindruck von Würzburg nach sechswöchentlichem Aufenthalt war nicht allzu günstig. Oft erinnerte er sich später daran, daß ein dortiger Priester, dem er sich als Konvertit bekannt machte, zu ihm gesagt hatte: „Kommen Sie nur nicht mit zu idealen Vorstellungen zu uns Katholiken; bei uns sieht es ziemlich schlimm aus." Als ganz ungeschminkt fromm war ihm fast nur „Hefe des Volkes" vor Augen getreten. Er vermißte die höheren Stände in den Kirchen und schauderte zurück vor dem Geschlecht der „Mönen", jener Betschwesternsippe ohne Kern, die gerade in Würzburg das Kreuz der Beichtväter sind. Es mißfiel ihm, daß auf dem Giebel der Würzburger Universität mit ihren katholischen Traditionen eine Minerva als Vertreterin der Wissenschaft stand. Dazu bemerkte er: „Minerva und Maria sind beide Jungfrauen; aber jene ist steril, und diese ist fruchtbar. Köstlichere Frucht, als sie trug, ward nie getragen. Auf meiner Universität, wenn es sie gäbe, würde Maria stehen und nicht Minerva." Und als er in dem einst zur Bischöflichen Residenz gehörigen Schloßgarten die vielen steinernen Rokokobildwerke betrachtete, den Raub der Europa, den Herkules, die Hydra, da urteilte er, solch heidnische Bildung innerhalb der katholischen führe zu Unheil: „Ich halte diese Bildung und diese Bilder für die Ursache, daß kein Bischof mehr in der Residenz wohnt. Reformation und Säkularisation haben den gleichen Grund: das übermäßige und nicht, wie Christus ausdrücklich befiehlt, für die Armen angewendete Kirchenvermögen. Der fette Hirsch verfällt dem Jäger. Gottes Gerechtigkeit ist überaus harmonisch."

Bei seinem offenen Blick für die Schwächen der Süddeutschen war ihm die kraftvoll milde Art unverdorbener Bayern gerade um jene Zeit der Jahrhundertwende, wo er Preußengeist zu Protzengeist werden sah, ein Trost und eine Labung, — und wenn ihm das auch nur bei einem Bahnbeamten begegnete, der ihm „so sanft und freundlich und besorgt Auskunft gab, wie der liebendste Bruder sie nur geben konnte". Das erlebte er im Hinterland von Würzburg. Als er dieses besichtigte, gefiel ihm das lieblich am Main gelegene Lohr. Dorthin übersiedelte er aus der Frankenhauptstadt. In dem bescheidenen Felsenkeller-Gasthof oberhalb des Ortes, wo Arbeiter und Fuhrknechte Einkehr halten und singen, hat er ein halbes Jahr lang ein paar sonnige Stuben bewohnt. „Der Spessart", so schrieb er, „scheint die schöne deutsche Gegend, ohne viel Sommerfrischler und Touristen zu sein, die ich seit zwanzig Jahren suche. Endlose Buchenwälder erinnern mich an meine Ostseeheimat; fruchtbare Bergäcker, mit üppigen Obstbäumen besetzt, an das Palästina, wie Katharina Emmerick es beschreibt; blumige Wiesen, meine besondere Liebhaberei, finden sich überall. Ich wohne unmittelbar am Fuß des Valentinusbergs; es ist ein steiler grüner Hügel, von altertümlicher Kapelle bekrönt, auf

den ein Kreuzweg hinaufführt. Ich bete ihn täglich mit viel Schmerz und Freude. Die Kirche des Orts ist sehr mittelalterlich, bunt und heiligschimmernd. Ich meine, daß ich schon tausend Jahre darin bete.... Die Zeit von jetzt bis zum ersten Januar denke ich, soweit sie nicht für notwendige Geschäfte gebraucht wird, ganz für meine persönliche Seelsorge und innere Heiligung anzuwenden. Es ist der erste Augenblick von Ruhe, den ich seit einem Dutzend Jahren habe. Ich bin froh, mich gegen die moderne Hetzerei einmal abschließen zu können. Ruhe ist die erste Geistespflicht."

Als Langbehn in diesen ländlichen Frieden gekommen war, um nun alle Geradheit und Inbrunst seiner Seele in katholische Lebenswelt einzutauchen, da war ihm, als ob ständig die Sonne für ihn aufginge, die Welt für ihn erst erwachte. Gleich dem frommen Volke kniete und betete er vor den Heilandsbildern am Weg und auf der Höhe. Er sammelte die schönsten Blumen und Gräser der Au, um heilige Bildwerke damit zu zieren; Altäre schmückte er mit Kerzen. Er beichtete bei einem alten Kapuziner, der „das Aussehen eines Bären und das Herz eines Kindes" hatte. Eine Stunde Weges von seiner Klause fand er, mitten unter den ihm liebsten Bäumen, den Buchen, einen Wallfahrtsort der ihm liebsten Fraue, der Gottesmutter: das Heiligtum Maria-Buchen. Dorthin ging er an Wochentagen öfter zur Frühmesse und jeden Sonntag zur heiligen Kommunion. Kam er davon heim, dann meinte er, einen „Abstecher in den Himmel" gemacht zu haben. Und wenn Scharen laut betender Wallfahrer an seiner Stube vorbei den Berg hinaufzogen, dann jubelte er auf, daß wenigstens hier Gott noch öffentlich und ohne Scheu geehrt werde, — und gerade von diesen einfachen Leuten; von Leuten, die so wären, wie die waren, mit denen Christus umging und denen er predigte.

Für die Seelenlust, mit der Gott ihn diesen Sommer begnadete, trug er sein Seelenleid vor ihn hin: hier dichtete er sein uns bekanntes Klagelied über Deutschland, „O weh." Hier hat er getrauert über seinen eben verschiedenen armen „Bruder" Nietzsche, hat gebetet für seine Seelenruhe, gebetet um Gottes Beistand im Kampf gegen den feindlichen Zeitgeist, gebetet auch für seine eigene Durchchristlichung. Einem geistlichen Freunde schilderte er sein Fühlen und Denken mit folgenden Worten:

„Allmählich wird mir jetzt der große Undank der Menschen und mein eigener gegen Gott klar. Ich strebe mich zu bessern. Ich seufze und suche ins Vaterhaus zurück. Ich möchte nichts sein als eine Kerze, die vor einem Kruzifix brennt. Der einzige Mensch, mit dem ich hier verkehre, ist der liebe Gott. Jeder Busch ist hier katholisch. Wenn ich abends aus meinem Fenster ins mondbeleuchtete Tal mit seinem üppigen Wachstum sehe, so meine ich in Palästina zu sein. Den heiligen Kreuzweg hat Gott selbst mir vor meine Türe gesetzt. Heilige Messe und Rosenkranz sind meine tägliche Kost.... Um meine große Aufgabe zu lösen, muß ich freilich so etwas wie ein halber Heiliger werden; und es wird mir sauer genug, diesen steilen Berg zu erklimmen; aber vor Gott ist nichts unmöglich. Der nötige Holzblock ist wohl da; aber ehe das Heiligenbild daraus wird — — ist noch weit, weit hin. Ich bin zwar geistig ein Riese; aber geistlich noch Säugling, ja Embryo. Ich bin reich, aber noch

nicht fromm. Und ich möchte doch so gern einmal das — seltene — Beispiel eines frommen Reichen geben!

Es gibt ein Stück, das „Herr und Diener" heißt. Das muß ich spielen; die erste Rolle kann ich schon, die zweite noch nicht recht. Beten Sie, bitte, daß sie mir gelinge. Sie mögen es glauben oder nicht: mein persönliches Ideal wäre, in einem Kloster als Laienbruder Holz zu hacken. Statt dessen muß ich Feldherr spielen — invita Minerva. Es ist aber mehr Notwehr. ‚Wann wird man wieder einmal mit Ehren deutsch denken, reden und schreiben können? Wer laut vernünftig ist, wird entweder von Fremden erschlagen oder von den einheimischen Bütteln ins Tollhaus gebracht', klagt schon Seume. Heute ist es hundertmal ärger noch.... In einer alten Lübecker Chronik fand ich die Worte: ‚1226 starf Sünte Franziskus; he het durch sine guden seden (guten Sitten) de Christenheit gebetert.' Ich wollte, daß man dies auch einmal von mir sagen könnte, — wenn Gott mir Gnade dazu gibt."

Ganz unbekümmert um Kommende und Gehende sahen die Lohrer Bürger den fremden Herrn von der Valentinuskapelle lange sinnend ins Land schauen. Der eine vermutete einen Professor auf Sommerfrische, der andere eine Einsiedelnatur im Geiste von Schiestl in ihm, einige bespöttelten, andere ehrten sein Wesen, — im ganzen ließ man den Sonderling in Ruhe. Freilich, wenn der Rembrandtdeutsche dort seinen Sonnenschirm — den er wegen des einst erlittenen Hitzschlages gewöhnlich bei sich trug — vor neugierigen Blicken aufspannte, oder wenn er die kleinen Buben seines Hauswirts beim Viehhüten auf der Wiese besuchte und ihnen „Gutle" brachte, oder wenn er lachend mit der ihm zujubelnden Kinderschar am Kirchplatz spielte, da ahnte niemand seine weltumspannenden Gedanken noch den tiefen Sinn seiner Absperrung vor der „Bildung" und seiner Zuneigung zu Jugend, Volk und Armut. Ihm war jedes Erlebnis ein Schritt zu tieferer Erkenntnis. Er wisse wohl, so schrieb er damals, der Weg zum vergessenen Ophir, zum Lande der Einfalt, führe durch die Kinderstube. Er gehe ihn. Die Kinder wolle er, soweit er könne, retten und rächen; für sie sei es, daß er unbarmherzig werde gegen die Pharisäer.

Seinen Plan, das Halbjahr in Lohr ganz der persönlichen Seelsorge und innern Heiligung zu widmen, vermochte Langbehn nur zur Hälfte durchzuführen, weil er bedacht sein mußte für die materielle Sicherung seiner Zukunft, dann auch weil die Not der Zeit und der Drang zur Besserung der Übelstände ihn nicht rasten ließen. Über alle ihn tief bewegende Fragen stand er in eingehendem Gedankenaustausch mit seinem liebevollen Berater und Beistand, dem Bischof von Rottenburg. Mehr vielleicht noch machte ihm meine Leitung in schwierigsten Kunst- und Lebensfragen, die auch die seinigen waren, zu schaffen. „Ich weiß", so meldete er, „vor Arbeit nicht ein noch aus; abends bin ich oft so müde, daß ich kaum beten und mich auskleiden kann." Da ich für eine notwendige Zusammenkunft leider nicht in die Buchenmühle in seiner Nähe kommen konnte, kam er zu mir nach Hamburg und Holstein, wo wir einige Wochen zusammen arbeiteten. Da war er rüstig, lebhaft, heiter — ebenfalls, als er Freund Heubner in Koblenz auf mehrere Tage besuchte —, nach der Rückkehr im November aber begann er unter der Feuchtigkeit des

ihm ungewohnten Spessartklimas zu leiden und drohte der geistigen Anspannung fast zu erliegen. Er erkrankte, vermeintlich nur an Influenza. Wahrscheinlich aber waren seine häufigen Magenbeschwerden damals schon krebsartiger Natur, und die peinliche Sorge für möglichst naturgemäße Ernährung erscheint als ein — vielleicht etwas dilettantischer — Versuch zu deren Heilung. Er seufzte mehr als je nach exakter Pflege und sorgsamem Beistand in all seinen persönlichen Bedürfnissen. Dabei ward er herber gegen seine Umgebung, verfuhr er strenger mit der Magd, deren Bedienung ihm zugesichert war, schalt sie sehr, wenn sie nicht pünktlich und schnell gehorchte. Da kam seine nordische Aristokratennatur unverhüllt zum Vorschein und trat in erklärlichen Gegensatz zu der gemächlichen, aller Schärfe abholden süddeutschen Umgangsart. „Dies sein Wesen paßte nicht zu uns", erzählte seine Hauswirtin, „wir Bayern sind leicht beleidigt. Sonst aber bin ich gut mit ihm ausgekommen. Es war ein feiner Mann, muß von guter Familie gewesen sein. Mich hat er gern um sich gehabt, vor mir ließ er alles offen liegen, wie überhaupt, wenn er Zutrauen hatte. Ich hab' ihm alles nachgegeben und es so gemacht, wie er es haben wollte. Mitunter rief er mich herauf und sagte: ‚Ich habe etwas, was Sie freuen wird.' Dann hat er mir seine schönen Bilder von Landschaften und Kunstwerken gezeigt und alles ausgelegt. Er strengte sich aber zu sehr an. Was hat der Mann alles gearbeitet!"

Während Langbehn die Anforderungen, die er an Pflege und Bedienung stellte und für die er gut zahlte, als das mindeste ansah, was er bei seiner Natur und Arbeit bedurfte, ward die Magd dadurch doch allzu stark belastet, wurde unwillig und wollte fort. Auch litt die Eigenwirtschaft des Hauses darunter. Im Dezembermonat kündigte deshalb der Hauswirt dem Mieter. Dieser nahm es ruhig hin und, obwohl der Wirt wiederholt massig grob gegen ihn geworden war, nannte er ihn doch einen guten Mann; daß er dies sei, lese er in seinem Gesichte. Der Wirtin aber sagte er beim Abschied: „Wollen Sie ein Zeugnis von mir, daß Sie mich gut behandelt haben?" Sie erwiderte: „Ich wüßt nit warum." Er: „Vielleicht werden Sie später anders denken. Wüßte man, wer ich wäre, so würde man mir hier anders begegnen." Der Frau tat der Fremde im Herzen leid; sie hatte ihm zugeredet, die Magd milder zu behandeln, aber er hörte nicht darauf. Ein angesehener evangelischer Bürger Lohrs urteilte, „daß da in ihm noch ein Stück Hochmut zerschmelzen mußte", daß hier ein Mangel an christlicher Demut und Geduld bei dem edlen Eigenbrötler mitsprach. Er mochte nicht unrecht haben.

In Bamberg, wohin Langbehn sich nun wandte, kam er leidend an, leidend nicht zum wenigsten unter Freund- und Heimatlosigkeit. „Wenn Sie auch sehr viel zu tun haben", schrieb er dem Rottenburger Bischof, „so ist Ihnen das Gefühl doch kaum bekannt, materiell und menschlich und gesellschaftlich völlig ohne Boden unter den Füßen dazustehn; ja ihn aus innern Gründen, die nach außen zurückwirken, täglich mehr schwinden zu sehen." Da rief er mich zu sich. Von Wintersmitte bis zum Frühjahr 1901 blieb ich bei ihm in der Regnitzstadt, wo er bei einer einfachen Witwe wohnte, ich unweit davon. Ungeachtet all unserer Sorgen und Arbeiten waren die Monate in

Bamberg voller Segen. Wir empfanden die innere Anmut dieser Perle Frankens. Es tat Langbehn wohl, daß die Bevölkerung „noch nicht recht zur modernen Hetzerei und Großtuerei durchgedrungen" sei. Geistige Verbindungsglieder für den zur Kirche Heimgekehrten fanden sich hier in Fülle. Hier war selbst in den Steinen der Stadt, in dem harmonischen Reigen aller deutschen Bauformen der ungebrochene Fluß einheitlichen Geisteslebens seit tausend Jahren sichtbar. Sah der Rembrandtdeutsche in Unterfranken den katholischen Glauben ganz in die deutsche Natur, so fand er ihn hier ganz in die deutsche Geschichte hineingestellt. Hier sah er einen deutschen Kaiser aus Sachsenstamm, Heinrich den Zweiten, als Helden und Heiligen, der mit seiner ihm an Geist und Heiligkeit ebenbürtigen Gemahlin Kunigunde bis in die Gegenwart hinein die Lebensrichtung des von ihm begründeten Bistums bestimmt hatte. Er hat mich vor das ehrfurchtgebietende Grabmal dieses hehren Ehepaares von Riemenschneiders Meisterhand geführt, vor das Reiterstandbild des ersten Hohenstaufenkaisers mit dem herrlichen Haupte, vor die majestätischen Standbilder außen am Dom, denen ein großer deutscher Künstler die weihevolle Gläubigkeit unserer Ahnen eingehaucht hat. Langbehn sah das alles nicht nur, er erblickte in den Reliquien der Schatzkammer nicht nur kunsthistorische Seltenheiten und ehrwürdige Andenken an zweitausendjährige Christenzeit, sondern er verehrte das Heilige offen und innig, — er hat in diesem wahrhaft kaiserlichen Dom inbrünstig für Kirche und Vaterland gebetet. Er wußte jeden geschichtlich-volkstümlich-künstlerischen Niederschlag des Glaubens für sein Innenleben fruchtbar zu machen. War doch der Gotteshauch der Altäre von ewiger Dauer — in St. Martin am Markt, wo die Nonnen sangen, in der alterstrauten Kirche St. Gangolf, im rot- und goldstrahlenden Heiligtum St. Michaels auf der Höhe, und wo immer wir dem Gottesdienst beiwohnten. Welche Freude, hier auch noch Heiliges mitten im Tagesgetriebe zu finden: der ehrsame Gärtnerverein zeigte neben den weiten Bamberger Gemüsefeldern auf einem farbigen Schild Christus als Gärtner, wie er einen Rebstock bindet, — und bei einem Lebzelter entdeckte und erstand Langbehn eine überaus feine Muttergottesfigur, die nach einer alten Form neu in Wachs gegossen war.

Zu Bamberg wuchs Langbehns Glaubensleben im verborgenen; er fiel da gar nicht auf. Nach der heiligen Messe frühstückten wir im Kaffeehaus, mittags gab's daheim einfache Kost, abends aßen wir unter Bürgern im Bräuhaus; so wohnten wir uns zur Winterszeit ein in der alten Stadt. Dann kam der blütenreiche Bamberger Frühling. Die feingeschweiften Hügel und das liebliche Blau des Himmels lockten uns ins Freie; der Park grünte. Bald gab's in der Regnitz Schwimmgelegenheit, die Langbehn fleißig benützte. War Zeit und Gelegenheit, so nahm er sich armer Leute an; öfter ging er zu dem greisen Fräulein Bock, einer Kunststickerin, die einst ein Werk für die Neue Pinakothek in München geschaffen hatte, jetzt aber unter den Mütterchen des Bürgerspitals ihrem Ende entgegensah. Mit dieser frommen Seele, deren Benehmen dem einer kleinen Marquise glich, schloß er Freundschaft.

Im Sommer 1901 kam Langbehn von Bamberg einmal nach Nordalbingien

hinauf, im Winter zu längerem Verweilen nach Berlin. Wer da denkt, er wäre einfachhin scheu gewesen, wird sich den Klausner inmitten der Weltstadt nicht vorstellen können. War er auch scheu, Unberufenen sein Inneres zu zeigen, seine Seele neugierig betasten zu lassen, — gerade in Großstadtumgebung, wo das wegfiel, trat er weltgewandt und sicher, mit großer Entschiedenheit, durchaus im Sinne der Worte Macaulays auf: „Es ist mir doch gleich, ob ich durch einen rauschenden Eichwald oder durch die lärmenden Straßen von London gehe." In seinem festen braunen Mantel mit großem Überwurf, den er in kalter Jahreszeit von der Wiener Zeit an bis zum Tode trug, wirkte er auf den Straßen und in den Cafés von Berlin wie ein adeliger, skandinavischer Künstler. Konnten wir Geld dafür anlegen, so kaufte er bei Amsler und Ruthardt Nachbildungen alter oder auch neuerer Meister ein, um konkrete Belege für seine Kunstreformideen, bildliche Unterlagen für Seelenbelebung zu gewinnen. Er fahndete immer nach wertvollen Darstellungen des Hauptes Christi und war hocherfreut, Unter den Linden bei Asher die große Lichtbildwiedergabe des von der Pariser Akademie begutachteten Schweißtuches von Turin zu finden, in dessen Antlitz er „die ganze Majestät Gottes und die ganze Majestät des Todes" ausgeprägt fand. Kein Tag, an dem er sein Glaubensleben nicht selbst im ärgsten Tumult der Reichshauptstadt zu bereichern gewußt hätte. Oft ist er eingekehrt in den Frieden der immer offenen St. Matthiaskirche der Potsdamerstraße, hat seinen Rosenkranz im Tiergarten gebetet, hat Krankenhäuser besucht, um den Leidenden kleine Freuden zu bereiten. Mit seiner Hauswirtin in der Schönebergerstraße war er gut zufrieden. Ließ er sich nicht von ihr Gerstengrütze oder Linsen kochen, so aß er am liebsten in der Volksküche. „Das Essen", sagte er, „ist dort nahrhaft, wohlschmeckend und billig. Für 15 Pfennige kann man sich satt essen; gebe ich noch 50 Pfennige Almosen dazu — es wimmelt dort von verzweifelten, verhungerten Mitbrüdern — so habe ich noch halb so billig gegessen wie anderswo zum Minimalsatz. Gott hat die Welt sehr gut eingerichtet; man muß es nur zu nutzen wissen."

Er sympathisierte mit dem einfachen Berlin ohne Schminke. Für das Ausströmen der überaus üblen Eindrücke jedoch, die er vom neuesten politischen Kurs und den sittlichen Zuständen an der Spree empfing, dienten ihm als Ventil seine Berichte an Bischof von Keppler. Mit ihm hatte er um jene Zeit seine erste Zusammenkunft. Durch glückliche Fügung war er gerade an den katholischen Seelenhirten der Schwaben, das ist jenes Stammes gekommen, dem er unter den heutigen deutschen Völkerschaften eine gesunde Ausnahmestellung zuwies, etwa entsprechend der des Schweizerstammes in Europa. „Mit Schwaben habe ich mich immer verstanden", sagte er oft; „ein Schwabe war der einzige, der es fertig brachte, mir einen Schirm aus mehreren Tuchlagen so anzufertigen, wie ich ihn nach erlittenem Sonnenstich brauchte." Er liebte eben nicht nur die hochfliegenden und zarten Seelen unter den Schwaben: Seuse, Schiller, Hölderlin, Mörike, er schätzte auch, daß sie sich auf vielen Gebieten als anstellig, redlich, treu erwiesen, daß sie mehr auf Charakter als auf Krawatte gäben, daß sie noch Kopf, Gewissen, Gefühl hätten, daß sie die Welt und sich noch ernst nähmen, was sonst ganz aus der Mode

gekommen sei. Sowohl bei den idealen wie bei den nüchternen Württembergern wies er eine ganze Reihe geistiger Berührungspunkte mit den Schleswig-Holsteinern nach. Bei beiden Stämmen fand er gesunde Bauernnatur erhalten, die, wenn abgeschliffen, sehr Gutes ergäbe und die hier wie dort öfter von einem klaren Kunstsinn begleitet sei. Da er nun „einem katholischen Schwaben zur höchsten Potenz" begegnete, freute er sich, auf höherem, gottgeweihtem Gebiete alte Erfahrungen bestätigt zu finden. Die Unscheinbarkeit in Natur und Auftreten des Bischofs mutete ihn wesensverwandt an. Niederdeutsche Geradheit und schwäbische Gediegenheit, meinte er, könnten sich hier begegnen und heilsam zusammenwirken.

Nach und nach breitete Langbehn vor dem Bischof ein „Inventar seines Innern" aus. Auch bot er ihm schriftlich wie mündlich an Kritik der Zeit und an aufbauendem Geistesgut, was er nur bieten konnte. Seine ganz ungenierte, sich selbst vortragende, rücksichtslos aburteilende Art machten seinem Gegenüber das Mitgehen durchaus nicht leicht. Aber wie der kunst- und literaturerfahrene Theologe einst den nationalen Denker voll verstanden hatte, so erkannte er jetzt alsbald den religiösen Tiefgeist, die hohe Bedeutung seiner neuen Absichten. Um seiner kernhaften Frömmigkeit wegen ertrug die Bedachtheit, Güte und Milde des Kirchenfürsten manche Ungebärdigkeit des großen Kindes. In seinen elementaren Kerngedanken fand er nicht selten Erleuchtung, Stärkung, Ermutigung, und in einzelnen Lebensfragen nahm er die Kritik des Gottesfreundes aus dem Niederland so demutsvoll und lernwillig entgegen, wie nach der Legende Tauler die Vorhaltungen des Gottesfreundes aus dem Oberland. Anderseits aber mahnte er ihn ernst, seinen Bogen nicht zu überspannen, nicht stets mit dem höchsten moralischen Druck zu arbeiten. Wenn der Laie als Anwalt der Einfalt dem Bischof die Armen, Kinder und Sünder warm ans Herz legte, so empfahl ihm dieser Mitleid, Achtung und Liebe gegen diejenigen unter den „Gebildeten", welche nicht wie er zehn Talente empfangen hätten, aber mit ihrem halben redlich arbeiteten. Langbehn gab wiederholt seine Freude kund über die redliche, reine Gesinnung, die ihm hier entgegengebracht wurde, über den Glauben und das Verständnis, das seine Ausführungen hier im wesentlichen fanden. Aus ganzem Herzen dankte er dem Bischof auch für einige ganz persönliche Opfer, durch die er ihm sein katholisches Studium erleichterte und Anschaffungen ermöglichte.

Im Juli 1902 hatte sich Langbehn nach Sigmaringen begeben. Dort fand eine Begegnung mit dem Rottenburger Bischof statt, zu der ich hinzukommen durfte. Vorher war er in Immenstadt im Allgäu gewesen, um die dortigen Kapuziner zu bitten, mir den langersehnten Konversionsunterricht zu erteilen. Sie fanden sich bereit dazu, und nach vierwöchentlicher Einführung ward auch mir das große Seelenglück zuteil, mich nun in Wahrheit einen katholischen Christen nennen zu dürfen. Gleich danach machten Langbehn und ich eine Dankeswallfahrt nach Maria Einsiedeln in der Schweiz, dieser „Festung Gottes", die wie ein großer Kristall zwischen den Bergen liegt. Wir fühlten dort die uralte heilige Sphäre, unter frommen Bauersleuten den Odem

der Welt des Rechtes und der Wahrheit. „Noch nie", meinte mein Freund, „sah ich eine Kirche, die so wie diese wirklich eine Kirche ist: nämlich ein Ort, wo jeder Anwesende nur an Gott und Gebet denkt. Dort thront die heilige Gottesmutter über wahrhaft andächtigen Herzen. Dort ist Ruhe, dort ist Gott! Dort ist Strom der Gnade." Seelisch und körperlich erquickt, kehrten wir nach Sigmaringen zurück. Von hier aber eilten wir nach der Benediktinerabtei Beuron hinüber, wo Bischof von Keppler bereit stand, mir gelegentlich einer Priesterweihe das heilige Sakrament der Firmung zu spenden. Da wurde der Rembrandtdeutsche mein Firmpate, und an jenem Festtag des hl. Bernhard wurde auch mir dessen Name zuteil. Nur wenige, aber unvergeßliche Stunden blieben wir in dem weihevollen Beuron bei unserem bischöflichen Gönner. Langbehn freute sich über seine Schlichtheit wie über seinen klaren Gesang und schrieb ihm kurz darauf: „Ich freue mich, Sie wiedergesehen, Ihre Freundeshand gefühlt zu haben. Ich weiß wohl, wie Sie es meinen. Wie schön war es, als wir miteinander die Treppe hinaufstiegen (wo sie uns beide, jeden an einer Hand, führten). Es ist doch ein erfreulicher Augenblick, wenn man ein Schäflein Christi ins Trockene gebracht hat. Möge Gott das Lied der drei Männer — im feurigen Ofen der heutigen Afterkultur — hören. Möge er unsere drei Herzen einen."

Weil Sigmaringen Langbehn zusagte und er von dort leichte Verbindung mit dem Bischof hatte, den er damals in Rottenburg besucht hat, so ließen wir uns einstweilen hier nieder, wo wir gemeinsamer Arbeit oblagen. Auf dem Wege nach Gorheim zu — in dessen Klosterkirche er gottgeborgen gern den „frommen Franziskanerhymnen" lauschte — wohnte Langbehn bei einer Schweizer Dame, die ihn mit den Ihrigen sehr hoch schätzte und fast mit Ehrfurcht bediente. Heimlich, still und schön hatte er sich da eingerichtet; die saubere Wohnung kündete Feierlichkeit und Frieden. Die Wirtin bereitete ihm frische Fische, Gemüse und Knödel, ganz wie er's wollte und brauchte, verschaffte ihm Ruhe für seine bis in die Nacht fortgeführte Geistestätigkeit und hat ihm ein Vierteljahr lang ein freundlich Asyl bereitet — bis wir dann im Spätherbst, der vor uns liegenden Lebensaufgaben willen, mitsammen nach München zogen.

Bischof Keppler sagt in seiner „Armenseelenpredigt": „Besonders groß und tief angelegte Seelen mit intensivem Innenleben können schon hienieden die größten Gegensätze von lichten und dunkeln Gedanken und Gefühlen in sich vereinigen, höchste Freude und tiefsten Schmerz gleichzeitig und nebeneinander in sich tragen." Damit hatte er den Rembrandtdeutschen gezeichnet. Um unverschleiert zu zeigen, wie ihm im tiefsten Innern zu Mute war, geben wir hier noch einige seiner Mitteilungen aus den fränkisch-schwäbischen Jahren wieder, bei deren Lesung jedoch nicht übersehen werden darf, daß es ganz vertrauliche Herzensergüsse sind:

„Gott hat mir viel gegeben. Wie glücklich ich mich fühle, wenn ich — allein mit ihm — in der Kirche sitze, kann ich nicht sagen. Ich bekomme dort mitunter Herzschmerzen vor Entzücken. Doch bin ich stets völlig wach; ich kenne

keine Verzückung. Beim Angelusbeten ist mir öfters zu Mute wie bei der heiligen Kommunion. Ein fühlbarer, kühler, reiner Hauch geht dann durch mein Herz — durch das innere wie das leibliche Herz. Katharina Emmerick sagte einmal zu Brentano über Arnim: ‚Ach, wenn er doch katholisch werden wollte; — er würde den Himmel auf Erden haben!‘ Mir ist dies Los zuteil geworden. Geistlich genommen, sitze ich nicht nur, wie ich schon früher sagte, wie ein Kind auf einem Haufen Juwelen; sondern ich sehe soviel Schätze und Glanz und Pracht und Glut und Gold um mich, — als wandelte ich im himmlischen Jerusalem. Halten Sie mich nicht für überschwenglich. Es sind die Heilige Schrift und Schriften der Heiligen, von denen ich hier rede; dazu der Katechismus von Spirago; ein einfältiges, großgedrucktes Bauerngebetbuch, das ich ständig benütze; und — die Wonne, täglich dem heiligen Meßopfer beizuwohnen. Dazu kommen noch andere Dinge, von denen ich jetzt nicht reden will. So gesegnet wie ich — fühle ich, wenn ich es auch nicht zu sagen wage — war noch niemals jemand. Ich sitze wie in Gottes Schoß. O wie gut ist unser Vater!

Anderseits bekümmert es mich, daß ich diese unendlichen Schätze nicht genügend ausnütze, oft ohne und zuweilen durch meine Schuld. Ich bin bald Adler, bald Schnecke. Dabei drückt mich das ganze Gefühl meiner Unwürdigkeit; ferner meine Undankbarkeit und Unempfindlichkeit während so langer Jahre meines Lebens. Ich fühle fast, daß mich ein Engel bei dem Schopfe aus dem Abgrunde gezogen hat. Wir sind elende Geschöpfe.

Ich sehe oft, wie den Wein im Glase, die Sünde der ganzen Welt in mir. Doch will ich lieber hierüber nicht mehr schreiben; es ist ziemlich arg. Ich schwebe zwischen Himmel und Hölle — wie der Leichnam Mosis — und wie eigentlich jeder Mensch. Das haben wir dem Sündenfall zu verdanken. Wären wir doch unserem lieben Herrn gefolgt! Stets komme ich mir, im Innern, verwahrlost vor wie eine schmutzige Fensterscheibe. Täglich muß ich polieren, daß sie sauber wird. Das helle Licht der Gnade, das Gott über mich ausgießt, zeigt mir erst — o weh —, wie übel es mit mir steht. Mich selbst zu reformieren, gab und gibt mir dauernd ebensoviel und noch mehr zu tun, als andere zu reformieren.“

Und ein ander Mal schrieb er dem Bischof: „Jedes Liebeswort, jedes Liebeszeichen Jesu bleibt — arg zu sagen — für mich der schrecklichste der Schrecken; der bitterste, vernichtendste Vorwurf; wie wenn ich meinen liebsten Freund ermordet hätte und er sich im Verscheiden noch einmal aufrichtete, um mich zu segnen. Wir werden mit schwerer Schuld geboren und zu schwerer Schuld. Wir sind alle nichts; und ein großes, großes Verzeihen ist unsere einzige Hoffnung. Als Naturwesen, es ist wahr, bin ich voll Behagen, Kraft, Ruhe, Sicherheit; aber als Geisteswesen, worauf es allein ankommt, wohne ich in einem Abgrund von Elend; und ich muß oft mein Herz sehr fest in die Hand nehmen, daß es nicht zerspringt. Ich bin ein herrlicher Held, der die abscheulichste Missetat begangen hat und nun unter ihrer Last dahinwankt. So ist Menschheit im günstigsten Fall. Ich bin Menschheit im günstigsten Fall. Mit unheimlicher Klarheit sehe ich, was sie ist und was ich bin. Wehe uns, daß

wir unsern Herrn erschlugen. Sie kennen das Lied Uhlands von dem Knecht, der seinen Ritter erschlug. Das ist unser grauenvolles Schicksal, unsere entsetzliche Bestimmung; menschlicherweise kann uns nicht verziehen werden. Es bleibt nur die göttliche Gnade. Doch ich will Ihnen nicht predigen, was Sie längst wissen; ich wollte Ihnen nur predigen, daß ich es auch weiß."

Doch neben den Fegfeuerzeiten kamen Stunden ungebrochener Seelenfreude über den Neugläubigen, die ihn staunen ließen über die unendliche Gnade und Barmherzigkeit, die Gott ihm zuwandte: „Ich bin der letzte Mensch, dem ich ein solches Schicksal zugetraut hätte. Wie kommen wir Elende nur dazu, von Gott so geliebt zu werden? Zu fühlen, zu sehen, zu wissen, daß es so ist, ist schon Seligkeit auf Erden. Von dem Sonnenaufgang der Seele ist der Tränentau äußerer Leiden und Mühen nicht zu trennen. Ich habe in üblen Zeiten oft erfahren, daß Gott es mit mir macht, wie von ihm einmal die hl. Katharina von Siena sagte: ‚wie eine Mutter, die ihr Kind auf dem Schoß hat und es eine Weile von ihrer Brust fern hält, um ihre und seine Liebe zu steigern, und es nachher nur desto inniger zu herzen'. Bedenken habe ich nur darüber, ob Zeit und Kraft und Wille bei mir noch ausreichen werden, um ins geistliche Leben ernstlich einzudringen. In geistlichen Dingen bin ich nicht nur Kind, sondern Säugling. Auf wen kann der sich anders verlassen, als auf seine Mutter? So ich auf die Kirche. Gesegnet sei sie!"

Die Rotterdamer Patres hatten besorgt, daß Langbehn im Glaubensbereich das Gefühl zu sehr betonen würde. Anzeichen dafür lagen vor. Aber er wußte doch wohl: „Vernunft, das Gottesgeschenk, hat nur der Mensch, Gefühl hat auch die Nachtigall", — und eine Gefühlsreligion im Sinne von Schleiermacher, romantische Träumereien, katholisierendes Ästhetentum lehnte sein bei aller Gefühlstiefe höchst männlicher Geist entschieden ab. Was er übte, war Darbringung des ganzen Menschen an Gott mit vorzugsweiser Betonung echter Empfindung, wie auch St. Paulus sie vom Christen fordert. Was er anstrebte, war nichts anderes als — in etwas zu heftiger Gegenwirkung gegen allen rationalisierenden und schematisierenden Geist — Gott dem Herrn sein ganzes Herz, seine ganze Seele, sein ganzes Gemüt und alle seine Kräfte liebend darzubringen. Wohl hat er dabei die Vernunft als leitende Regel des Handelns gegenüber dem edlen Affekt, den Wert der durchgegliederten Lehre gegenüber dem des lebendigen Beispiels, etwas unterschätzt. Aber innerhalb des freien Spielraums, den die Kirche der Eigenentwicklung ihrer Glieder vollbedacht läßt, verlieh gerade dem Rembrandtdeutschen die lebhafte Klangfarbe seines Wesens eine Seelenkraft und Seelenhingabe, eine Zärtlichkeit und Glut der Religiosität, die seine Kindes- und Dichternatur offensichtlich verklärte.

Als ich in Franken und Schwaben bei ihm weilte, fand ich weniger Übertreibung in der Glaubensbetätigung dieses so leidenschaftlichen Geistes, der auch als Katholik sein Temperament niemals verleugnete, als zu vermuten war. Wohl trieb ihn die Herzenssorge, früher Versäumtes durch vermehrten Gebetseifer nachzuholen, mitunter zu gesteigerten Andachtsübungen, wohl fastete er gelegentlich etwas zu strenge — er konnte ein bis zwei Tage lang ohne Essen sein und tat es zuweilen aus Liebe zu Jesus —, wohl behinderte

der vielfach notgedrungene Mangel an Ordnung in seiner Lebensführung seine stetig betriebene Selbstreform, aber die Grundlage, auf der diese beruhte, war gut. Auch war er beharrlich. Er fühlte deutlich: „So schnell, im Sturmschritt, geht es nicht den Sinai hinauf." Seit er gläubig war, gewann seine Alleinstellung einen viel tieferen Sinn als bisher, denn der Mensch als animal rationale ist zuvörderst ein animal religiosum, dann erst ein animal sociale; was Millionen in letzterer Rücksicht wahllos zu viel tun gegenüber der ersteren, das schien er auszugleichen. Kam er im Gebiet der Theologie auch nicht zu deren rein wissenschaftlichem Studium, das ihm zum besseren Verständnis der Dogmatik und Moral sowie zu einer methodischeren Pflege der Heiligung höchst dienlich gewesen wäre, so führte ihn doch sein genialisch-schlichtes Autodidaktenstudium täglich tiefer in die katholische Glaubenswelt ein. Ich sah ihn ganz mit den Worten des Heilands, mit dem Geiste der Psalmen, mit den Sentenzen der Heiligen leben. Auf deren Leben in allen seinen Ausstrahlungen blickte er immerfort hin, dachte er und betete er. Er benützte alle Hilfsmittel, ihnen menschlich nahe zu kommen. Wie wir zusammen den Apostel der Deutschen an seinem Grabe in Fulda verehrten, so besuchte er mit mir auch zu Kaufbeuren die Wirkungsstätte der seligen Bayernjungfrau Kreszentia, dieser „vollkommenen Christin", lernte sie vor ihren Bildern und Gebeinen in dem trauten Klösterlein noch näher kennen als aus ihrer Lebensgeschichte von Feiler, die ihn gepackt hatte. Aus der deutschen katholischen Literatur hatte er bald die schönsten Perlen herausgefunden, wobei er stets das Kraftvoll-Einfältige dem Geistvollen — von dem er selber schon genug hätte, wie er meinte — vorzog. Immer mehr erfüllte er sich mit dem Historischen, Tatsächlichen, Konkreten der katholischen Welt, fing den schier unerschöpflichen Reichtum des katholischen Kirchenjahres an der Hand der Liturgie, durch Beiwohnung an allen Festfeiern, sorgsam auf und lehrte auch mich davon zehren. So gewann sein Glaube eine Überzeugungskraft und Ursprünglichkeit, die mehr und mehr nach Auseinandersetzung mit der Glaubensverwässerung der Gegenwart rang.

10. Reform aus dem Glauben.

Das Vielfältige und Zwiespältige, an dem die Welt krankt, wieder auf das Einfältige und Runde zurückzuführen, dessen sie bedarf — dazu bin ich gekommen. . . . Die Facetten meines Charakters ziehen hoffentlich nach sich Facetten des katholischen Charakters. Meine ganze „Persönlichkeit" ist nichts als eine Laterne — in der die Persönlichkeit Christi als Licht brennt. Denn von wem könnte Licht und Klarheit kommen, als von Dem, der Licht und Klarheit ist? L. 1900—1902.

Tempelreinigung. Durch den Glauben neu beseelt, sprach der Erzieher:

„Ich bin nicht katholisch geworden, um die Wahrheit zu vertuschen, zu verschmieren oder abzuleugnen. Sehr im Gegenteil. Ein Lump, wenn er auch Katholik ist, ist darum noch nicht mein Freund.

Am Katholizismus habe ich nichts, am heutigen Katholikentum sehr viel auszusetzen. Ausschließlich der göttliche Gehalt der Kirche hat mich katholisch gemacht. Ihre vollkommenen und reinen Lebensgeister: Jesus am Kreuze und auf dem Altare, die Gottesmutter, die Heiligen, die Priester als Ausspender der Gottesgeheimnisse — sind jahrelang mein einziger katholischer Umgang geblieben. Erst nachdem ich gelabt war vom lebendigen Wasser des ewigen Heilsquells der Kirche, kam ich in nähere Berührung mit der zeitlichen Unvollkommenheit des heutigen Katholikentums.

Ungebildete glaubenstreue Katholiken habe ich, vor und nach der Konversion, immer gut gefunden, als ganz vorzügliche Leute, besser als die entsprechende protestantische Schicht. Aber unter den ‚gebildeten' Katholiken versagen viele, verdunkeln das Licht der Kirche für sich wie für andere. Habe ich doch früher lange Zeit unter liberalen Katholiken gelebt, ohne etwas vom wahren Katholizismus zu bemerken, obwohl ich sehr scharf sehe. Nach meinem Kircheneintritt bin ich mit Schrecken gewahr geworden, daß die sogenannten besseren Stände bei der heiligen Messe, am Kommuniontisch, bei Prozessionen wenig mittun. Bei ihnen mangelt es an religiösem Ernst, an Frische, an innerer Spannkraft. Was ist es nur mit diesen verschlafenen Seelen? Entweder *glauben* sie doch an die Gegenwart Christi im Allerheiligsten Sakrament oder sie glauben *nicht*. Glauben sie aber daran, so müssen sie danach leben und handeln!

Auch aus mancher Soutane muß der Staub ausgeklopft werden. Rein menschlich betrachtet, wirken viele katholische Priester überernährt — mehr als ‚Leibliche' denn als ‚Geistliche' —; es fehlt an Körperdiät, manchmal auch an Geistesgymnastik. Sollten Gottes Diener aber nicht ihrem Herrn ähnlich, sollten sie nicht Typen edler und maßvoller Männlichkeit sein? Geht nicht auch eine ganze Anzahl von ihnen zu viel mit der Welt, läßt sich zu wenig die Nachfolge Christi angelegen sein?

Luther und seine Zeitgenossen haben Person und Funktion des katholischen Priesters miteinander verwechselt und über jener diese preisgegeben. Das ist grundfalsch. Denn die Kirche als solche kann nicht verantwortlich gemacht werden für den unvollkommenen, durch den Sündenfall bedingten Personalcharakter einer Zahl ihrer Priester, deren jeder die Willensfreiheit hat, gut oder schlecht zu sein. Die Person des Priesters vertritt die Kirche, und deshalb kommt ihr immer Ehrfurcht zu, aber sie *ist nicht* die Kirche. Das Glas ist nicht der Wein — aber sauber muß es sein. Sonst können Kurzsichtige und Böswillige mit einem Schein des Rechtes den Wein für verdorben erklären. Das schadet der Kirche ungemein. Ich selbst habe zeitlebens viel mehr von mehr oder minder berechtigten Angriffen gegen die Katholiken als von solchen gegen den Katholizismus zu Ohren bekommen.

Es gibt noch viel Schwamm und Fett, Trägheit und Dünkel vom Körper der Kirche abzustoßen. Das geistige Leben der Katholiken leidet an Matt- und Kleinherzigkeit, es fehlt an apostolischer Tat. Wenn man aber den Übelständen im heutigen Katholizismus durch ‚Versöhnung mit der modernen Kultur' begegnen will, so scheint mir das albern, verkehrt, gottlos. Die wohlgemeinten

aber kläglichen Versuche sogenannter ‚Reformkatholiken' sind periphere und oberflächliche Bestrebungen in einer Sache, wo nur zentrale und tiefe Bestrebungen helfen können. Es fehlt ihnen der prometheische Funke. Sie gleiten am Umfang des Kreises hin, statt von seinem Mittelpunkt auszustrahlen. Statt den Glauben entschlossen zu üben und zu vertiefen, ziehen sie von ihm ab. Sie äffen die Weisheit der Welt nach. Sie wollen den Katholizismus mit Hilfe eines ihm feindlichen Prinzips reformieren, was unmöglich ist. Sie studieren und kommentieren modern-wissenschaftliche Werke, deren Truglehren und Trugschlüsse sie nicht entfernt durchschauen; dadurch verderben sie ihre eigenen und oft auch andere Seelen. Sie verwirren die Köpfe der jungen Leute, stumpfen die Gewissen ab und arbeiten wissentlich oder unwissentlich dem Abfall in die Hände. Soviel sie von der Entwicklung, dem Fortschritt, dem Erlebnis sprechen, — sowenig reden sie von dem Unveränderlichen, Festruhenden, Geoffenbarten, von dem Heiligen Geist und seinem ewigen Walten in der Kirche. Dadurch, daß man jetzt beginnt, die subjektivistische Denkart, welche die ungläubigen, erdwärts gewandten Gelehrten in Bann schlägt, in mehr oder minder systematisierter Form auf den katholischen Boden zu übertragen, wird die Mattherzigkeit im eigenen Lager nur noch um die Kern- und Saftlosigkeit der modernen philosophischen und schöngeistigen Strömungen vermehrt. Dadurch werden der katholische Glaube und die übernatürliche Wahrheit verschleimt und entseelt, oder gar in rein menschliche Phantasiegebilde umgedeutet, — also aufgelöst und zerstört.

Hier zu warnen und aufzuklären bin ich, als gläubiger Laie, berufen. Meine Kritik stützt sich auf lange Erfahrung, auf Unerschrockenheit und Unbefangenheit; sie zersetzt nicht, sondern sie baut auf. Hertling hat als Erster von der ‚katholischen Rückständigkeit' gesprochen und versucht, der katholischen Bildung durch stärkere Beteiligung der Theologie im Rahmen der deutschen Universitäten abzuhelfen. Das mag, trotz der von ihm nicht genug in Anschlag gebrachten, schwarzen Seiten heutigen Hochschullebens als Durchgangszustand vorübergehend dienlich sein, — daran aber beteilige ich mich nicht. Ich behaupte bestimmt, daß eine wahre katholische Erneuerung und Blütezeit auf ganz anderem Wege zustande kommen muß, durch in sich geschlossene Pflege kernkatholischen Geistes, durch starkgläubige Persönlichkeiten und große Ideen, durch Neukristallisierung des katholischen Wesens von innen heraus. Dafür ist vor allem vonnöten:

1. Voller Glaube. Es gibt kein Bildungszentrum außer Gott. Eine Neubelebung des Katholikentums kann nur von der Brust Jesu, von Patmos, von der Thebais, vom reinsten Priester- und Ordensgeist ausgehen. Zurück zum Herzen — muß das Blut! Ein Katholizismus, der Abstriche macht, oder irgendwie im Glauben wackelt, ist keiner mehr. Die Kirche ist keine Hure, die sich bald diesem, bald jenem hingibt — auch nicht dieser oder jener gelehrten Hypothese. Die Sätze des katholischen Katechismus, wie sie jedes Kind lernt, die Gegenwart Christi in der Brotsgestalt, die tiefste Ehrfurcht vor dem Statthalter Christi auf dem Stuhl Petri — das sind die selbstverständlichen Voraussetzungen jeder katholischen Reform.

Die feste Umreißung des Glaubens obliegt dem Lehramt, die geistliche Seelsorge dem Priesterstand. Meine Reformabsichten gehen nur auf das Menschliche, Laienhafte. Aber in jedem Priester steckt ein Mensch; den Priester menschlich heben heißt ihn auch geistlich heben — heißt auch das Vertrauen aller Wohlmeinenden zur Kirche heben. Aus Menschen macht man Katholiken. Um aber den Menschen im Priester und im katholischen Gebildeten zu heben, braucht es außer dem Glauben:

2. Natürliche Tugend. Diese ist die unentbehrliche Grundlage gesunden geistlichen Lebens. Diese muß gepflegt und gefestigt werden, um das kirchliche Leben vor Mißbrauch und Entartung zu schützen. Reformieren läßt sich immer nur der ganze Mensch, nicht ein Stück von ihm. Wenn der ganze Mensch Gott dient, wird jede Herzensempfindung, wird auch Körperzucht zum Gottesopfer. Wozu haben wir unsern Leib, als um Gott zu leben und ihn in Gott zu verlieren?

Reform muß immer auf einfache Verhältnisse zurückgreifen. Zu Natürlichkeit und Einfalt zurückzuführen gegen Unnatur und Raffinement, das ist mein eigentlicher Beruf. Ich lehre, daß der unterste Weg der sicherste ist, daß es Kindersinn und Frohsinn braucht in der Religion, daß sie ursprünglicher Frische, daß sie einer Jugend bedarf, die Mark in den Knochen hat. Ich lehre, daß Ehrlichkeit unerläßliche Vorbedingung der Frömmigkeit ist. Ich lehre, daß Charakterstärkung, vorerst Hinwendung zur Offenheit, Geradheit, Einfalt der Gesinnung und des Benehmens nötig ist. Ohne Einfalt wird das Glaubensleben zur Komödie; Einfalt ist auch für Gebildete die Eingangspforte zu diesem. Ich lehre, daß der Segen der Kirche seine Frucht nicht trägt ohne gesunde Männlichkeit und tiefe Frömmigkeit ihrer Organe. Denn diese sollen die Menschen doch durch Lehre und Beispiel aus Charakterlosigkeit und Gleichgültigkeit mit kräftiger Hand zu ihrer höchsten sittlichen Würde emporheben. Das vermögen sie nur durch edle, großgeartete Geradheit, die nicht mit Unrecht jeder anständige Mensch von ihnen erwartet. Ich lehre, daß die katholische Persönlichkeit beherzt und ohne Scheu in Jesu Namen der Welt gegenübertreten soll.

Ich lehre entschlossene Abkehr von einer Bildung, die im Wissen und irgendwelcher Gelehrsamkeit ihr Ziel sieht. Ein Plus von Gelehrsamkeit bei einem Minus von Charakter ergibt den Abgang apostolischer Gesinnung, ja jeder seelischen Führung. Das Rationelle ist nur dann berechtigt, wenn es dem Seelischen als Skelett dient. Der Verstand leitet, aber innerhalb der Gesamtaufgabe des Erdenmenschen hat er die dienende Aufgabe, den Willen, das Gewissen, die Tatkraft des Menschen mobil zu machen; die ganze Seele ist mehr als ihre Hauptkraft. Ich predige nicht Geist, ich predige Moral; Geist ist nur das Beförderungsmittel meiner sittlichenden Tätigkeit. Denn der Wert der Seele bestimmt sich nach ihrer Sittlichkeit. Wie könnte sich Reformation auf etwas anderes beziehen als auf Sittlichkeit und Seele? Kirchentum ohne Innenleben ist ein übertünchtes Grab, voll Moder, Gestank und Wurmfraß; es ist erklärtes, eingestandenes Pharisäertum in optima forma.

Deshalb gilt es vor allem die Seelen innerlich zu erwärmen, die Menschen

blutvoll, nicht lympatisch leben zu lehren, Gemüt und Herzlichkeit und Liebe zu pflegen auf dem Boden der kirchlichen Wahrheit, — das was den Menschen dem Menschen und was die Seele mit Gott verbindet. Für die Herstellung dieser Verbindung braucht es:

3. Ungebrochene Tradition. Untrennbar vom katholischen Glauben ist das katholische Leben durch die Jahrtausende. Für die meisten bedeutet dieses die wirksamere und schnellere Führung zu Gott als ausschließliche Pflege der Lehre. Denn das Leben, die Persönlichkeit, die lehrt, verkörpert, wenn sie ihres Amtes recht waltet, das Gelehrte im leuchtenden Bilde: Jesu Leiden lehrt nachdrücklicher als seine drei Lehrjahre, das Leben der Heiligen eindringlicher als die Lehre von der Heiligkeit. Daher kommt alles darauf an, den Anschluß an das höchste Leben zu gewinnen. Ein Charakter wird man nur durch Anschluß an Charaktere, ein Christ durch Anschluß an Christen. Deshalb hat eine katholische Bildung die Hauptaufgabe — auch um der modernen Bildung aus dem Taumel der Traditionslosigkeit herauszuhelfen — alle kontinuierlichen Bindeglieder ihrer geschichtlichen Entwicklung bis an die Gegenwart hinan fest zusammenzuschließen, und dann erst die geistlichen und technischen Hilfsmittel des Fortschritts der Zeit mithineinzubeziehen. So vertieft sie die ewigen Wahrheiten, statt sie zu verflauen, so erhält sie das Alte, was sie Deutschland und Europa gab, und gibt ihm Neues dazu.

Zahllose unbekannte Schätze liegen noch im katholischen Boden. Die Katholiken haben die höchste Kultur — ererbt, von der sie selbst oft nichts mehr wissen noch üben. Man muß jetzt jene Schätze heben, ordnen, zu verwenden wissen in dem Geiste, dem sie entstammen. Wie die Griechenkultur erst im Mittelalter und der Renaissance für die Welt volle Frucht trug, so gilt es jetzt, die seelisch weit überlegene Kultur des europäischen Mittelalters zur religiösen Neubelebung der Welt in vollem Maße heranzuziehen. Die ganze ‚Bildung' seit vierhundert Jahren ist eine gespaltene, an der das Volk keinen Anteil hat. ‚Mittelalter' — das ist der Geist, der Glauben und Wissen, Einfalt und Bildung zu vereinigen verstand und der ihnen, wenn voll verstanden und verständig verwandt, auch auf modernem Boden wieder zur Vereinigung zu verhelfen vermag.

Es ist eine Schmach und Schande, daß das Katholikentum, gleich dem alten Judentum, so oft Unzucht mit fremden Göttern trieb, dadurch sich selbst verunreinigte, sich unter Faktoren erniedrigte, die weit geringwertiger waren als es selbst ist, und deswegen seine Bestimmung zum Heil der Welt schlecht erfüllte. Ich sehe wohl, wie es mit der katholischen Kirche steht: die heilige Monstranz ist vorhanden wie nur je, der göttliche Leib ist darin, wie nur je. Aber jene Monstranz ist besudelt und muß gereinigt werden. Ich will dazu helfen soviel ich kann. Dazu helfe mir Gott und sein himmlischer Sohn und sein Heiliger Geist."

Um die volle Bedeutung dieser Leitgedanken Langbehns — die hier teils mit seinen eigenen Worten, teils zusammengefaßt hingestellt sind — zu

ermessen, muß man sich die Zeit ihrer Entstehung vor Augen halten. Um 1900 machte sich in verschiedenen Teilen der katholischen Welt der allerdings nicht neue Gedanke geltend, durch grundsätzlichen und praktischen Ausgleich, durch Abschwächung der kirchlichen Lehre und Verkürzung der katholischen Autorität im Sinne des Liberalismus eine „Versöhnung" zwischen der katholischen und der modern-ungläubigen Weltanschauung herzustellen. Nicht selten gesellte sich die Absicht oder doch das Vorgeben dazu, durch Herabminderung von kirchlichen Ansprüchen Eroberungen für die Kirche zu machen. Am deutlichsten gab sich diese Strömung im religiösen „Amerikanismus" kund. Sie durchwühlte Frankreich, sie erfaßte Deutschland, wo sie im „Reformkatholizismus" durch Kraus, Schell, Joseph Müller, gemäßigter durch Ehrhards Buch über den Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert, öfter aber in sehr unglücklichen und bedauernswerten Formen vertreten wurde. Mehrere reformkatholische Zeitschriften, zahlreiche Broschüren, viele Artikel in liberalen Blättern, die Gründung einer eigenen Reformergesellschaft schürten die Bewegung, die in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts in Süddeutschland wie ein Lauffeuer um sich griff. Da sie Seele und Struktur der Kirche völlig verkannte, zu teils ganz verschwommener, teils völlig irriger Lehrdarstellung, sogar zu Forderungen wie Aufhebung des Zölibats und ähnlichem führte, da außerdem die persönliche Haltung mehrerer ihrer Führer die stärksten Bedenken erregte, so bereitete sie dem deutschen Episkopat große Sorge, dies um so mehr, als sie wegen ihres qualligen Charakters sehr schwer bestimmbar und faßbar war.

Da kam ganz unerwartet ein geistesgewaltiger Laie aus dem modernen Lager zur alten Kirche herüber, verfolgte die geschilderte Bewegung in all ihren Kundgebungen sofort aufs genaueste, erkannte deutlicher als sonst jemand deren große Gefahr für die Unversehrtheit des Glaubens und wandte sich mit eindringlicher Warnung davor an denjenigen deutschen Bischof, der zwar nicht durch die Bedeutung seines Sprengels, aber durch die seines Geistes in erster Linie berufen schien, hier einzugreifen. Er schrieb an ihn mit eingehender Begründung, mit all der Überzeugungskraft, die einen Menschen erfüllt, der einem seelischen Mahlstrom eben entronnen ist und nun seine Mitmenschen vor einem Unheil warnen will, zu dem sie nichtsahnend hintänzeln. Er beschwor den Bischof, an den er als einen für alle schrieb, hier doch nicht stumm zu bleiben; sei es doch an den Bischöfen, hier Wandel zu schaffen. Der Bischof dämpfte und mäßigte wohl die zuweilen über das Ziel hinausschießende Kritik des feurigen Konvertiten, stand aber in der Hauptsache innerlich auf dem gleichen Standpunkt, gab unumwunden das Treffende seiner Ausführungen zu und nahm die ihm in dieser hochwichtigen Angelegenheit dargebotene Hilfe an. Es ist nicht das kleinste Ruhmesblatt in dem reichen Wirken dieses deutschen Kirchenfürsten, daß er — trotz der wohlerkannten Schwierigkeit, die geistige Ritterkraft des Freundes mit dem ihr eigenen Ungestüm in den rechten Schranken zu halten — weitblickend und weitherzig genug war, diesen tiefgläubigen und die Worte meisternden Laien zur Mitarbeiterschaft in dem so kritischen Zeitpunkt heranzuziehen, und ihm

soweit entgegenkam, als sein bischöfliches Amt es erlaubte. Er entschloß sich eine Rede über „Wahre und falsche Reform“ zu halten. Er legte Leitsätze fest, er gab das Gerüst an und erlaubte dem Rembrandtdeutschen, seine Gedanken dazuzutun, um dann das Ganze mit ihm durchzuberaten.

Diese Rede führt aus, daß eine Reform des Katholizismus allerdings möglich sei, aber natürlich nicht in seinem göttlichen Teil, nicht in Dogma, Sittengesetz, Heilsrichtung, Organisation, wohl aber im menschlichen Teil, im Charakterleben der Katholiken, und daß eine solche heute auch nötig sei. Die wahre Reform müsse selbstverständlich eine religiöse Reform sein und als solche zurückführen auf die übernatürlichen Heilskräfte und Gnadenmittel, auf den Glauben und die Sakramente, auf das Meßopfer und das Gebet. Sie müsse den Menschen im innersten Innern erfassen und bessern, sie müsse Seele, Willen, Charakter, Gewissen ergreifen. Sie müsse vor allem auch für das ganze Volk und für die Kleinen eintreten. Wissenschaft sei zu pflegen und Bildung zu erstreben, aber eine Wissenschaft, die den Glauben achte, denn dieser, nicht jene, sei das Fundament des Lebens und des Heiles. Darin stehe der Katholik mit seinen evangelischen Mitbrüdern, — wenn er auch die lutherische Reformation nicht als wahre Kirchenreform anerkennen könne —, zusammen. Nicht ob der Katholizismus auch gebildet genug sei, sondern ob er katholisch genug sei, das wäre, im Sinne des hl. Franziskus, des bisher besten Kirchenreformators, die Hauptfrage. Hochmütiger Pharisäergeist müsse der Demut und Bescheidenheit weichen. In der echten Bildung stehe höher als Forschung und auch als Spekulation die Kontemplation. Sie sei die Jakobsleiter, auf der Gottes Engel auf und nieder stiegen; sie sei das innerste, zarteste Mark der wahren katholischen Bildung. Außenstehende, soweit nicht ganz ins Moderne verstrickt, könne man nur durch ein unverfälschtes, unverkümmertes, nicht ein modernisiertes Christentum, nicht durch einen Margarinekatholizismus gewinnen. Die Moderne müsse durch das Christentum verjüngt werden, nicht umgekehrt. Wahre Reform wolle sich mit Gott, falsche mit der Welt versöhnen.

Der Fülle tiefer und fruchtbarer Gedanken, dem herben eindringlichen Ernst, der eifernden Besorgtheit der Rede fühlt man es an, daß hier ein bevorzugtes Menschenpaar zusammenwirkte, um eine kühn unternommene, heilsame Operation am Körper der Kirche zu vollziehen. Herrschte über Inhalt und Zielrichtung der Kundgebung völlige Übereinstimmung, so nicht ganz über die Ausdrucksweise. Der Bischof war aus naheliegenden Gründen für eine gemäßigtere Form — sein Gegenüber für eine möglichst markige, hie und da derbe Sprache. Er begründete das so: „Die Kirche Christi wird niemals siegen, wenn sie sich nicht der Fischer- und Zimmermannssprache wieder zuwendet. Jesus sprach ‚gemein‘ nach Ansicht der Pharisäer, aber tatsächlich ‚gewaltig‘ und nicht wie die Gelehrten. Wir sollen es auch tun. Es gilt in der Sprache der Gläubigen, nicht der Zweifler zu reden.“ Die Reformangelegenheit sei durch ihr bedrohliches Anwachsen eine Gefahr für das gesamte katholische Volk geworden; dieses müsse aufgeklärt, geschützt, in überaus deutlicher Sprache gewarnt werden. Handfeste Ausdrücke seien hier

bitter notwendig, damit die Leute sähen, daß es Ernst sei, daß es sich nicht nur um akademische Diskussionen der Studierstube handle. Der Bischof willfahrte den dahingehenden Vorschlägen Langbehns nur teilweise, nahm aber auf das Gewicht seiner Gründe hin mehrere Kraftausdrücke in die Rede mit auf. Wenn diese auch längst nicht die Schärfe mancher Worte des Heilands und des Völkerapostels gegenüber Entartungen jener Tage erreichten, so sind sie doch, wie vorauszusehen war, in der liberalen Presse als unfein dem Bischof arg vorgerückt worden, — wo natürlich unerörtert blieb, ob sie nicht nach den damaligen öffentlichen und nicht bekannt gewordenen Vorkommnissen das Richtigste waren, mochten sie auch einzelne überhart treffen und auch Katholiken zu scharf vorkommen. Als Mitzeuge jener Tage denke ich noch heute nicht ohne Ergriffenheit an den gewissenhaften Ernst und die treue Sorge um Millionen von Seelen, welche die beiden Geistesmänner bei ihren letzten Beratungen über diesen Vortrag selbstlos bezeugten. In dessen bewegten Impuls ist viel Gebet und Herzblut hineingeflossen.

Die Reformrede, wie Bischof Keppler sie auf der freien Konferenz des Kapitels Rottenburg am ersten Dezember 1902 hielt, wurde zu einer Reformtat. Ein so kräftiger katholischer Hauch war lange nicht durch die Lande geweht. Seit den Tagen Diepenbrocks und Kettelers war, so gestanden selbst die „Grenzboten", keine derartige bischöfliche Kundgebung in deutscher Sprache erfolgt. Sie wurde im Deutschen Reich und seinen Nachbarländern von den führenden katholischen Organen vollinhaltlich wiedergegeben; sie erschien als Broschüre in mehreren großen, nachträglich vermehrten Auflagen; sie wurde ins Französische und Englische übersetzt. Die Zustimmung vieler reichsdeutscher und österreichischer Bischöfe, mehrerer Priesterverbände, der katholischen Edelleute Deutschlands und vieler Geistlichen und Laien machten die Rede zum Anlaß einer umfassenden Kundgebung katholischer Kirchentreue. Sie durfte im kirchlichen Lager um so mehr als „lebendes Samenkorn" bezeichnet werden, nachdem Papst Leo XIII. dem Rottenburger Bischof schreiben ließ, er hätte mit größter Freude von seiner Rede Kenntnis genommen und wäre hocherfreut über die kräftige Beweisführung, mit der er den Künsten und der Kühnheit der Neuerer entgegengetreten sei. Der Papst hatte kurz vorher gegenüber Kardinal Kopp äußerste Besorgnis über die verfehlten Reformbestrebungen in Deutschland geäußert; jetzt wurde es für den Bischof wie nicht minder für Langbehn eine Herzenserquickung, den dreiundneunzigjährigen Greis auf dem Stuhl Petri getröstet zu haben.

Die kirchenpolitische Bedeutung der Reformrede liegt sicherlich nicht allein darin, daß sie die sogenannten Reformkatholiken völlig zersprengte und weite Kreise der deutschen Katholiken zur Besinnung über deren abschüssige Bahn brachte, mehr wohl noch darin, daß in Deutschland kaum eine andere katholische Geistestat so entschieden im Sinne der drei großen Reformpäpste — Pius IX., Leo XIII., Pius X. — gedacht ist als diese. Der letztgenannte Papst hat die den Reformkatholiken folgenden Modernisten, „die da Verkehrtes reden", „die mit ihren nichtigen Reden zu Verführern werden", zu „betrogenen Betrügern", in noch mächtigerem apostolischen Geiste so nach-

drücklich und mit so klarer Begründung auf den christlichen Glaubensgrund verwiesen, daß die Rottenburger Reformrede vom Dezember 1902 wie ein Vorspiel zu seiner Enzyklika „Pascendi dominici gregis" vom September 1907 erscheint.

Bei Veröffentlichung der letzteren weilte Langbehn nicht mehr unter den Lebenden. Schon binnen Jahresfrist nach der Reformtat fand sein Zusammenwirken mit Bischof von Keppler, über dessen Verlauf und Abschluß dieser in seinem Geleitwort selber berichtet, ein Ende.

Wir erblicken ein Geheimnis der Vorsehung in dem Kommen und Gehen des Rembrandtdeutschen bei dem Bischof. Wie im Vorgefühl der Trennung schrieb er ihm: „Wir können beide nicht aus unserer Haut fahren, aber wir können sie beide für den lieben Gott zu Markte tragen. Unser Inneres aber bringen wir am heiligen Opfertisch dar; und ich fühle, ich weiß: daß dort zwischen Ihrer und meiner Gesinnung kein Unterschied ist." Er blieb zeitlebens tiefbesorgt um den Bischof; während ihres Zusammenstehens in geistigen Stürmen sprach sich oft seine Fürsorge für ihn aus. Einmal, meinte er, müßten wir doch auch auf den örtlichen Spuren des hl. Franziskus, in Umbrien, gemeinsam „Sonne und Früchte und Frohsinn kosten, Gott lieben und loben" in dieses Christusjüngers Kindersinn. Während der Vorbereitung auf die Reformrede schrieb er: „Gottes Hand verschränkt uns lieblich. Wir müssen sein, wie zwei Hände, die sich betend falten." Eines Tages, wir waren zu dreien, habe ich erlebt, wie er aus Ehrfurcht vor dem Apostelamt sich vor dem Bischof, nachdem dieser als solcher fungiert hatte, bis zur Erde niederbeugte. In einer andern guten Stunde hat er ihm die lange, segensreiche Hirtenwirksamkeit zu prophezeien gewagt, die ihm Gott in der Tat beschieden hat.

Wieder einmal hatte der Rembrandtdeutsche geholfen, der gleitenden Zeit einen gewaltigen Ruck nach rechts zu geben, wieder einmal war er nicht fähig oder gewillt gewesen, eine gemäßigte geistige oder geistliche Politik, die den glimmenden Docht in gefährdeten Seelen nicht löschen darf, durch längere Zeit in bescheidenem Zusammenwirken mit Gleichgesinnten durchzuführen. Das Geniale in ihm — wenn man seine große natürliche Geistes- und Stoßkraft so nennen darf — beugte sich rückhaltlos vor Gott, aber er hatte noch nicht gelernt, sich auch vor schwachen Menschen wahrhaft christlich zu beugen. Zu der Inspiration des Genies gesellte sich in ihm auch das Verhängnis des Genies. Ist doch in solch einem Ausnahmewesen der Drang nach Ergreifung, Formung, Beherrschung, Vergeistigung der natürlichen Welt so elementar, daß es ihm weit schwerer fällt als uns gewöhnlichen Sterblichen, sich der Übernatur demütig einzuordnen. Es hat mehr zu unterwerfen als wir. Bleibt das Genie autonom, so steht es auf der Linie der Selbstvergottung mehr als andere in Gefahr, dem Wahnsinn zu verfallen; fügt es sich dagegen der Gnadenordnung, so steht es auf der Linie zur Heiligkeit. Menschen können es nicht bändigen, noch seine Richtung wesentlich beeinflussen — nur Gott kann es. Gott tat es, indem er den wutschnaubenden Saulus wie den eitlen Augustinus, diese beiden größten Konvertiten der alten

Zeit, beugte und wandelte. Er tat es, indem er eine ganze Schar der begabtesten Geistesmänner und Geistesfrauen der neuesten Zeit in ganz Europa — wir nennen nur die Engländer Newman und Manning, den Holländer van den Eden, die Norwegerin Sigrid Undset, den Österreicher Hermann Bahr — wie durch ein Wunder zur Kirche bekehrte. Nicht der Geringste unter diesen, die auch in Deutschland eine schöngeistige Gruppe bilden, ist der Rembrandtdeutsche.

Doch ist in ihm der Reinigungs-, Erleuchtungs-, Einigungsprozeß hienieden nicht zu dem vollkommenen Abschluß gekommen wie bei St. Augustin. Obwohl tief christlich geworden im Glauben, im Affekt und der Zielstrebung, war er es noch nicht in allen seinen Handlungen. Er überschätzte auch als Katholik öfter noch das Adamitische, ließ außer acht, daß die Praxis christlicher Politik *nur* christliche Mittel zuläßt, daß die seiner Natur innewohnende Gewaltsamkeit gar nicht mehr am Platze war. Fern von Wissensstolz blieb er doch rassenstolz, ohne in der hierin wurzelnden Überhebung den Mangel an Durchchristlichung zu erkennen. Trotz seines dauernden Ringens nach Heiligkeit darf man ihn daher *nicht* als Heiligen ansprechen — wohl aber als christlichen Helden, der lauter für das Heilige gewirkt hat. Die Gewöhnung seiner Seele entsprach dem Heldenmut und dem gottgeweihten Singen eines David, der heroischen Opfertat einer Judith; deswegen mag man ihn den Prototypen des Alten Bundes vergleichen, die trotz mancher Unausgeglichenheit ihres Wesens als auserwählte Werkzeuge für ganz bestimmte Zwecke der Vorsehung vor uns stehen.

Seelenheil, Bildung, Bekehrung anderer decken sich bei mir durchaus mit meinem eigenen Seelenheil, meiner eigenen Bekehrung L. 1900.

Apostolische Triebe. Langbehn betrachtete sein Leben nur als eine kurze Spanne Zeit, ihm allein dafür gegeben, um bestimmte große Aufgaben zu erfüllen, auf die er jede seiner Einzelhandlungen bezog. Das überaus schnelle Tempo, das er oft einschlug, und das sowohl seine Heiligung wie auch seine Beziehungen zu Bischof von Keppler erschwert hat, wurde großenteils veranlaßt durch die Besorgnis: meine Lebenskraft wird bald erschöpft sein. Schon 1900 schrieb er dem Bischof, es heiße, bestimmt damit zu rechnen, daß sein ganzes Wirken ein *posthumes* sein werde. Vielleicht laufe seine ganze Tätigkeit darauf hinaus, zu gestalten wie der persische Nationaldichter Firdusi, der sein Königsbuch in dreißig Jahren völliger Abgeschiedenheit und Unbekanntheit geschaffen habe, — um dann zu sterben. Dem fügte er zwei Jahre später hinzu: „Ich habe bisher nur bei Ihnen und meinem Gehilfen Glauben gefunden. Vielleicht sind sie auch die ersten und letzten, die mir bei meinen Lebzeiten glauben."

So ist es gekommen. Es war Langbehn nicht einmal vergönnt, seine vielen Niederschriften zu sichten und zusammenzuschließen. Viele seiner Gedanken hat er, außer in Briefpartien, nur in aphoristischer und epigrammatischer Form niedergelegt. Er schrieb sie durchweg mit Bleistift auf Taschenbuchblätter —

dies bei Tag wie bei Nacht, auf Wanderungen wie in Eisenbahnzügen — nieder, um sie zunächst für sich selber festzuhalten. Die Bedeutung vieler lapidarer Sätze und Schlagworte ist nur seinem Gehilfen verständlich, den er eingeschult und bestallt hat, seine „Bauquadern" zu ordnen und zu schichten, dem durch lebendiges Miterleben die Einheit und Geschlossenheit seiner Reformpläne klar vor die Seele gestellt ist, wie sie ihnen seine Persönlichkeit verlieh. Immer wieder betonte der Rembrandtdeutsche: „Meine Reform beruht auf meiner Persönlichkeit." Da diese allerdings zum Verständnis vieler Bezüge seiner Geisteswelt unentbehrlich ist, hat sein Gehilfe das ungewöhnliche Wagestück unternommen, das Lebensbild eines bedeutenden Mannes *vor* dem Bekanntwerden seines innerlich reifsten Geistesgutes vorzulegen, — freilich nicht, ohne Teile davon in die Persönlichkeitsdarstellung hineinzuverweben. Aber erst die bevorstehende Veröffentlichung seines Geisteserbes wird die Gesamtbedeutung Langbehns erkennen lassen. Leben und Lehrgut bilden bei ihm eine untrennbare Einheit. Obwohl seine Geisteserzeugnisse der Form nach ein Bruchstück geblieben sind, dem Inhalt nach sind sie ein geschlossenes Ganzes. Er hat vor seinem Ende den vollen Zusammenschluß seiner Ideenwelt gefunden.

Langbehn war, wie Goethe von Aristoteles sagt, ein *baumeisterlicher* Mann, der, wenn er auch nicht dazu gelangt ist, seinen Geistesbau fertig durchzugliedern, doch immerfort architektonische Aufrisse gab. Man hat von seinem Erzieherbuch gesagt: „Jeder Satz liest sich wie eine Kapitelüberschrift"; damit ist nicht übel gekennzeichnet, welche Überfülle keimkräftiger Gedanken er in sich trug und von sich gab. Manche seiner Ausdrücke, wie „Kontinuität ist Leben" und „Kraft kann ersetzt werden durch Genauigkeit", beleuchten eine Welt. Seine Geistesarbeit, in ihrem ganzen Zusammenhang genommen, schlägt eine grandios entworfene Brücke zwischen der Ichwelt und der Gotteswelt. Das Rembrandtbuch in seiner ersten Periode, die Reformtätigkeit mit dem Bischof von Rottenburg in seiner zweiten Periode wirken innerhalb seiner ganzen konstruktiven Denktätigkeit wie zwei von ihm mit leichter Hand hingesetzte geistige Strebepfeiler. Sein ganzes Bauen zielte auf viel mehr hin.

Unbeirrt durch all die Nöte, Störungen, körperlichen Beschwerden der letzten Lebenszeit blieb sein Geist konzentriert auf den Gedanken: die Welt mit den Mitteln der Genialität und der Einfalt auf die Ursprünglichkeit und Unversehrtheit des christlichen Glaubens zurückzuführen. Bis an seinen Tod hat er gearbeitet für öffentliche Betätigung in dieser Richtung. Er hat zahlreiche Entwürfe für Flugblätter hinterlassen, mit denen er sich weniger an die „Oberen Zehntausend" als an die „Unteren Millionen" wenden wollte. Er plante Vorträge unter dem Titel „Katholische Abende". Dabei wollte er über ganz konkrete Catholica, z. B. über das Gebet „Seele Christi heilige mich", — über kirchliche Bildwerke, die dabei den Zuhörern vor Augen stehen sollten, — über sich selbst und seine Seelengeschichte sprechen. Er wollte, fiel es noch so schwer, sein Inneres offen kundtun und „die Schande der Welt nicht scheuen", wollte auf alle Weise wachrufen zu *lebendigem* Christentum. Er strebte danach, den heimlichen Kaiser in seiner Natur in einen öffentlichen

Apostel zu verwandeln. Mag es dahin gestellt bleiben, ob er unter Mithilfe verwandter Seelen zur Betätigung eines großgeistigen Laienapostolates inmitten der Welt hätte gelangen können, — in seinem Denken und Schreiben hat er in der Tat apostolische Schößlinge von wurzelhafter Triebkraft gezeitigt.

Er arbeitete an einer „Lehrschule der Seele", um eine wahre, tiefe, vollmenschliche und völkerumspannende Bildung auf dem Boden des katholischen Glaubens schaffen zu helfen, die Natur der Übernatur zu Füßen zu legen, um den Aufstieg der Seele zu Gott aus den Abgründen der Gegenwart mit allen Gaben seines Geistes zu fördern. Er dachte daran, im Zeichen Mariä eine Zeitschrift zu gründen, „um die Protestanten in Liebe zu gewinnen". Sie sollte das Leitwort erhalten: „Lasset uns sehen, wer von uns beiden größere Liebe habe." Nicht die — größtenteils durch Entstellung und Verzerrung der katholischen Lehre hervorgerufenen — Lehrunterschiede hielt er für das eigentliche Hindernis der Wiedervereinigung aller Christgläubigen auf dem Boden der Mutterkirche, sondern den menschlich schlechten Charakter vieler Katholiken von einst und jetzt. Die Lostrennung Luthers und seiner Gefolgschaft ebenso gut wie die französische Revolution seien sonder Zweifel Strafgerichte Gottes ob der sittlichen Verkommenheit in einem großen Teil der katholischen Welt. Das sollten die Katholiken nicht nur mehr zu Herzen nehmen, sondern auch noch offener vor der Welt bekennen. Wie schändlich sei Gott in seiner Kirche von vielen seiner bevorzugtesten Kinder wieder und wieder mißhandelt, ja verraten worden! „Wenn aber", rief er aus, „Christus von den Seinen verlassen wird, ist das ein Grund, ihn dann auch noch zu verlassen? Im Gegenteil, man soll zu ihm hineilen."

Wie im Mittelalter die Ritterorden mit gezücktem Schwerte für die Ehre Gottes kämpften, so wollte Langbehn, daß jetzt mannhafte Laien planmäßig mit dem Schwerte des Geistes für die Glaubensgüter kämpfen sollten, um unter den Katholiken selbst wie in der modernen Welt die verkannten und verschütteten katholischen Werte auch außerhalb der Kirchenmauern wieder wirksamer zu machen. Für solches Beginnen fand er um die Jahrhundertwende in Deutschland wenig Vorarbeit. Görres erschien ihm als der seinen Bestrebungen verwandteste Punkt. An dessen mannhafte, unerschrockene, löwenmutige Gesinnung wollte er anknüpfen. „Er hatte Ideen wie ich; er war Laie wie ich; er war Politiker wie ich; er fürchtete Tyrannen nicht wie ich; er verachtete Geschwätz wie ich; er war germanisch gesinnt wie ich." Allerdings, so fügte er diesen Sätzen hinzu: „Er wallt und wogt, wo ich messe und schreite. Er ist Ende, und ich bin Anfang." Hier und anderswo hebt der Rembrandtdeutsche mit Recht hervor, daß er Vordenker und Vorläufer war, daß er dem nach ihm kommenden Geschlecht aufspielte. Wenn ich in seinen Reformaufzeichnungen grabe, ist es wie Wandern in üppigem Urland: „Denn ich bin voll von Reden, und der Geist ist eingezwängt in mir. Sehet, mein Inneres ist wie Most, der kein Luftloch hat, der neue Flaschen sprengt" (Job 32, 18 f.). Zur Beleuchtung der apostolischen Gesinnung seiner zweiten Periode seien hier einige seiner Gedanken wiedergegeben:

„Früher war ich Volkserzieher, jetzt bin ich Menschheitserzieher. Ich bin

nicht dazu da, die Menschen zu schonen, sondern sie zu bessern. Eine bessere Minderheit muß kommen — von großäugigen Menschen. Das meine ich nicht im geistigen, sondern im seelischen Sinn, in Bezug auf die Weite, Tiefe, Frische des Fühlens. Menschenaugen, nicht Mäuseaugen, brauchen wir; (auch) viele Katholiken von heute haben Mäuseaugen. Es braucht Schauer und Erbauer, es braucht Emotionen, Impulse, geistige Wetterstürme.

Wer großherzig denkt, dem wird das Hinfliegen zum Guten nicht schwer. Wer sich hinwälzen lassen muß, dem fehlt es an Ingenuität der Gesinnung und sittlicher Elastizität. Zur guten Sache, zur Sache Gottes muß — um in irdischen Dingen wirklich Erfolg zu erzielen — Genie hinzukommen. In ihm liegt die elektrische Kraft, die man braucht, um lahme Glieder wieder zur Regung zu bringen. Ich will Geist und Gesinnung der Leute stärken; ich will Seelen elektrisieren — was für sie nicht immer angenehm ist, mitunter sogar lästig —, wenn sie, aus Trägheit, lieber dem Schlafe huldigen möchten.

Der Bischof ist da, die Gewissen zu trösten mit ‚Unseres Herrn Trost'; ich bin dazu da, die Gewissen zu schärfen — mit Unseres Herrn Schwert. Ich tadle die Katholiken, weil ich sie liebe. Mein Freund, der Rotterdamer Pfarrer, schrieb mir: ‚Ik hoop, dat U ook gelukkig zijt.' Glücklich — ist eigentlich zu wenig und zu viel. Ich fühle mich (bei meiner Reformtätigkeit) wie die Peitsche in der Hand des Fuhrmanns, die Pferd und Wagen treibt. Sie knallt und schnalzt nicht nur; sie schlägt auch. Die Pferde sind die Katholiken, denen's fehlt, der Wagen ist die Kirche, der Fuhrmann ist — Gott. Er sei ewig gepriesen!...

Ich möchte die ganze Welt in Flammen setzen. Die Welt an sich ist hell und durchsichtig; nur der Mensch verwirrt und verdunkelt sie. Stellt er sie richtig wieder ein — auf Gott als Zentrum —, so wird sie wieder zu Licht und Harmonie. Dann perlen ihm die Gedanken, dann quellen ihm die Gefühle. Dann wird er nie über Geistes- oder Herzensarmut klagen. Ich will tun, was ich kann, um die verstellte Uhr wieder zu richten — in mir und andern.

Meinen ganzen Geistesreichtum sollen meine armen Brüder haben!"

Von vielen Ereignissen der niederdeutschen Geschichte kann man sagen: Aus dieser Scheunenluke ist einmal ein großer Blick getan worden. Das Gleiche gilt — und wird gelten — von meinen Gedanken und Taten, mag meine praktische Aktion nun eine öffentliche, rein geistige oder erst nach meinem Tode erfolgende sein.
L. 1900.

Die große Synthese. Besteht nicht doch, so fragen viele, ein völliger Bruch zwischen Langbehns Geistigkeit in der ersten und zweiten Periode? War seine Wendung zur katholischen Kirche nicht eine Flucht vor der Wirklichkeit, sind nicht Germanentum und Rom zwei Ideale, die einander ausschließen? Darauf muß ich erwidern, daß dieser Konvertit der Wirklichkeit des Weltgeschehens im letzten Jahrzehnt seines Lebens fester ins Auge sah als je und daß er dabei wiederholt betonte: ich habe die Grundsätze und Absichten

des Rembrandtbuches nicht aufgegeben; sie werden nur einer höheren Ordnung eingegliedert. Der Zusammenschluß seiner beiden Ideenkreise liegt in Folgendem:

Je klarer Langbehn die unglückliche Entwicklung im Innern des Reiches unter dem Einfluß Neuberlins seit 1890 erkannte, desto aufmerksamer sah er hin auf die Entfaltung der Stammeskräfte niederdeutschen Ursprungs diesseits und jenseits des Ozeans. Seine großgermanische Gesinnung, wie sie im Abschnitt „Niederdeutsches" bereits geschildert ist, stieg mit der Zeit noch höher. Um die staatlichen Formen seiner Tage kümmerte er sich dabei kaum. „Politische Grenzen besagen für mich nichts. Meine Rasse ist mein Vaterland" —, so tönte es von seinen Lippen. Die nordwestlichen Germanen erschienen ihm als „der weltbeherrschende Stamm". Trotz der ihm wohlbekannten Übermacht materieller Interessen und egoistischer Grundsätze bei den Angelsachsen fiel ihm im Nordwesten der Welt immer wieder der breite Unterstrom gesunder und starker Charaktere auf, teils von der weltumspannenden Natur altzeitlicher Nordlandshelden und neuzeitlicher Staatsmänner, Seefahrer, Großindustrieller, teils von der unscheinbaren Art der Jüten und Buren, die ihm innerlich weltbeherrschend zu sein schienen nach dem Bibelwort: „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen." So sehr er persönlich mit Herz und Temperament und Frömmigkeit reiner Seelen in den sonnigeren Ländern Europas sympathisierte —, in den Umwohnern des Nordmeeres fand er die Gewohnheit und Technik eines Vorgehens im großen Maßstab viel entwickelter, die Gabe des Weithinauswirkens und Kolonisierens größer als in den romanischen Völkern und oberdeutschen Stämmen der Gegenwart. Er meinte, die moderne Bildung richte in den nach gesunden Grundsätzen rationell handelnden Nordwestgermanen weit weniger Verwüstung an als in allen mitteleuropäischen Kreisen, die nicht streng katholisch seien. Der „Chinesengeist" — dies Wort im weitesten Sinne für alle greisenhaften Kulturerscheinungen genommen — habe die Nordleute noch nicht eingeschluckt. Wenn er auch den allbekannten Marasmus in den höheren Schichten des Abendlandes zuweilen scharf geißelte, wie z. B. mit dem Wort: „Europa, in dem der Professor herrscht, ist ein Apfel, in dem der Wurm herrscht" —, niemals suchte er Rettung dagegen in altorientalischen Kulturen, sondern, soweit natürliche Beziehungen in Frage standen, im Nordwesten der Welt. Diesem gegenüber solle das alte Europa sich recht zusammennehmen, um nicht zur amerikanischen Sommerfrische und zum Antiquitätenladen herabzusinken. Langbehn hatte nach den scharfen Beobachtungen seines ganzen Lebens ungezählte Beispiele dafür zur Hand, daß der ganze Nordwesten, zumal der ungebildete, eine Welt voller Zukunft bedeute. Hier sei noch innerer Ernst, gerader, offener Blick und gerades, offenes Wort zu Hause, hier sei noch Klarheit und Frische, Festigkeit und Kraft zu finden. Kraft sei dort, weil dort unverbrauchte Rasse sei; wo aber gesunde Kraft läge, da läge auch Erfolg — für die Erdenwelt, und Hoffnung — für das Reich Gottes.

Bei den nun folgenden Erwägungen tritt die Hauptverschiebung seines Denkens zu Tage. Meinte er einst, die Blutverbundenheit sei das aus-

schlaggebende Element für das Gedeihen der Menschheit, jetzt fand er es in der Gottverbundenheit, da erst die Gnadenwelt die Naturwelt zur Vollkommenheit führt. Deswegen sah er es nun als das Allernotwendigste an, die auf natürlicher Tugend beruhende, im Kern gesunde, aber vielfach noch rohe und auf falsche Ziele gerichtete Rassenkraft des Nordens geradewegs auf das allein wahre Ziel, auf Gott, durch den Glauben zu lenken. Das Mittel dazu aber wäre — die Wiedergewinnung des Nordens für die Weltkirche. Hören wir einige seiner, hier zumeist wörtlich wiedergegebenen Gedanken darüber:

„Die latent immer vorhandene bessere Minderheit der nordeuropäischen und transatlantischen Menschheit soll mit neuem Geiste erfüllt werden. Sie befindet sich jetzt in einem Puppenzustand; mit Gottes Hilfe muß der Schmetterling frei gemacht werden. Nur durch volles Christentum läßt sich der Tonklumpen beleben. Der Norden ist ein großes Brachfeld des Glaubens, aber es verspricht noch viel zu tragen. Schon seit Abraham zieht das Reich Gottes ständig nach dem Nordwesten. Südöstliches fällt ab und Nordwestliches setzt an. Im Süden treten die Katholiken aus der Kirche, im Norden treten sie ein.

Die Seele der Nordländer schreit nach Katholizismus, wenn man Katholizismus recht versteht. Gerade weil sie kühl, klar, nüchtern angelegt ist, bedarf sie des Saftes, der Wärme, der Fülle des Katholizismus noch mehr als andere Seelen, Stämme, Völker. Das ist die Polarität, auf die es hier ankommt. Daß man sie aufgab, das führte uns zur Seelenzerrissenheit der Neuzeit. Ich kann rührende Beispiele dafür anführen, wie das Kind des Nordens nach seiner wahren Mutter seufzt. Ich möchte den Kalk von den kahlen Wänden der Kirchen des Nordens herunterschlagen, um wieder die heiligen Fresken freizulegen, und auch den Kalk von den Herzen lösen, damit die Menschen dort oben wieder liebgewinnen und ehren, was unsere Ahnen einst liebgewonnen und geehrt haben.

Zum kalten Glanz des Nordens gehört die Glaubensglut des Südens. Der Norden ist das Heldenland; der Süden ist das Heiligenland. Letzteres ist immer durch das Blut der lebendigen Helden befruchtet — und ersteres immer durch das Blut der toten Heiligen beseligt worden. So soll es auch jetzt sein."

In gewissem Sinne, meinte Langbehn, bedürfe die heutige katholische Bevölkerung Europas auch einer Zuführung von nordischem Blut und nordischer Erbeigenschaften. Ein frischer Nordwind könnte aus manchen alten katholischen Quartieren die muffige Luft vertreiben. Die heutige katholische Menschheit brauche — gegenüber dem vielfachen Mißbrauch der kirchlichen Gnadengüter in katholischen Stammländern -- mehr Seeluft. Einer der Lieblingsgedanken Langbehns, im Sinne des alten Papstwortes Angli sunt angeli, lautete: „Der Wein der reinen Kirche ist am besten aufgehoben im Kelch der reinen Rasse." Man solle auch die Heilmittel, die in den natürlichen guten Eigenschaften der Völker ruhten, nicht verschmähen.

In diesem Geiste erhoffte er von einer Wiedervereinigung der natürlichen Spannkraft des Nordens mit der übernatürlichen Gnadenkraft Roms, die doch auch überall dort nachwirke, wo überhaupt Christi Wort gepredigt werde, eine Weltreform. Teilweise möchte diese auch im Gebiet des Deutschen Reiches

erfolgen, jedenfalls aber sollte sie regenerierend auf dieses zurückwirken. In diesem Geiste dachte Langbehn der Katholik noch inniger, noch verlangender, noch großherziger als Pionier seiner Rasse, denn Langbehn der Individualist. „Ich bin", so äußerte er, „nur ein Korn aus dem großen Kornsack des Nordens. Millionen Nordmänner stehen hinter mir, fühlen und denken wie ich, haben das gleiche Verlangen wie ich. In Skandinavien, England, Nordamerika würde ich auch reden können; dort werden Knaben noch von Knaben und Männer noch von Männern verstanden." Durch ein äußerst liebevolles, sanftes und eindringliches Benehmen wollte er die Herzen seiner gutgesinnten Stammesgenossen wieder zur Kirche zu wenden suchen. Zuweilen fragte er sich freilich besorgt: „Was soll ich dem Nordländer antworten, wenn er es scheut, sich einer Gemeinschaft von Menschen anzuschließen, deren viele moralisch unter ihm stehen?" — um sich zu erwidern: „Da muß man hinweisen auf den unverwüstlichen apostolischen Kern der Kirche, auf ihre Heiligen aus allen Zeiten, man muß alle ihre segenspendenden Brunnen vor ihm fließen lassen. Wenn auch noch so viele ihrer Glieder schlecht sein sollten, die Schätze und Gnadengaben, welche die katholische Kirche jedem Gläubigen darbietet, sind von so unendlichem Werte, daß es gar nicht dagegen aufkommt."

*

Langbehns große Synthese spricht für sich selbst. Die gewaltigen Ereignisse auf dem politischen wie dem religiösen Gebiet seit seinem Tode haben gezeigt, daß diesen seinen Schlußgedanken reale Bedeutung zukommt. Der Unsinn, den Papst als den Antichrist zu betrachten, ist heute abgetan. Man beginnt gerade in der nordgermanischen Welt, von Upsala bis Chicago, den Katholizismus wieder mit dem Ernste zu betrachten, der ihm gebührt. Von Moltke stammt das denkwürdige Wort: „Katholisch müssen wir doch alle wieder werden", das Langbehn schon viele Jahre vor seiner Konversion zu denken gab —, und von Bismarck wird der Ausspruch berichtet: „Das Narrenschiff der Zeit wird noch zerschellen am Felsen Petri." Des Rembrandtdeutschen Vermächtnis bedeutet einen Riesenschritt auf dieser Linie. Er wollte unverschleiert werben für die Höhen und Tiefen des katholischen Glaubens, doch nur mit alleredelsten Mitteln. Nicht ein Pochen auf den Besitz des Rechten, nicht harte Rede und schroffe Abweisung Andersdenkender wollte er, sondern volle Achtung vor jeder echten Gewissensüberzeugung. Er wollte nur zum Heiligsten der Seelen reden, damit diese, von innen heraus erwärmt, sich vollkommen frei entscheiden könnten. Wenn er die Hoffnung erwog, ob viele ihm nachfolgen würden, dachte und sprach der kühne Streiter stets überaus milde. Auch der, welcher seinen letzten Schlußfolgerungen im Herzen nicht zustimmen kann, dürfte die sich darin kundgebende Liebe eines großen deutschen Denkers zu dem künftigen Schicksal seines Geschlechtes und die volle Berechtigung seiner Sorge um dessen religiöse Erneuerung nicht verkennen.

11. Um reine deutsche Kunst.

Die Gesundung unserer Malerei steht in notwendigem Zusammenhang mit der Gesundung des deutschen Menschen, der jetzt so mannigfach — dekadent-modern — erkrankt ist. Einer innern Erneuerung unserer Kunst muß die sittliche Erneuerung unserer Künstler — eine Vertiefung ihres Charakterlebens, vielleicht sogar unseres Volksgeistes — vorangehen. L. 1907.

Das Reich des Glaubens muß sich immer wieder mit der sich wandelnden und erweiternden Wissenschaft, das Reich der Sittlichkeit immer wieder mit der neu auftauchenden Kunst der Zeit auseinandersetzen. Wo die beiden erstgenannten höheren Größen die letztgenannten nicht von innen heraus zu beseelen und zu führen vermögen, — da verwildert die Kultur. Das ist der letzte Grund, der den Wächtergeist des Rembrandtdeutschen immer wieder auf das Kunstgebiet lenkte. Er lugte aus nach Morgenlicht, nach dem Sichtbarwerden schöner Seele in der Kunst seiner Tage. Kunstwacht wurde dem Erzieher zur Sittenwacht, die Reinerhaltung der Bilderwelt zur moralischen und vaterländischen Forderung. Denn „das Seelische", so sagte er, „ist eben das Sittliche". Auf dem Sondergebiet der Kunst fand auch seine katholische Charakterreform planmäßige Anwendung. Hier beruhte sein Urteil wie sein gedanklicher Aufriß auf vollendeter Durchschulung und ständiger Weiterbildung. Auf die oft gestellte Frage: „Welchen bürgerlichen Beruf hatte denn der Rembrandtdeutsche?" lautet die richtigste Antwort: „Er war Kunstpädagoge, dieses im tiefsten Sinne und bis an den Tod." Was ich nach der künstlerischen und kunstpolitischen Seite hin alles mit ihm durchlebt habe, läßt sich hier nur kurz umreißen. Seine universale Künstler- und meine spezielle Malernatur griffen ganz ineinander. In der Bildbetrachtung beinahe ein Auge mit ihm, war ich ganz Ohr für seine Deutungen und wurde sein Sprachrohr in der Öffentlichkeit.

Die Abhandlungen, die ich, vor meiner Bekanntschaft mit Langbehn, in den „Kunstwart" und andere Zeitschriften aus Paris und München geschrieben hatte — mit lebhaftem Eintreten teils für deutsche Kunstoriginale, teils für neufranzösische und nordische Neuigkeiten —, tadelte Langbehn, weniger wegen ihres Inhalts, als weil ich schon so früh kunstkritisch aufgetreten war. Mit 20 Jahren dürfe man noch keine öffentlichen Kunsturteile abgeben. Nachdem ich nahezu ein Jahrzehnt durch ihn geschult war, zwangen uns die ganz veränderte Kunstlage und der stürmische Wechsel des Kunstgeschmacks, die uns nach dem langen Aufenthalt im Süden bei meinem Wiedereintritt in das norddeutsche Kunstleben überraschten, gemeinsam auf den Plan. Denn wir sahen durch eine ruckweise Verschiebung des Schwerpunktes der Malerei die besten deutschen Kunstgüter bedroht und niemanden, der sie entschlossen verteidigte.

Was war geschehen? Eine neu aufgetauchte, uns freilich schon bekannte Pariser Malergruppe hatte in Deutschland eine fast hypnotische Wirkung ausgeübt. „Für die Kunst geht die Sonne im Westen auf", verkündete Max Liebermann. Zuerst wurde ein Schößling des Naturalismus: die farbigfleckige Wiedergabe der Tonwerte in der Atmosphäre — man hieß das „Impressio-

nismus" — ganz übertrieben vorgeschoben, fast als Gipfel aller Malerei gefeiert und ihrer Qualitätsbestimmung zu Grunde gelegt. Bald aber glitt — wie in der modernen Philosophie — die Lehre eines destillierten Materialismus in zügellosen Subjektivismus über und gestaltete sich zum Kultus des jeweilig neuesten Extrems. Vor keiner Form- und Farbenvergewaltigung, vor keiner Sinnlosigkeit, vor keiner Schamlosigkeit, vor keiner Vernunftlosigkeit wurde Halt gemacht. Eine Masse deutscher Maler ahmten haltlos nach, eine Reihe moderner Kunstschriftsteller folgten chamäleonartig den immer wechselnden Tagesneuigkeiten. Der Kunstgeschichtsschreiber Muther bekannte geradezu, daß seine jeweiligen Anschauungen „nur die des Augenblicks" seien. Ihren Hauptstützpunkt fand diese Bewegung in der Berliner Sezession oder besser ihrem zeitweiligen Präsidenten, dem Kunsthändler Cassirer, der die Einfuhr der neuesten Auslandskunst methodisch betrieb und als „kulturelle Tat" ansah. Es kam dahin, daß dieser in seiner Weltanschauung auf das „Bedürfnis nach Luxus und Wohlleben" eingestellte Geschäftsmann maßgebenden Einfluß auf die deutsche Kunstentwicklung gewann, daß im Streit der Meinungen Liebermann ihn völlig deckte und sogar Lichtwark erklärte, der Kunsthandel habe das „Recht", alle Macht an sich zu nehmen, die der Staat, die Künstlerschaft und die besitzende Klasse „aus Leichtfertigkeit, Unkenntnis und Kulturlosigkeit" aufgaben. Durch das alles entstand eine völlige Entfremdung zwischen der Kunstempfindung des deutschen Volkes, einschließlich der höchstgebildeten Schicht, und jenen Fachkreisen „führender" moderner Maler, Schriftsteller, Museumsleiter, Händler. Es erfolgte, gewollt oder ungewollt, eine Art Totschlag unserer angestammten Kunstauffassung und Kunstpflege. Die Begriffe: Geist und Gemüt, Volkstum und Glaube, Schönheit und große Überlieferung, sowie alle sittlichen Normen wurden völlig ausgeschaltet. Von deutschen Meistern wurde nur das gewertet, was sich der neuen Auffassung einreihen ließ — soweit man es zu Manet, Monet, Cézanne usw. in Beziehung setzen konnte —, der Grundgeist ihres Schaffens aber verneint und öfter verhöhnt. Die Kunst verarmte. Ihr Wirkungsgebiet, vorgeblich erweitert, ward durch falsche Grundsätze überaus beschnitten, jedes stufenweise Vorwärtsschreiten, jede Malerschule und das handwerkliche Können zerbrochen. Der Gemäldetyp wurde immer bruchstückartiger, scherbenhafter. Über einer Schärfung der Sinne für Naturbeobachtung und Valeurs nach einzelnen Seiten hin wurde ganz vergessen, daß die Malerei in ihren Vorwürfen geistigen Gehalt und große Ideen braucht, daß sie ohne diese zum Spielzeug von Ästheten verkrüppelt. Über dem prickelnden Neuigkeitsreiz des ewigen Wechsels kamen selbst besonnenere Kunstfreunde nicht zur Besinnung darüber, wie sehr das Gute im Neuen aufgebauscht worden, wie leer und trügerisch die Versprechungen der Pariser Moderne waren, wie sehr diese irrte, wenn sie die Fixsterne am Kunstfirmament für „Vorahnungen" moderner Kometen ausgab.

Langbehn sah klarer als jemand, was die „neue Richtung" verloren gab. Sein Hauptgegensatz zu ihren Wortführern lag darin, daß er nach ruhenden Kunstbegriffen, von einem festliegenden Kunstgefühl aus urteilte, ohne doch, wie die Ästhetiker der alten Schule, einen historischen Stil zum absoluten

Kunstmaßstab zu machen[1]. Er erklärte es für eine Monstrosität, seine Kunstansichten, wie Muther und viele andere, nach neu auftauchenden Strömungen immer wieder umzugestalten, sie durch ein „ohrengespitztes Herumhorchen und Schnuppern" jeweilig dem Neuesten anzupassen. Er sagte von der modernsten Kunstströmung: „Sie operiert wie die Mode fast nur mit Neuigkeitswerten, kaum mit konstanten. Was aber nützt die Verfeinerung der Sehnerven, was die eiserne Arbeitsleistung, was das rasende Tempo, was die fieberhafte Ausstellungssucht der modernen Maler- und Kennerschar, wenn diese in Bezug auf elementare Stilgesetze im Finsteren tappt?" Er billigte den Ausspruch Gurlitts: „Die Geister der Kunst bleiben immer dieselben." „Der lächerliche Irrtum", sagte er, „Manet für einen großen Kunsterlöser zu halten, rührt nur daher, daß seine berufsmäßigen Apostel, von einer wertlosen Konventionsmalerei herkommend und in ihm einem freien Luftzug begegnend, an der wirklichen, der voll schaffenden Kunst vorbeirannten." Über den Impressionismus urteilte er kurz: „Als Mittel ist er brauchbar, als Ziel ein Unsinn. Wo sind seine Zukunftskeime? Tatsächlich hat er, nenne man ihn gut oder schlecht, zu solch einer Massenproduktion von schlechten Bildern geführt, wie sie in der Kunstgeschichte noch nicht da war. Siegt Meier-Graefe über Böcklin, so ist es aus mit der Welt der Schönheit." Als er die Künstler vom Schlage der Lautrec, Rops, Beardsley, Wilde kennen lernte, äußerte er, jener „aufrichtige Moderne", der sagte: „L'art pour l'art", heißt auf deutsch: „Der Teufel hol' alle Sittlichkeit!" habe ganz recht gehabt. Wie von gelehrter Seite oftmals die Lüge, sah er von künstlerischer Seite oftmals den Kot in unsere Bildung hineinfließen. Aber es sei denn doch nicht Aufgabe der Künstler, Kotnuancen herzustellen. Bildlich und buchstäblich sei in der heutigen Kunst an die Stelle der Muse die Maitresse getreten. Ganz besonders abscheulich fand er jene perverse Verkuppelung von Lüsternheit mit vorgeblicher Frömmigkeit, die bereits bei seinen Lebzeiten einzusetzen begann. „Die Kunst, die man uns aufnötigen will", so sagte er dazu, „ist eine Demimondaine:

Ein Kranz von Kamelien und von Kot
Schlingt sich um ihre bleiche Stirne.

Das ist keine deutsche Muse, kein Typ, der aufwärts führt. Und vor allem hat er nichts mit unserem Volkstum zu tun."

Langbehn und sein Gehilfe haben um jene Zeit mit allen Kräften den Versuch unternommen, durch eine Reihe gemeinsam verfaßter Abhandlungen vom „Mutterboden des Nationalen" aus die deutsche Kunstwelt auf reinere, geistigere Wege hinzuweisen. Unsere Aufsätze erschienen, von mir allein unterzeichnet, in den Jahren 1900—1905. Zuerst lenkten wir, im Hamburger „Lotsen", auf „Charakterkunst" hin. Unter Abmahnung vor der „neupariser Kunsthaarspalterei" spielten wir gegen die neuesten Massenströmungen

[1] Hat er in „Rembrandt als Erzieher" doch endgültig mit der nur auf Antike und Renaissance gegründeten klassizistischen Ästhetik aufgeräumt und — bei klarer, neuer Formulierung der Begriffe Stil und Monumentalität — Rembrandts und der Neuzeit künstlerische Schaffensweise in eine nach ruhenden Grundsätzen urteilende Kunstwissenschaft einbezogen.

drei starke deutsche Kunstcharaktere aus und betonten, daß „Thomas Quellkraft, Leibls durchgebildete Klassizität, Böcklins schaffender Prometheusgeist" ohnehin zum niederdeutschen Wesen in innerer Verwandtschaft ständen. In der Artikelserie „Momentmalerei" setzte eine scharfe, hie und da allzu scharfe Kritik der neuesten französischen Kunstart ein, mit dem Versuch, nachzuweisen, daß in ihr gegenüber den echten bleibenden Kunstgrundsätzen eine auflösende Tendenz vorläge, die sich von Courbet an bis zu den Dekomponisten ständig gesteigert habe. In „Psyche der Malerei" wiesen wir auf zwei Pole des niederdeutschen Kunstbodens, auf Rembrandt und Carstens, und damit auf den vollen Umfang der nordischen Künstlerseele nach der Seite des Gemütes wie des Geistes hin. Darauf folgte in der „Kunst für Alle" eine Darlegung über „Berliner konservative Malerei", begleitet von Arbeiten über Dettmann und Kampf, welche die Reichshauptstadt nachdrücklich auf die Werte und die Weiterführung der alten echtpreußischen Kunst verwiesen und ein innerliches Verwachsen mit der Reichskultur empfahlen; denn: „Der Aufgang Berlins als Kunststadt kann nie durch einen noch so effektvollen Import, sondern nur durch Kunstwachstum von innen heraus erfolgen." Der gleiche Grundsatz, auf ganz Deutschland als Kunstland angewandt, beherrschte den nachfolgenden Leitaufsatz des Kunstwart: „Dürer als Führer." Hier ward der Nürnberger Großmeister hingemeißelt — als Mann, als Bürger, als König, als Märtyrer. Hier ward aufgezeigt, wie sich der reichgegliederte Bau seiner Kunst auf dem Untergrund seiner menschlichen Vorzüge erhebt. Hier wurde das Edelgeformte und Ewige in einem Heros der Kunstgeschichte als fester Kompaß gegenüber den sich widerstreitenden Kunstströmungen der Gegenwart vornehmlich den Malern vor Augen gestellt. Die im Jahre 1905 veröffentlichte umfangreiche Abhandlung, in der wir die Frage: „Wie gelangt die Malerei heute zu einer Entwicklung großen Stils?" behandelten, wurde nach den Worten von Avenarius zu einem „Pronunziamiento des Kunstwart". Das bekundete schon äußerlich die vortreffliche Ausstattung mit den von Langbehn angegebenen Bildern. „Die mittlere Linie", die wir darin statt schwächlicher Mittelmäßigkeit der deutschen Kunst empfahlen, umriß einen Weg der Gesundheit, Reinheit und Kraft, der zwischen der festgefahrenen alten und der entgleisten neuen Richtung hindurchführte. „Manet und Anton von Werner sind beide Niedergangstypen — dem Genialen gegenüber. Manet stellt eine Verflachung Goyas, Werner eine solche Menzels dar. Verflogen ist der Spiritus, gekommen dafür der Rationalismus. Er, beiden Fehlrichtungen gemeinsam, hat die heutige Zersetzung der großen Kunst herbeigeführt." Gegenüber dem verstiegenen Kalkul der pariserisch-berlinischen Moderne wurde das urwüchsige Temperament der besten Münchener Kunsttradition empfohlen. „Nicht auf Impression, sondern auf Expression kommt es an, auf Ausdruck." Doch solche Ausdruckskunst bedarf der Dürergesinnung, der klargegliederten Form, der Vollbildung, der Abscheidung von aller Faulheit, Roheit, Perversität. Ohne prüde zu sein, müsse man auch bei den Größten wie Rodin jede Unsauberkeit verwerfen: „Genialität, die entsittlichend wirkt, begibt sich ihrer Hoheitsrechte." Nach kritischer Abrechnung mit allem, was uns

damals abwegig schien, ward in dem Schlußteil „Große Kunst“ ein Programm für den Ausbau der deutschen Malerei auf volkstümlich-historisch-gläubiger Grundlage entwickelt. Die „geschichtlichen Reservoirs“ wurden geöffnet; alles, was unser schöngeistiges Leben jemals beseelt hat, der reinste Geist der Griechen, das Mittelalter, Raffael, Shakespeare, Goethe und Schiller, Rethel und Schwind, Böcklin und Bayreuth wurden beschworen, um die Geistesöde der Modernitis zu bannen. Nach dem fin-de-siècle-Jammer gelte es im neuen Jahrhundert zu geistig gehaltvollen, zyklischen und religiösen Gestaltungen im Freskenstil vorzuschreiten. Diesen sei aber „technisch wie geistig mehr Farbe, mehr Wurf, mehr poing“ zu wünschen als denen des alten Jahrhunderts. Im Anschluß an die lebendig weiterwirkende, heilige Kunst der großen Alten gelte es jetzt, eine neue künstlerische Flut in das vertrocknete Flußbett deutschen Fühlens zu leiten, aus dem Maschinenzeitalter ein Seelenzeitalter zu gebären, dem der Geist der innern Fülle und des innern Frohsinns nicht fehlen dürfe. Alle kunstwidrigen Exzesse unserer Zeit kämen her von der Narretei, Kunst auf Skepsis zu gründen; Kunst aber solle gerade befreien von ihr.

Alle diese Arbeiten standen im Zeichen des Kampfes um bedrohte deutsche Kunstgüter. Unser Angriff ist mitunter zu leidenschaftlich geworden, unser damaliges Urteil bedürfte mancher Milderung, die teilweise Langbehn schon für die durch seinen Tod vereitelte Buchausgabe vorgesehen hatte. Unsere Entrüstung über Kunstentwürdigung, unsere Einzelstellung und die von uns empfundene Notwendigkeit, mit kräftigem Kaliber gegen eine zuchtlose Sinnen- und Nervenkunst vorzugehen, werden einige Übergriffe entschuldigen. An sachlicher Urteilsbegründung und Aufbauwerten mangelte es, glaube ich, nicht, und unser Hauptbestreben, wieder große Gesichtspunkte in die Kunstbetrachtung zu bringen, hat Wirkung getan. Zwar wurde die Fahne, die wir hißten, auch verhöhnt, dafür entschädigte aber reichlich, daß wir bedeutenden Künstlern, Gelehrten und Kunstfreunden in Nord und Süd aus der Seele gesprochen hatten. Über Manet, Monet, Degas, Munch, schrieb Thoma, durfte man ja gar nicht mehr mucksen, wenn man nicht als Barbar gelten wollte, und er gleich vielen andern begrüßte mit herzlicher Freude das „Wagnis“, zu jener Zeit Dürer als Führer aufzustellen. Aus Hochschulkreisen stimmten Friedrich Paulsen und Henry Thode unserem Vorgehen unumwunden zu. Karl Justi sandte uns seinen in der Grundrichtung gleichgestimmten Vortrag, in dem er die neueste Kunst als „Amorphismus“ kunstwissenschaftlich formuliert hat. Als Mitbeteiligter möchte ich mir kein Urteil über die Tragweite unseres Kunstfeldzuges erlauben, darf aber doch anführen, daß sich seit dem Erscheinen der „Mittleren Linie“ in der west- und süddeutschen Kunstpresse eine selbständigere Haltung gegenüber der berlinischen Geschmacksdiktatur bemerken ließ, daß Isar-Athen gegenüber Spree-Athen und die bodenständige deutsche Kunst durch die neueste Tat des Rembrandtdeutschen fester in den Sattel gesetzt wurde.

Durch die Tat des Rembrandtdeutschen, — denn er war natürlich die Seele unseres Auftretens. Er gab die Leitideen an, er setzte die großen Bezüge und die starken plastischen Ausdrücke hinein, während ich mehr auf die Gliederung

des Stoffes, die Ordnung, die Kritik vom Künstlerstandpunkt aus bedacht war. Was wir viele Jahre hindurch gemeinsam beobachtet und besprochen hatten, das ward nun so unlöslich zusammengebunden, daß oft die Fassung des einen nur der Ausdruck für das war, was der andere zuerst gefühlt und vorgebracht hatte, so daß es sich gar nicht bestimmen läßt, was von den einzelnen Gedanken ihm oder mir zukommt. Fiel Langbehn etwas ein zu unsern Themen, so hieß es: „Schreiben Sie"; schnell flog dann die Feder über das Papier. Legte ich ihm von mir Geschriebenes vor, so änderte er hinein, strich oder fügte hinzu. Kein Satz unserer Hauptarbeiten kam in den Druck, der nicht durchberaten wäre. Es war ein Zusammenformen voll Arbeitsmühe und Arbeitslust.

In der Erinnerung daran steht vor mir auf ein bescheidener Raum mit dem Ausblick über die holsteinische Heide bei Blankenese: ein großes Fenster in der Mitte, rechts und links ein großes Bett, in der Mitte ein Tisch; da wurde „Charakterkunst" geschrieben. Da muß ich zurückdenken an jenes Halbjahr, als wir in München verborgen der großen Kunstwart-Arbeit oblagen, und wie munter es dabei zuging. Einmal bemerkte Langbehn: „Es ist doch eine Unverschämtheit, daß die Modernen Raffael immer so verächtlich behandeln, da sie doch nicht wert sind, ihm die Schuhriemen zu lösen. Auch er muß wieder zu Ehren gebracht werden." Also gut, in „Mittlere Linie" kam ein Absatz über den großen Umbrer hinein, dem nach der Anlage des Ganzen ein eigenes Motto gebührte. Meistens gelang es mir, passende Vorsprüche zu beschaffen; hier fand ich keinen. Da sann und summte Langbehn vor sich hin, diktierte mir dann als Leitwort: „Ritorna, ritorna, o bello Raffaele", und fügte hinzu: „Setzen Sie darunter: ‚Italienisches Lied'." „Aber das gibt's ja nicht!" warf ich ein. „Dann mache ich es", sagte er, setzte sich hin, dichtete, schrieb und sang:

Ritorna, ritorna,
O bello Raffaele,
Col tuo pennello d'oro,
Col tuo cuore d'angelo —

und so gleich fünf italienische Strophen hintereinander.

Da wird mir das Andenken wieder ganz lebendig an jene Zeit, die uns zusammen an die Stätten und in den Geist der Jugendzeit führte. Ich malte in Schleswig, dorthin kam Langbehn zu mir, — unerkannt, katholisch geworden, und doch gleich wieder zu Hause im Herzen der Heimat. Ging er nachmittags aus, so nahm er „brune Koken" mit, um die spielenden Knaben der Taubstummenanstalt damit zu erfreuen, nahm auch einen Strauß von Rosen mit, um sie einzeln den Irren zuzuwerfen, die traurig hinter den vergitterten Fenstern ihres Gewahrsams standen. „Was kann ich", rief er aus, „in dieser armen Welt auch mehr tun, als den armen Irren Rosen zuzuwerfen? Das ist mein einziger Beruf." Vor einer Haustür saß in der Sonne ein bleicher buckliger Knabe, der Christian, welcher der Auszehrung verfallen war; der hat seine innigste Teilnahme und Fürsorge erfahren. Nach dessen Hinscheiden schrieb er mir noch: „Ich kann dies liebe heilige Kind gar nicht

vergessen; legen Sie doch einen Kranz auf sein Grab." Dort oben in Schleswig schmiedeten wir an einem Junitage des Jahres 1901, in der Nische eines Cafés, den Vortrag, den ich tags darauf — es war gerade Rembrandts Geburtstag — bei der Eröffnung der von mir unter Langbehns Anleitung mit einigen Freunden vorbereiteten „Schleswigschen Kunstausstellung" in Flensburg hielt. Darin waren nachfolgende Hauptlinien gezogen:

„Man sucht neuerdings ein Gegengewicht gegen die im Kunstleben herrschende Fluktuation; dies ist in der lokalen Kunst gegeben. Vorbedingung für die Feststellung einer lokal in sich geschlossenen Kunstproduktion ist, daß sie einen klar abgegrenzten Bezirk mit gemeinsamem Kunstcharakter und gemeinsamer Kunsttradition aufweist. Diese Voraussetzungen treffen auf das frühere Herzogtum Schleswig zu; dieses hat, ohne von einer Großstadt abhängig zu sein, alteigene Kultur. In seinem seßhaften Bauernstand sind Kunstsinn und Kunstleistung beheimatet. Der Charakter der schleswigschen Künstler ist der Abstammung nach ein gemeinsamer, er stuft sich aber ab in mannigfacher individueller und lokaler Nuancierung. Der Angeliter und der Nordfriese sind fast so verschieden wie der Boden, den sie bewohnen. Der Ostschleswiger ist durchweg erfindungsreicher, phantasievoller, der Westschleswiger zumeist verstandestüchtiger, beobachtet schärfer das Leben. Beiden ist ein gewisser nordischer Akzent eigen. Und dieser gibt der schleswigschen Lokalkunst, innerhalb der germanischen Gesamtkunst, ihre spezielle Färbung. Von andern heutigen Kunstgruppierungen unterscheidet sich die hier gebotene dadurch, daß sie nicht eine tendenziöse Vereinigung gärender, sondern in der Hauptsache einen Zusammenschluß von in sich bereits gefestigten Kunstcharakteren bietet. Sie ist konservativ, nicht revolutionär. Sie ist einigend, nicht zersetzend.

Möchte unsere Ausstellung dazu beitragen, einer lokal-landschaftlichen Organisation des Kunstschaffens in Deutschland, die gegenüber der fremdländischen Kunstmodewirtschaft notwendig scheint, den Weg zu bahnen. Möchte sie damit einer Anwendung ebendieses Grundsatzes auf andere deutsche Volks- und Kunstgebiete vorgearbeitet haben. Denn in sich abgegrenzte Lokalausstellungen werden am besten den Unterbau bilden können für eine gesunde Gesamtentwicklung der deutschen Kunst."

Langbehn freute sich des Gelingens der vielbesuchten Veranstaltung. Er durfte sagen: „Die ganze Ausstellung stellt eine praktische Anwendung bestimmter kunsterzieherischer Grundsätze dar, die im Rembrandtbuch bereits theoretisch formuliert waren." Und derjenige Teil Deutschlands, dem wir entwachsen waren, des Reiches Grenzmark, „die fruchtbare Flur, wo der dänische Pflüger den Deutschen, dieser den Dänen versteht", forderte zu solcher Kunstübersicht geradezu heraus. Hier fand sich bereits deutsche Heimatkunst, als man sie in Dachau, in Worpswede und anderswo erst zu gestalten suchte. Daher hatte sie hier mehr Tiefencharakter, wies sie mehr Verschmolzenheit von Volks- und Künstlertum auf als die ländlicher Künstlerkolonien. Daß aus dem Rembrandtdeutschen ein so elementarer Kunstgeist sprach, nimmt weniger wunder, wenn man ins Auge faßt, wie stark dieser lokal verankert ist, — daß um seine Geburtsstätte herum zahlreiche bildende Künstler von Ovens bis Dettmann,

Kunstdenker von Zoëga bis Broder Christiansen, Kunsterneuerer wie Carstens und Eckersberg von ausgeprägt selbständigem Charakter zu Hause sind. Im Lande selbst haben von den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts an Christian Karl Magnussen und Karl Ludwig Jessen, Hans Peter Feddersen und Hans Olde, Jakob Alberts und August Wilckens, Sophus Hansen und Anton Nissen nebst vielen andern, oft auf väterlichem Erbgut schaffend, individuell durchseelte Lokalmalerei gepflegt. So hat es eine reizvolle persönliche wie sachliche Beziehung, daß Langbehn bei der heimatlichen Zusammenfassung künstlerischen Schaffens zu Flensburg 1901 mitwirkte. Wenn es auch über all den Mühen, die bei dem Zustandebringen dieser Ausstellung nicht fehlten, nach außen nicht hervortrat — seine und meine Jugendliebe waren dabei. Eine durchdachte Kunstpolitik erstrebte hier, die Kunst des Bodens dem Leben der Bürger und Bauern, der Bildungs- wie der Volkskreise ebendieses Bodens wieder einzufügen, nachdem allerorts soviel geschehen war, um Kunst und schlichtbürgerliche Auffassung zu trennen. „Ich war in meiner Heimat wieder, im Schoße meiner Jugendlust!" jubelte Christian Jensen in der „Nationalzeitung". Cajus Möller beleuchtete in der Berliner Presse die historischen Unterlagen der schleswigschen Kunst, und mancher Großstadtkritiker freute sich an dem hellen Wirklichkeitssinn, der „feinen und festen Hand", der Frische und Urwüchsigkeit, der mit herber Sachlichkeit gepaarten naiven Poesie der Zimbrer: „Es ist ein guter, ein kerniger, ein tüchtiger Schlag. Man muß ihn lieben" (Bornstein).

Empfanden auch alle Kunstfreunde, daß hier ein bescheidener Versuch vorlag, gegenüber dem verwirrenden und nicht selten sinnlosen Durcheinander der modernen Ausstellungen eine einheitlich beseelte, formvolle Kunstschau von volksbildender Tendenz zu bieten, so bemerkte doch niemand, daß hier ein Langbehnscher Reformkeim grünte, der, voll verstanden, eine Neugliederung des deutschen Ausstellungswesens hätte anbahnen können. In einigen Veranstaltungen auf niedersächsischem Gebiete wie auch in einer Ausstellung niederdeutscher Künstler bei Schulte in Berlin, zu der Langbehn und ich das Vorwort schrieben, hat unsere Anregung nachgewirkt; aber man war damals noch allzusehr für internationale Modernität als künstlerischen Kompaß eingenommen, um eine ganz schlichte, auf Stammesgrundlage ruhende Kunstbahn betreten zu wollen. Für mich wurde jene Ausstellung der erste Anlaß zu einer Reihe von Veröffentlichungen über schleswigholsteinische und friesische Heimatkunst, deren erste über „Heinrich Sauermanns Lebenswerk" im Flensburger Museumsbericht 1905 noch Einfügungen des Rembrandtdeutschen über „die Verjüngung des Kunsthandwerks unter Wahrung der geschichtlich-lokalen Überlieferung" und damit zugleich das letzte enthält, was von dessen Kunstgedanken bei seinen Lebzeiten gedruckt worden ist.

Jahrhundertausstellung und Kunsterziehungstage, Schiller- und Rembrandtjubiläen, was immer auf dem Kunstgebiet bis an seinen Tod vor sich ging, verfolgte der Rembrandtdeutsche und sonderte kritisch die Spreu von dem Weizen. Er versenkte sich ebenso liebevoll in die genial gemeißelten Köpfe Rodins wie in Hammershois Dämmerbilder; er würdigte den Spanier

Zuloaga ebenso vorurteilsfrei wie den Schweden Zorn; er unterschied beim „Simplizissimus" klar zwischen seiner zerrüttenden Grundrichtung und der nicht selten meisterhaften Form seiner Satiren. Er sah strenge auf künstlerische Qualität, aber die Wertbestimmung der modernsten, großenteils von Pariser Romanciers und Feuilletonisten ausgegangenen Kunstkritik erschien ihm grundsätzlich ungenügend, Lessingscher Betrachtung bar, unfähig, gesunde Originalität und krankhafte Neuigkeitsreize auseinanderzuhalten. In den umfassenden Briefwechsel mit deutschen Gelehrten, Künstlern, Dichtern, der sich an die Veröffentlichung unserer Kunstaufsätze anschloß, ist vieles von Langbehns kunstpolitischen Leitgedanken hineingeflossen. Zuweilen ließ er zeitgenössischen Literaten, so Karl Spitteler wegen seines „Olympischen Frühlings", so Karl Neumann wegen seiner verständnistiefen Würdigung der „Nachtwache", durch mich seine Hochschätzung aussprechen. Aus seiner stillen Wirksamkeit zur Abwehr des Flachen und Ungesunden, zur Neuveredelung unseres Kunstgeistes sei hier nur eine folgenreiche Begebenheit geschildert.

Im Mai 1905 schrieb mir Henry Thode, nach den Ergüssen Meier-Gräfes gegen Böcklin halte er es einfach nicht mehr aus zu schweigen. Er habe für das Sommersemester in Heidelberg eine öffentliche Universitätsvorlesung über Böcklin und Thoma angesetzt, deren erste Vorträge sein Verhältnis zum Impressionismus darlegen würden. Mag er nun in seiner enthusiastischen Art etwas zu weit gegangen sein — als die ersten Berichte darüber in die Presse kamen, erschien in der „Frankfurter Zeitung" ein sehr auffallender Angriff Max Liebermanns auf Thode. Sobald Langbehn diesen zu Gesicht bekam, sagte er: hier kann nur das Gewicht einer künstlerischen Größe helfen, hier kann allein Thoma erwidern. Und wir schrieben diesem dringlich, trotz seiner Friedensgesinnung und ohne gerade in der äußern Form den Krieg zu erklären, möge er gegenüber einem derartigen Angriff auf das Heiligste unserer Kunst jetzt doch einmal das Schwert aus der Scheide ziehen. Thoma dankte herzlich für diesen „Aufruf zu einer guten Sache". Er erinnerte daran, Langbehn habe ihm vorausgesagt, daß er noch einmal „wie ein wilder Eber" um sich hauen werde. Er habe nun soeben einen Gegenartikel an die „Frankfurter Zeitung" gesandt. Diese seine am 13. Juli erschienene Abhandlung „Liebermann gegen Thode", für die Langbehn einige Richtlinien angegeben hatte, ist eines der bedeutsamsten Dokumente in der Geschichte der neuesten Malerei geworden. „Liebermann hat vor allem eines übersehen", so begann Thoma, „daß nämlich das Meier-Gräfesche Buch ‚Der Fall Böcklin' eine Herausforderung ist, gerichtet gegen das eigentlichste Wesen der deutschen Kunst, wie eine solche kaum je vorgekommen ist, — eine Herausforderung, die gerade das Beste, was aus der deutschen Volksseele herausgewachsen ist, mit Füßen oder eigentlich mit Phrasen tritt." Mit kernigen Worten wies der Meister dann auf Dürers, Holbeins, Grünewalds Größe und auf die Erben ihres Geistes in der Neuzeit hin. Aus dem heldenhaften deutschen Suchen sei jederzeit wieder Schönes hervorgegangen. „Deutsche Bescheidenheit, die sich oft um die ganze Welt nicht schert, schuf jederzeit Gutes im kleinen.... Auch unsern gemütvollen Ludwig Richter wollen wir liebbehalten und geben ihn nicht her für eine ganze

Ausstellung von Berliner Plein-Air, jetzt erst recht nicht, da Angriffe auf das deutsche Gemüt nicht nur etwa von Meier-Gräfe, sondern, man möchte fast sagen: planmäßig gar viele schon erfolgt sind. Ja, wir Deutschen wollen Gemüt haben, und wenn es uns weggespottet worden ist, so wollen wir es wiederzugewinnen suchen..., es handelt sich darum, daß wir nicht gewillt sind, uns von Berlin aus aufgewärmten Kohl als Kunstgesetze diktieren zu lassen, und darum, daß wir uns deutsche Art und deutsches Wesen nicht wollen beschimpfen lassen durch Proklamierung einer in Paris schon abgewirtschafteten Mode, der wir Besseres entgegenzustellen haben.... Die französische Kunst in allen Ehren! aber es handelt sich nur um Aufrechterhaltung unserer deutschen Kunst und Art, um Bejahung deutschen Wesens.

Mag der deutsche Kunstmichel andern gefallen oder nicht, und möge sich auch eine ganze Klasse von Deutschen, wie sie es immer getan haben, über seine Unbeholfenheit schämen und ihn verleugnen, er wird und darf sich nicht stören lassen, er wird noch Herrliches gestalten, und wenn ihm das Talent zur Kunst abgesprochen wird — so arbeite er ruhig weiter —, denn er treibt sein Spiel mit dem Ernst einer Kinderseele und um der Sache selber willen."[1]

Diesmal ist Thoma, frohlockte Langbehn, wirklich dazwischengefahren wie Dietrich von Bern. Seit jenen Tagen ward in Deutschland die Bahn für volkserwachsene, geisterfüllte Kunst wieder freier, und man ließ ihr wieder mehr Gerechtigkeit widerfahren. Selbst die Neuberliner Kunstrichtung ist seither bedeutend weitsichtiger und duldsamer geworden, wenn sie sich auch in den Weltanschauungs- und Sittenfragen, die hier hineinwirken, kaum verändert hat. Bereits Thode wies in seinen erwähnten Vorträgen darauf hin, daß dort, wo das Gegenständliche für gleichgültig erklärt werde, das Abscheuliche, die Sanktion böser Instinkte sich einstelle, — daß man jetzt bei uns, wo seit urältester Zeit „Verehrung vor dem Weiblichen" gewaltet habe, von Balleteusen und Dirnen entzückt sei. Langbehn sah die seitdem so unheimlich vorgeschrittene „Bordellisierung unserer Kunst" bereits herannahen, und als Thoma im Sommer 1906 mutig gegen deren drohende moralische Verseuchung aufgetreten war, stimmte er ihm freudig überrascht zu. Es schien ihm ein „Kolumbusgriff" zu sein, daß der Meister in der Badischen Kammer würdige Frauen als die gegebene Instanz bezeichnete, über die so ungemein schwierige Frage zu entscheiden, ob ein Kunstwerk schamlos sei oder nicht. Durch mich eiferte er ihn an, auch künftig kräftig „gegen falsche Akt- und Nacktkünstler" sowie für die Reinerhaltung unserer Jugend einzutreten. Diese letzten Mahnworte seitens des Rembrandtdeutschen fanden bei Thoma volles

[1] Thoma erklärte es in seiner Zurückweisung für höchst bedenklich, daß Liebermann bei dieser Gelegenheit von der „Rüstkammer des Antisemitismus" sprach: „Wenn er alle die, welche ihm und Meier-Gräfe nicht folgen, als Antisemiten erklärt, könnte dies doch zu recht eigenartigen Schlüssen führen, und ich bin überzeugt, daß ihm hierin seine eigenen Volksgenossen nicht in großer Zahl folgen würden." In der Tat war auch — bei ruhiger Anerkennung der Verdienste Max Liebermanns — das Auftreten der Lenbach, Justi, Bode, Langbehn, Thoma, Thode u. a. gegenüber der Umwertung aller Kunstwerte, die sich an die impressionistische Strömung anschloß, keineswegs durch Antisemitismus, sondern rein durch künstlerische und ethische Gründe zur ganz notwendigen Verteidigung des Großen und Deutschen in der Kunst bestimmt. Das lag so klar zu Tage, daß vortreffliche Kunstkenner jüdischen Stammes in Paris wie Berlin, in Wien wie Hamburg in jenem Kampfe für edelste menschliche Werte grundsätzlich auf unserer Seite standen.

Verständnis. So hat die Wächterſorge für die bedrohte, ſchutzloſe Kunſt- und Sittenreinheit unſeres Bürgertums dieſe beiden deutſchen Männerherzen nochmals zuſammen ſchlagen laſſen.

*

Ohne Gott keine Kunſt. Aber es kommt darauf an, auf welchem Punkte man einſetzt. . . . Was wächſt, wächſt von unten. Naturalismus muß jedem Idealismus vorhergehen. Man darf nicht den Schmetterling vor der Puppe, — nicht die Heiligenmalerei vor der Charaktermalerei wollen. L. 1900.

Kunſt iſt beſtimmt, die Meerestiefe der Menſchennatur zu durchleuchten. Wer den Glauben hat, für den ſtellt ſich dieſer ganz von ſelbſt in den Mittelpunkt des Tempels der Kunſt. Das drückte Langbehn als Katholik durch folgende Worte aus: „Die Seele iſt von Natur aus chriſtlich, und da die Seele das Fundament und der weſentlichſte Inhalt aller Kunſt iſt, ſo iſt auch das Chriſtentum das Fundament und der weſentlichſte Inhalt aller Kunſt.“ Über Erneuerung und Pflege der Kultuskunſt hat Langbehn viel mit Biſchof von Keppler verhandelt. Mit ihm traf er ſich in der Ablehnung der einſeitigen „Gotiker“ des vorigen Jahrhunderts, in der gleichmäßigen Würdigung aller großen Kunſtepochen, in der Forderung einer „lebenden Sprache“ für Malerei und Bildhauerei, in dem Verlangen nach charaktervoller und neuſchöpferiſcher katholiſcher Kunſt. Während aber der Biſchof bei ſeiner Beurteilung kirchlicher Kunſt in erſter Linie den völlig angemeſſenen Ausdruck der dogmatiſchen Wahrheiten ins Auge faßte, war Langbehns erſter Blick immer darauf gerichtet, ob das Heilige im Kunſtwerk mit Impulſivität und Innigkeit verkörpert ſei, ob der Künſtler aus echter religiöſer Empfindung heraus geſchaffen habe. Er meinte, man dürfe den Stil nicht kultivieren wollen — praktiſch —, ohne vorher die Perſönlichkeit kultiviert und konſtruiert zu haben. Die geſunde, friſche, ungebrochene, reine Menſchlichkeit, die er in der chriſtlichen Kunſt ſuchte, war nach ſeiner Überzeugung nur einem unverbildeten Wurzelboden zu entnehmen. Seine Loſung lautete kurz zuſammen gefaßt: Von Heimatkunſt zu Gotteskunſt.

Nicht von dem Hautgoût der Großſtädte, ſondern von ſtarken Seelen, in denen das Herzblut des Volkes pulſierte, und die in ſeinem Geiſte zu geſtalten vermochten, erhoffte er eine Neubelebung der Kultuskunſt. Den ausgeſprochen männlichen und doch zarten, den bäuerlich-heldenhaften Charakter echter Volkskunſt ſah er als den gegebenen Untergrund für fromme Kunſt an. Die hoffnungsvollſten Triebe der deutſchen Kunſt gewahrte er dort, wo er Lokalgeiſt durch große geiſtige Impulſe befruchtet fand, dort, wo ſich — wie einſt in Homer und Phidias — Heimatgeiſt und gottzugewandter Heldengeiſt einten. Deutſche Meiſter wie Rethel, Böcklin und Thoma ſah er ſolcher Entwicklung zuſtreben. Gegenwärtig gelte es, von der geſundeſten Provinz des derzeitigen deutſchen Kunſtgeiſtes, der Heimatkunſt, aufzuſteigen zu höheren Aufgaben, dabei aber ihre Gemütswerte, ihr gediegenes handwerkliches Rüſtzeug und alle bewährten techniſchen Errungenſchaften der Neuzeit einzubeziehen.

Der Anschluß an große Meister der Vorzeit schien dem Rembrandtdeutschen für lernende Künstler selbstverständlich. Dieser Anschluß solle aber nicht nur in idealer Nacheiferung bestehen, wie bei den Nazarenern, sondern solle gleiche Originalität der Seelentiefe und gleiche Gründlichkeit des Handwerks erstreben. „Wer in Kulturfragen — nicht nur in Kunstfragen — von Geschichte absieht, der kommt zu nichts. Jeglichen Rückbezug auf die Vergangenheit ‚unzeitgemäß' zu nennen, ist albern und doktrinär im übelsten Sinne. Der Heimatboden darf nicht mit modernem Superphosphat, er muß mit dem Humus altheimischer Meisterschaft gedüngt werden." Diese Gedanken Langbehns standen immer noch im Zeichen Rembrandts, der wie kein zweiter in die tiefsten Tiefen heimischer Volksempfindung untergetaucht ist, um auch religiöse Anschauungen zu verinnerlichen, — sein eigentliches Feldzeichen für katholische Kunstreform ward aber van Eyck. Von der Abendglut der großen niederdeutschen Malkunst hat er sich zu deren Mittagssonne gewandt. Was er gegenüber Schablone wie gegenüber Gefühlsüberschwang für das Notwendigste hielt, daß katholische Kunst mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit stehe und doch von heiligster Empfindung durchhaucht sei, das gerade fand er bei van Eyck. Dessen kristallenes Muttergottesbild in Frankfurt bezeichnete er schon während seines dortigen Verweilens bei Thoma als das beste Bild der ganzen Galerie. Ganz nahe aber ist er ihm und seiner Kunstgefährtschaft erst gekommen, als wir im Herbst 1902 zusammen nach Brügge fuhren, um dort die Ausstellung der primitiven Vlamen zu besuchen. Dort waren — außer den van Eycks — Memling, Hugo van der Goes, Bouts, Rogier van der Weyden, Petrus Christus, Gerard David und zahlreiche Unbekannte mit Meisterwerken vertreten. Die aus ganz Europa herbeigeschafften Kleinodien boten aneinandergefügt das wundervolle Gesamtbild einer einheitlichen Seelen- und Malkultur. Der große Eindruck, den Langbehn dort erhielt, spiegelt sich wieder in nachfolgenden Worten aus seinen Briefen an Bischof von Keppler:

„Diese vlämische Kunst ist einzig. Ich hätte nicht gedacht, obwohl ich die besten Galerien der Welt genau kenne, daß es so gute Bilder gäbe. Die jetzt in Brügge ausgestellten Werke sind ultrasächsisch, ultrakatholisch, ultravolkstümlich. Sie sind so ungriechisch wie die Werke Rembrandts und zehnmal mittelalterlicher, menschlicher, sympathischer, kindlicher. Sie bieten an seelischer Schärfe und technischem Schmelz das Höchste, was Kunst je hervorbrachte. Ich wollte, Sie könnten diese Sachen sehen, um sich durch den Augenschein von der — prophetischen — Richtigkeit meiner Ihnen längst ausgesprochenen Ansicht zu überzeugen: daß eine neue katholische Kunst nur auf das Prinzip, natürlich nicht auf den Namen und den Mann van Eyck gegründet werden kann. Angli sunt Angeli; in diesem Zeichen steht die Malerei der Altvlamen. Vlanderen voor Christus; in diesem Zeichen steht die hiesige Ausstellung. Sie ist schöner als man denken und sagen kann. Dabei ist sie nicht eben groß. Sie ist wie ein Fläschchen Rosenöl, das eine ganze Stadt durchduften kann. Hoffentlich ist es die Stadt Gottes, die sie durchduftet. Arbeiten wir dahin.

Die gesamte altvlämische Kunst steht näher an Gott als durchweg die italie-

nische Renaissancekunst. Das sieht jeder Klarblickende und Klarfühlende. Hochsinn ist gut; aber Einfalt ist besser."

Langbehn übersah keineswegs, daß die alten Vlamen bei all ihrer Reinheit, Süße und Wärme künstlerisch noch manche Unausgeglichenheit, Härte und Unbeholfenheit aufwiesen. Aber dies schien ihm für eine Wiederanknüpfung an ihre Wesenheit nur günstig, es ließe erwünschten Raum für eine weitere Monumentalisierung auf dem Boden des besten katholischen und des tiefsten germanischen Geistes. Die Kunstreformgedanken des Rembrandtdeutschen waren durchaus nicht ideologisch; ihre Lehrbarkeit und Ausführbarkeit haben wir oftmals bis in alle Einzelfragen der Malerpraxis erörtert.

Wie uns die schleswigsche Lokalkunst den Heimatgeist in einem Keimpunkt gezeigt hatte, so haben wir ihn auf unserer niederländischen Reise durch Gottesgeist befruchtet und verklärt in weltweiter Ausstrahlung vor uns gesehen. Wir ergänzten die Kunsteindrücke von Brügge durch Besuche der Galerien in Brüssel, Antwerpen und Köln. Hier erquickte sich Langbehn nicht nur am trauten Marien- und Engelgeist der altniederrheinischen Kunst, — auch an der Urwüchsigkeit und unverkümmerten Frische im Volksleben der Gegenwart. Betend durchging er Kölns geheiligte Kirchen; am Grabe Alberts des Großen legte er einen Kranz nieder. Der Kölner Dom erschien ihm bei aller Erhabenheit im Innern zu kahl, er bedürfe der Ausmalung. Ihm fehle die Sattheit, Fülle und Traulichkeit des mittelalterlichen Dekorationsstils — vor der Bilderstürmerzeit. Farbigkeit sei von Katholizismus untrennbar; die Leichenfarbe des Rationalismus, in jeder Gestalt, müsse aus der Kirche vertrieben, die Wangenröte der Mystik ihrem Antlitz wiedergegeben werden.

Die neuerdings weniger geleistete als stürmisch geforderte, der menschlichen Seele entquollene Ausdruckskunst hat Langbehn vorgeahnt und vorgedeutet. Vor seinem innern Auge stand sie in weit edlerer, natürlicherer, maßvollerer Form, als wir sie in der jüngsten Kunstproduktion erlebt haben. Darüber ist viel gesagt in den losen Blättern, die er hinterließ, vor allem in einer großen Abhandlung: „Neutrieb der Malerei", an der wir in seinem letzten Lebensjahr, ja bis in seine letzten Lebenstage, gemeinsam gearbeitet haben. Setzt man das zeitlich Überholte beiseite, so dürften die um 1906 niedergelegten künstlerischen Richtlinien des Rembrandtdeutschen — die dies ganze Kapitel durchklingen — noch heute von Wert sein. Sie zeichnen folgende Bahn:

„Kunst um der Kunst willen", — die Loslösung des Gestaltens von tragenden Ideen und sittlichen Normen, führt menschlich wie künstlerisch zur Zerrissenheit, zur Zerstörung. „Ein künstlerischer Neutrieb bietet nur dann Gewähr für seine fruchttragende Entwicklung, wenn er, ohne tot nachzuahmen oder bloß zu verneinen, einem bereits gegebenen Stamm organischen Lebens in gesunder Weise entspringt."

„Keuschheit ist die Vorbedingung aller Kunst", das will sagen, die Kunst stellt, um mit Schiller zu reden, „ein Werkzeug der sittlichen Bildung" dar, indem sie auf der einen Seite „die rohe Gewalt der Natur entwaffnet und die Tierheit erschlafft", auf der andern „die selbsttätige Vernunftkraft weckt und den Geist wehrhaft macht", was durch die beiden Empfindungsarten des Schönen

und Erhabenen bewirkt wird. Absichtlich Disharmonie walten zu lassen, ist widerkünstlerisch.

Das Studium der alten Meister und der Natur sind jedem Künstler unentbehrlich. „Nur wer guter Naturmaler ist, kann guter Phantasiemaler sein." Jede lebensvolle Wirklichkeitsschilderung, sofern sie nur frei ist von Lasziviät der Darstellung und Lebensauffassung, dient der ganzen Kunst. Der Anregungs- und Erfrischungswert der Moderne gegenüber dem bisher etwas lethargischen Zustand der deutschen Malerei beruht darauf, daß sie den Blick für malerische Teilqualitäten: Licht, Luft, Farbe, Bewegung, Ausdruck geschärft hat. Deren maßlose Vereinzelung hindert aber jedes Weiterschreiten, wenn die Teilwerte nicht geistig gebändigt und von einer durchgeschulten Maltechnik gemeistert werden, die Geistes-, Formen-, Licht- und Farbenelemente allesamt beherrscht und im Bilde vereinigt. Nur eine feine, durchgebildete, geistvolle Technik, die auf der vollen Höhe des Gegenstandes steht, kann ein tiefes Seelenleben ebenbürtig ausdrücken.

Künstlerische Schaffenskraft wird, gleich aller menschlichen Tätigkeit, erst vollendet durch die rechte Beziehung zu Gott. Als einzelnes Kunstwerk beurteilt ist ein gut gemaltes Veilchen freilich mehr wert als eine schlecht gemalte Madonna, — aber die höchste Kunststufe stellt doch die Kunst um Gottes willen dar, wenn sie auch inhaltlich auf Gott bezogen ist. Ihr werden die dazu berufenen Künstler innerhalb der Kulturaufgaben einer Zeit nur dann wahrhaft gerecht, wenn sie sich alle malerischen Qualitäten des profanen Kunstgebietes aneignen und die reinste Seelenqualität hinzufügen, wie sie die echte Frömmigkeit verleiht.

Werde solcher Weg beschritten, in Forderung und Leistung, dann, so meinte der Rembrandtdeutsche, könnten wir nach allem Hangen und Bangen in schwebender Pein wieder eine Kunstzeit erlangen, die das deutsche Herz friede, erhebe und beselige.

12. Ausklang.

Weisheit der Weisheit ist: alles zurücksetzen gegenüber der Rettung der eigenen Seele. Wer anders handelt, handelt wie jemand, der in einem Hause, das von einer Feuersbrunst ergriffen ist und niederbrennen wird, sich eifrig im Studieren usw. verlieren würde. Das Ergebnis ist: er verbrennt. L. 1907.

Langbehns letzte Lebensjahre, von 1903 bis 1907, stehen vor mir unter dem Bilde eines ziehenden Wolkenhimmels, aus dem in goldenen Strahlen die Abendsonne hervorbricht.

Zu München. Im Winter auf 1903 zogen wir in die Bayernhauptstadt, teils weil es für mich als Maler der geeignetste Aufenthalt war, teils weil wir dort unbeachtet in katholische Welt untertauchen konnten. Das Lebenssystem des Descartes, als Einsiedler in einer Großstadt zu leben, erschien Langbehn

für seinesgleichen in Niedergangszeiten noch das beste, weil man in einer solchen, und sei es selbst Berlin (wo er auch in seinen letzten Jahren studienhalber geweilt hat), unbehindert und unbeschnuppert nach seinem Gutdünken leben könne. Er führte es in München durch. Vorübergehend wohnte er in ruhigen Gasthofzimmern, am längsten in einem stillen Stockwerk, das ich gemietet hatte. Hier waren wir ganz ungestört für all unser Denken, Beratschlagen, Schreiben, Dichten und Malen. Wir hielten dort Junggesellenwirtschaft, bereiteten oft selbst unser Frühstück und unsere Getränke, um meistens von früh an bis in den Nachmittag gemeinsam zu arbeiten, dann mischten wir uns wohl unter die Gäste des Hofgartens oder die Spaziergänger des Englischen Gartens oder hielten uns durch Cafélektüre auf dem Laufenden über die Weltereignisse. Abends landeten wir öfters in einem bürgerlichen Gasthof, nicht selten beim Schottenhamel, jenem urgemütlichen Altmünchener Wirt, von dem auch Langbehn gern die Prise annahm, die er seinen Gästen anzubieten pflegte. Was München an alter wie neuer Malerei und klassischer Musik bot, nutzten wir fleißig, hielten uns aber, von geringen Ausnahmen abgesehen, fern von dem modernen Bildungsumgang und Künstlerverkehr. Doch besuchte Langbehn einmal aus besonderer Teilnahme einen Sohn Böcklins, und mit schlichtbürgerlichen Leuten unterhielt er sich gern. Sowohl bei den Bücherbuden der Auer Dult wie unter den Schwimmgästen des Ungererbades war er zu Hause.

So war der zeitlebens im Herzen Student gebliebene Nordmann wieder in der Umwelt seiner Studienzeit gelandet. Durch unsere Einmündung in die Kirche hatten wir den Schlüssel zu den bewegenden Grundkräften der alten Mönchstadt — Monachium — gewonnen. „Es tut den Norddeutschen immer gut, wenn sie eine Zeit lang in München leben", sagte eine erfahrene Dame, und: „Ich habe um Segen gebetet für München, das mich in seinen Schoß so freundlich aufnahm", schrieb Hebbel. Es ist das katholische Deutschtum, das trotz der modern-großstädtischen Trübung hier auch heute noch die etwas vereiste neudeutsche Seele nährt und wärmt. Es ist der Geist des oberbayrischen Volkstums, der vom Hofbräuhaus bis zu den Sennhütten hinauf den Fremden hier, wo selbst der König ein Volksmann blieb, in den gesunden Bann des einfach Menschlichen zieht, — währenddem in den Städten des Nordens das Volkstümliche alljährlich mehr aufgesogen wird von der Welt des Fracks und der pariserisch-outrierten oder amerikanisch-uniformierten Mode. „Berlin" bedeutet Neuzeit und Stadtgeist; hinter „München" steht dazu fortwirkender Mittelalter- und Landgeist. Wo der deutschen Seele Verkalkung drohte, hat München trotz mancher Entartung deutsche Geister jeglichen Schlages befruchtet. Es fehlt noch an Verständnis und Dankbarkeit für die echte Heimatlichkeit und die Schaffenstriebkraft dieser Stätte. Was das überlieferte geruhsame Wesen Münchens, was seine künstlerischen und wissenschaftlichen Sammelpunkte, was seine Barockfülle und seine mütterliche Religiösität, was der Marienplatz und der Frauendom und die Allerheiligenhofkirche und St. Bonifaz für die Regelung und Reifung eines seelenvollen Deutschtums bedeuten, das harrt noch der vollen Erkenntnis. Was jedoch

insonderheit der Rembrandtdeutsche und sein Gehilfe dem guten Geist Münchens verdanken, das, so hoffen wir, klingt in diesem ganzen Buche durch.

Wir lebten an der Isar als katholische Niederdeutsche. Ich hielt alle heimatlichen Verbindungen aufrecht, malte zwischendurch Bildnisse am Elbstrand und am Rhein, verkaufte meine Bilder im Bereich Niederdeutschlands, und die Rückendeckung von dort hat uns das Brot beschert. In Stunden der Not standen mir Mutter und Bruder in alter Treue zur Seite, und die Gunst mehrerer Gönner meiner Kunst unter den Hamburger Patriziern half mir — und damit auch Langbehn, obwohl jene das nicht ahnten — in diesen Jahren hindurch. Für ihn mit muß ich hier in inniger Dankbarkeit namentlich zweier dortiger Juristen gedenken: des Landgerichtsdirektors Dr. Ferdinand Wulff, der mir immer sein Haus offen hielt, wenn ich nach dem Norden kam, und des Bankdirektors Dr. Friedrich Bendixen. Dieser, ein vortrefflicher Hanseatentypus aus schleswigschem Stamm, betätigte jene klare Vernünftigkeit und Großherzigkeit, die auch Bürgermeister Mönckeberg auszeichnete; er war ein Mann, der aufs Ganze ging, der trotz der Grundverschiedenheit unserer Weltanschauungen und Charaktere mich nicht nur durch Bilderankäufe stützte, sondern mir auch bedeutende Beträge zur Förderung meiner Lebensbahn auswarf. Dadurch überwand ich damals die größten Schwierigkeiten für die Durchführung meiner Kunstpraxis. Dadurch wurde nicht nur ermöglicht, die mit dem Rembrandtdeutschen begonnenen literarischen Arbeiten bis an seinen Tod fortzuführen, sondern ihm in letzter Zeit auch diejenige Beweglichkeit zu Gunsten seiner Körperpflege und geistigen Anregung verschafft, die seine Natur brauchte. Langbehn wiederum tat alles, um mich in den Sattel zu setzen. Die Erfordernisse meines Berufslebens wirkten bestimmend auch auf sein Schicksal und seinen Aufenthalt ein.

Romfahrt. Im Frühjahr 1903 erwirkte auf Langbehns Fürbitte hin Bischof von Keppler bei seinem Aufenthalt in Rom vom Papste die Erlaubnis für mich, diesen nach dem Leben darstellen zu dürfen. Auf diese Weise kam ich im Mai des Jahres in den Vatikan. Bei mehreren Empfängen des eben eingetroffenen großen bayrischen Pilgerzuges konnte ich mich neben dem Thronsessel des Heiligen Vaters postieren und porträtieren. Bei der ersten Sitzung hatte ich Schwierigkeiten, weil mir während des notgedrungenen schnellen Arbeitens niemand Handreichungen leistete. Das meldete ich Langbehn, und er kam eilends von München zu mir, um als mein Begleiter zur zweiten Sitzung Zutritt zu erlangen.

Bereits seit vielen Jahren hatte er eine lebhafte Zuneigung zu der Persönlichkeit Leos XIII. gefaßt. Nachdem er mit seiner Denkart und seinen Erlassen näher vertraut geworden war, sagte er von ihm: „Er ist nicht nur Papst, sondern auch eine gesunde Natur, ein klardenkender Geist. Er ist ein Diener Christi und zugleich ein Politiker. Er zeigt reine Rasse. Jahrhunderte haben an solcher Persönlichkeit gearbeitet." Als er vernommen hatte, wie vorurteilsfrei der Papst trotz des Kulturkampfes die staatsmännische Bedeutung eines Bismarck zu würdigen wußte, wie nachdrücklich er sich für die Buren ausgesprochen hatte,

da freute er sich doppelt über ihn. Einmal meinte er überrascht: „Er sagt oft, was ich denke.“ Solche Übereinstimmung des Urteilens führte er auf beiderseitige reine, moltkeartige Aristokratennatur zurück. Diese fand er auch wieder in der unermüdlichen Arbeitskraft des Zweiundneunzigjährigen, seiner frugalen Lebensweise und seiner beispiellosen Elastizität. Kam er so als Mensch wie als Christ mit idealen Vorstellungen frohverlangend zu dem Ehrengreis auf Petri Stuhl, durch dessen Erscheinung und Verhalten wurden seine Erwartungen noch übertroffen.

Wir harrten unter Bayerns Adel und Bayerns Bürgern im Empfangssaal des Vatikans, da eilte weit vornübergebeugt in weißem Gewande der Vater der Christenheit mit schnellen Schritten heran, sichtlich ein Wunder der Natur und der Gnade. Sobald er im Thronsessel saß, wirkte er bei aller Zartheit und Milde gewaltig. Wie er die deutsche Schar überschaute, da flogen die dunkeln glutvollen Augen wie lebendige Vögel in dem wachsbleichen Antlitz hin und wieder. Nun zog die Pilgerschar ganz langsam an ihm vorüber. Alle Teilnehmer knieten einzeln vor ihm, um tiefergriffen den Ring an seiner vorgestreckten feinen hageren Hand zu küssen. Er aber sah teilnahmsvoll auf einen jeden hin und nickte ihm freundlich zu. Unterdes konnte ich zwei Schritte von ihm etwa dreiviertel Stunden lang ruhig arbeiten. Dabei kam mir sehr zustatten, daß der Papst mir nicht eigens „saß“ und so ermüdete, sondern daß er, ohne jeden Gedanken daran, als Modell zu dienen, die ganze Zeit hindurch seine volle Frische bewahrte. Langbehn hielt das Malbrett, reichte mir, was ich brauchte und flüsterte mir mehrmals zu, wo es noch mangelte. Seine Eindrücke von der denkwürdigen Audienz meldete er an Bischof von Keppler:

„Am heiligen Vater fiel mir zuerst und zumeist seine Bescheidenheit auf. Ich meine nie ein menschliches Gesicht so klar, so scharf und deutlich gesehen zu haben. Er sah in Wirklichkeit und sieht auch im Bilde aus wie ein alter Adler, aber wie ein solcher, in dem zugleich der Geist einer Taube ist. Er ist der gute Geist des Katholizismus — in Person. Er ist die Ehrwürdigkeit selbst, aber seine Heiterkeit und Anspruchslosigkeit ist ebenso erstaunlich; zuweilen kam er mir — und Momme Nissen — wie eine alte freundliche Holzfrau im Walde vor. Seine Augen waren ebenso scharfblickend wie froh und gemütlich. Er lachte herzlich über einige Bäuerinnen in bayrischem Bergkostüm; mehrere von diesen lachten ihn direkt wieder an in der Freude ihres Herzens und als Reflex seiner großen Freundlichkeit. Es war alles wie eine Familie.

Als der Pilgerzug vorbei war, trat das Komitee desselben zum Heiligen Vater. Wir schlossen uns an, und er erteilte uns allen einen sehr kräftigen Segen, uns den Heiligen Geist spendend und wünschend. M. N. und ich küßten ihm die Hand wie die andern. M. N. sagte: ‚Je suis converti‘, die andern sagten: ‚Nostro pittore!‘, worüber der Heilige Vater und alle lachten. Ersterer nickte M. N. sehr freundlich zu. Ich sagte beim Handkuß, auf ihn folgend: ‚Je suis aussi converti‘, worauf der Heilige Vater, lebhaft und freudig auffahrend, mit lauter Stimme sagte: ‚Ah, bravo!‘

Alles verlief bei diesem Empfang in schönster Ruhe, Reinheit, Harmonie. In jedem der Blicke, Mienen und Worte des Heiligen Vaters war sein froher

und redlicher, kluger und wachsamer Charakter zu lesen. Da war nichts von Pose. Das ganze Wesen des Papstes atmete Entschiedenheit; dieser Vogel fliegt nur geradeaus. Der Papst war dabei geistig so frisch, so gesund und munter, daß ich ihm nach Menschendenken ganz gerne noch 6—8 Lebensjahre gebe. Möge der himmlische Vater sie ihm schenken."

Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Noch einmal durfte ich den Papst sehen und dabei malen, während des letzten großen Konsistoriums, das er überhaupt abhielt, Ende Juni des Jahres. Es war verbunden mit der feierlichen Einsetzung einer Reihe neuer Kardinäle, darunter des Erzbischofs Fischer von Köln. Als Leo XIII. zum Schluß, die Tiara auf dem Haupte, mit goldgewirktem Mantel geschmückt, auf seiner Sedia hinausgetragen wurde, als er da nach allen Seiten den Segen spendete und der laute Jubel der vielen begeisterten Gläubigen den wachsfarbigen Greis umfing, da schien bereits alles Leibliche von ihm gewichen zu sein. Es war, als wenn ein überirdischer Geist vorüberzog, der schon aus der andern Welt Gnaden austeilte. Einige Tage später erkrankte der große Papst; wochenlang schwebte er zwischen Leben und Tod, bis, am 20. Juli 1903, seine lautere Seele der Erde entfloh.

Uns aber blieb ein mächtiger Eindruck von diesen Erlebnissen im Vatikan. Werden doch oft schon Nichtkatholiken ganz erschüttert von der machtvollen Wirkung eines würdigen Papstes, von der übernatürlichen Weihe seiner hohen Würde in einem zerbrechlichen Gefäß, — um so tiefer drang die Seele und der Sinn der legitimen Oberhoheit des Christentums seit neunzehnhundert Jahren in uns überzeugte Neukatholiken ein. Nicht ohne Vorurteil war Langbehn nach Rom gekommen; die üblen Eindrücke, die er dort, als ihm noch jeder Schlüssel für das Verständnis des christlichen Roms abging, unter preußischen Archäologen empfangen hatte, wirkten nach. Nun aber fühlte er im Schatten St. Peters einen wahren Wasserfall von Segnungen auf sich eindringen. „Die Stadt Rom", so sagte er, „ist ein leeres Weinglas, gefüllt mit *Wein* für Leute wie Goethe, gefüllt mit *Blut* für den gläubigen Christen. Man sitzt hier an der Quelle Gottes. Es gibt nur einen Gott — und nur ein Rom. Hier geht auch das übernatürliche ganz natürlich zu; dieses tritt hier eigentlich noch natürlicher, d. h. einfacher, selbstverständlicher als das Natürliche auf." Um mir als Dolmetscher bei den Vorverhandlungen für meine Arbeit zu dienen, war er wiederholt mit mir im Vatikan, bei dem späteren Kardinal Bisleti wie bei dem Fürsten Rospigliosi, dem Chef der Nobelgarde. Dieser schlichte Grandseigneur gefiel ihm ausnehmend. Er erschien ihm als Prototyp der auch in den andern hohen Würdenträgern sichtbaren *innern Einfachheit* des vatikanischen Wesens, die über „der etwas theatralischen äußern Dekoration" vielfach verkannt wird, und erinnerte ihn an den schlichten gesellschaftlichen Charakter unserer schleswigholsteinischen Heimat vor dem dortigen Eindringen der Preußen. Er fand im Zentrum der Kirche „uralten, römischen Bauerncharakter" lebendig, von Leo XIII. an bis zu den handfesten Knabengesichtern und Knabengestalten der Schweizer am Eingang des Papstpalastes, in deren „etwas affektiertem Kostüm" er noch echte mittelalterliche Menschen stecken sah. Der im Norden viel verlästerte Kardinalstaats-

sekretär Rampolla erschien ihm bei genauer Beobachtung als eine Gestalt von ebenso großer Würde — „imposanter als Bismarck" — wie echter Demut. Wir sahen den Kanzler der Kirche wiederholt durch die Peterskirche schreiten, sahen ihn dort niederknien vor dem Sakramentsaltar, wo er, äußerst angegriffen, wie nach sorgenvoll durchwachter Nacht, inbrünstig betete; die Hände zitterten ihm dabei. Wie anders, das fühlten wir dort, wirkt doch Wirklichkeit, unvoreingenommen mit klaren Augen gesehen, als — Zeitung!

Nicht nur wegen unserer Freuden im Vaterhaus der katholischen Christenheit, auch wegen des Wohlgefallens am Anstand der Römer und der durchweg noch vortrefflichen Gesinnung des niedern Volkes blieben wir bis in den Hochsommer in Rom. Ich bewunderte wiederum Langbehns Fähigkeit, sich ohne weiteres mitten in eine neue Welt hineinzuversetzen, sie von innen heraus zu erfassen, sogleich italienisch unter Italienern zu leben bei voller Behauptung seines Charakters. Zuerst wohnten wir in einem vornehmen Gasthof gegenüber der uralten Dominikanerkirche Maria sopra Minerva, wo Langbehn sogleich das Grabesheiligtum und das „unendlich erhabene" Grabbildnis der hl. Katharina von Siena entdeckte und verehrte. Um aber dem modernen Hotelgeist und der aria cattiva der innern Stadt zu entrinnen, suchten wir bald Wohnung in dem hochgelegenen Viertel oberhalb der Piazza Barberini. Langbehn dang einen Schuster-Portier, und mit ihm ging's nun treppauf, treppab durch die riesigen Neubauten, immer schnell wieder weiter, wo die Luft nicht sauber, die Leute verdorben schienen, bis wir in der Via Veneto zur Signora Mariani kamen. Es waren gerade Arbeiter da; alles lag auf den Stühlen herum, sie konnte nur ein kleines Zimmer bieten, aber er bemerkte gute heilige Bilder, sah das Kruzifix, sah die Dame an und erklärte nach kurzem Hin und Her, hier sei es ihm recht. Die Wahl war gut getroffen. Er war zu der verarmten, „sehr frommen, bescheidenen, redlichen, feinsinnigen" Witwe eines Edelkämmerers des Kardinals Pietro gekommen. Das Quartier lag fünf Treppen hoch, doch das störte Langbehn nicht. Ich fand ein benachbartes Zimmer, und so konnten wir jederzeit zusammen arbeiten, brauchten beide nur einige Minuten, um morgens zu den ehrwürdigen Altären der Kapuzinerkirche, um abends auf die duftenden Wiesen des Gartens Borghese zu gelangen.

Nun konnten wir uns nach Herzenslust an den Heiligtümern und Schätzen Roms erquicken, als Kunstliebhaber an ihren erhabenen Formen, als Pilger an ihrem innersten Gehalt. In jeder Woche suchte Langbehn je einmal nach St. Peter und nach dem Lateran zu kommen, um an diesen Zentralstätten der Kirche den Heiland in sein Herz aufzunehmen, wobei ihm tiefe Tröstung zuteil ward. Über der Labung durch das Höchste vergaß er nicht, sich barmherzig zu den Niedrigsten zu neigen. Bei Aqua Acetosa fand er einen elenden, kranken, zerlumpten jungen Mann aus Florenz. Nachdem er ihn als sehr bedürftig und fromm erkannt hatte, nahm er ihn mit sich, ließ ihn durch seine Hauswirtin speisen und streichelte ihn, wie eine Mutter ihren armen Sohn. Dann führte er ihn zum Arzt, ließ ihm ein warmes Bad geben, statt der Lumpen neue Kleidung von oben bis unten, Reisebillet und Zehrung, damit

er anständig ausgestattet nach Toskana heimkehren könnte. Der beglückte Bursche stand mit strömenden Tränen am Wagenfenster, als sein Zug abfuhr.

Auch der Signora Mariani nahm er sich fürsorglich an in ihren schweren Familiensorgen. Diese brave Römerin lebte nur für die Ihrigen. Täglich bei Tagesgrauen trat sie den Gang zur heiligen Messe an, war aber in all den Jahren ihres dortigen Wohnens noch nicht einmal in dem benachbarten öffentlichen Lustgarten gewesen. Die Ratschläge, die Langbehn ihr gab, auch schriftlich nach seiner Abreise ganze Jahre hindurch, befolgte sie treulich. Er trug auch aus der Ferne zur Erleichterung ihrer Nöte bei. Als sie seinen Tod erfuhr, da rührten sie und ihre Kinder vor Trauer den Tag nichts mehr an und konnten wohl acht Tage lang nichts anderes als an ihren deutschen Freund und Wohltäter denken. Gern wäre Langbehn im Jahre 1903 länger bei ihr und in Rom geblieben; er hoffte immer, dort wieder einkehren zu können. Das sollte nicht sein, aber die innerlich und äußerlich durchsonnten Monate in der Ewigen Stadt haben ein stilles Leuchten über seine letzten Lebensjahre verbreitet.

Selbstheiligung. Als guter katholischer Christ unterließ Langbehn nicht, bei seinem Prophetenkampf für das Gedeihen anderer Seelen die Sorge um das eigene Seelenheil zunehmend in den Mittelpunkt seines Daseins zu stellen. Mehr und mehr artikulierte er seine von innen heraus beseelte Frömmigkeit, formte sie lebendig durch an erzkatholischem Geistesgut. Wie schon früher immerfort, lernte er, gläubig geworden, noch emsiger in der „Schule der Bilder". In der reinen Darstellung des Heiligen trat ihm ohne weiteres das dargestellte heilige Objekt entgegen. Seine archäologische und ästhetische Betrachtung ging alsdann überraschend rein auf in dem frommen Vorwurf. So entwickelte sich in ihm neu und ganz elementar die echte altchristliche Bilderverehrung. An seinen Wänden hingen schlichte Bilder der Mutter Gottes nach uralten Originalen, der hl. Christophorus von Dierik Bouts, ein Bild des Armen von Assisi, ein kindlich gemaltes Jesuskind neben einem durchgluteten Christusknaben von spanischer Meisterhand. Die Bilderschau wechselte, aber den ständigen Hauptplatz, auch in seinem Herzen, behielt die Wiedergabe vom Antlitz Jesu. Fand er eine solche, die dem Wesen des Gottmenschen wahrhaft entsprach, dann ging bei deren Anblick sichtlich Trost in ihn über. In dem schon erwähnten Christuskopf der Mailänder Schule zu Berlin sah er „die ewige Harmonie, die sich in sich selbst spiegelt". Er faßte den Abglanz des Göttlichen in solchem Bilde so überaus innig, daß ein bei der hl. Gertrud berichtetes Wort des Heilands an diese: „Die Verehrer des Bildes meiner Menschheit werden vom Glanze meiner Gottheit bis in den Grund der Seele erleuchtet werden", bei ihm Wahrheit geworden zu sein schien. Er schrieb: „Ich bete viel vor dem heiligsten Antlitz Jesu, das in meinem Zimmer hängt. Welche himmlische Gnade — ach, auch welcher unendliche Kummer —, Gott sehen zu können. Christi Blut, Christi Herz, Christi Haupt, — das sind konkrete katholische Mächte. Jesu Haupt ist mein Programm. Ich habe kein anderes. Ich möchte gern, daß meine Politik auch so beschaffen wäre wie das heilige Antlitz Jesu: daß sie kein Zuwenig und kein Zuviel enthielte,

daß sie still und mächtig wäre, daß sie voll des Heiligen Geistes wäre!... Seelentypen müssen den Katholiken (zur Hinführung auf den Urtyp alles Lebens) gezeigt und nahegebracht und in ihnen erzeugt werden."

Die Stumpfheit unserer Zeit gegenüber dem Göttlichen sollte man nach seinem Urteil außer durch heilige Bilder, heilige Musik, heilige Baukunst auch überwinden helfen durch — heilige Lieder. Denn „Lieder blasen am ersten den Staub weg". Als er dem Bischof von Rottenburg einige seiner religiösen Dichtungen sandte, schrieb er dazu: „Die menschliche Seele, wenn sie rein empfindet, klagt wie eine gefangene Nachtigall. Ich bin Musik, ich mache Musik. Bald sind es Fanfaren, bald zarte Liebesklänge, bald Seufzer himmlischer Sehnsucht, reuigen Dankes, bitterer Buße; bald auch dunkle Töne zukünftiger Harmonien, die ich kaum ahne. Musik ist die Sprache des Herzens. Gott selbst ist Melodie; darum hört er sie gern. Darum kann man durch sie zu ihm sprechen. Liebe ist die Seele des Gesanges. Kann wohl jemand dem Auge widerstehen, das ihn in die Tiefen seines Herzens hinabzieht? David sang, ehe er siegte. Vielleicht kann ich mich ins Herz des katholischen Volkes hineinsingen, und ich möchte es gern." Hätte der Rembrandtdeutsche länger gelebt, es wäre ihm wohl gelungen. Ich hörte den Quell des Gesanges von seinen Lippen nur leise sprudeln und klingen. Es stimmt traurig, zahlreiche rhythmisch bewegte Liederanfänge aufzubewahren, die er vor Sorgen und Kämpfen nicht weiterformen konnte. Aber eine stattliche Reihe religiöser Dichtungen liegt abgeschlossen vor, und das Wort eines seiner alten Freunde: „In seinen Liedern hat er sich durchgerungen", besteht dennoch zu Recht. Seine Poetica sacra, die er während seiner katholischen Lebenszeit wie mit einem geschärften Pfeil auf Folioblätter niedergeschrieben hat, zeigen klarer als alles andere, wie ganz durchchristlicht seine Empfindungswelt, wie beglückt sein Glaubensleben geworden ist. Sie stehen im Zeichen des Leitworts „An Christus":

Deine Liebe zu erwidern,
Komm ich her mit schönen Liedern,
Ihre Schönheit kommt von Dir.

Es sind Heilands-, es sind Marien-, es sind Petrus- und Johannes-, Propheten- und Palästinagesänge, die nach den Melodien rufen, mit denen er sie entwarf. Eines davon sei — hier zum ersten Mal — wiedergegeben:

Madonnenblick.

So freundlich blickte nie ein Menschenauge,
So rein und golden,
So verschwiegen nicht,
Wie Deines, das ich heute sah, Maria!

Und keine Nachtigall sang jemals ihre Lieder
So süß und schmerzenvoll,
In zartem Wohllaut schimmernd,
Wie mir dein Auge leuchtete, Maria!

Das Sonnenlicht, im Weine neu geboren
Und funkelnd aus kristall'ner Pracht,
Vermählt geheimnisvoll so Glut und Feuchte,
Wie selbst im Leid dein Auge lacht, Maria!

Wie Himmelsreinheit und wie Erdenduft
Im Tropfen Tau's sich treffen, der ergossen
Aus dunkler Nacht zum hellen Tage fließt,
So still und licht erschien dein Auge mir, Maria!

Geist Gottes, steig hinab in diesen Brunnen,
Der Labung beut für eine ganze Welt,
Und segne uns, die wir uns dürstend nah'n —
Aus deinem Auge Trost zu trinken, o Maria!

Langbehns religiöse Lieder, nicht weniger einige von ihm verfaßte feurige Gebete, zeigen, wie überaus plastisch seine Glaubenswelt gestaltet war. Er sah eben die Gotteswelt als das Ursprüngliche, die Erdenwelt als das Abgeleitete im Geiste vor sich; er erkannte, daß dem Menschen nur wegen des irdischen, sündigen Dunkels in seiner Natur das Göttliche dunkel erscheint. Er sagte darüber: „Übernatürlich ist nicht unnatürlich. Glaubenswahrheiten sind mir viel klarer und deutlicher und einleuchtender als Vernunftwahrheiten. Eine unbefleckte Empfängnis begreife ich leichter als eine befleckte." In der Verehrung Jesu auf dem Altare konnte er sich nicht genug tun:

Geräuschlos in den Angeln
Dreht sich diese große Welt —
Geräuschlos in den Angeln auch
Der Herr, der sie erhält.

Die Stätten, wo das Allerheiligste den ganzen Tag zur Anbetung ausgestellt war, wie die Fronleichnamskapelle in München und San Claudio in Rom, waren ihm die liebsten. Er folgte — womöglich jeden Morgen, wenn nicht Arbeit oder Unwohlsein abhielt — mit tiefster Teilnahme dem heiligen Meßopfer an der Hand entweder des lateinischen Textes oder auch ganz einfacher, selbst der für Kinder bestimmten Meßbüchlein. Er war doppelt erbaut, wenn er sah, daß ein Priester die heiligen Geheimnisse ganz andächtig feierte. Sooft er konnte, kommunizierte er, und war sehr erfreut durch die Aneiferung Pius X. zur täglichen heiligen Kommunion, die noch in seine letzte Lebenszeit fiel. Sein Münchener Beichtvater war ein liebevoller Kapuziner in St. Anton, Pater Benedikt Schmid, bei dem er, wie er es wünschte, Seelsorgweisheit mit Einfalt gepaart fand.

Kernige geistliche Lesung war für Langbehn tägliches Brot. Die Bibel ward ihm als Katholiken, mit der sinnvollen und sicher führenden Deutung schwieriger Stellen durch das kirchliche Lehramt, neu lebendig und jetzt erst voll erschlossen. Er faßte ihre beiden Hälften als ein großes Gottesepos: „Wie der Blitz aus der Wolke, so kommt aus dem Alten das Neue Testament."

Die Evangelien und die Psalmen hatte er immer zur Hand. Er verfolgte unabläßig, wie dramatisch die Heilige Schrift in den offiziellen Gebeten der Kirche verwandt und nahe vor Augen gebracht, wie unlöslich sie in den Tag des Priesters hineingesetzt ist. Neben den Kirchenvätern, viel altchristlicher und mittelalterlicher Literatur nahmen in unserer katholischen Laienbücherei die Lebensbilder der Heiligen einen breiten Raum ein, daneben Schriften zur Pflege der Verinnerlichung. Meister der Mystik, die erst heute neu ans Tageslicht gezogen sind, wie der Blame Ruysbroeck und der Spanier St. Johannes vom Kreuz, standen darunter. Neben den Werken des hl. Franz von Sales liebte Langbehn ganz besonders Bartholomäus Holzhausers „Büchlein von der Demut".

An das Schauen und Lesen und Hören katholischer Wahrheit — wobei der Rembrandtdeutsche volkstümlich-schlichte Kanzelredner blütenreichen Predigern vorzog —, schloß sich ein ungezwungenes Betrachten, das ihn zu tiefst in sich hineinführte, aber auch seine Künstlerseele aufwallen ließ. Immer wieder wußte er neue Weisen zu finden und zu erfinden, um sich zu Gott zu erheben. Seine kindliche Verehrung der allerseligsten Jungfrau, der er in Liedern und Weihgeschenken und Gebeten Ausdruck zu geben nicht müde wurde, war ihm ein Hauptmittel, sich ihrem Sohne verbunden zu halten. Die neuzeitliche Kahlheit des Gottesdienstes in unserem lieben Heimatland schrieb er nicht zum mindesten dem Mangel der herzerwärmenden Marienverehrung zu. Dann würden unsere Landsleute, so meinte er, der Mutterkirche wieder nahe kommen, wenn sie wie einst der „Mutter Maria" wieder nahe kämen. Wie gerne ging er zur Mutter Gottes im Herzogsspital, dieser Trösterin der Betrübten, zu ihrem schönen Bilde in Blutenburg, zu ihren Wallfahrtsstätten, diesen Badeorten für die christliche Seele. Langbehn fühlte, wie der Mensch, an die Tretmühle des Tages gefesselt, zu Hause oft seelenmatt dahinschleicht, wie er aber neu auflebt, wenn er jene Orte aufsucht, wo Gott die seelische Höhenluft reichlicher wehen läßt. Seine Sehnsucht, einmal das Heilige Land zu sehen, ward nicht erfüllt; was wir aber in erreichbarer Nähe an gottgeweihten Erdenplätzen erreichen konnten, wurde bei unsern Ausflügen bevorzugt. Im modernen München dadurch angewidert, daß sich hier auf Schritt und Tritt die Spuren der Unsittlichkeit ebenso ungescheut kundgaben wie die der Brutalität in Preußen, ermaß er anderseits als Katholik ganz und gar, welch einziger Lebenswert für ganz Deutschland in den noch unverdorbenen Regionen des bayerisch-österreichischen Kulturkreises mit ihren traulichen Klöstern und Wallfahrtsorten ruht.

Bierland, Weinland,
Bergland, Seenland,
Wunderschönes Bayerland,
Edelstein in Gottes Hand —

so grüßte der Rembrandtdeutsche den deutschen Boden, der ihm als Mann das erste und letzte Asyl geboten hat. Wohl am freundlichsten geschah das in Altötting, dieser „waldumkränzten Wiege unserer Königin", diesem uralten

Heiligtum der Bayern, wo die Herzen ihrer Könige ruhen. Wir weilten dort einige Wochen im letzten Sommer, den Langbehn erlebte, belastet mit mühsamer Schreibarbeit. Aber die heilige Einfalt, welche das Gnadenbild umwehte und der ganz Gott zugewandte Geist der herbeiströmenden Pilgerscharen, von denen nicht wenige große Holzkreuze kniend auf ihren Schultern um die Kapelle trugen, das tieffromme Gebet der vielen Männer bei der feierlichen Lichterprozession (das einen protestantischen Schmied dermaßen ergriff, daß er katholisch wurde) waren Trost für die Seele in der gottfremden Zeit. Wir wohnten außen vor dem Orte bei den Schwestern Eibesgruber, die den Herzenstakt und die Gemütstiefe des Bayernstammes rein verkörperten und auch Langbehn gut verstanden. Sie hielten ihn für einen beurlaubten Offizier und urteilten nachher, wie er so fromm und „gescheit" gewesen sei: „A heilig's Leben hat er geführt, das hat man schon kennt. Er hat so verborgen sein wollen." Jawohl, der Rembrandtdeutsche hatte gelernt, wie unsichtbar „In Gottes heiliger Gegenwart — Betend durch die Welt zu wandern". Kam er an einer evangelischen Kirche vorbei, so betete er für die Heimkehr aller Christen in die Mutterkirche, und vor einer Synagoge ein Salve Regina zur größten Tochter Israels für die Bekehrung der Juden.

Unter den Mahnworten, die er sich zu seiner Selbstheiligung zusammengefügt hatte, stand auch geschrieben: „Liebe üben." Der Einsiedler mußte sich die Gegenstände seiner Liebe suchen, und er war wählerisch darin. Auch sein Kampfgeist hemmte die Betätigung der Karitas. Wollte er doch nichts weniger, wie er einmal metaphorisch an Freund Heubner schrieb, als „den Montblanc auf den Chimborasso türmen (d. h. die Höhen des Volkstums und der Religion vermählen) und von da aus eine Kanonade auf die menschliche Niedertracht, Gemeinheit, Frechheit, Dummheit eröffnen". Gerade Heubner gegenüber jedoch bezeigte er im Jahre 1905 seine alte herzliche Zuneigung, sandte ihm Dichtungen von Mistral und harrte gerade seiner Antwort, als ihn wie ein Blitzstrahl die Nachricht vom plötzlichen Tode des lebensfrohen Musikers traf. „Ich kann sagen, daß wirklich ein Stück meines Herzens mit Konrad fortgegangen ist", so schrieb er der Witwe; „es ist mir, als sei ein schöner Stern versunken." Bei seiner bleibenden Jugendfrische, für die er außer sich selber kein ähnliches Beispiel wisse, bei seinem Edelsinn halte er ihn für ein rechtes Kind Gottes, obwohl er ihn etwas religiöser gewünscht hätte. Liebreich gab er der Witwe schriftliche Ratschläge für die Erziehung der hinterbliebenen Kinder.

Im verborgenen übte Langbehn der Liebe genug, — unausgesetzt gegenüber seinem Gehilfen, für dessen seelisches und leibliches Wohl er bis ans Ende wie eine Mutter gesorgt hat. Er sang nicht nur: „Herzen zu pflücken — Das ist meine Seligkeit", er sagte nicht nur treffend von seiner Geistesarbeit: „Ich verteidige die Armen, die Kinder, die gebesserten und besserungsfähigen Sünder; ich suche sie um mich zu versammeln, ich suche sie Jesu zuzuführen", — sondern er suchte sie auch persönlich auf in den Krankenanstalten und unter den Armen, die sich Klostersuppe holten. Stets auch hatte er auf der Straße ein wachsames Auge für wirkliche Not. Zuweilen fragte er sanft, aber geradezu, einen Alten:

„Sind Sie arm?" und dessen Verhalten gegenüber der unerwarteten Ansprache offenbarte ihm meistens schon sein Herz. Wer aufrichtig und bescheiden seine Not gestand, dem gab er Münze und tröstende Worte. Er mühte sich oft sehr, jedem an Kleidungsstücken, Schuhzeug oder dergleichen gerade das zu verschaffen, dessen er bedurfte. Seine Spazierwege machte er am liebsten zu Armenbesuchen. Dabei unterließ er es nie, den innern Zustand zu erforschen, zu den Seelen zu sprechen, und oft fand er dabei das wahre Wort von Pater Weiß bestätigt, die Ohren der Gläubigen aus dem Volke seien vielfach heiliger als der Mund gelehrter Priester. Als er in dem Gesicht einer alten Schwabinger Lumpenfrau Züge seiner Mutter wiederfand, half er ihr treulich, erzürnte aber sehr, als er entdeckte, daß sie ihn einmal belogen hatte. Eine arme Münchnerin, der er das nötigste Holz in die Wohnung schaffen ließ, rief nach seinem Tode aus: „War das ein braver Herr!" An einer Straßenecke stand ein bettelnder Krüppel, dem er öfter ein Almosen gab; im lebhaften Gedenken daran, daß Christus auch in diesem Armen sei, umarmte er ihn so würdig und liebevoll, daß es gar keinen Anstoß erregte.

Solche Züge seines zarten Seelenlebens zeigten mir täglich die innere Energie seiner Christusnachfolge. Warum erreichte er denn die volle Heiligkeit auf Erden doch nicht? Dafür mögen physische Gründe bestehen: die ungewöhnliche Entzündbarkeit seines genialischen Geistes, verbunden mit Höchstbelastung des Hirns und Herzens durch den unausgesetzten Kampf seiner feinen Empfindung mit der groben Massenrichtung riefen Heftigkeiten, Übertriebenheiten, Überspannungen des Ichs hervor, die den ruhigen innern Fortschritt hinderten. Für mich als ganz eingeweihten Zeugen erschienen diese Umstände fast selbstverständlich: Langbehn empfand eben die Unnatur und die Fehlrichtung der ganzen modernen Menschheit, ihr „großes Gemeinverbrechen vor Gott", das den Weltkrieg heraufbeschwor, damals schon so sehrhaft deutlich, daß er sie in jedem Einzelexemplar scharf ablehnte, — oft auch dann, wenn dieses selbst nur unbewußt oder unverschuldet an der Entartung des Ganzen teilhatte. Das war es hauptsächlich, was ihn in den Augen mancher Zeitgenossen hat „anormal" erscheinen lassen. Da aber eine gewisse Überempfindlichkeit nach dieser Seite die Klargeistigkeit seines Denkens niemals hinderte oder gar aufhob, vielmehr deren elementarer Ausfluß war, so sah ich als die eigentlichen Hemmungen für die Vollendung seiner Heiligung rein psychische Gründe an: ein übermäßiges Überlegenheitsgefühl über seine Mitmenschen, an denen er soviel Schwachherzigkeit sah, das durch seine großen Sololeistungen hartnäckig in ihm wurzelte, — ein zu starkes Vorschieben des Empfindungslebens infolge nur halb gebändigter Leidenschaftlichkeit, ein oft allzu hartes, instinktmäßiges Aburteilen, — ein allzu schnelles, beinahe fast gewaltsames Vorwärtsstürmen, kurz einen noch nicht vom Geiste klar beherrschten Willen, eine noch nicht von der Gnade ganz durchgeordnete Struktur. Das alles hat das volle Wurzelfassen der Demut in ihm, die ersehnte restlose Hingabe an Christus schwer behindert.

Zuweilen aber schien es, als könnte das Feuer, das Christus auf die Erde zu bringen kam, kaum stärker brennen als in ihm. Voller Liebesgefühl und

Zärtlichkeit und Opfersinn für Gott wachte und betete er, soviel er nur konnte, trug ein unblutig Martyrium, war stets zum Streiten gegen Bosheit bereit, war ohne jede Menschenscheu, wo er sich zeigte, war immer für das Höchste entzündet. Auch nachdem ich unter katholischen Welt- und Ordensleuten weit geordnetere Seelen kennen gelernt habe, bleibt Langbehn mir trotz seiner Irrungen immer ein leuchtendes Vorbild mannhafter heiliger Zielstrebigkeit. Wiederholt hat er zu mir gesagt: „Es ist eines der größten Wunder, daß ich noch lebe." Ich fühlte den Wahrheitsgrund dieser Worte. Denn ich sah durch fünfzehn Jahre Stunde um Stunde, daß Langbehn, um seinen hohen Beruf als Zeitenwächter zu versehen, einen unausgesetzten Heroismus übte, der seinem Geiste überhaupt keinen Urlaub gab. So war es mehr als natürlich, daß der äußere Mensch vorzeitig aufgerieben wurde. Der innere aber ward erneuert von Tag zu Tag (Röm. 4, 16) — mehr noch durch Erleuchtung als durch Erlebnis. Bis zuletzt blieb er sorgsam bemüht, tiefer und tiefer in Gottes Absichten einzudringen. Michelangelos Verse an seinem Lebensende:

Nicht Marmor und nicht Farbe friedet mehr
Die Seele. Gottes Liebe sucht sie einzig,
Die vom Kreuz die Arme nach uns öffnet —

zeichnen auch das Innere des Rembrandtdeutschen vor seinem Hinscheiden. Wie es da in seiner Seele aussah, mögen einige seiner letzten Leitsätze zeigen, die er zum Teil noch auf dem Totenbette diktierte:

— Hauptsache der Hauptsachen ist es: Ernst zu machen mit der Bekehrung, dem Dienst Gottes, der Liebe, der Demut, der Sanftmut.

— Wer sich auf seine Gaben oder Leistungen auch nur das Geringste einbildet, gleicht dem Boten, der sich lächerlicher-, eitler- oder gar verächtlicherweise rühmt, daß „er" einen wichtigen Brief, ein wichtiges Telegramm oder dergleichen überbracht habe.

— Es ist der Gipfel der Undankbarkeit — denn es heißt an Gottes Vaterliebe und Vatermacht zweifeln —, wenn der Mensch im geringsten über sein Schicksal murrt.

— Wollte und könnte jeder Mensch die Dinge auf sich nehmen, die die Heiligen auf sich nahmen, so könnte aus jedem Menschen ein Heiliger werden. Jedenfalls nehme man soviel auf sich, wie man kann.

— Warnung: In Dingen der Heiligkeit, der Buße usw. irgend etwas aufschieben, heißt Jesus, der vor der Türe steht, warten lassen.

— Man muß sich sehr nach der Anschauung Gottes sehnen!

*

Der letzte Winter. Nun liegt mir noch ob, den Ausgang dieses Lebens zu schildern. Tragik und Idyll mischen sich in ihm. Da Langbehn im

Herbst 1906 kränkelte und wir beide der Ausspannung bedurften, traten wir eine Erholungsreise an. Nach einigen Tagen der Rast in dem uns von früher her vertrauten Bregenz fuhren wir durch Vorarlberg nach Feldkirch, wo wir den Spuren des hl. Fidelis von Sigmaringen folgten, seine Zelle besuchten und sein Haupt verehrten. Dort wurde Langbehn erfreut durch den kunstvoll gestalteten Sakramentsaltar in der Stadtkirche, der ihm mit seinen lieblichen, wandelnden Engelgestalten wie Mozartmusik erschien. Er dichtete ein feines Lied auf den Meister, den Bildhauer Fidelis Rudhart in Altenstadt, und zum Dank für das uns gewordene Wohlgefallen an seinem Werk widmeten wir ihm Verdaguers Eucharistische Lieder.

Dann ging's in die Schweiz hinein. Obwohl kein Freund jener geistigen Frostigkeit der Alpenkantone, die zuweilen vom Bergeseis auf die Gebirgsbewohner überzuwirken scheint, hat Langbehn es jederzeit wohltuend empfunden, daß gerade die Schweizer Dichtung und Malkunst bis auf den heutigen Tag kernigeres Deutschtum atmet und predigt, kräftigere und originalere Charaktere aufweist als die Zentren Reichsdeutschlands. Er als Schleswigholsteiner grüßte die Schweizer Kultur, wie einst Theodor Storm einen Gottfried Keller. Für meine Malerei empfahl er mir den dort noch lebendigen „Dürercharakter", die Starkfarbigkeit der alten Schweizer Glasfenster. Um aber mehr Wärme und Süße zu erlangen, meinte er, müsse man „das Schweizerische venetianisch steigern". Als er nun im Hotel Schiff zu Luzern eine ruhige Unterkunft gefunden hatte, wo er erquickende Oktoberwochen verlebte, riet er mir, zur künstlerischen Anregung nach Venedig zu gehen, das ich noch kaum kannte. Er wollte nicht dorthin, weil der Abstand des venetianischen Lebens von heute gegenüber seiner Jugendzeit zu groß geworden war. Als reifer Mann war er einmal nach der Markusstadt gegangen, um sich dort wie einst einzurichten. Aber als er auf dem Markte wieder ein paar warme Kartoffeln erstehen wollte, fuhr ihn der Händler an: „Ich würde mich schämen, für zwei Cent Kartoffeln zu kaufen!" In den Gastlokalen, wo er einst am singenden Volke seine Freude gefunden hatte, stand jetzt angeschlagen: „Gesang ist verboten." Als er sich wie früher am Hafen in der Sonne lagern wollte, da verunreinigten Buben den Platz, um ihn zu vertreiben. Als er im Quartier seine Stiefel vor die Tür gestellt hatte, wurden sie gestohlen. Deswegen wollte er sich lieber an der schönen Erinnerung von Venedig genügen lassen. So weilte ich für meine Kunststudien dort wochenlang allein. Als ich abfuhr, sah ich vom Zuge aus auf dem düsteren Bahnsteig mehrere schwarzverhüllte Venetianerinnen einem Mitreisenden so überaus schmerzlich nachweinen, daß ich dieses plastische Bild der tiefsten Trauer aus der nun auch mir lieb gewordenen Lieblingsstadt Langbehns unauslöschlich in mich aufnahm, — ohne Ahnung, daß ich bald ebenso trauern sollte.

Wir trafen uns wieder am Iseosee, von dessen azurner Pracht der Rembrandtdeutsche einst einen seiner schönsten Natureindrücke empfangen hatte. Aber diese fehlte dort jetzt; dauerndes Regenwetter verstörte unsere ganze oberitalienische Wanderfahrt. Nach einem Aufenthalt in Genua fuhren wir

über Pavia zurück. Unvergessen bleibt mir, mit welch brünstiger Andacht Langbehn dort am Grabmal des hl. Augustinus gebetet hat. Im Gedenken an die seelische und gesundheitliche Labung, die wir zwei Jahre vorher in Linz gefunden hatten, riet ich nun Langbehn, der ihrer auch jetzt sehr bedurfte, nicht gleich nach München zurückzukehren, sondern zu versuchen, ob sich nicht unweit von Bayern ein ihm angepaßtes österreichisches Asyl finden ließe. Auf diese Weise kamen wir nach Salzburg und fanden bald im benachbarten Mülln einen lauschigen Ruheplatz.

Der alte Gasthof Krimplstätter nahm uns freundlich auf. Am Fuße der dunklen Wendeltreppe des Hauses blickte uns ein altes Marienbild mit dem Jesuskind auf dem Arm mütterlich an. Ein Brunnen im Garten trug die Inschrift: „Nit viel Prangens". Aus den Fenstern sah man über blauendem Bergesschnee die goldene Morgensonne blitzen. Die hier verlebte Winterzeit atmete Frieden. Wie geheimnis- und weihevoll war es, zur Adventszeit im Morgendunkel durch tiefen Schnee über die Salzach nach der Lorettokirche — wo einst Mozart Seelenmessen für seine Mutter lesen ließ — ins Rorateamt zu wandern, oder beim beginnenden Tag auf die bewaldete Höhe zum Kapuzinerkloster emporzusteigen. Gestärkt durch den Leib des Herrn kehrte Langbehn dann in seine altbürgerlich-gemütliche, mit Tannenreisern geschmückte Stube zurück, wo das Buchenholzfeuer im Kachelofen prasselte. Dann ward der Tag der geistigen und geistlichen, auch künstlerischen Arbeit geweiht; Stunden lustiger Zwiesprach fehlten nicht. Während er in Italien den Verkehr mit den Wirtsleuten besorgt hatte, war dieser hier ganz mir überlassen. Es frommte ihm, allein mit sich zu sein. Es war als wenn er innerlich tiefer und kleiner würde in diesem gedeckten und poesievollen Erdenwinkel. Oft stand er nachts auf, um beim Schein einer Kerze zu schreiben und zu beten. Hier ist noch viel gedacht und geschaffen worden. Hier kam er noch oft zurück auf seine größte geistige Lebensfrage, wie der große Riß zwischen dem Nordwesten des Erdreichs und zwischen Rom geschlossen werden könnte, und lieferte Beiträge dazu. In Erinnerung daran muß ich denken: Ein lebendiger Mensch, der sich opfert, in steigendem Anschluß an Christi Opfer, schließt den Spalt, der das Abendland seit 400 Jahren zerreißt, — sollte das der letzte Sinn von Langbehns Leben sein?

Zu Wintersbeginn durchwanderte er rüstig die Herrlichkeiten Salzburgs mit mir. Wie immer, ging's dort außer in die Kirchen zu den Buchhändlern und zu armen Leuten, auch wohl ins Mozarthaus und in den Peterskeller. Wir waren herzensfroh, wieder einmal ganz hineinzutauchen in den guten Erbgeist Deutschösterreichs, den Salzburg mit seiner Frömmigkeit, seiner Farbigkeit, seiner durch und durch organischen Verzweigtheit nach der Seite der Natur, Kunst und Geschichte rein darstellt. Auch das Österreich der Gegenwart fesselte uns wieder doppelt, als wir mitten drin standen und sein Wogen verfolgten. Hier fanden wir trotz so mancher Verlotterung und Vergiftung das geistige Leben impulsiver, seelisch bewegter, großdeutscher als im Bannkreis Preußens, hier mehr Sinn für Natürlichkeit und große Grundsätze, noch nicht die moderne „Stearinisierung des Menschlichen"; hier tauchten

immer wieder blut- und seelenvolle Führergestalten wie Erzherzog Franz Ferdinand und der reformatorische Bürgermeister von Wien auf. „Lueger", sagte er, „ist ein Mann, Mann des Volkes, Charakter durch und durch, dabei ein genialer Politiker." Ihn sah er als sich innerlich verwandt und — was bei ihm selten war — als innerlich ebenbürtig an. Für ihn hat er ganz besonders treu gebetet, und ich meine sogar, sich selbst zum Opfer vor Gott angeboten, damit seine weittragende Wirksamkeit recht rein und gesegnet sein möge.

Von Langbehns letzten Liebestaten will ich nur die eine berichten: Wir hatten eine arme Witwe aus Marglan als Waschfrau angenommen, um sie zu unterstützen. Eines Tages kam diese in zerrissenem Schuhzeug mit ganz nassen Füßen bei uns an; Langbehn sandte mich mit ihr zu einem benachbarten Schuhmacher, ihr ein Paar Schuhe zu kaufen. Von seinem geringen Vorrat paßte nur eins, das etwas zu stramm saß. Ich kaufte es aber und kam mit der Frau zurück. Nach den Schuhen fragend, erfuhr Langbehn, daß sie drückten. Er tadelte mich, daß ich mich damit hätte abfinden lassen, und hieß mich die Schuhe zurücktragen. Er selbst aber ging mit der Frau weit in die Stadt hinein zum Stand der Althändler — weil neue Schuhe zu teuer wurden — und ruhte nicht, bis er ein Paar ganz passende, wetterfeste Stiefeletten für die Waschfrau gefunden hatte. Das war Langbehn!

Gegen das Frühjahr zu fiel mir auf, daß er längere Wege zu scheuen begann. Er klagte über Influenzabeschwerden, über Druck im Magen, magerte etwas ab, setzte aber, wie es schien, nicht ohne Erfolg, seine gewohnten Gesundheitsübungen fort. Da er länger als sonst zu ruhen begann, kam er zuweilen erst spät am Vormittag in die Stadt, um dort noch zu kommunizieren. So erschien er einmal nicht lange vor Mittag bei den Benediktinern von St. Peter und bat, man möchte ihm noch die heilige Kommunion reichen. „Ja, haben Sie denn noch nichts gegessen? Können Sie solange nüchtern bleiben?" fragte prüfend der Pater. „Und wenn's noch viel länger wäre", erwiderte Langbehn bescheiden, der ganz erstaunt war, daß man das um des hochwürdigsten Gutes willen für ein Opfer ansah.

An einem Nachmittag ließ er einen Schlitten holen. Da fuhren wir durch den schönen Salzburger Winter, sahen die Gelbvögelein auf den kahlen Baumstämmen sitzen und die Eiszapfen wie riesenhafte Orgelpfeifen von der hohen Felswand herunterhängen. Über dem weiten geschweiften Gefilde und den barocken Bauten Salzburgs erhob sich die mächtige Burg. Das war des Rembrandtdeutschen letzter Naturgenuß.

Das Sterben. Um Ostern mußten wir nach München zurück. Nach der Salzburger Winterfrische empfanden wir doppelt den Ozonmangel unserer Stadtwohnung. Wir planten Veränderung, und Langbehn ging noch suchend hoch in ein Haus hinauf, um zunächst mir ein gutes Zimmer zu mieten. Er scheute die Wege zum Antiquar, um uns Bücher, zum Bäcker, um uns Brot zu holen, nicht. Bald aber mußte er sich legen, sich öfter erbrechen, und eine Ahnung des nahenden Todes überkam ihn. Für den Fall, daß er bald sterben

müsse, gab er mir einige Anweisungen — über seine Niederschriften, über Erledigung mehrerer kleinerer Verpflichtungen und anderes. Ich holte einen Arzt. Dieser erklärte nach kurzer Untersuchung seine Krankheit für eine Form der Influenza und empfahl einen Frühjahrsaufenthalt jenseits der Alpen. Ihm schien Langbehns Befinden nicht bedenklich, und ich als Laie vermochte mir gar nicht vorzustellen, daß dieser Mann, der immer viel kräftiger und rüstiger gewesen war als ich, der soviel überstanden hatte und bis jetzt jugendliche Beweglichkeit bewährte, vor dem Tode stehen könnte. Ins Krankenhaus wollte er nicht; vorübergehende Unterkunft in einem Gasthof fruchtete nicht. Da entschlossen wir uns, vorerst einmal aus München herauszufahren, dem Süden zu, nach Rosenheim, um dort vielleicht auch das nach Kneippscher Art geleitete Kaiserbad in Anspruch zu nehmen.

Die Fahrt wurde Langbehn nicht leicht, aber er legte sie zumeist noch auf der Plattform stehend zurück. Am Ziel angelangt, harrte er im Wartesaal des Bahnhofs, bis ich ein paar für uns passende Hotelzimmer gesucht hatte. Ich fand sie im „König Otto". Als ich zurückkam, gab er mir seine Freude kund, daß ein bayerischer Herr, der ihm sein Unwohlsein ansah, ihn freundlich angesprochen und ihm einen guten Platz bereitet habe: ihm sei so wenig Liebe im Leben zuteil geworden! Dann kam er in den Gasthof, legte sich zu Bett und wünschte völlige Ruhe. Ich verschaffte sie ihm.

Über den letzten Wochen Langbehns zu München und seinen letzten Tagen zu Rosenheim — es waren ihrer kaum zehn — lag eine stille Feierlichkeit. Er litt schwer, aber zeigte es wenig; es machte ihn eigentlich nur ruhiger. Er durchdachte wie immer die irdischen Erfordernisse und betrachtete Gott. Er sprach davon, womöglich bald nach Rom zu fahren, und diktierte mir ein Verzeichnis der Bücher, die er dorthin mitnehmen wollte. Er machte noch Aufzeichnungen sowohl für unsere Kunstaufsätze wie für sein Seelenheil. Zu seinen letzten gehört eine solche über den „Weg der Vollkommenheit": Man müsse die Leute in Erstaunen setzen „durch das äußerste Maß von Liebe, Demut, Sanftmut", das man zeigen solle. Er selbst erstaunte mich während dieser Zeit, als seine Körperkräfte schwanden, durch seine Besonnenheit, Fügsamkeit und Ergebung.

Von irgend einer Beeinträchtigung oder Behinderung seiner Geistesklarheit war keine Rede. Seine Pflege und seine Ernährung ordnete er bis auf die kleinsten Einzelheiten selber an. In unseren letzten Unterredungen bezog er sich wiederholt auf den Sinn seines Lebensganges. Als er von einem alten bäuerlichen Ehepaar las, das an Sommerabenden am Bache sitzend nach des Lebens Last die nackten Füße ins fließende Wasser baumeln ließ, da meinte er: „Solch ein Idyll wünschte ich mir auch, und einen geordneten Abschluß meines Schaffens." Der Gedanke, vielleicht sterben zu müssen wie Leonardo, der „außer wenigem, was er vollendete, nur große Trassen hinterließ", quälte ihn sichtlich. Doch nur wie verhalten, ohne jedes Murren über sein Schicksal sprach er davon. Eine orientalische Erzählung, die er unlängst, ich meine bei Rückert, gefunden hatte, lag ihm in Sinn: Eine Karawane verteilte wegen ihres zur Neige gehenden Wasservorrats täglich kleinste Rationen

davon. Ein Muselmann gab am ersten, am zweiten, am dritten Tag einem Gefährten die seinige, nur weil dieser ihn bittend ansah. Darob verließen den Edlen die Kräfte, ehe der Zug zur Quelle gelangte. Man ließ den Verdurstenden in der Wüste liegen, deckte ihn zu, und er — verschmachtete. Sprichwörtlich wird er im Morgenland als der Freigebigste aller Menschen gepriesen. Vor Mitgefühl und Ergriffenheit konnte Langbehn, seiner selber gedenkend, diese Begebenheit kaum zu Ende erzählen. Nicht lange vorher hatte er sein Empfinden gegenüber der ziehenden Karawane der modernen Zeit in folgenden Worten ausgedrückt: „Diese Leute (die sich heute auf dem Gipfel der Kultur glauben) begreifen alles, nur nicht, daß es jemanden geben kann, der erstens wirklich bescheiden ist und dem zweitens an der öffentlichen Meinung und ihren Machern gar nichts liegt.... Ihnen scheint der Gedanke gar nicht zu kommen, daß sie unwürdig sein könnten, das Große, Edle bei sich aufzunehmen, und daß darum ein höheres Bestimmen, Walten es ihnen vorenthält."

Als er, wie früher oft, auch auf seinem Leidenslager davon sprach, wo man heute wohl noch gute, naive, unverbildete Menschen finden könnte, erzählte ich ihm von jenem altenglischen Heiligen, der lange umhersegelte, um sie zu suchen, aber endlich heimkehrend sagte: „Sie sind überall nicht besser als hier." Das machte ihn über seine eigene Lebenssuche nach adamitischen Menschen tiefnachdenklich. Eine Enttäuschung über die Menschheit in ihrem jetzigen Zustand, eine feste Zuversicht auf das ewige Leben, — das war Langbehns Seelenstimmung vor dem Tode. Augenscheinlich war er völlig gefaßt und innerlich vorbereitet, zu sterben. Seine letzte Mahnung an mich lautete: „Beten Sie doch oft um die Gabe der Beharrlichkeit. Wenn man nicht ausharrt bis ans Ende, dann ist alles umsonst."

Sein Ende kam unerwartet schnell. Er berichtete zwar an einem der letzten Tage, daß er in der Nacht etwas phantasiert habe, fühlte sich aber wohler, und ich atmete ein wenig auf von der Pflege und Sorge um ihn. Als ich aber am nächsten Morgen an seinem Bette stand, erfaßte ihn plötzlich ein überaus heftiger Schmerz an Magen und Herz, er verlangte schnell einen heißen Tee, den ich eilends besorgte. Nachdem er ihn getrunken hatte, sah er mit weitblickenden Augen vor sich hin und richtete sich auf. Ich hielt ihm ein Kreuz vor und zündete eine Sterbekerze an, die er vorahnend im vergangenen Sommer zu Altötting in seinen Koffer gelegt hatte. Auf einmal bekam er ein ganz verändertes, vergeistigtes und verjüngtes Aussehen. Ich kann es nicht anders beschreiben als durch die Worte: ich meinte einen jungen, dunklen, „edlen Sarazenen" vor mir zu sehen. Mit diesem Ausdruck sandte er einen äußerst geraden seherhaften Blick auf das Kreuz und nach oben. Dann wandte er sich langsam abgekehrt zur Wand hin, röchelte leise und wurde dann still. Sein Verhalten war so ruhig, daß ich, ein wenig wartend, wähnte, er schliefe. Da er gemahnt hatte, ihn ja nicht zu stören, wenn ihn Schlummer überfiel, zog ich mich leise vom Bett zurück und schlief ermattet ein. Als ich erwachte und nach ihm sah, — da sah ich den Tod. Ich eilte sofort zu Dr. Bernheimer, dem Leiter des Kaiserbades; er kam unverzüglich mit mir, konnte aber nur feststellen, daß hier ohne jeden Zweifel das Leben entflohen

sei. Da Langbehn einmal Besorgnis vor Scheintod geäußert hatte, machte er auf meine Bitte den Fußsohlenschnitt. Er und noch ein zweiter Arzt stellten fest, daß eine schwere Magenkrankheit, vermutlich Krebs, an der sein Vater gestorben war, in Verbindung mit Influenza den Herzschlag verursacht hätte.

Wie schwer mich der plötzliche Tod meines Lebens- und Seelengefährten traf, vermag nur der nachzuempfinden, der ähnliches erlebt hat. Ich war wie blind gewesen in der festen Vorstellung, er würde wieder gesund. Meine Gewissensvorwürfe, ihm — obwohl er selbst das Holen eines Priesters noch nicht für nötig hielt — den Empfang der Sterbesakramente nicht dringlich nahegelegt zu haben, wirken bis heute nach. Über sein Verscheiden ohne die Wegzehrung tröstet mich nur die Wahrheit seines Wortes: „Ich habe gestrebt, mich mit dem wahren Geiste Jesu Christi zu erfüllen", tröstet mich auch, daß er diesen bis zu seiner schweren Erkrankung oft in sich aufnahm.

Der Rembrandtdeutsche verschied im Jahre 1907 am 30. April, das ist am Tage der von ihm hochverehrten hl. Katharina von Siena. Fünf Jahre früher, am gleichen Datum, schrieb er an seinen bischöflichen Freund, er liebe diese Heilige so sehr, daß er sein Herz mit ihr tauschen möchte, wie Jesus es, nach ihrem Bericht, in Wirklichkeit getan habe. Als treuer Verehrer der Gottesmutter starb er bekleidet mit dem fünffachen Skapulier. Und nannte nichts auf Erden sein eigen; er hatte all das Seinige bereits vor längerer Zeit zum Ausgleich in meine Hände gelegt. In seiner Börse lag — ein Pfennig. Ich ließ seine Leiche in eines der großen Leintücher hüllen, die er immer mit sich führte, sie einkleiden, einsegnen und noch am gleichen Tage in die Rosenheimer Leichenhalle überführen. In Tränen gebadet, ging ich als einziger dem dahineilenden Totenwagen nach — wie der Pudel, der allein den Gebeinen Mozarts zum Friedhof folgte.

*

„Still leben und still sterben
Und begraben werden still:
Das ist mein letzter Wunsch, mein Will."

Das Grab. Unter den Anordnungen, die Langbehn mehrere Wochen vor seinem Tode traf, befand sich auch diese: „Wenn ich sterbe, sagen Sie niemandem etwas von meinem Tode." Wie sein Leben sollte auch sein Sterben unbekannt bleiben. Aber wo und wie ihn bestatten? Da kam mir ein Vorfall ins Gedächtnis, der ein paar Jahre zurücklag. In der kleinen Legende von P. Wilhelm Auer ging Langbehn täglich die Tagesheiligen durch. Am 26. Februar steht dort verzeichnet:

„Sel. Edigna, Einsiedlerin.

Edigna war eine königliche Prinzessin aus Frankreich. Auf besonderen Antrieb Gottes verließ sie, um ihre Tugend zu bewahren, den königlichen Hof und alle Ehren der Welt. Auf einem Wagen, von Ochsen gezogen, hatte sie einen Hahn und eine Glocke und kam durch göttliche Fügung bis nach Puch bei Fürsten-

feldbruck in Bayern. Da blieben die Ochsen stehen, der Hahn krähte, die Glocke läutete von selbst: Zeichen für Edigna dort zu bleiben. Sie fand eine große, hohle Linde, in welcher sie ihre Wohnung nahm. Unter strengen Abtötungen, Gebet und Betrachtung lebte sie als Einsiedlerin lange Zeit. Gott verlieh ihr die Gabe der Wunder. Die Bewohner der Umgegend kamen in Unglücksfällen zu ihr und erhielten Rat und Hilfe. Edigna starb selig im Herrn am 26. Februar 1109. Ihr heiliger Leib wird auf einem Seitenaltare in der Kirche zu Puch verehrt. Die Linde steht noch. Auch die Glocke ist erhalten und wird bei heranziehenden Gewittern geläutet.

Gebet.

O selige Edigna, die du unter Verheimlichung deiner hohen Abstammung dem armen Jesus nachgefolgt bist: lege bei Gott deine Fürbitte ein, damit die Gläubigen entsprechende Bescheidenheit und Genügsamkeit in Nahrung, Kleidung und Wohnung beobachten, ihre Herzen nicht an das Irdische heften, sondern nach deinem erhabenen Beispiele die himmlischen Güter hochschätzen und auch zu erlangen sich bemühen mögen. Amen."

Treu seiner Gewohnheit, denkwürdige Dinge an Ort und Stelle zu durchforschen, sagte Langbehn nach dieser Lesung: „Wenn der Frühling kommt, wollen wir einmal nach Puch." Wir stiegen zur Höhe mit dem freundlichen Kirchlein hinauf, fanden die tausendjährige Linde mit ihrem riesigen, von Kräutern überwucherten knorrigen Wurzelstamm und alles andere, wie es im Buch bezeichnet war. Wie Langbehn alsdann vom wohlgepflegten Gottesacker aus über das weite Ampertal mit seinen Wiesen und Wäldern hinsah, sagte er plötzlich: „Hier möchte ich wohl begraben sein. In einer Großstadt lieber nicht." Er ist später niemals auf diese seinem Herzen entquollenen Worte zurückgekommen, hat sicher auch nicht daran gedacht, daß der Verehrungstag der sel. Edigna, der 26. Februar, merkwürdigerweise auch der Tag seines Kircheneintrittes ist, aber ich behielt sein Wort im Gedächtnis. Es gab mir den Anhalt für die Art seiner Bestattung.

Ich fuhr von Rosenheim nach Puch hinüber und sagte dem Stadtpfarrer von Fürstenfeldbruck, der in jenen Tagen die dortige Expositur selber verwaltete: „Es ist ein Freund von mir gestorben, ein frommer Katholik. Er hat die sel. Edigna verehrt, diese Stätte geliebt und den Wunsch gehegt, hier beigesetzt zu werden. Könnte ich ein Grab für ihn erwerben?" Mit großer Freundlichkeit kamen der geistliche Herr und die Dorfgemeinde meinem Ansuchen nach. Am 3. Mai, in aller Frühe, kam ich mit der Leiche des teuren Toten von Rosenheim über München auf die Höhe von Puch. Bei der Ankunft des Sarges umstand die kleine Dorfgemeinde bereits das offene Grab, als wenn es einem der Ihrigen gelte. Ohne mein Zutun war es unmittelbar neben der altgeheiligten Linde bereitet worden. Die wenigen Angaben, die ich dem hochwürdigen Stadtpfarrer Graßl über den Toten gemacht hatte, wußte dieser in seiner Leichenrede so verständnisvoll zu verwenden, daß die Bestattung der ihr gebührenden Weihe nicht entbehrte und eine Ahnung von der Gesinnung des Toten in alle Herzen drang.

Dann schloß sich das Grab. Das Requiem verklang. Stumm blieb ich mit meinem Schmerz allein in der Kirche zurück, um mich dann still zu entfernen. Was noch zu ordnen war, besorgte ich schriftlich. Im Sommer ließ ich das Grab, ähnlich wie die Gräber ringsum, mit Blumen schmücken, ein altes schmiedeeisernes Kreuz daraufsetzen und die Stätte durch folgende Schrift kennzeichnen:

A. J. L.

Geb. 1851. Gest. 1907.

Nachdem dies bescheidene Denkzeichen errichtet war — unweit von jenem Gedenkstein, den König Max seinem Ahnen Ludwig dem Bayern gesetzt hat, der nahe bei Puch in den Armen eines Bauern jählings gestorben ist —, ging ich meinen Berufspflichten nach.

Das Wissen um Leben und Sterben des Rembrandtdeutschen hatte ich nach seinem Wunsche mit ihm begraben und bewahrte es als heiliges Geheimnis im tiefsten Herzen.

Doch die Geschichte ist noch nicht aus. Nach Jahr und Tag hörte der Stadtpfarrer von Bruck einen Freund sagen, der Verfasser des Rembrandtbuches heiße Langbehn. Als nun ein Artikel des bekannten Lexikographen E. M. Roloff das gänzliche Verschollensein dieses Mannes erwähnte, da steigerte sich seine Vermutung, er könne den vielgenannten Unbekannten beerdigt haben. Er teilte Roloff mit, was in Puch geschehen war, und dieser stellte im Herbst 1909 in einem Hochland-Artikel fest, daß nach den angegebenen Daten der auf dem Dorffriedhof begrabene Fremde kein anderer als der Rembrandtdeutsche sei. Durch diese Veröffentlichung und mehrere Aufsätze Gurlitts wurde die Aufmerksamkeit wieder auf Langbehn gelenkt und dadurch auch meine Zunge gelöst. Ganz ist dies erst in vorliegendem Buche geschehen, das bestrebt war, zu Nutz und Frommen des deutschen Volkes in führerloser Zeit ihm einen seiner jüngsten geistigen Führer wahrheitsgetreu vor Augen zu stellen.

Jetzt zeigt eine Marmortafel auf dem Friedhof in Puch an, wer dort ruht. Und der Bischof von Rottenburg hat dem Rembrandtdeutschen die Inschrift gesetzt: „Auch er war die Stimme eines Rufenden in der Wüste." Nun lockt das Grab viele Besucher an. Noch immer ist es so einfach wie die Bauerngräber ringsum. Soll man die dem Verewigten entsprechende Schlichtheit ändern? Als ich unlängst an einem schönen Sommertag dort war, zweifelte ich daran. Da kam ein Dorfkind fröhlich gesprungen, nahm das Buchsbaumbüschel aus dem Weihwasserbrunnen und besprengte dem Toten zu lieb die Erde, die ihn deckt.

*

Du ruhst dort gut neben der geflüchteten Fürstentochter. Du, Fürst des Geistes, hast wie sie die Ehren der Welt verschmäht, um keinen Schaden an deiner Seele zu leiden und um besser für das Heil vieler Seelen denken und schaffen zu können; man wird noch mehr davon hören.

Du ruhst dort gut unter Bauern. Trotz des Hochadels deiner Gesinnung, oder gerade deswegen, fühltest du dich nur und sprachst du nur als der lebendig gewordene Geist des verkümmerten deutschen Volkes, dessen Elend dir tief ins Herz schnitt.

Du ruhst dort gut nahe dem Allerheiligsten. Bei voller Bejahung der ganzen germanischen Blutgemeinschaft und ihrer Erbtugenden für das Leben der Erde wolltest du doch nur ein demütiges Glied der wahren Weltgemeinschaft Jesu Christi sein, die in den Himmel führt.

Sollte dein brennender Geist noch nicht frei sein von allen Schlacken, — ein Bischof und ein Ordensmann opfern am Altare, das bayerische Volk in der Dorfkirche betet für dich.

Und ich hoffe fest, dich, den überaus treuen Lenker und Freund meiner Seele, wiederzusehen im Lande der Lebendigen, alsdann voll erblüht in deiner Gradheit, Innigkeit, Liebe zu Gott!

*

Grabstätte des Rembrandtdeutschen

Literaturnachweis.

Die Literatur, die von mir berücksichtigt wurde oder für die Zusammenhänge dieses Buches wesentlich ist, verzeichne ich in einer Reihenfolge, die annähernd der Einteilung des Lebensbildes entspricht. Sie soll später vervollständigt werden.

Zu Teil I:

T. O. Achelis, Von den Ahnen des Rembrandtdeutschen. (Manuskript.)

Oskar Anwand, Das Bild des Rembrandtdeutschen: Deutsche Tageszeitung 17. Jan. 1913.

Richard Benz, Der Rembrandtdeutsche. Ein Brief von Hans Thoma: Die Tat Okt. 1919.

Cornelius Gurlitt, Der Rembrandtdeutsche: Die Zukunft 1. Febr. 1908 und 18. Dez. 1909.

— Die deutsche Kunst seit 1800. Berlin 1924.

Ludwig Gurlitt, Louis Gurlitt. Ein Künstlerleben. Berlin 1912.

J. J. Langbehn, Über eine zweckmäßige Ökonomie in der Schulgrammatik und dem Schullexikon der lateinischen Sprache, und anschließlich über die Metapher. Hadersleben, Programm der Gelehrtenschule 1844.

(J. Langbehn), Die Münchener Preismedaille. München: Süddeutsche Presse 18. Nov. 1876 und 26. Nov. 1876.

J. Langbehn, Flügelgestalten der ältesten griechischen Kunst. München 1881.

(M. M. Lienau), Der Rembrandtdeutsche und Frankfurt a. O.: Frankfurter Oderzeitung Februar 1923.

Momme Nissen, Bildnisse des Rembrandtdeutschen (mit deren Wiedergaben nach Leibl, Haider, Thoma): Kunstwart, zweites Märzheft 1912. — Die Bildnisse Langbehns von Leibl und Thoma sind aufgenommen in das „Corpus imaginum“ der Photographischen Gesellschaft in Charlottenburg.

F. H. Tippmann, Zwei unbekannte Kapitel aus dem Leben des Rembrandtdeutschen: Jahrbuch der österreichischen Leo-Gesellschaft 1925.

Wilhelm Waetzoldt, Die Langbehn-Porträts: Hamburgischer Correspondent 23. März 1910.

Waldmann, Leibl. Berlin 1914.

Zu Teil II:

Bernouilli, Overbeck und Nietzsche. Jena 1908.

Max Bewer, Bei Bismarck. Dresden 1891.

Bernhard v. Bothmer, Die Organisation der Bildung wider die Beherrschung der Gesellschaft durch das Geld. Greifswald 1900.

Elisabeth Förster-Nietzsche, Der einsame Nietzsche. Leipzig 1922.

Wenzel Frankemölle, Der Rembrandtdeutsche und die Witwe Multatulis: Kölnische Volkszeitung (1910?).

F. W. Glötz, Der Rembrandtdeutsche: Die Zukunft 15. Jan. 1910.

C. Gurlitt, Der Rembrandtdeutsche. Erinnerungen von Hans Thoma und Sophie Sömmerring: Westermanns Monatshefte Juli 1911.

— Aus Langbehns Leben: Deutsche Allgemeine Zeitung 29. Juli 1923.

Johannes Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. 8 Bde. 15.—20. Aufl. Freiburg i. Br. 1913—1924. Sebastian Kneipp, Meine Wasserkur. 89. Aufl. Kempten 1921.

Paul de Lagarde, Deutsche Schriften. 5. Aufl. Göttingen 1920.

J. Langbehn, Niederdeutsches. Ein Beitrag zur Völkerpsychologie. Mit einem Nachwort von M. Nissen. Buchenbach in Baden 1926.

(Langbehn), Vierzig Lieder von einem Deutschen. Dresden 1891. (Nicht mehr im Buchhandel. Eine Ausgabe von Langbehns Dichtungen ist in Vorbereitung.)

M. Nissen, Der Rembrandtdeutsche — ein Wahnsinniger?: Allgem. Rundschau 1924, Heft 18 u. 19.

Franz Overbeck, Briefe an Peter Gast: Neue Rundschau Jan. 1906.

Hermann Platz, Ein Vorkämpfer echten Deutschtums, Paul de Lagarde: Hochland Juli 1920.

Der Rembrandtdeutsche. Von einem Wahrheitsfreund. Dresden 1892. (Nicht mehr im Buchhandel.)

„Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen" erschien bei C. L. Hirschfeld in Leipzig in erster Auflage im Januar 1890. Die 13. Auflage (1890) und die 37. Auflage (1891) waren beträchtlich vermehrt und teilweise verändert. 1922—1925 erschien ebendort die 50.—66. Auflage des Buches als „Autorisierte Neuausgabe. Geordnet und gesichtet nach Weisungen des Verfassers. Mit einer Einführung ‚Der Verfasser und sein Werk' von Benedikt Momme Nissen." (380 S. Großoktav.)

An Literatur zu R. a. E. (= „Rembrandt als Erzieher") und in Anlehnung daran seien angeführt:

Höllenbreughel als Erzieher. Auch von einem Deutschen [Ferdinand Pfohl]. Leipzig 1890.

Nautilus [Artur Seemann], Billige Weisheit. Wider R. a. E. Leipzig 1890.

Est, Est, Est. Randbemerkungen zu R. a. E. Von einem niederdeutschen Bauern [Carl Ehrenberg]. Leipzig 1890.

Der heimliche Kaiser oder der Dampfbauer oder der wildgewordene Bliemchenkaffee. Stuttgart 1891.

Unsere nationale Erziehung nach Lagarde und R. a. E. Berlin 1891.

Goethe als Hemmschuh. Von einem Berliner. Berlin 1892.

J. N. Newton, Christus als Erzieher. Dresden 1891.

Adam als Erzieher, Stuttgart c. 1891.

Casanova, der venezianische Eulenspiegel als Erzieher. Von einem Deutschen [C. Tannen]. Bremen 1899.

H. Pudor, Ein ernstes Wort über R. a. E. Göttingen 1890.

— Die Lehre von R. a. E.: Dresdener Wochenblätter für Kunst und Leben, 1892.

— Kaiser Wilhelm II. und R. a. E. Dresden 1891.

— Die neue Erziehung. Dresden 1902.

Max Bewer, Rembrandt und Bismarck. Dresden 1891.

— Gedanken. Dresden 1892.

Der Anti-Rembrandt: Bismarck als Erzieher. Borussen gewidmet. [O. H. Jäger.] Gotha 1891.

Über R. a. E. Von einem Erzieher. Leipzig 1891.

Prof. Otto Seeck, Zeitphrasen. Berlin 1892.

Hermann Albrecht, Winckelmann contra R. a. E. Anklam 1895.

Individualismus und Schablone im deutschen Heer. Kritische Besprechung von R. a. E. in seinen Beziehungen zur Armee. Von einem alten Offizier. Berlin 1892.

Felix Dahn, Moltke als Erzieher. Breslau 1892.

Bruno Bruckner, Hamerling als Erzieher. Hamburg 1893.
Joh. Friedrich, Jahn als Erzieher. München 1895.
Luther als Erzieher. Berlin 1902.
Die kranke deutsche Kunst. Nachträgliches zu R. a. E. Auch von einem Deutschen [A. Haupt]. Leipzig 1911.

W. v. Seidlitz, Eine Streitschrift fürs Deutschtum: Beilage zur Allg. Zeitung 28. Jan. 1890.
W. Koopmann, Künstlerische Persönlichkeit: Kunstwart 1889/90, 11. Stück.
(Avenarius), Vom Zeitalter deutscher Kunst: Kunstwart 1889/90, 12. Stück.
Cornelius Gurlitt, Neue Weltanschauung eines Deutschen: Gegenwart 8. März 1890.
— Nochmals „Rembrandt als Erzieher": Gegenwart 4. Okt. 1890 (vgl. dazu die Zuschrift Langbehns in der Zeitschrift vom 11. Okt. 1890).
W. Bode, R. a. E. Von einem Deutschen: Preußische Jahrbücher. Band 65, Heft 3 (vgl. dazu Herm. Grimm: Nationalzeitung 20. März 1890).
Maximilian Harden: Magazin für Literatur des In- und Auslandes 5. Juli 1890.
G. Simmel: Vossische Zeitung 1. Juni 1890.
Georg Brandes: Börstidende 4. Mai 1890 und: Freie Bühne für modernes Leben 7. Mai 1890.
Emile Michel, Les Biographes et les Critiques de Rembrandt: Revue des deux Mondes, Dez. 1891.
Friedrich Paulsen, Die deutsche Universität: Deutsche Rundschau, Sept. 1894.
(P. W. v. Keppler), Ein nationalpädagogischer Versuch: Historisch-politische Blätter 1890, S. 266 ff. und: Nochmals Rembrandt als Erzieher: Ebd. 1891, S. 900 ff.
A. Baumgartner S. J., Rembrandt als Erzieher: Stimmen aus Maria-Laach 1891, 1. Heft.
F. Greiffenrath, Bischof v. Ketteler und die deutsche Sozialreform: Frankfurter zeitgemäße Broschüren 1893, S. 363 ff.
Unsere nationale Erziehung mit besonderem Bezug auf die Forderungen Lagardes und des Verfassers von R. a. E. Von einem Oberdeutschen. Berlin 1891.
H. Ostler, „Rembrandt als Erzieher" und der Rembrandtdeutsche: Die christliche Schule 1910, 7. u. 8. Heft.
Richard M. Meyer, Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts. Berlin 1910.
Adolf Bartels, Geschichte der deutschen Literatur. 9.—10. Aufl. Braunschweig 1920.
Paul Cauer, Aus Beruf und Leben. Berlin 1912.
Claus Wulf, Ein Buchjubiläum: Die Post 19. März 1915.
Wilhelm R. Richter, Ein geistiger Vorläufer der neuen Jugend: Die Tat, Mai 1921.
Carl Neumann, Rembrandt. 4. Auflage. München 1922.

Zu Teil III:

a) Zum Kunstgebiet.

Gemeinsame Aufsätze von J. Langbehn und M. Nissen (gez. Momme Nissen):
— Charakterkunst: Der Lotse 20. Okt. 1900.
— Momentmalerei: Ebd. März-Juni 1901.
— Psyche der Malerei: Ebd. 11. Jan. 1902.
— Berliner konservative Malerei: Kunst für Alle 15. Aug. 1902.
— Dürer als Führer: Kunstwart 1. Maiheft 1904.
— Die mittlere Linie: Ebd. 1. u. 2. Februarheft 1905.
— Heinrich Sauermanns Lebenswerk: Verwaltungsbericht des Kunstgewerbemuseums Flensburg 1905.

M. Nissen, Malerei in Nordfriesland — Ostschleswigsche Malerei — Der Rembrandtdeutsche: Unsere Heimat Nordschleswig, Hadersleben 1912.
Alexander v. Peez, Der Kopf des Lotsen: Der Lotse 20. Okt. 1900.

b) Zum Glaubensgebiet.

Von der katholischen Literatur in deutscher Sprache, die für die in dieser Biographie behandelten Lebensprobleme in Frage kommt, sind nachfolgend nur wenige Werke angeführt. Für diejenigen Leser, denen eine Nachprüfung katholischer Quellenliteratur erwünscht ist, sei auf die Verlagsverzeichnisse der großen katholischen Verleger Deutschlands aus den letzten Jahrzehnten — z. B. von Herder, Freiburg i. Br. und Kösel-Pustet, München — verwiesen.

Martin von Cochem, Goldener Himmelsschlüssel (1691) und Weltlicher Leute Meßbuch (1703). [Auslese aus Cochem in: Heinrich Mohr, Der Rosengarten. Freiburg i. Br. 1912]
Ludwig Clarus, Leben und Offenbarungen der hl. Brigitta. Regensburg 1888.
A. Th. Drane, The history of St. Catherine of Siena. London 1899.
Emmerick-Literatur:
— Das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi. Nach den Betrachtungen der A. K. Emmerich. Nebst ihrem Lebensabriß hrsg. von Clemens Brentano. 52.—55. Aufl. Regensburg 1925.
— Das Leben unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi. Nach den Gesichten der A. K. Emmerich aufgeschrieben von Clemens Brentano. 3 Bde. Regensburg 1897.
— Erinnerungen Luise Hensels an A. K. Emmerich. Mitgeteilt von Cardauns: Hochland 1915/16, 10. Heft.
— Johannes Niessen, A. K. Emmerichs Charismen und Gesichte. Trier 1918.
— K. E. Schmöger, Das Leben der gottseligen A. K. Emmerich. Freiburg i. Br. 1867.
M. Grabmann, Thomas von Aquin. Sammlung Kösel, Kempten 1912.
H. Hansjakob, Die wahre Kirche Jesu Christi — Die Toleranz und die Intoleranz der katholischen Kirche — Jesus von Nazareth — Meßopfer, Beicht und Kommunion — Die Wunden unserer Zeit und ihre Heilung — Sancta Maria. Freiburg i. Br. 1904—1914.
Bartholomäus Holzhauser, Büchlein von der Demut. Augsburg 1848.
Johannes Jörgensen, Der hl. Franziskus von Assisi. Kempten 1908.
P. W. v. Keppler, Wahre und falsche Reform. 3. Aufl. Freiburg i. Br. 1903.
— Vraie et Fausse Réforme, Traduit par Ch. Bègue. Fribourg (Suisse) 1903.
— Reform, True and False: The Catholic Mind. N° 1. New-York 1903.
— Mehr Freude. 151.—175. Tausend. Freiburg 1921. (Übersetzungen in 12 Sprachen.)
Lacordaire, La vie de St. Dominique. Paris 1917.
M. Nissen, Die religiöse Entwicklung des Rembrandtdeutschen: Jahrbuch der katholischen Akademiker. Augsburg 1923.
Franz von Sales, Philothea. 14. Aufl. Freiburg 1925.
Heinrich Seuse, Deutsche Schriften. Hrsg. von K. Bihlmeyer. Stuttgart 1907.
Franz Spirago, Katholischer Volkskatechismus. 8. Aufl. (41.—46. Tausend.) Lingen 1914.
Vacandard, Leben des hl. Bernhard von Clairvaux. Deutsch von H. Sierp. Mainz 1897.
Jacinto Verdaguer, Eucharistische Lieder. München 1907.
Hieronymus Wilms, Der selige Heinrich Seuse. Dülmen 1913.

c) Zu „Ausklang".

K. A. Fischer, Am Grabe des Rembrandtdeutschen: Die Propyläen 8. Juni 1910.
J. Luginger, Puch: Wochenblatt für die katholischen Pfarrgemeinden Münchens 10. Aug. 1913.

M. Nissen, Vom Rembrandtdeutschen: Zukunft 23. Sept. 1911.
E. M. Roloff, Neues über den Rembrandtdeutschen?: Hochland Sept. 1909.
— Nochmals der Rembrandtdeutsche: Hochland Dez. 1909.
— Julius Langbehn, der Rembrandtdeutsche: Hochland Mai 1910.
— In zwei Welten. Berlin 1920.
H. Vorwald, Neues über den Rembrandtdeutschen: Hochland Okt. 1908.

Was dem Verfasser in Abhandlungen über Langbehn an mannigfachen Irrtümern begegnete, ist in dieser Lebensbeschreibung stillschweigend berichtigt worden. Die Hauptquelle für ihn bildeten seine persönlichen Erlebnisse mit dem Rembrandtdeutschen von 1891 bis 1907, dessen viele Mitteilungen an ihn über sein früheres Leben sowie seine ihm übergebenen Niederschriften. Dazu kamen Langbehns Briefe an v. Bothmer, van Dam, Floß, Heubner, Hooning, Jörg, v. Keppler, Lamp, A. O. Meyer, Muhl, Nissen, v. Peez, Pfaff, Purgold, Rauert, Schöne, Thoma, Vorländer, Waldstein u. a. nebst Gegenbriefen. (Unterstreichungen in den Zitaten sind den Originalen entnommen; die mit „L." bezeichneten Leitworte vor den Abschnitten stammen von Langbehn.) Ferner sind verwertet mündliche und schriftliche Mitteilungen nahezu aller näheren Bekannten Langbehns — von seiner Jugendzeit bis zum Tode —, die um 1912, da diese Biographie begonnen wurde, noch lebten; zudem zahlreiche Personalpapiere, Kirchenbücher, behördliche Eintragungen u. dgl. m. Alle Angaben sind nach Möglichkeit nachgeprüft. Sollten dem Verfasser bei dem großen Umfang und der Ungewöhnlichkeit des Stoffes dennoch Irrtümer und Ungenauigkeiten unterlaufen sein, so wäre er für jede Berichtigung oder wesentliche Ergänzung seiner Arbeit nach Kloster Meckinghoven im Kreis Recklinghausen in Westfalen dankbar.

Die Veröffentlichung des Langbehnschen Nachlasses ist in Vorbereitung.

Bilderverzeichnis

	Seite
Hand und Handschrift des Rembrandtdeutschen (Titelbild)	
Wilhelm Leibl: Bildnis des Rembrandtdeutschen (1877)	40
Hans Thoma: Bildnis des Rembrandtdeutschen (1884) .	72
Langbehn im Beginn der Mannesbahn	88
Grabstätte des Rembrandtdeutschen.	348

Namenverzeichnis

Abel, Kurt 195.
Abraham 312.
Achelis 14.
Achilles 160 162 243.
Ackermann 44.
Adam 118 153.
Ahlwardt 178.
Albert der Große 279 326.
Alberts, Jakob 321.
Alexander der Große 210.
Alexander VI. 269.
Aloysius 256.
Ammon, Otto 195.
Amsler und Ruthardt 293.
Anakreon 210.
Andersen, Wilhelm 120.
Arago 259.
Ariost 29.
Aristoteles 244 308.
Arminius 134.
Arnim 296.
Asher 293.
Auer, Wilhelm 345.
Augustinus 244 307 341.
Avenarius 117 121 317.

Bach 54 103 106 142 201.
Bahr, Hermann 307.
Bamberger 122.
Barbarossa 285.
Bartels, Adolf 123.
Baumgartner 120.
Bayard 162 236.
Bayersdorfer 42 205.
Beardsley 316.
Beethoven 16 42 99 103 166 168 f. 176 210 215 221 255.
Begas 68.
Bellini 27.
Bellman 102 211.
Bendixen, Friedrich 329.
Benedetto da Majano 270.
Berch 148.
Bernays 44.
Bernhard von Clairvaux 256 274 285 295.
Bernheimer 344.
Bewer 122 f. 134 151 170 173 175 f. 177 f. 185 188 f. 208.
Binswanger 127.
Birgitta 253 f.
Bisleti 331.
Bismarck, Fürst 33 48 59 69 98 103 110 115 118 120 122 134 ff. 145 147 161 186 197 217 273 313 329 332.
— Herbert 136 151.
Blücher 98.
Bocheneck 144.
Bock 292.
Böcklin 210 316 f. 322 324 328.
Bode 118 f. 124 134 144 185 323.
Bodelschwingh 148.
Böhle 83.
Böhme, Jakob 211.
Bordone, Paris 208.
Börne 179.
Bornstein, Paul 321.
Bösendorfer 218.
Bothmer, Bernhard von 143 f. 152 163 174 f. 178 195 f.
Bottemanne 275.
Bourisse 210.
Bouts, Dierik 325 333.
Boysen, Andreas Johannes 14 f.
— Therese 15.
Brahms 214.
Brandes 120.
Brentano, Clemens 249 f. 252 ff. 296.
Bruckner 220.
Brunn, Berta 33.
— Heinrich 31 33 43 ff. 53.
— Hermann 33 39.
— Ida 33.
Bruyningh 102 229.
Buddha 110.
Burns 54 102 170 211.
Byron 100 133.

Camões 258.
Canaletto 218.
Cantor 147.
Carlyle 150 200.
Carpaccio 27 218 251.
Carrière, Moriz 44.
Carstens, Asmus Jakob 63 190 255 317 321.
— Consul 60.
Cäsar 210.
Cassirer 315.
Cauer 119.
Cézanne 315.
Chigi 47.
Christiansen, Broder 321.
Chrysander 147.
Cid 76 162 235.
Classen 58 f.
Claudius, Matthias 18 37 245.
Cochem, Pater 248.
Coppée 275.
Courbet 317.
Cramer-Klett, v. 125.
Cromwell 98 136.

Dahlmann 200.
Dam, van 276.
Dante 29 254 f.
Darwin 280.
David 156 307.
Degas 318.
Denifle 280.
Descartes 327.
Dettmann 317 320.
Dewald 15.
Diederichs 125.
Diefenbach, K. W. 220.
Diepenbrock 249 305.
Dietrich von Apolda 279.
Dirks, Andreas 150.
Disraeli 114.
Dominikus 279.
Droste-Hülshoff 156 253.
Dürer 27 36 124 210 317 f. 322.
Dvořák 124.

Eckardt, Meister 279.
Eckermann 190.
Eden, van den 307.
Edigna 345 f.
Egidy, v. 150 f.
Ehrenberg 118.
Ehrhard 303.
Eibesgruber 337.

Elisabeth, hl. 257.
— Kaiserin 202.
Emmerick, Anna Katharina 248 ff. 271 288 296.
Erasmus 194.
Erckmann-Chatrian 138.
Eucken 125 f.
Eugen, Prinz 219.
Eulenspiegel 96.
Exner 124.
Eyck, van 71 210 325.

Fabricius 14.
Faulhaber, Kardinal 9.
Fechner 142.
Feddersen, Hans Peter 150 321.
Fellmann 88 147.
Feuchtersleben 122.
Feuerbach, Anselm 42 210.
Fichte 178.
Fidelis von Sigmaringen 340.
Firdusi 54 307.
Fischer von Erlach 216.
Floß 142.
Foerster, F. W. 125.
— -Nießsche, Frau 130 133.
Francke, August Hermann 245.
Fränkel 260.
Franklin 18 245.
Franz Ferdinand, Erzherzog 342.
— Joseph, Kaiser 203.
— von Sales 256 306 336.
Franziskus von Assisi 166 227 237 256 290 304 333.
Frerks 148.
Frey, Karl 46.
Friedrich der Weise 210.

Gast, Peter (Köselitz) 129 f.
Geißler 20.
Gerard David 325.
Gertrud die Große 257 333.
Giorgione 27 210 218 255.
Glöß 171 175 f. 178 188 f. 193.
Goes, Hugo van der 325.
Goldschmidt, Enrico 29.
Görres 140 250 309.
Goethe 37 40 48 100 116 128 145 148 161 185 190 f. 193 201 225 240 308 318.
Goya 235 317.
Gran, Gerhard 120.
Graßl 346.
Gregorius, hl. 265.
Greiffenrath 124.
Grimm, Gebrüder 90.
— Hermann 118.
Grünewald 253 322.
Guerrita 234.
Gurlitt, Cornelius 79 83 ff. 106 108 121 287 347.
— Else 85 f. 236.
— Fritz 69.
— Louis 85.
Güßfeld 119.

Haas, Michael 219.
Haeckel 163.
Haider, Hubert 41.
— Karl 33 f. 41 f. 50 57 70.
— Walter 41.
Hamann 87 185.
Hammershoi 321.
Händel 147.
Hans, Herzog 12.
Hansen, Otto 149.
— Sophus 321.
Hansjakob 246 f.
Hansson 120 142.
Harden 119 f.
Harttung, Georg 32 f. 64 f. 78.
— Willy 32.
Haydn 219.
Havekes 272 274.
Hebbel 63 83 142 146 149 f. 178 214 217 220 328.
Hegel 177.
Heger 33.
Hehn, Viktor 46.
Heinrich II., Kaiser 292.
Helbig (Archäologe) 46.
— Fritz 78 81 f.
Hensel, Julius 223.
— Luise 249 253 266.
Herder, J. G. 185.
— (Verlag) 246 248.
Hertling 300.
Hessing, v. 224.
Heubner, Konrad 82 f. 107 142 290 337.
— Otto Bernhard 82.
Hildebrand, Rudolf 146.
Hilty 231.
Hinzpeter 123.
Hippokrates 223.
Hirschfeld 105 107 f. 187.
Hofer, Andreas 219.
Holbein 322.
Hölderlin 37 73 127 136 145 148 150 160 ff. 166 179 204 211 245 255 267 293.
Holzhauser, Bartholomäus 336.
Homer 18 100 244 324.
Hooning 273 275 278 280 283.
Humboldt, Alexander v. 233.
Jakobsen, Jens Peter 113.
Jakobus, Apostel 190.
Janssen, Johannes 110 122 147 258 269.
Ibsen 146 f.
Jeiler 298.
Jensen, Christian 321.
Jeremias 111.
Jessen, Karl Ludwig 150 321.
— Otto 56 67.
— Peter 83.
Job 309.
Johannes, Evangelist 334
— vom Kreuz 336.
— der Täufer 112.
— Teutonicus 279.
Jordan, Wilhelm 193.
Jordanus von Sachsen 279.
Jörg 122 139 f. 147 175 196 258.
Joseph II. 198.
Isaias 111 262 278.
Judith 307.
Julius 43.
Juncker 205.
Justi, Karl 318 323.

Kalckreuth, Leopold v. 149.
Kampf, Arthur 317.
Karl Alexander, Großherzog 147.
Katharina von Siena 256 270 297 332 345.
Kauffmann, Isidor 179.
Keller, Gottfried 340.
Kepler (Astronom) 280.
Keppler, Bischof, P. W. v. 120 ff. 132 139 176 185 269 275 290 f. 293 ff. 303 ff. 324 f. 329 f. 334 347.
Ketteler, Bischof v. 124 305.
Kleist 194 210.
Klopstock 98.
Kneip, Jakob 126.
Kneipp, Sebastian 147 188 216 223 227.
Kolumbus 166.
Konow, Karl 174.
Kopp, Kardinal 305.
Kraus, F. X. 303.
Kreszentia von Kaufbeuren 298.
Kretschmer 167 194.
Krimplstätter 341.
Krüger, Präsident 102 197 f.
Krummacher 245.
Kruse, Iven 150 174.
Kunigunde, Kaiserin 292.

Lagarde 73 118 123 142 f. 256.
Lahmann 224.

Lamp 20 22 ff. 148 188.
Lamprecht 117.
Langbehn, Johann Jakob (Vater) 12 ff.
— Johannes (Bruder) 15 24 57 f. 62.
— Justus (Bruder) 16 57.
— Marg. Dorothea (Großmutter) 12.
— Martin (Großvater) 12.
— Theodor (Bruder) 15 20.
Lantrec 316.
Lapouge, de 142 195.
Leibl, Jean 32 38.
— Wilhelm 33 38 ff. 59 72 77 155 200 261 317.
Lenbach 136 323.
Leo XIII. 210 280 305 329 ff.
Leonardo 343.
Lessing 94 109 145 193 240 277.
Lichtwark 59 f. 124 149 262 266 315.
Lidwina, hl. 257.
Liebermann, Max 314 f. 322 f.
Liebig 25 36.
Lienau 64.
Lienhard 118.
Liliencron, Detlev v. 17 58 62.
— Rochus v. 34.
Lincoln 134.
Ling 223.
Liotard 81.
List, Friedrich 137 194.
Löher 231 233.
Lombroso 166.
Lornsen 55 63.
Lotto 210.
Loyola, Ignatius v. 235.
Ludwig (Schauspieler) 85.
— der Baier 347.
— I., König 140.
Lueger 220 342.
Lüling 147.
Luther 14 90 110 115 118 142 177 273 277 299 309.

Macaulay 293.
Mackensen 118.
Madsen 115.
Magnussen, Christian Karl 321.
Maier, Robert 127.
Manet 315 ff. 317 f.
Manning 307.
Mantegna 73.
Marées 42.
Maria 251 256 258 267 273 288 334 f. 336.
Mariani 332.
Mauthner 174.
Max, König 347.
Meier-Gräfe 316 322 f.
Melanchthon 90.
Memling 34 251 325.
Menzel, Adolf 39 317.
Meßmer 44.
Metternich 194.
Meyer, Arnold Otto 56 f.
— Richard 123.
Michel 120.
Michelangelo 68 204 339.
Mistral 236 337.
Möbius 25.
Molière 229.
Möller, Cajus 65 144 321.
— Konrad 32.
Moltke 17 98 118 160 ff. 213 265 313.
Mommsen, Theodor 46 52 68.
Mönckeberg, Bürgermeister 329.
Monet 315 318.
Montaigne 40.
Mörike 293.
Moses 296.
Moy, Graf 24.
Mozart 81 211 219 f. 229 255 341 345.
Muhl, Johannes 24 ff. 49 52 55 58 f. 64 80 89 ff. 103 134 165 239.
— Frau Kammerrat 58.
Müller, Jens Peter 224.
— Joseph 303.
Multatuli (Dekker) 146.
Munch 318.
Münchhausen, Börries v. 173.
Munkacsy 68.
Murillo 81.
Muther 315.

Nepos 18.
Neumann, Karl 123 f. 322.
Newman 307.
Nietzsche 7 60 117 f. 123 127 ff. 166 178 200 204 245 289.
Nis de Bombell 101.
Nissen, Anton 321.
Noah 276.
Nonner, Natalie 24 40.
Novalis 131 150 245.

Oberländer 33.
Odysseus 162 263.
Oertzen, Dietrich v. 144.
Oken 71.
Olaus Magnus 253.
Olde, Hans 321.
Oranien 98 134.
Orpheus 170.
Ossian 18 170.
Ovens 320.
Overbeck, Franz (Basel) 127 f. 130 f.
— Friedrich 266 278.
— Joh. Adolf (Leipzig) 46.
Overberg 249.
Ozanam 230.

Palestrina 255.
Palladio 190.
Palma Vecchio 27.
Paracelsus 139 223.
Pastor, Ludwig von 142 147.
Paulsen, Friedrich 118 247 318.
— Pastor 148.
Paulus, Apostel 239 257 276 297.
Pecht 38.
Peerdt, Ernst te 205.
Peez, Alexander von 23 101 137 ff. 175 186 195 220 263.
Perfall 122.
Perikles 210.
Petrarca 29.
Petrus, Apostel 271 278 334.
Petrus Christus 325.
Pfaff 261.
Pfohl 118.
Phidias 47 324.
Philostratos 44.
Pietro, Kardinal 332.
Pietsch 68.
Pindar 195.
Pius IX. 305.
— X. 305 335.
Planck 34.
Plato 150 210 244.
Plutarch 90.
Polyklet 47 67 195.
Praxiteles 48.
Prießnitz 223.
Protagoras 113.
Pudor 122.
Purgold 33.

Radetzky 219.
Raffael 29 61 81 255 318 f.
Rahel 150 179.
Raimund 220.
Ramm 32.
Rampolla 332.
Ranke 112.
Rantzau, Gräfin 17.
Rauch 68 81.
Rauert 32 f. 35 f. 39 f. 135.
Rembrandt 1—325 sehr häufig erwähnt; näher behandelt 99 104 ff.
Rethel 318 324.

Richter, Hans 218.
— Ludwig 322.
— Wilhelm 125.
Rietschel 81.
Riffert 119 145 f. 174.
Rikli 224 227 f.
Ringseis, Emilie 175.
Robiano, Ceslaus v. 282.
Rodin 317 321.
Rohlfs, Christian 205.
Roloff, E. M. 347.
Rops 316.
Rosenberg 122.
Rosenfeld, Morris 179.
Rospigliosi 331.
Rousseau 93.
Rückert 343.
Rudhart, Fidelis 340.
Rudolf von Habsburg 219.
Rumohr 278.
Runge 104.
Ruysbroeck 282 336.
Ruysdael 81 103 211.

Saar, Ferdinand v. 174.
Sailer 249.
Saint-Pierre 229.
Sakuntala 54.
Salomo 116.
Sauermann, Heinrich 321.
Schadow 68.
Scharnhorst 98.
Schell 303.
Schiavone 211.
Schiestl 124 290.
Schiller 48 77 81 112 114 f. 116 122 128 149 154 200 247 293 318 321.
Schilling 81.
Schlegel, Friedrich 278.
Schleich 124.
Schleiermacher 297.
Schliemann 55.
Schlüter 68 81 217.
Schmid, P. Benedikt 335.
Schmidt, Jacob 14.
— Paul 107.
— Wilhelm 33.
Schmoller 125.
Schöne 67 f. 79 ff. 86 197.
Schopenhauer 131 178 256.
Schottenhamel 328.
Schubart 123 129.
Schubert 220.
Schulte (Kunsthändler) 321.
Schwind 42 318.
Scipio 136.
Scott 18.
Seeck 120.
Seemann, Arthur 120.
Seidlitz, Woldemar v. 83 86 ff. 103 106 f. 121 124 159 185 ff.
— Frau von 129 170.
Semper 214.
Seume 59 290.
Seuse (Suso) 160 256 279 f. 293.
Shakespeare 40 85 98 ff. 175 181 185 211 213 242 255 318.
Shelley 102 132 f.
Sokrates 89.
Solon 110.
Sömmerring, Sophie 148 188.
Speidel 40.
Sperl 39.
Spindler 215.
Spinoza 179.
Spirago 267 296.
Spitteler, Karl 322.
Stein, Frhr. v. 200.
Steinle 56 253.
Stephan 119 144.
Stifter 220.
Stolberg, Friedrich v. 249 278 282.
Stolz, Alban 175 235.
Storm 149 340.
Strenge 32.
Sturluson 253.
Swedenborg 54.

Tacitus 164.
Tasso 29.
Tauler 279 294.
Terenz 51.
Testa 56.
Thaler 287.
Theodorich (Dietrich von Bern) 29 323.
Theokrit 18.
Theresia von Jesu 235.
Thode 318 322 f.
Thoma, Cella 71.
— Hans 42 50 56 62 69 ff. 84 88 118 153 157 192 205 225 240 246 261 317 f. 322 ff.
Thomas von Aquino 50 135 212 244 274 280.
— von Kempen 253 266 278.
Tiedemann 22.
Tiepolo 218.
Tintoretto 27 98 217.
Tippmann 168 221 260.
Tizian 27 70 98.
Tofting 263.
Tooby 205.
Trübner 42.

Uhland 297.
Undset, Sigrid 307.
Unger 215.

Veleda 252.
Verdaguer 236.
Veronese 27 209.
Virchow 125.
Vischer, Fr. Th. 111.
— Robert 34 36 53 97.
Vitruv 44 67.
Voltaire 134 194.
Vorländer, Otto 34 51 66 f. 97 155 170 179 184.
Voß, Joh. H. 98.

Wack 20.
Wagner, Cosima 76.
— Richard 42 118 178.
Waldstein (Waldston), Charles 33 35 f. 41 43 48 52 f. 97.
Walther von der Vogelweide 220 285.
Wedekind, Maria 31.
Weiß, P. Albert Maria 338.
Werner, Admiral 119 144.
— Anton v. 317.
Wesener 249 f.
Westphal, Friederike 261.
Weyden, Rogier van der 325.
Wilckens, August 321.
Wilde 316.
Wildenbruch 65.
Wilhelm I., Kaiser 117 135 186 197.
— II., Kaiser 186 197 f.
Winckelmann 56 118.
Winkelried 193.
Wittekind 264.
Wölfflin 124.
Wolkenstein, Oswald v. 220.
Wulff, Ferdinand 329.
Wullenweber 265.
Wundt 118.

Zahrtmann 103.
Zelter 176.
Zoëga 321.
Zola 121 134 145 206.
Zorn 322.
Zuloaga 322.

SAINT JOSEPH'S COLLEGE, INDIANA
PT2623.A494 N5 1926a ISJA
Nissen / Der Rembrandtdeutsche, Julius Langbehn,
3 2302 00106 9923

PT
2623 Der Rembrandtdeutsche
.A494
N5
1926a

830.92
L271Bn